Der

neue

# Westphälische Robinson,

oder der

# seltsame Mann in Wesel.

## Erster Theil.

Vom Verfasser des Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer.

21 Gr.

Halle,
in Joh. Chr. Hendels Verlage.
1799.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Der
# seltsame Mann in Wesel.

Vor einer langen Reihe von Jahren lebte in Wesel ein beinahe hundertjähriger Mann auf eine sonderbare Art, daß er nicht allein das Gespräch der Stadt, sondern auch der umliegenden Gegend war. Er wohnte im Hintergrunde eines Gartens, den eine hohe Mauer ringsumher einschloß, und besaß daselbst ein Haus von so seltsamer Gestalt, daß sich in ganz Wesel kein ähnliches fand. Man glaubte eine Wohnung aus dem fünften Welttheil zu sehen. Eine alte Magd war die einzige Gefährtin seiner Einsamkeit, und er lebte übrigens fast von aller Verbindung mit Menschen entfernt. Dagegen hatte er einen andern Kreis von Gesellschaftern um sich, der ihm sehr theuer schien: einen Affen, einen Papagei, einige Schafe, Ziegen, einen Esel, und einige

steinalte Hunde. Diese Thiere wohnten ringsum ihn her in Hütten, die er ihnen selbst erbauet hatte, und einige davon theilten seine eigne Wohnung. Sie zu warten, und ihnen Vergnügungen zu machen, füllte einen großen Theil seiner Geschäfte aus. Er ging mit ihnen in den Bezirken seines Gartens umher, und war von ihnen, wie von Freunden umgeben. Sie lekten ihm die Hände, sie liebkosten ihn nach ihrer verschiedenen Art, und folgten seinen Befehlen pünctlich; es schien hier eine kleine Republik von Thieren zu seyn, die einen Menschen zu ihrem König gemacht hatten.

Nächst diesem Leben und Weben in der thierischen Welt hatte der seltsame Alte auch eine Pflanzenwelt um sich, der er einen andern Theil seiner Zeit widmete. Er besaß ein großes Gewächshaus, worin er vorzüglich ausländische Früchte und Pflanzen erzog. Unter seinen Händen entstanden Ananas und Pisangfrüchte, so wie er sich auch die größte Mühe gab, einen Cocusbaum zu erziehen. Er baute Reiß, und machte sorgfältige Versuche mit

Zuk-

Zukkerrohr und Caffeebäumen. Es schien, als wollte er das Clima von Madagascar und Java an die Gestade des Rheins verpflanzen.

Von diesem einsam lebenden Alten erzählte man sich allerhand wunderbare Dinge, und wenn auch vieles davon unglaublich war, so stimmten doch dahin alle Sagen überein, daß er eine lange, lange Zeit in einem fremden Welttheile gewesen sei, und viele sonderbare Schicksale erfahren habe. Etwas gewisses wußte niemand von ihm, und ganz Wesel glaubte, daß seine Geheimnisse mit ihm sterben würden.

Sein Tod erfolgte, als er 98 Jahr alt war, und weil sich kein Anverwandter von ihm in der ganzen Gegend fand, so trat die Obrigkeit zu, seine Nachlassenschaft zu untersuchen. Man fand sein Vermächtniß, und es war so seltsam, wie sein Leben. Die Hälfte seines Vermögens hatte er seinen Thieren vermacht, ein Viertel seiner alten Haushälterin, und ein Viertel den Armen. Von dem Vermächtniß, das den Thieren zufiel, sollte ein geschworner Mann gehalten werden, der die

Pflicht auf sich hätte, in dem Garten zu wohnen, und sie nach seinen Kräften zu verpflegen. Wenn sie dann nach einander ausgestorben wären, so sollte das Capital ebenfalls den Armen gehören, und auch der Garten zu ihrem Besten verkauft werden.

Das Testament war mit allen Formalitäten niedergelegt, und ward vollzogen. Der Mann, dem die Sorge für die Verpflegung der Thiere aufgetragen war, wohnte in dem Garten des Alten, und verrichtete seine Geschäfte gewissenhaft. Der Affe und Papagei lebten noch lange Zeit, aber die Hunde grämten sich in kurzer Zeit zu Tode.

Einst, nach vielen Jahren, da man schon alle Hofnung verlohren hatte, etwas näheres von den Schicksalen des Alten zu erfahren, fand sein Nachfolger, bei einer nothwendigen Reparatur des Hauses, einen kleinen verborgenen Schrank in der Mauer, worin eine große Menge beschriebener Palmblätter, mit andern Papieren vermischt, lagen. Bei einer genauern Untersuchung ergab sichs, daß sie den ganzen Lebenslauf des Alten enthielten,

und

und zwar in dreien Sprachen, in deutſcher, franzöſiſcher und holländiſcher.

Dieſe Papiere und Blätter gingen durch viele Hände; aber da ſie in einem veralteten Stil abgefaßt waren, ſo erſchienen ſie nicht öffentlich, und kamen endlich durch einen glücklichen Zufall in ihrer urſprünglichen Geſtalt an den Herausgeber dieſes Buchs. Da ſie eine merkwürdige zum Theil wunderbare Lebensgeſchichte enthalten, ſo erfolgen ſie hier nach dem franzöſiſchen Exemplar, in welcher Sprache man damals am gebildetſten ſchrieb. Der erſte Theil davon, der etwas weitläuftig war, iſt umgearbeitet und zuſammengedrängt; aber der zweite merkwürdigere und wichtigere iſt buchſtäblich nach der Erzählung des Alten vorgetragen.

# Der
# westphälische Robinson.

Auf einem kleinen Dorf ohnweit dem Rhein stand einst eine alte baufällige Hütte, die, gleich befahrten Menschen, sich nach vorn herüberneigte, und trotz den hie und da angebrachten Stützen einen nahen Einsturz drohete. Demohngeachtet verrieth ein sparsamer Rauch, der zu Zeiten aus dem Dache von Schilfrohr hervordrang, daß Menschen in dieser Hütte lebten und sich die drohende Gefahr nicht anfechten ließen. Auch schallten oft Töne daraus hervor, die jeden vorübergehenden völlig überzeugten, daß die Hütte bewohnt sei. Diese Töne bestanden gewöhnlich in einer donnernden Mannsstimme, und in gellenden Weiberaccenten, worunter sich nicht selten das Geschrei eines Kindes mischte, um das Terzet voll-

vollſtändig zu machen. Zuweilen verwandelten ſich auch die gellenden Accente in Klagetöne, und dann hörte man gemeiniglich ein Geräuſch wie von Schlägen dazwiſchen ſchallen.

Aus dieſen wenigen Nachrichten wird man ſchon errathen, daß jene Hütte, die ein ſo ärmliches Anſehen von außen hatte, auch inwendig kein Paradies war. Sie konnte würklich, weder in Abſicht ihrer bequemen Einrichtung, noch in Abſicht ihrer Bewohner dafür gelten. Das Licht fiel durch ein kleines Fenſter ſo ſparſam herein, daß der Morgen darin erſt anbrach, wenn an andern Orten ſchon Mittag war. Zwei hölzerne Stühle, eine Bettſtelle mit einem Strohſack und einigen Lumpen, ein kleiner wakkelnder Tiſch, ein wurmſtichiger Kaſten, und noch ein anderes Geräth, wovon ſpäterhin die Rede ſeyn wird, machten den ganzen Schmuck des Wohnzimmers in der Hütte aus. Trat man aus der Thür dieſes Wohnzimmers heraus, ſo ſah man in einer dunkeln Ecke des Hauſes den Kopf eines ſchwarzen gehörnten Thiers, das eine ſchreckhafte Einbildungskraft leicht für ei-

eine Erscheinung des Teufels hätte halten können; es war aber nichts anders, als eine Ziege, welche bloß die gewöhnliche Magerkeit dieser Thiere in etwas höherm Grade besaß. Nächstdem erblickte man hie und da einige alte Töpfe, etwas anderes zerbrochenes Geschirr, und einen alten invaliden Besen. Dies war der ganze Reichthum des Hauses.

Unter solchen äußern Umständen gehört ein hoher Grad von innerm Frieden dazu, wenn das Glück der Menschen nicht etwas ins Gedränge kommen soll; aber leider war auch dieser hier nicht zu finden. Das Kleeblatt, das diese Hütte bewohnte, bestand aus Vater, Mutter und Sohn, schien aber, trotz dieser nahen Verwandschaft, auf keine Weise dazu gemacht zu seyn, sich untereinander die Wege des Lebens mit Blumen zu bestreuen, wie die folgende Beschreibung deutlicher machen wird.

Der Hausvater der Familie, einst ein ziemlich bemittelter Bauer, jetzt durch einige natürliche Umstände zu einem besitzlosen Miether herabgesunken, fühlte eine unüberwind-

li-

liche Neigung in sich, einen beträchtlichen Theil seines Lebens in der Schenke zuzubringen, wo er, vermittelst einer Anzahl ausgeleerter Spitzgläser, sich über alle irdische Angelegenheiten hinwegzusetzen wußte, und voll Begeisterung in eines höhern Region schwebte. Vorzüglich bot sich ihm hiezu die Gelegenheit des Sonntags dar; denn an diesem Tage ging er in Begleitung eines andern Wesens in die Schenke, das ihm die Mittel zu seinen kleinen Gemüthsergötzungen erleichterte. Dies Wesen war jenes oben erwähnte Hausgeräth: eine alte brummende Baßgeige. Bei den sanften Freuden der Bauern im Dorf, denen sie sich am Sonntage überließen, mußte er ihnen aufspielen, und gewann reichlich soviel dabei, sich in eine andere seligere Welt hinzuzaubern. Dafür aber blieb ihm in dieser nur sehr wenig übrig, und er kam gewöhnlich, nach einem in Spiel vollbrachten Tage mit leeren Taschen nach Hause. Was Apoll ihm verlieh, das wurde in demselben Augenblick dem Bachus dargebracht, und den Penaten blieb nichts übrig. Er hieß Martin Bubold, aber nach seinen beiden hervorstechendsten Eigenschaften

pfleg-

pflegte man ihn gewöhnlich den verſoffenen Spielmeyer zu nennen, auch zu Zeiten Martin Trunkenbold.

Das zweite Mitglied dieſer würdigen Familie war die Frau des muſicaliſchen Buben. Sie ſpielte kein Saiteninſtrument, hatte aber eine große Fertigkeit in der Vocalmuſic, und übte dieſe Kunſt vorzüglich, wenn ihr lieber Ehegemal mit angefülltem Kopf und leerem Beutel aus der Schenke nach Hauſe kam; denn in dieſem Fall ließ ſie oft ihr Inſtrument ſo hell erſchallen, daß es gleich einer Glocke über das Dorf, und die nahgelegenen Fluren ertönte. Aber der Gewinn, den ſie von dieſer Gattung Vocalmuſic hatte, war negatio, und brachte ihr gewöhnlich nichts ein, als daß der verzükte Bubold mit ſeinen etwas ſchweren Fäuſten jene oben erwähnten Klagetöne aus ihrem Inſtrument hervorrief, und das ſchmetternde Allegro plözlich in ein ſchmelzendes Adagio verwandelte. Man könnte unter dieſen Umſtänden die arme Hausfrau bedauren; aber wenn man weiß, was mir, als dem Biographen dieſer ehrſamen Familie bekannt

kannt ist, so vermindert sich dies Mitleid um vieles. Sybille Bubold, gebohrne Klingern, war Schuld an diesem häuslichen Elende, und den daraus herfließenden musicalischen Dissonanzen. Sie hatte ihrem Manne ein Gütchen eingebracht, war aber dabei ein so gebeißiges Unthier, daß sie ihm, wo nicht die Hölle, doch wenigstens das Fegefeuer auf der Erde bereitete. Um sich über dies herbe Schicksal zu trösten, nahm Bubold, der sonst ein ziemlich fleißiger Landmann war, zu etwas seine Zuflucht, wozu gewöhnlich Menschen, die bei einem drückenden Kummer keine Trostgründe in sich selbst finden, zu nehmen pflegen: zum Trunk. Auf diese Art war allmählich das ganze Gütchen die Kehle hinunter gespühlt worden; Haus und Scheuren hatten sich in eine sinkende Hütte verwandelt, die Aekker in einen kleinen Hofraum, und die Schafe und Kühe in jene oben erwähnte magere Ziege. Jetzt lebte die Familie von den Ueberbleibseln des Ertrags, den sie aus dem Gute gelöst hatte; zu Zeiten gingen Mann und Frau auf Arbeit, und alle Tage ward für drei Pfennige Ziegenmilch an den schwindsüchtigen Pfarrer des Dorfs verkauft.

Ich würde nicht so weitläuftig bei Beschreibung dieses würdigen Ehepaars gewesen seyn, (weil das menschliche Elend weder in der Beschreibung noch in der Würklichkeit angenehm anzuschauen ist) wenn ich nicht noch das dritte Glied der Familie, den jungen Erben, zu erwähnen hätte. Denn so wie Tacitus sagt, daß die alten Deutschen aus Schmutz und Unrath zu einer ansehnlichen Größe und Stärke emporgewachsen wären, so sollte auch aus dieser Hütte ein Held hervorgehen, dessen Schicksale wenigstens groß und wunderbar zu nennen sind, und deshalb hielt ich es für nothwendig, den Stamm, aus welchem er hervorsproßte, etwas näher zu beleuchten. Jetzt kann ich von diesem Helden noch weiter nichts sagen, als daß er hinter dem Ofen auf ein wenig Heu schlief, welches dem Futter der Ziege entzogen war, und daß er zu Zeiten, wenn der Hunger ihn übermannte, heimlich an den Brüsten dieser Ziege sog, so daß sie ziemlich Vater- und Mutterstelle bei ihm vertreten mußte. Er ist beinahe zehn Jahr alt, und hat schwarze Augen, das einzige, was man an seiner Bildung zu erkennen

vermag; das übrige läßt sich aus dem Schmutz nicht heraus finden.

Das Geld, das aus dem Verkauf des Guts eingenommen war, hatte seine Endschaft erreicht, und die Noth in der kleinen Familie wurde so groß, daß eine Krisis bevorstand, die gewöhnlich unter solchen Umständen nicht fern ist. Je mehr indessen Martin Bubold in dieser Welt gedrückt ward, um so öfterer suchte er sich in eine andere zu versetzen. Eines Tages, als er mit seiner Baßgeige aus der Schenke kam, war ihm der Kopf so schwer, und der übrige Körper verhältnißmäßig so leicht, daß das Gleichgewicht unmöglich bestehen konnte; er fiel also, als er in die Stube trat, samt seiner Baßgeige mit großem Gepolter der Länge nach danieder, und beide fallende Wesen stießen einen tiefen Seufzer aus.

Sybilla Bubold, die bei ähnlichen Fällen gleich einem angeschwollenen Waldstrom daherzurauschen pflegte, fand heute für gut, einen andern Weg einzuschlagen, und erhob, als sie Freund und Freundin so verschwistert

in ihren Schicksalen an der Erde liegen sah, ein lautes, weitschallendes Hohngelächter.

Besoffene Leute lassen nicht gern mit sich spaßen, und der verhöhnte Bubold nahm das Wiehern seiner Gattin so übel, daß er alle seine Kräfte zusammenraffte, aufsprang, und mit dem ziemlich handfesten Bogen seiner Baßgeige so lange auf dieselbe zuschlug, bis dieser in vielen Stücken umherflog. Sybilla war nur gewohnt, von den Fäusten ihres Mannes begrüßt zu werden, und diese neue Höflichkeit versetzte sie ebenfalls in eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung. An den Virtuosen wagte sie sich nicht, aber dafür ergriff sie sein Instrument, und schlug damit so lange gegen die Wand, bis es dem Bogen in das Reich der Trümmer und Splitter nachwanderte. Hierauf lief sie eilend zur Thür hinaus.

Ein großer Schreck soll auch den Trunkenstein nüchtern machen. Dies erfuhr jetzt Martin Bubold. Als er seine einzige Freundin auf dieser weiten Erde, die traute Baßgeige vernichtet sah, da kehrte plötzlich sein volles Bewußtseyn zurük, und er stand in unbegrenz-

tem

tem Schmerz wie angewurzelt da. Eine Thräne ziſchte endlich über die glühende Wange herab, und bald darauf folgte ein Anfall von tobender Wut. Das lebende Weſen, an welchem er ſie hätte auslaſſen können, war geflüchtet, er goß ſie alſo über die unſchuldigen lebloſen Dinge aus, und zertrümmerte alles um ſich her, was in der kleinen Haushaltung noch vorhanden war: Töpfe, Tiegel, Stühle und Tiſche. In kurzer Zeit ſah das Inwendige der Hütte einem Schlachtfelde ähnlich, wo hier ein Arm, dort ein Bein, dort ein Rumpf von irgend einer Sache lag. Bei dieſer allgemeinen Zerſtörung erhielt der künftige Erbe aller dieſer Trümmer manchen unſanften Stoß zugleich mit; da er aber von keiner ſo zerbrechlichen Natur war, als das übrige Geräth des Hauſes, ſo kam er mit einigen Beulen und kleinen Hautwunden davon.

Nachdem dieſer Sturm vorüber war, verlohr ſich der alte Bubold, indem er mit dem Hals der Baßgeige, als das einzige, was er aus dem Schiffbruch gerettet hatte, davon wanderte, um in der Schenke Troſt

zu suchen, und seine Gattin kehrte nun aus ihrem Schlupfwinkel auf den Wahlplatz zurück. Aber als sie den Jammer der Verwüstung sah, wollte ihr das Herz brechen, und es würde gewiß geschehen seyn, wenn sie sich nicht durch ein lautes Geheul, und durch eine ganze Flut von Verwünschungen zu Hülfe gekommen wäre.

Sie war noch mitten in diesen heilsamen Ergießungen, wodurch sie einem künftigen Gallenfieber vorbeugte, begriffen, als einige dienstfertige Nachbarn ihr berichteten, daß ihr Mann von neuem in der Schenke säße, und unmenschlich söffe. Das war zu viel für das sanfte Herz Sybillens, und sie eilte voll Verzweiflung hin, ihm vor der ganzen Welt seine Schande vorzuwerfen.

Wir wollen sie nicht begleiten, denn wir haben uns schon zu lange bei den schmachvollen Scenen eines elenden Ehepaars verweilt, und lieber zusehen, was der junge Martin Bubold, denn so hieß er nach seinem Vater, unterdessen machen wird. Sobald er sich allein auf dem Kampfplatz sah, und sich

nach

nach dem drohenden Ungewitter eine allgemeine Stille verbreitete, eilte er Stöße und Wunden vergessend, zu seiner geliebten Ziege, und suchte bei ihr die Bedürfnisse seines Magens zu befriedigen, denn an dem heutigen stürmischen Tage war sein Frühstück und Mittagsbrod rein vergessen worden.

Er hatte sich noch nicht vollkommen gesättigt, und hing noch an den Brüsten seiner zweiten Mutter, der milchreichen Ziege, als seine würkliche Mutter zurückkam; aber nicht allein wie sie hinweggegangen war, sondern geführt von zwei andern Weibern, und todtenblaß. Als sie ins Haus trat sagte sie: ich habe mir den Tod geholt, worauf sogleich der kleine Martin aus seiner Ecke hervorsprang, und fragte, wo sie ihn denn hätte? Denn er bildete sich ein, daß sie irgend etwas mitgebracht habe; was der Tod eigentlich sei, davon stand noch nichts in seinem Wörterbuche.

Man hörte nicht auf seine kindische Frage, und brachte das kranke Weib auf das La-

ger. Nachher aber erfuhr er, wie in der Schenke das Treffen von neuem angegangen sei, und wie sein Vater endlich seiner Mutter mit dem Halse der Baßgeige einen so heftigen Schlag in die Seite gegeben habe, daß sie ohne Leben zu Boden gefallen sei. Es schien als wollte die Baßgeige die ganze Familie mit in ihr Verderben ziehen. Der Hausvater hatte sich gleich nach dem lezten Gebrauch derselben aus dem Staube gemacht, die Hausmutter aber war so elend, daß sie das Lager nicht wieder verlassen konnte, und einige Wochen nachher an den Folgen des empfangenen Schlages starb. In dieser Zeit kam auch das dritte Glied der Familie beinahe um, denn er verhungerte fast, indem er sammt seiner Mutter ganz von den Wohlthaten fremder Leute, und der dürftigen Nahrung der Ziege abhing.

Nach dem Tode Sybillens blieb nicht so viel übrig, daß es zu den geringen Kosten ihres Begräbnisses hingereicht hätte. Es ward also die Ziege zum Verkauf angeschlagen, und dem Meistbietenden überlassen. Als man sie aus der Hütte hinwegführen wollte, erhob sich eine selt-

same Scene; der kleine Martin schlang sich um den Hals der Ziege, und wollte sie nicht verabfolgen lassen. Er hatte bei dem Entlaufen seines Vaters und bei dem Tode seiner Mutter keine Thräne vergossen, jetzt weinte er bitterlich, und je mehr Versuche man machte, ihn loszureißen, je fester hielt er sich an den Hals seiner Pflegemutter Es schien, daß der, welcher die Ziege kaufte, den kleinen Martin in den Kauf erhalten würde.

An einem andern Orte hätte man diese Scene vielleicht sehr rührend gefunden; in dem Geburtsdorfe Martins gab man nichts darauf, sondern drohete ihm vielmehr sehr unfreundlich, wenn er sich nicht bequemen würde. Man machte ihm die kleinen verschlungenen Hände mit Gewalt los, und führte seine Freundin, die lautmeckernd von ihm Abschied nahm, aus der Hütte, worauf man ihm unmittelbar hinterher ankündigte, daß auch er sie verlassen müsse, weil ein andrer Miether sie beziehen würde.

Der junge Martin Bubold war also unter freiem Himmel, und das weite Paradies der Erde lag offen vor ihm da. Zum Unglück

aber gehörte ihm nicht der kleinste Winkel in diesem Paradiese, und die Bewohner desselben schienen auch vor der Hand nicht geneigt, ihm etwas davon abzutreten. Er blieb also auf fremden Territorio, und da es gerade Sommer war, so machte er die öffentliche Landstraße zu seinem Wohnhause, und irgend einen unverschlossenen Holzschuppen zu seinem Nachtquartier.

Die ersten vierzehn Tage ging es dem kleinen Lazzaroni überaus wohl; denn das Mitleid mit ihm war noch neu, und an allen Orten, wo er hinkam, gab man ihm reichlich zu essen. Allmählig wurden die Gaben sparsamer, und er mußte froh seyn, wenn man ihm ein Stück Brod vor die Thür hinreichte, ohne ihn weiter herein zu nöthigen. Demohngeachtet verfloß ihm der Sommer in einem erträglichen Zustande, denn er hatte nie den kleinsten Anfall von Hypochondrie, und es fehlte ihm zum vollkommnen Naturmenschen nichts, als daß er auf vieren ging. Felicem!

Aber als die Jahrszeit kam, welche die Zunft der Lazzaroni auf ewig aus unsern

Ge-

Gegenden verbannt, als der groſse Ofen der Natur nicht mehr sein weitläuftiges Wohnzimmer heizte, da ward er sehr fühlbar erinnert, daſs seine jetzige Lebensweise nicht so fortdauern könnte, und er begann, den Einwohnern des Dorfs diese Wahrheit durch ein lautes Wehklagen vor den Thüren bekannt zu machen. Diese Einwohner waren von aller Empfindsamkeit so weit entfernt, daſs sie sich jene einleuchtende Wahrheit sehr oft wiederholen lieſsen. Endlich mogte das Elend des kleinen Martins den Vorstehern der Gemeinde zu Herzen gehen; es wurde also eine Urversammlung in dem Dorfe gehalten, und darin mit einer groſsen Stimmenmehrheit entschieden, daſs der Pathe des jungen Bettlers denselben zu sich nehmen sollte.

Dieser Pathe betrachtete den Vorzug, den man ihm angedeihen lassen wollte, auf keine Weise für ein Glück. im Gegentheil protestirte er so lange gegen die Wahl, bis die Gemeinde sich dazu verstand, ihm eine jährliche Entschädigung zu bewilligen. Und selbst mit dieser nahm er den kleinen Martin nur mit vielem Widerwillen in sein Haus. Un-

Unser junge Erdenbürger that also jetzt den Schritt in die menschliche Gesellschaft zurück. Aber es ging noch eine kleine Ceremonie vorher, jener beinahe ähnlich, wodurch unsere Kinder aus dem Heidenthum in das Christenthum übertreten. Es kam nemlich eine Magd, und führte ihn an einen Bach. Hier mußte er sich nakkend ausziehen, worauf sie ihm zuerst die Haare rein abscheer, und sodann vom Kopf bis zu den Füßen, nicht wusch, sondern scheuerte, und zwar so lange, bis alle Spuren von seinem eben geendigten Stande der Natur vernichtet waren. Jetzt also, da er gleichsam wiedergebohren ist, und nakkend vor uns steht, wollen wir ihn etwas näher betrachten. Die Leserinnen mögen dabei die Augen zuhalten.

Der kleine Martin Bubold hat ein rundes Gesicht, volle Wangen, braune Haare, schwarze Augen, und sieht im Ganzen gar nicht übel aus; auch ist er für sein Alter recht gut gewachsen. Aber etwas idealisch Schönes, wie es so häufig in unsern Romanen beschrieben wird, ist auf keine Weise an ihm zu

finden. Das Höchste, was man von ihm sagen darf, ist, daß er für einen hübschen Jungen gelten kann.

Als die Ceremonie des Reinigens sich endigte, wurden ihm statt der Lumpen, womit er vorher gleichsam geflügelt war, andere Kleider gereicht, und nun bekam er zum erstenmal die Erlaubniß, in das Haus seines Pathen einzutreten. Dieser Pathe mogte bemerkt haben, daß Martin in seinem vorigen Zustande gewisse unzertrennliche Gefährten bei sich führte, die Tag und Nacht etwas bei ihm zu erinnern hatten, und nicht willens seyn, auch diesen ein Obdach zu geben. Menschenliebe, und Theilnahme mit dem Schicksal des armen Martin war es wenigstens nicht, was ihn zu der Wiedergeburtsscene mit demselben bewegte. Dies äußerte sich bald, nachdem dieser seine neue Bestimmung angetreten hatte. Sein Nachtlager war in dem Stall, seine Nahrung unterschied sich nicht merklich von der, die der Kettenhund bekam, eben so wenig, wie die übrige Behandlung, die ihm widerfuhr.

Der

Der arme Knabe gewann also nicht, daß man ihn von neuem in den Stand der Cultur aufgenommen hätte, denn obgleich er dadurch dem Ungestüm der Witterung entflohen war, so fand er sich dagegen dem Ungestüm der Menschen zwiefach ausgesetzt. Er war indessen auch bei seinen Eltern nicht auf Rosen gegangen, und ertrug sein Schicksal den Winter hindurch mit Geduld. Aber als der Frühling kam, als das große Zimmer der Natur sich überall wieder erwärmte, da fingen allerley Empfindungen in seinem Herzchen auf, die ihn seinen Zustand im vorigen Sommer dunkel zurückwünschen lehrten, und zwei Umstände trugen vorzüglich dazu bei, daß diese dunkle Empfindungen in ihm zur Reife kamen. Es verbreitete sich nemlich das Gerücht, daß der alte Martin Buhold unter die Soldaten gegangen sei, und der junge Martin spührte eine große Neigung, ihm nachzuwandern. Ferner war sein Zustand seit einiger Zeit wo möglich noch schlimmer geworden, als anfangs. Er hatte sich nemlich verlauten lassen, wenn seine Pathe nur die acht Thaler rechnen wollte, die er seiner Mut-

ter

ter noch auf das Gut schuldig sei, so könnte er ihn schon etwas besser halten.

Diese Worte wurden sogleich im ganzen Dorfe bekannt, der Pathe sah sich vor Gericht gezogen, es traten Zeugen auf, die Aussage Martins zu bestätigen, und kurz, sein Pflegevater ward genöthigt, die acht Thaler zu rechnen, und obendrein machte man ihm zu, dem Knaben sogleich davon ein neues Kleid machen zu lassen. Von diesem Augenblick an hatte dieser keinen erträglichen Tag mehr; wenn er seinem Paten nur ansichtig kam, so erfolgten gewiß Stöße und Schläge. Dabei mußte er beinahe verhungern, und kurz, seine Lage wurde so hart, daß er sie nicht mehr zu ertragen vermogte. Er beschloß also, in die weite Welt zu gehen, und ohne die Hände dafür und dawider erst auf eine philosophische Wage zu legen, stekte er an einem Sonntage, wo alles in der Kirche war, sein gutes Kleid in einen Sack, suchte sich von der automäthigen Magd, welche das Haus hütete, ein großes Stück Brod zu verschaffen, warf beides aus einem Dachfenster in den Garten,

und

und wanderte nachher damit hastig querfeldein, damit ihm keiner begegnen mögte.

Da des Sonntags nicht viel Menschen auf dem Felde zu seyn pflegen, so kam er, ohne angehalten zu werden, überall durch, und ging den ganzen Tag, ohne daß ihm etwas merkwürdiges begegnete. Gegen Abend sah er ein Dorf von weitem, und wanderte darauf zu, weil er sehr ermüdet war. Aber wie erschrak er, als er bei demselben eintraf, und wahrnahm, daß es sein Geburtsdorf sei, welches er am Morgen verlassen hatte. Den ganzen Tag hatte er weder Stöße noch Schläge bekommen, aber wie würde dies alles am Abend nachgeholt werden, wenn sein Pathe ihn entdekte! Demohngeachtet verhinderten Müdigkeit, und die einbrechende Nacht ihn, seinen Stab weiter zu setzen. Er kroch also in einen offenen Schuppen, legte seinen Sak mit dem Kittel und dem Rest seines Brods unter den Kopf, und schlief bald, trotz der nahen Gefahr, ruhig ein. Das Schicksal wachte über den kleinen Pilger. Am Morgen mit Anbruch des Tages hörte er hinter dem

Dorf

Dorf ein groſſes Getümmel, und kroch hervor aus ſeinem Schlupfwinkel. Er ſah eine Menge Wagen und Menſchen, die zum Theil ritten, zum Theil gingen. Es war ein Transport von Lebensmitteln, für ein Lager der Reichsarmee, das nicht weit entfernt war, beſtimmt. Er geſellte ſich zu dem Haufen, da er Soldaten darunter wahrnahm, und ging ohne weitres Bedenken mit demſelben.

Ein kleiner Lotterbube, der einen Sak mit ſeiner Garderobe auf dem Rücken trägt, iſt auf unſerm Erdenrund eben keine ſeltene Erſcheinung, und man merkte weiter nicht darauf, daß ein Weſen dieſer Art ſich an die Geſellſchaft anſchloß. Nach einigen Stunden endlich, als man ſchon das Lager im Geſicht hatte, fragte ein Reuter ihn: du, Junge, wo willſt du denn hin? Ins Lager, antwortete Martin. Was haſt du denn dort zu ſchaffen? fragte jener weiter. Zu meinem Vater will ich gehen. — Unter welchem Regiment ſteht denn dein Vater? — Martin, der keinen Begriff von einem Regiment hatte, und deſſen Gedanken auf das Lager vor ihm gerichtet

waren, glaubte, daß von den Zelten die Rede sei, und antwortete: unter jenem großen dort wird er wohl stehen, denn er war lang, und hat unter einem kleinen nicht Platz. Der Reuter sah ihn voll Verwunderung an, und sagte: Junge, bei dir ist's wohl nicht richtig unter dem Hute. Martin antwortete in seiner Herzensunschuld, die ich demohngeachtet nicht für Einfalt erklärt zu sehen wünschte: ihr habt wohl einen Hut auf, aber ich trage ja eine Mütze.

Den Soldaten verdroß diese Antwort, wodurch das nicht richtig seyn so unvermuthet auf ihn zurückgewälzt wurde, und er hieb den kleinen Martin mit einer Peitsche einigemal derb über den Kopf, so daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhub. Einige Weiber, die auf dies Geschrei herbeieilten, nahmen ihn gegen fernere Artigkeiten des Reuters in Schutz.

Die erste kleine Vertraulichkeit also, in welche sich Martin mit einem Mitgliede der menschlichen Gesellschaft einließ, endigte mit Peitschenhieben. Hätte er einige Stufen höher ge-

gestanden, und wäre er zuerst unter einer vornehmern Classe von Menschen aufgetreten, so würde er diesen höchst wahrscheinlich entgangen seyn; aber ich stehe keinen Augenblick dafür, daß man ihn nicht auf eine andere Art bei Gelegenheit gezwickt hätte, die ihm noch empfindlicher gewesen wäre. Denn das Häniein ist unter dem Menschengeschlecht auf tausendfache Art in Gebrauch, und trift nicht allein die Neulinge, sondern auch die Veteranen.

Martin Bubold hatte sein kleines Mißgeschick bald vergessen, und wanderte frölich auf das Lager zu, indem er das große Zelt, worunter er seinen Vater vermuthete, nicht aus den Augen verlohr. Er nahete sich demselben ohne Bedenken, und schlug mit seinem Stekken ziemlich unsanft an die Vorhänge von Leinwand. Ein Officier trat heraus, und da er den kleinen Troßbuben wahrnahm, so fuhr er ihn sehr ungestüm an, und fragte, was er wolle? Martin ließ sich nicht irre machen, sondern sagte mit dreister Stimme: ich wollte sehen, ob mein Vater hier wäre. Geht doch ein wenig auf die Seite, daß ich sehen kann, ob er da ist.

Der

Der Officier mogte den Vorgang lächerlich finden; er trat also wirklich auf die Seite, und indem er auf einen andern Herrn zeigte, sagte er: dies hier wird dein Vater seyn! Martin trat ohne Scheu in das Zelt, stellte sich vor den Herrn hin, und betrachtete ihn eine lange Weile. Endlich fragte dieser: nun, bin ich denn dein Vater? Ja, wenn ihr der verloffene Spielmann Merten seid, antwortete der Knabe ganz treuherzig.

Die ganze Gesellschaft brach bei diesen Worten in ein lautes Gelächter aus. Ja, ja, riefen einige, er ist es, sieh ihn nur recht an! Er ist wieder besoffen. Martin hatte in seinem vorigen Leben noch nicht hinreichende Ursachen gehabt, um das nicht zu glauben, was so viele vornehme Personen betheuerten; er ging also auf den Herrn zu, um ihn als seinen Vater zu begrüssen, und zu liebkosen. Aber diesen verdroß der Mißverstand; wie den Reuter die Repuk vorher, und er stieß den kleinen Trostbuben so unsanft zurück, daß dieser sich ziemlich derb niedersetzte. Die gegenwärtigen Officiere wollten vor Lachen erstik-

ſtikken, und leiſteten ihm beinahe Geſellſchaft an der Erde. Aber Martin brachte unter dieſe Töne der Fröhlichkeit einige Mißlaute, denn er fing an, bitterlich zu weinen.

Um ihn zu tröſten, fragte ihn einer aus der Geſellſchaft, was er in ſeinem Sack habe? Mein neues Kleid, und ein halbes Brod, war die Antwort. Laß doch ſehen, ſagte jener, und griff nach dem Sack. Aber Martin riß ihn denſelben aus der Hand, und ſagte: ich will es ſelbſt herausnehmen; ihr könntet beſchmierte Hände haben! Hierauf zog er ſeinen Kittel hervor, und ſagte: ſeht, das hat mir Pathe Jobſen machen laſſen.

Man hudelte ihn noch einige Zeit, ohne daß es jemandem einfiel, ein Knabe, deſſen ganzer Reichthum ein Kittel und ein Stück Brod ſei, hätte noch andere Anſprüche an ihre Menſchlichkeit, als von ihnen verſpottet zu werden. Endlich erinnerte dieſer ſelbſt daran, und klagte über Durſt. Ein Officier ſchenkte ihm ein Glas Wein ein, und da es ſüßer Wein war, ſo ſchmeckte dem kleinen Buben dieſer Nectar ſo gut, daß er das Glas mit

den

den Fingern ausleckte. Man reichte ihm also noch eins, welches mit nicht minderem Appetit getrunken wurde; aber da Martin in seinem Leben kein solches Getränk genossen hatte, so ward er so aufgeräumt dadurch, daß die Gesellschaft im Zelt sich genöthigt sah, ihn fortzuschaffen. Man gab ihm etwas Geld, und hieß ihn seinen Vater weiter suchen.

Martin war in einem Zustande, worin er seinen Vater oft gesehen hatte, und stolperte über alle Zeltlinien. Er folgte endlich der Natur, und legte sich bei einem Zelt, wo etwas Stroh lag, nieder, wo er auch, nicht bis an den Morgen, sondern bis an den Abend sanft schlief. Als er erwachte, sah er zuerst nach dem Gelde, das er von den Officiren erhielt, und fand es glücklich wieder. Man hatte sich wahrscheinlich nicht die Mühe genommen, ihn zu bestehlen.

Eine Art von Instinct lockte ihn jetzt zu einem Zelt, hinter welchem ein starkes Feuer angezündet war. Es ward hier gekocht und gebraten, welches den kleinen Pilger nicht zurückschreckte. Doch bat er bloß um einen

Trunk

Trunk Wasser. Eine Weibsperson brachte ihm denselben, und fragte ihn zugleich, ob er Braten wenden könnte? Das will ich gern versuchten, sagte er, wenn ihr mir zeigen wollt, wie ich es machen muß. Sie zeigte es ihm, und er nahm sich ganz gut bei seinem neuen Geschäft.

Selten bekömmt der, welcher den Braten wendet, seinen Theil von demselben. So ging es auch hier. Er wurde zerlegt, ohne daß man dabei auf den kleinen Küchenjungen Rücksicht nahm. Indessen brachte ihm das obenerwähnte Frauenzimmer einen großen Teller voll allerhand Sachen, die ihm vortreflich schmeckten. Sie sah ihm mit Vergnügen zu, und sagte endlich, ob es ihm schmeckte. O ja, sagte er, aber der Braten da muß wohl noch besser schmecken. Sie lachte, und sagte: ich werde dir ein Stück holen. Gut, rief Martin, aber ein recht großes Stück. Sie brachte ihm den übriggebliebenen Knochen, woran noch eine hinlängliche Portion Fleisch saß, und fragte: ists groß genug? O ja, war die Antwort, muß ich es auch bezahlen? Denn

er hatte gesehen, daß die übrigen, welche von dem Braten aßen, dies thaten. — Hast du denn Geld, du armer Junge? — Ja freilich versetzte er, und zog zugleich seine Baarschaft aus dem Sack. Seht, das haben mir die Herren dort in dem Zelt gegeben. Behalt es, und zeige es keinem, sagte sie, damit sie es dir nicht nehmen.

Hierauf ließ sie sich seinen Lebenslauf erzählen, und als sie vernahm, wie verlassen dieser Knabe auf der ganzen weiten Erde sei, da entzündete sich der Funken des zarten Mitleids in ihrem Herzen. Aber gewöhnlich können diejenigen, in denen sich dieser Funke am leichtesten entzündet, am wenigsten helfen, so wie leider auch sehr oft das Gegentheil von beiden statt findet. Sie that, was sie vermogte. Bleibe die Nacht in diesem Zelt, sagte sie, und morgen suche deinen Vater; wenn du ihn aber nicht finden kannst, so kehre zu deinem Pathen zurück.

Sie wies ihm zugleich in einem Winkel eine Schlafstelle an, und brachte ihm vorher noch ein großes Glas Bier. Am Morgen reich-

reichte sie ihm noch ein Stück Fleisch und Brod, und Martin nahm nun mit nassen Augen von ihr Abschied, ohne daß er wußte, warum sie naß wurden; denn dies geschah sonst nur, wenn ihm etwas zu Leide geschehen war. Aber ihrem Rath zu folgen, und zu seinem grausamen Pathen zurückzukehren, dazu fühlte er nicht die geringste Neigung in sich. Er hatte nie so hoch gelebt, als am gestrigen Tage, er hatte Fleisch, Brod, und etwas Geld in seinem Sack, er hatte einige so wohlthätige Menschen gefunden; wie konnte es ihm einfallen, zu seinem Pathen zurückzukehren, wo er von allem diesem das Gegentheil fürchten mußte?

Er durchstrich die Zeltgassen des Lagers mit großer Unbefangenheit, und sah alle Soldaten an, ob sie nicht Aehnlichkeit mit seinem Vater hätten. Auch sah er fleißig in die Zelte, und wenn ihn jemand fragte, wen er suchte, so war die gewöhnliche Antwort: meinen Vater. Fragte man ihn weiter, wer ist denn dein Vater? so setzte er hinzu: ein Soldat. Die wenigsten gaben sich die Mühe, sich wei-

ter mit ihm einzulassen; aber einer der neugieriger seyn mogte, fragte ihn um den Namen seines Vaters; er heißt der versoffene Spielmerten, sagte der Knabe. Tölpel, fuhr der Soldat ihn an, wenn du keinen andern Namen anzugeben weißt, so kannst du lange suchen. Martin hätte wohl eine Antwort bereit gehabt, aber er fürchtete sich, daß es ihm gehen mögte, wie bei seiner ersten Unterhaltung mit dem Reuter, und machte sich eilend fort.

Bald nachher kam er an ein Zelt, vor welchem eine Schildwache stand, die ihm den Eintritt, und das Hereinsehen in dasselbe ohne Umstände verwehrte. Es kann ja mein Vater darin seyn, sagte Martin. Dein Vater ist am Galgen, versetzte der Soldat. Das lügt ihr, war die Gegenrede, denn den hat der Wind umgeworfen. Statt der Antwort gab ihm der Soldat einen so unsanften Stoß, daß er hinterrücks sich überschlug. Da er auf einen Zelthaken gefallen war, so erhob er ein lautes Geschrei. Ein Officier trat heraus, und erkundigte sich nach der Ursache des Lärms. Da nun Martin wie gewöhnlich von seinem Va-

Vater sprach, so rief der Officier: warte Lotterbube, ich will dich lehren, deinen Vater in einem Officierzelt suchen! Diese Worte, verbunden mit der Pantomine eines aufgehobenen Stocks, wirkten so kräftig auf den kleinen Martin, daß er eilend davonlief. Zugleich lernte er zum erstenmal, daß er seinen Vater, trotz der ansehnlichen Größe desselben, nicht in einem großen Zelt suchen müsse, und diese Wahrheit behielt er von jetzt an sehr genau.

Der Mittag war herangekommen, und Martin noch von keinem der vielen Tausende, die er um sich sah, zu Tische geladen. Demungeachtet foderte sein Magen diese Höflichkeit, und zwar mit großem Ungestüm. Vergebens sah er sich nach dem Zelt um, wo er gestern so herrlich war bewirthet worden; das Lager lag, wie ein großes Labyrinth um ihn her, und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich riß ihn die Weise eines Pariser Gelehrten aus der Verlegenheit. Von diesem erzählt man nemlich, daß er vorzüglich auf die Schornsteine sein Augenmerk gerichtet, und genau beobachtet habe, aus welchem der

stärk-

ſtärkſte Rauch aufſtiege. Um dies um ſo beſſer bemerken zu können, ſagt man, habe er eine ſehr hohe Wohnung in einem Dachzimmer gewählt.

Martin half ſich jetzt auf eine ähnliche Art. Er ſah in einiger Entfernung Rauch aufſteigen, und ſein Inſtinct führte ihn auf denſelben zu. Er irrte in ſeiner Vermuthung nicht, denn es wurde hier gekocht und gebraten, aber ohne daß es den Anſchein hatte, als wenn dies für ihn geſchähe. Er bot einer Weibsperſon ſeine Dienſte zum Bratenwenden an. Statt der Antwort faßte ſie ihn beim Arm, und ſchleuderte ihn ſo weit hinweg, daß er beinahe, wie bei dem Zelte vorher, über und über gefallen wäre. O wie weit waren die heutigen Menſchen von den geſtrigen verſchieden! Martin war voll Erſtaunen und Betrübniß darüber. Aber was würde er gedacht haben, wenn das Frauenzimmer, das ihn geſtern ſo gütig behandelte, ihn heute auf dieſe Art hinweggeſchleudert hätte. Und dennoch ſoll ſich etwas ähnliches nicht ſelten unter den Menſchen zutragen.

Mar-

Martin hatte von seiner ersten Kindheit an so viel Mißhandlungen erduldet, war der Zeuge und Theilnehmer von so vielen rohen Scenen gewesen, daß er sich von dieser Begegnung nicht ganz zurückschrecken ließ. Im Gegentheil stellte er sich an die Thür des Zeltes hin, und sah unverwandt zu, wie den Gästen aufgetragen wurde, und wie sie sichs gut schmecken ließen. Zusehen soll die beste Arbeit seyn, aber Martin konnte dies hier auf keine Weise finden; er gab vielmehr einen sehr betrübten Zuschauer ab. Endlich fragte ihn einer von den Gästen: willst du nicht auch essen? O ja, sagte Martin mit einem tiefen Seufzer, mich hungert. Dem Fremden mogte die stille Foderung des Knaben zu Herzen gehen, und er ließ sich einen Teller geben, den er aus der Schüssel reichlich anfüllte. Das Weibsbild, das ihn vorher auf die Seite geschleudert hatte, machte zwar die Bemerkung, daß der Junge mit etwas schlechterm vorlieb nehmen könnte, aber der Fremde sagte, daß er es bezahlen wollte, und sie mußte sichs gefallen lassen. Doch brummte sie ärger dabei, als des alten Bubolds Baßgeige.

Als Martin seinen Teller geleert hatte, und sein Wohlthäter ihn fragte, ob er gesättigt sei, war die Antwort: ja, aber nun durstet mich Sehr wohl, versetzte jener; allem Anschein nach wirst du weder Hungers noch Durstes sterben, denn du kanst fodern. Er ließ ihm hierauf ein Glas Bier geben, und Martin zeigte nun wirklich daß er nicht ohne Grund zu trinken gefodert habe.

Der kleine verlaufene Bube hatte also zum zweitenmal eine Mahlzeit gethan, wie vorher nie, weder bei seinen Eltern, noch bei seinem Pathen. Aber wir wollen uns nicht länger bei seinen einzelnen Mahlzeiten verweilen, so wie überhaupt nicht bei Dingen, die ihn seinem künftigen Schicksale nicht näher führen. Was bis jetzt von ihm erzählt ward, war vorzüglich bestimmt, zu beweisen, daß er etwas besaß, was durch allen Schulunterricht nicht hervorgebracht wird, ein Fünkchen Mutterwitz, und geraden richtigen Sinn.

Er blieb von jetzt an im Lager, und obwohl es ihm nicht immer so gut ward, wie an den beiden ersten Tagen, so fand er doch im-

mer seinen dürftigen Unterhalt, indem er mit vielen Soldaten bekannt wurde, und jeder ihm bei Gelegenheit einen Bissen reichte. Daß er in dieser rohen Gesellschaft nicht viel gutes lernte, und daß er auf dem Wege war, der größte Lotterbube in Westphalen zu werden, das ist mit wenigem Scharfsinn einzusehen. Doch nahm er vor der Hand nur böse Reden an; vor bösen Handlungen schüzte ihn sein guter Genius.

Einige Wochen verflossen auf diese Art, als er eines Tages eine ungewöhnliche Bewegung und Fröhlichkeit im Lager bemerkte. Er selbst nahm Theil an dieser allgemeinen Freude, ohne sich weiter um die Ursache derselben zu bekümmern, und ließ sich am Abend das Getränk, daß man ihm an mehrern Orten reichte, so gut schmecken, daß er sein gewöhnliches Nachtlager nicht finden konnte, und unter einem Baum, unter welchem Stroh lag, mit etwas schwerem Haupte zu Boden sank. Er schlief bis spät auf den folgenden Tag, und als er erwachte, sah er mit Erstaunen das Lager rings umher abgebrochen, und die ganze

Ge-

Gegend von Menschen und Vieh leer. Die Lage, worin er sich jetzt befand, war ein kleiner Vorschmack von der, worin er sich einst befinden sollte, wenn er getrennt von der menschlichen Gesellschaft an ein unbekanntes und unbewohntes Land geworfen würde.

Er hatte sich so sehr an die Gesellschaft der Soldaten, und an die Lebensart im Lager gewöhnt, daß er keinen geringen Schmerz empfand, als er sich so plötzlich aus seinen kleinen Verhältnissen herausgerissen sah. Um wo möglich in diese freie und angenehme Laufbahn zu kommen, machte er sich auf, und wollte dem Heer nacheilen. Da er den Weg nicht wußte, den es genommen hatte, so verfolgte er die erste große Heerstraße, die ihn nach einer Stunde in ein Dorf führte. Hier erkundigte er sich sogleich, ob nicht Soldaten durchmarschirt wären, aber niemand wußte ihm etwas davon zu berichten.

Es war Mittag, und Martin empfand einige Bedürfnisse, die sich bei ihm sonst gewöhnlich schon früher einzustellen pflegten; im ganzen Dorf aber brauchte man keinen

Bro

Bratenwender, und es war alſo auch keine Rechnung auf ein Stück Braten zu machen. In dieſer Verlegenheit nahte er ſich den Thüren, um wenigſtens etwas Brod zu bekommen. Das Dorf war arm, hatte überdies von den Kriegsunruhen gelitten, und die Anſprüche eines Bett-Ihuben kamen nicht in Betracht. In einem Bauerhofe war niemand zu Hauſe, in dem andern hatten ſie kein Brod aus dem Keller geholt, in dem dritten fielen ihn die Hunde an, und wollten ihm ſeinen Sack mit dem neuen Kleide vom Rücken zerren, in dem vierten jagten ihn die Menſchen mit Ungeſtüm fort. Kurz, er bekam in dem ganzen Dorf kaum ein einziges Stück verſchimmeltes Brod. Das war ein trauriger Anfang ſeiner neuen Laufbahn, und er ſehnte ſich deshalb um ſo mehr in die alte zurück.

Am Ende des Dorfs forſchte er noch einmal nach den Soldaten, und hörte nun von dem Hirten, daß am frühen Morgen eine Anzahl von ihnen durch ein Dorf eine kleine Meile von da gegangen wären. Er ließ ſich ſogleich den Weg dahin zeigen, und wanderte ei-

eilend fort, festen Entschlusses, nicht eher nachzulassen, bis er das wohlthätige Lager wieder erreicht hätte.

Das Schicksal spielt mit den Entschlüssen der Männer, warum sollte es nicht mit den Entschlüssen der Knaben spielen? Martin mußte den rechten Weg verfehlt haben, denn er ging den ganzen Nachmittag ohne ein Dorf zu finden. Endlich sah er eins gegen Abend, und erreichte es mit einbrechender Nacht. Den ganzen Tag hatte er nichts genossen, als etwas verschimmeltes Brod; er war also von Hunger und von der Wanderung ganz ermattet und hatte sehr gültige Ansprüche auf das Mitleid der Menschen. Demohngeachtet ward er vor jeder Thür, an welche er so spät anklopfte, mit Ungestüm abgewiesen, und man würdigte ihn nicht einmal, ihm Bescheid auf seine Fragen, wegen der durchmarschirenden Soldaten, zu geben. Er suchte endlich das Wirthehaus, und hier nahm man ihn zwar auf, aber man wollte ihm auch nicht einen Bissen Brod reichen, ehe er nicht in seinen Sack griff, und einige kleine Silberstücke zum Vorschein brach-

brachte. Denn die Gastfreundschaft ist, wie bekannt, nicht in unserm Klima zu Hause; sie hat vielmehr weit von uns in der Wüsten Arabiens ihren Sitz genommen.

Martin hatte zum Glück noch einiges Geld von jenem, was er in dem Zelt erhielt, worin er seinen Vater suchte, sonst hätte er in diesem Dorf, das ebenfalls von den Kriegsunruhen mitgenommen war, weder Obdach noch Nahrung gefunden. Denn der Krieg hat unter den tausendfachen Uebeln, die er verbreitet, auch eine Stumpfheit der menschlichen Empfindungen in seinem Gefolge, indem die Scenen des Elends zu häufig sind, als daß sie einen verhältnißmäßigen Eindruck machen könnten. Das allgemeine Elend überwiegt so weit die Noth einzelner Menschen, daß diese nicht in Betracht kömmt.

Man mogte in dem Wirthshause bemerkt haben, daß die Baarschaft Martins zu keiner großen Zeche hinreichte, und der Knecht wies ihm eine Bank zur Schlafstelle an, ohne ihm auch nur etwas Stroh zu reichen. Martin legte sich also seinen Sack mit dem sogenannten

guten Kleide unter den Kopf, und schlief ganz leidlich. Aber mit Tages Anbruch weckte ihn der Knecht schon wieder, und sagte: steh auf Junge, und pak dich fort! Hier dürfen keine Bettler bleiben. Der arme Knabe mußte die Hälfte seiner ganzen Baarschaft für Abendbrod und Nachtlager bezahlen, und sich dann eilend davon machen, wenn man ihn nicht aus dem Hause stoßen sollte.

Jetzt fühlte Martin zum erstenmal einige herbe Folgen von seinem Entlaufen. Er ging voll Betrübniß aus dem Dorf, und da er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, so setzte er sich nicht weit davon auf einen Stein, und fieng bitterlich an zu weinen. Bald darauf trieb ein munterer Hirtenknabe seine Heerde aus, und pfiff dabei ein fröhliches Lied. Der unstete Pilzer auf dem Stein beneidete den Hirtenknaben, daß er ein Geschäft habe, wovon er sich nähren könne, und fing noch heftiger an zu weinen. Jener bemerkte dies, kam näher, und fragte, was ihm fehle? Martin war sehr offen, und fand kein Bedenken, ihm zu erzählen, wie es ihm in dem Dorfe gegangen

gen

gen sek. Er setzte mit Schluchzen hinzu, wenn es ihm an andern Orten auch so ginge, so müsse er Hungers sterben.

Der Hirtenknabe mogte ein Herz haben, denn er zog sogleich einen Sack hervor, nahm seinen Vorrath an Brod und Käse aus demselben heraus, und theilte ihn mit Martin. Voll Vergnügen sah er zu, wie es diesem schmeckte, denn der arme Pilger hatte sehr kärglich am gestrigen Tage gelebt, war hungrig zu Bette gegangen, und hungrig wieder aufgestanden. Sein Wohlthäter ließ es nicht dabei bewenden, sondern sagte: ich kann dir nicht mehr geben, aber siehst du jenen Kirchthurm dort? Da gehe du hin, und frage nach dem Pfarrer. Der ist ein guter Mann, und kann dir helfen. Mit diesen Worten ging der Hirtenknabe fort, und pfiff sein Liedchen weiter.

Er hatte keinen Zeugen bei seiner kleinen Wohlthat, aber jenseits der Sterne soll ein Wesen seyn, das alle Sachen dieser Art aufschreibt, und genau behält, das oft auf die Thaten großer Monarchen, von denen ganze

Bü-

Bücher voll geschrieben werden, gar keinen Werth legt, aber etwas ähnliches, wie dies hier, nie vergißt, und zu seiner Zeit in Rechnung bringt.

Die letzte Begegnung, die wir empfangen haben, läßt gewöhnlich den stärksten Eindruck auf uns zurück. Martin ging also, nach der kleinen Gabe und dem ertheilten Rath, ziemlich leichten Herzens auf das angewiesene Dorf zu. Als er ankam fragte er nach dem Pfarrer, und man wies ihm das Haus. Der Pfarrer stand gerade in der Thür. Was willst du, mein Sohn! fragte er den Knaben. Die leutselige Stimme des Pfarrers machte diesem Muth, und er antwortete ziemlich dreist: meinen Vater will ich suchen. Wo ist denn dein Vater, fragte der Pfarrer. Ach, wenn ich das wüßte, sagte Martin; er ist davongelaufen, nachher ist meine Mutter gestorben, und nun will ich ihn wiedersuchen — Du armer Junge! Du weißt also gar nicht wo dein Vater hingekommen ist? — O ja, das weiß ich recht gut; er ist unter die Soldaten gegangen, und steht unter dem Regimen-

mente. — Unter welchem? Diese Frage war für Martin zu hoch, und der Pfarrer merkte nun, daß der arme Knabe sehr übel berichtet sei. Er ließ sich also von ihm die nähern Umstände seines Schicksals erzählen, und Martin ging dabei ganz offenherzig zu Werk.

Während seiner Erzählung kam auch die Frau des Pfarrers dazu, und hörte sie aufmerksam mit an. Als er geendigt hatte sagte der Pfarrer: du gutes Kind, es ist ja fast eine Unmöglichkeit, daß du deinen Vater finden. Die Pfarrerin aber sagte: es ist Schade um den Jungen, daß er so in der Irre herumlaufen soll. Kannst du denn schon beten, fragte der Pfarrer. Nein, sagte Martin, aber singen. Laß doch hören, sprach die Pfarrerin. Martin hub seinen Gesang an; aber kaum hatte er einige Zeilen gesungen, als der Pfarrer die Hände über den Kopf zusammenschlug. Schweig, schweig, rief er, du ehrvergeßner Vogel, wo hast du das gottlose Lied gelernt? Martin erschrack, als er den Pfarrer auf einmal so zornig sah. Er hatte das garstige Lied bei den Soldaten gelernt,

hatte gedankenlos mitgesungen, und wußte nicht, wodurch er den Pfarrer beleidigt habe. Er fieng also bitterlich an, zu weinen. Die Pfarrerin aber stand da, und mußte sich die Seiten vor Lachen halten, unterdeß ihr Mann die Hände rang.

Kannst du denn sonst gar nichts? fragte er eine Weile nachher, auch nicht ein kleines Gebet? Martin, der gerne wieder gut machen wollte, was er verdorben hatte, sagte: o ja, ich habe das Vaterunser schon halb gekonnt, ich habe es nur vergessen, seitdem meine Mutter todt ist. Aber, setzte er mit weinerlicher Stimme hinzu, wenn Sie es mir vorsagen wollen, so will ich es gerne wieder lernen.

Dem Prediger gingen bei diesen Worten die Augen über, und als seine Frau dies sah, sagte sie ihm etwas ins Ohr, worüber er eine Zeitlang nachdachte. Unterdeß ließ sie sich mit dem Knaben ins Gespräch ein, und fragte ihn, was er in seinem Sack habe? Mein neues Kleid, war die Antwort, und zugleich zog er es hervor, zeigte es ihr, und er-

erzählte dabei, daß er es alle Sonntage anzöge. Warum reibst du dich aber immer so, fragte sie weiter, du hast wohl Ungeziefer? Ach ja, sagte Martin, sie beißen. Die Pfarrerin gab ihm lächelnd seinen Kittel zurück, den er mit großer Sorgfalt zusammenlegte, und sprach dann einige Zeit leise mit ihrem Mann. Dieser kam darauf zu dem Knaben, fragte ihn nach seinem Namen, und sagte: höre, Martin, ich will ein Werk der Barmherzigkeit an dir beweisen, und dich zu mir nehmen, wenn du versprichst, gehorsam zu seyn, und gutes zu thun. Ach ja, fiel Martin ein, ich will alles gerne thun, wenn Sie es mir nur sagen.

Martin mußte jetzt ins Haus gehen, und der Pfarrer gab einige Befehle. Bald darauf kam eine alte Frau mit einem Paket Kleidungsstücken, und führte ihn mit sich in einen Schuppen auf dem Hof zu einem großen Zuber mit Wasser. Hier mußte er sich nakkend ausziehen, und es begann eine neue Wiedergeburt mit ihm. Denn nächst dem moralischen Schmutz, den die Oberfläche sei-

ner Seele im Lager angenommen hatte, war auch einiger Schmutz auf seinen Körper zurückgeblieben, und diesen verstand die Alte meisterlich hinwegzunehmen.

Als das Bad der Wiedergeburt vollbracht, und der alte Adam gleichsam ausgezogen war, mußte er den neuen, den seine Wohlthäterin in dem Paket mitgebracht hatte, anlegen. Alles ging gut, nur der Schuhe war er so ungewohnt, daß er sich anfangs an den Wänden anhalten mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verliehren, und in gewisser Rücksicht erst wieder gehen lernte. Als er sich etwas fest auf den Füßen erhalten konnte, stellte er sich seinen neuen Gebietern dar, und hörte die lieblichen Worte aus dem Munde der Frau Pfarrerin: es ist ein feiner Knabe.

Sie glaubte nicht, daß er dieselben verstehen würde, aber er verstand sie sehr gut, und ging hin, seiner Lobrednerin die Hand zu küssen, wie er es einst von andern gesehen hatte. Aber sein Gang war so unbehülflich, und er verrichtete die kleine Galanterie mit so handfester Grazie, daß beide in ein lautes

Ge-

Gelächter ausbrachen. Er ließ sich dadurch nicht irre machen, denn er war viel zu erfreut über seinen neuen Anzug, und sagte: Pathe Jobsen sein Kleid ist doch nicht so gut.

Martin trat also eine neue bessere Laufbahn an, und konnte jetzt auf einen Weg gerathen, der zu einem kleinen Erdenglück führte. Er glich einem Stamm von rohem, aber festem und gutartigem Holze, aus welchem alles mögliche gebildet werden konnte. So wie aber der Bildhauer den Block, der zu einer Bildsäule bestimmt ist, nicht gleich selbst behaut, sondern ihn seinen Unterarbeitern überläßt, um ihm die erste rohe Form zu geben, so ward auch Martin anfangs dem Hausknecht überlassen, der ihn zu allerhand häuslichen Arbeiten anweisen mußte. Er nahm vortrefflich an, und die Sorgfalt, die er bei Aufbewahrung seines sogenannten guten Kleides beobachtet hatte, zeigte er auch in andern Dingen. In kurzer Zeit also war er so hurtig in seinen Geschäften, daß er einen Schritt weiter rücken, und zur Bedienung des Pfarrers konnte gebraucht werden.

Dem-

Demohngeachtet begegnete ihm bei dem Antritt seines neuen Amts eine kleine Menschlichkeit, die es zeigt, wie weit er noch in seinen Erfahrungskenntnissen zurück war. Er erhielt nemlich Befehl, den Rock seines Herrn auszuklopfen, da der Knecht nicht zu Hause war, und machte sich munter an die Arbeit. Bei den Knöpfen aber schien es ihm, daß der Knecht sie zu sehr hätte einschmutzen lassen, weil sie ganz schwarz aussahen. Da er nun oft bei den Soldaten bemerkt hatte, daß sie nicht allein die Röcke der Officiere ausklopften, sondern auch die Knöpfe fleißig putzten, so wollte er den Fehler des Knechts verbessern, und seine Kenntniß in diesem Fach zeigen. Er zerrieb also einige Ziegelstücke zu Mehl, und fieng an, die Knöpfe mit großem Eifer damit zu reiben. Aber zu seinem Verdruß wollten sie auf keine Weise Glanz annehmen, und wurden im Gegentheil immer unscheinbarer. Er bürstete, er rieb, und kurz, er trieb das Ding so lange, bis die Fetzen an den Knöpfen herunterhingen.

Dem Pfarrer mogte das Ding zu lange dauern; er kam also, seinem kleinen Jokey nachzusehen, und erstaunte nicht wenig, als er ihn bei einer so seltsamen Arbeit fand. Was machst du denn, gottloser Knabe, du verdirbst mir ja meine Knöpfe. Diese Worte wurden mit einem unsanften Kopfstoße begleitet. Ach lieber Herr Pfarrer, sagte Martin halbweinend, ich wollte die Knöpfe putzen, aber der Knecht hat sie zu sehr verwildern lassen. Dummer Knabe, rief der Pfarrer, die Knöpfe sind ja nicht von Meising oder anderm Metall, daß sie mit Ziegelmehl könnten geputzt werden.

Unterdeß war auch die Hausfrau dazugekommen, und da sie von etwas mehr risorischer Natur war, als ihr Mann, so kam ihr das Ding so lächerlich vor, daß sie sich in die Lippen beißen mußte, um nicht laut auszubrechen. Der Pfarrer aber gab dem unerfahrnen Knaben die weise Lehre, daß man sich nicht mit Dingen befassen müsse, die einem nicht befohlen wären, und die man nicht gehörig einsähe. Eine gehörige Beobachtung die-

dieſer Regel ſoll vorzüglich im Kriege von groſſem Nutzen ſeyn.

Martin ward durch dieſen Verfall ſehr gewitzigt, und that nie nachher etwas aus eigner Erfindung, ohne die Sache zuerſt genau zu überlegen. Auch merkte der Pfarrer, trotz den unzeitig geputzten Knöpfen bald, daß Martin eine Quelle in ſich habe, die zu einem Strom werden könnte. Er begann alſo, ihn zu unterrichten, und der Knabe nahm ſo gut an, daß mancher Edelmann ein Landgut darum geben würde, wenn ſein Sohn einen ſo fähigen Kopf hätte.

Einige Wochen waren ihm in ſeiner neuen Laufbahn verfloſſen, als er an einem Sonntage den Knaben gewahr ward, der ſein Frühſtück mit ihm getheilt und ihm einen ſo heilſamen Rath gegeben hatte. Er lief eilend auf ihn zu, und wollte ihn umarmen; aber dieſer erſchrack nicht wenig, denn er kannte unſern Martin nicht mehr. Als er ſich endlich zu erkennen gab, erſtaunte der Hirtenknabe über ſeine Veränderung, und wollte in ihm den kleinen weinenden Bettlerbuben, dem er Käſe

und

und Brod gegeben habe, nicht anerkennen, aber dieser erinnerte ihn an alle kleine Umstände, und küßte und drückte ihn so herzlich, daß er sich endlich mußte überzeugen lassen. Martin zog hierauf einiges Geld hervor, daß er bei sich hatte, und drang es dem Hirtenknaben auf, der es in der Verwirrung nahm. Der Dienst, den er dem kleinen Bettler erwiesen hatte, konnte dadurch nicht bezahlt werden, denn der Werth irdischer Dinge verhält sich sehr oft, zu den geistigen, wie der beschränkte menschliche Verstand kaum ahnet: eine Thräne des Mitleids ist einer Welt gleich.

Indessen beweist doch diese kleine Scene der Dankbarkeit, daß Martin nächst einem fähigen Kopf, auch ein gutes und richtigfühlendes Herz hat, das seine Wohlthäter im Elende nicht vergißt.

Unterdeß die beiden Knaben noch mit einander sprachen, kam der Pfarrer dazu, und erkundigte sich nach dem Ursprunge ihrer Bekanntschaft, worauf ihm denn Martin denselben sogleich umständlich erzählte. Der Pfarrer streichelte dem Hirtenknaben freundlich die

Bak-

Bakken, und gab Martin die weise Lehre, dies Beyspiel sein ganzes Leben hindurch vor Augen zu behalten, und jedem Hülfsbedürftigen nicht allein durch thätlichen Beistand, sondern auch durch guten Rath beizuspringen.

Von jetzt an wandte der Pfarrer vielen Fleiß auf die Bildung seines Pflegesohns, unterrichtete ihn in der Religion, im Schreiben Rechnen, und führte ihn auf die Bahn, ein brauchbarer Mensch zu werden. Der ausgestreute Same fiel auf ein gutes Land, und in kurzer Zeit betrachtete Martin die Welt aus einem etwas andern Gesichtspuncte, wie damals, als er seinen Vater in den Officierzelten suchte, und sein neues Kleid der Welt als einen Schatz zeigte.

Drei Jahre verflossen ohne merkwürdige Vorfälle, wenn man das Wachsen Martins an Körper und Geist nicht dazu rechnen will. Er war am Ende dieses Zeitraums so weit in Kenntnissen fortgerückt, daß er auf irgend einer Schule in eine Classe des zweiten Ranges gekommen wäre, und genoß dabei die Liebe seiner Pflegeeltern auf eine vorzügliche Art.

Drei

Drei Jahre vergehen selten in dem Leben eines jungen Erdenbürgers, ohne daß nicht eine merkliche äußere oder innere Veränderung mit ihm vorgehen sollte. Dem heranwachsenden Bubold stand eine sehr große bevor. Der Pfarrer begann zu kränkeln, vermogte seinem Amt nicht mehr vorzustehen, und ihm ward ein Substitut gesetzt. Die Krankheit nahm zu, der edle Priester konnte das Bette nicht mehr verlassen, und starb nach wenigen Wochen.

In seiner Sterbestunde mußte der künftige Besitzer der Pfarre, welcher eben jener Substitut war, ihm versprechen, daß er seinen Pflegesohn nicht verstoßen, sondern zu einem braven Mann erziehen wollte. Martin zerfloß in Thränen, und seine Empfindung war bei weitem schmerzhafter, als einst, da er sich von seiner geliebten Ziege trennen mußte, obwohl dies damals ein groster Verlust für ihn war. Die Hand seines Wohlthäters fing schon an, von der Kälte des Todes zu erstarren, als er sie noch küßte, und mit seinen Thränen benezte. Kaum war die Trauer der hinterbliebenen Gattin wehmuthsvoller.

So-

Sobald man den Entſchlafenen begraben hatte, begann der neue Pfarrer, derein Magiſter war, und ſich ſo nennen ließ, ſehr fühlbar den Herrn zu ſpielen. Dieſer junge Mann unterſchied ſich von dem alten Pfarrer in dem kleinen Umſtande, daß lezterer das Glück anderer Menſchen immer neben dem ſeinigen vor Augen hatte, jener hingegen bloß auf das ſeinige ſah. Die practiſche Anwendung dieſer kleinen Maxime hatte einen ſo unangenehmen Einfluß auf das Leben der Perſonen die um ihn waren, daß die hinterbliebene Wittwe ſich entſchloß, das Pfarrhaus noch eher zu verlaſſen, als es nach den Geſetzen beſtimmt war, und ſich nach Weſel zu einer Anverwandten zu begeben. Ehe ſie abreiſte, nahm ſie ihren Pflegeſohn mit ſich allein, ſchenkte ihm etwas Geld, und ſagte: ich glaube nicht, daß deines Bleibens lange hier ſeyn wird. Vor der Hand aber mußt du es verſuchen. Gehts nicht, ſo werde ich dich nicht verlaſſen. Indeſſen darfſt du darauf nicht trotzen, und mußt dich den Befehlen deines neuen Herrn unterwerfen.

Martin hatte ein weiches Herz, und nahm unter vielen Thränen Abſchied von ſeiner edelmüthigen Wohlthäterin. Seit dieſem Augenblick fühlte er ſich nicht mehr heimiſch in dem Hauſe. Eine kurze Zeit nachher, als ſeine Gönnerin abgereiſt war, ließ ihn der Magiſter zu ſich rufen, und redete ihn mit folgenden Worten an: ich habe meinem ſeligen Herrn Vorgänger verſprochen, dich nicht zu verſtoßen, und ich werde mein Wort halten. Aber ich bin nicht geſonnen einen Müßiggänger zu ernähren, und du wirſt dich alſo künftig genau meinen Vorſchriften unterziehen. Jetzt geh in den Stall, wo der Knecht dir ſagen wird, was du zu verrichten haſt.

Dieſe Anrede hielt nicht viel tröſtendes in ſich, und ſtach gewaltig von den väterlichen Reden des alten Pfarrers ab. Auch ſah ſich Martin plötzlich den Befehlen des Knechts wieder untergeordnet, mit welchem er ſeit geraumer Zeit in einem ganz andern Verhältniſſe ſtand.

Er ging indeſſen hin zu demſelben, und fragte, was er zu verrichten habe? Deinem neu-

neuen Herrn die Fenster einzuwerfen, war die Antwort. Martin wußte sehr gut, wie dies gemeint sei; aber er war schelmisch genug, um es nicht wissen zu wollen, und sagte ganz ehrbar: wenn er bereit sei, für den Schaden zu stehen, so würde er sogleich diesen Auftrag ausrichten und keine Scheibe ganz lassen. Mit diesen Worten ging er fort, als wollte er das Werk beginnen. Du wirst ja nicht rasend seyn, rief der Knecht, und zog ihn wieder zurück; ich meinte nur so, wenn du nichts anders zu thun hast.

Martin ging auf seine Kammer, und weil er sich nicht im Namen seines Herrn zu beschäftigen wußte, so fing er an, zur Uebung zu schreiben, woran er seit mehrern Jahren gewöhnt war. Nicht lange nachher kam der Magister, und fragte, was er da machte? Ich schreibe, antwortete Martin, denn der selige Herr Pfarrer hat mir oft gesagt, Müßiggang sei aller Laster Anfang. Weil du mir ein Sprüchelchen anführst, sagte der Magister so will ich dir eins dagegen anführen: wer nicht arbeitet soll auch nicht essen. Du kannst

schrei-

ſchreiben, ſo viel dir beliebt, aber weil du nicht für mich gearbeitet haſt, ſo wirſt du auch nichts von mir zu eſſen bekommen. Mit dieſen Worten ging er fort.

Martin glaubte, daß dieß nicht ſo ernſtlich gemeint ſei, und verrichtete ſeine gewöhnlichen Geſchäfte vor Tiſche. Es aß ein Candidat bei dem Magiſter, und er mußte aufwarten. Nach der Mahlzeit foderte er bei der Magd zu eſſen. Sie beſann ſich eine Weile, und ſagte dann: ich will den Herrn fragen. Sie thats, und Martin hörte ganz deutlich die Worte von demſelben: er ſoll nichts haben!

Ohne weiter die Beſtellung dieſer Antwort abzuwarten, ging er auf den Hof, und ſetzte ſich etwas gedankenvoll auf einen Stein. Es war ihm beinahe zu Muth, wie damals, als er vor jenem Dorf auf einem Stein ſaß, wo es ihm in dem Wirthshauſe ſo übel ergangen war. Nur mit Gewalt hielt er die Thränen zurück. Bald nachher kam der Candidat bei ihm vorbei, und fragte, was ihm fehle, worauf er denn ganz offenherzig ſeine Geſchichte

erzählte. Jener lachte, und sprach: führe du deinen Herrn nur auf die Schrift, wenn er dir nicht folgen will, dann wird er sich schon bessern. Mit diesen Worten ging er davon.

Der Candidat hatte gewiß die Theorie der Menschenliebe und Wohlthätigkeit weit mehr inne, als jener Hirtenknabe, aber was die Praxis betrift, so scheint er etwas hinter demselben zurück zu seyn. Martin ging in den Stall zu dem Knecht, um Trost bei ihm zu suchen, und wußte keinen andern, als nach dem Bauer Maß zu fragen, wenn nemlich derselbe wieder nach Weiel fahren würde, indem er einen Brief an die Frau Pfarrerin mitgeben wollte. Der Knecht wußte es nicht, aber er fand wenigstens den Trost bei demselben, daß er ebenfalls über den neuen Herrn klagte.

Bald darauf kam dieser selbst mit einem Korber, und befahl Martin, ihm in den Garten zu folgen, wo er Kirschen pflücken sollte. Martin stieg in den Baum, und pflückte eifrig in den Korber; aber er hatte am Mittage nichts gegessen, und, so kam es, daß sich hie und da

eine

eine Kirſche in den Mund verirrte. Ich glaube, ſchrie der Magiſter von unten, der Junge ſteckt mehr Kirſchen ins Maul, als in den Kober. Warte, ich will den Affen mit Kirſchen füttern!

Martin ſollte den Tantalus machen, und that es. Als der Kober gefüllt war, nahm ihn der Magiſter ſelbſt in Verwahrung, und bat den Candidaten, ſo lange bei dem Baum zu verziehen, bis er zurückkäme. Sobald er fort war, ſagte der kapitelfeſte Candidat: höre, Martin, heute kannſt du dich an deinem Herrn rächen. Er läßt dich nach der Schrift hungern; aber du kannſt ihm daraus beweiſen, daß er Unrecht hat. Wenn er wiederkömmt, ſo iß du nur fleißig, und wenn er es dir verbietet, ſo ſprich: Herr Magiſter, in der Schrift ſteht: du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet nicht das Maul verbinden.

Martin fühlte wohl, daß dies nicht der Weg war, ſich in die Gunſt ſeines neuen Herrn zu ſetzen; aber es lag ihm an derſelben zu wenig, um das Gegentheil angelegentlich

zu vermeiden. Als daher der Magiſter zurück. kam, verirrten ſich noch mehr Kirſchen in den Mund des Pflückenden, wie vorher. Aber dieſer ward es nicht ſobald gewahr, als er voll Unwillen ſchrie: ei du ungezogener Bengel, du wirſt mir doch die Kirſchen nicht halb freſſen wollen! Martin war ſogleich mit der Antwort fertig, und ſagte ihm ganz trocken jene oben erwähnten Worte des Candidaten. Dieſer brach darüber in ein lautes Gelächter aus, und rief: Martin iſt wahrhaftig ſo dumm nicht, als Sie glauben, Herr Magiſter; er weiß mit Ihnen aus der Schrift zu ſprechen. Der Magiſter war vor Zorn und Schaam außer ſich, ſagte aber weiter nichts, als: warte, ich will dich ſchon dreſchen.

Martin war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die letzten Worte des Magiſters ſchienen ſehr bedeutungsvoll, und er unterließ alſo das Kirſchenеſſen vor der Hand. Bald darauf nahm der Candidat ſeinen Abſchied, der Magiſter trug ſeine Kirſchen an einen ſichern Ort, und rief dann ſehr feierlich das Kleeblatt ſeines Geſindes zuſammen, den

Knecht,

Knecht, eine Magd, und unſern Martin. Als ſie vereint waren, hielt er eine lange Predigt über den Gehorſam und die Ehrfurcht, welche das Geſinde ihrer Herrſchaft ſchuldig ſei, und machte dabei viele Anſpielungen auf Martins Betragen. Es ſchien, als wenn derſelbe ein Verbrechen, worauf Lebensſtrafe geſetzt ſei, begangen habe. Nachdem dieſe geendigt war, zog er etwas unter dem Schlafrock hervor, das man beim erſten Anblick für einen dreifach geflochtenen Strick erkannte. Er überreichte denſelben dem Knecht, mit dem Befehl, ihn auf die gehörige Art bei Martin zu gebrauchen, und zeitliche Züchtigung über denſelben zu verhängen, damit die ewige ihn nicht ergreifen mögte.

Herr Magiſter, ſagte der Knecht bei dieſem Antrage, ich habe mich zur Wartung Ihrer Pferde und Ihres Ackers beſtellen laſſen, aber zu einem Zuchtmeiſter vermiethe ich mich nie. Hat Martin was Unrechtes gethan, ſo mögen Sie ihn ſelber dafür ſtrafen: ich laſſe mich nicht dazu gebrauchen. Mit dieſen Worten gab er das Executionswerkzeug zurück.

Der Magiſter ſchlug voll Aerger, die Hände zuſammen. Gnädiger Himmel, rief er, was wird daraus werden! Der Knecht will den Herrn ſpielen, und der Junge will ein Junker ſeyn! Solch böſes Geſinde mag ich nicht weiter im Hauſe haben. Da ſind wir einerlei Meinung, ſagte der Knecht, ich kann heute die Pfarre noch räumen, denn Sie haben mich überdies nicht ordentlich gemiethet. Mit dieſen Worten ging er fort, und Martin, der noch immer jene dreifach geflochtene Geißel in den Händen des Magiſters ſah, folgte ihm eilend nach. Der Knecht theilte ſein Abendbrod mit Martin, packte ſeine Habſeligkeiten zuſammen, und ging frühzeitig am andern Morgen davon.

Martin, welcher die Nacht in dem Stall geſchlafen hatte, blieb mit ſchwerem Herzen zurück, und weil er nicht wußte, was er beginnen ſollte, ſo fütterte er die Pferde. Nicht lange nachher rief der Magiſter den Knecht. Martin antwortete, daß er fortgegangen ſei, und nicht wieder kommen würde. Was ſagſt du? rief der Magiſter, und kam in den Stall die

die Sache selbst zu untersuchen. Als er wirklich das verlassene Nest fand, gerieth er in eine große Wut, und tobte in allen Winkeln umher. Endlich sagte er zu Martin: geh hin und frühstücke, welches auch ohne Weigerung geschah. Gleich darauf gab er Befehl, den Knecht im ganzen Dorfe zu suchen, und er selber ging darauf aus. Nach einer Stunde kam er mit einem Tagelöhner wieder, empfahl ihm die Pferde zur Wartung, und fügte dann in Absicht Martins hinzu: hier übergebe ich euch auch einen leichtfertigen Buben; ihr könnt ihn strenge halten, und nach eurem Gutbefinden abstrafen.

Daß dies alles keine Musik in Martins Ohren war, besonders nach der sanften Behandlung, die ihm von seinen vorigen Wohlthäter widerfuhr, ist leicht zu errathen. Er schwieg indessen, und dachte, die Sonne kann nicht immer scheinen. Am Mittag erhielt er zwar zu essen, aber es schien ihm, als wenn er noch immer ein Ungewitter in dem Gesicht des Magisters wahrnähme, das, ehe er sich versähe, heraufkommen würde. Auch

war

war ihm so zu Muth, wie einem gewöhnlich vor einem nahen Gewitter zu seyn pflegt.

In dieser Beklemmung ging er auf seine Kammer, um an seine Wohlthäterin in Wesel zu schreiben; aber er fand sein Schreibzeug, sammt allem Zubehör, hinweggeräumt, und mußte sich diesen Trost versagen. Er wollte zu dem Bauern gehen, der gewöhnlich nach Wesel fuhr, und da er merkte, daß der Magister alle seine Schritte beobachtete, so wählte er die Zeit dazu, unterdessen dieser Mittagsruhe hielt. Er erfuhr von dem Bauer, daß er den andern Tag, als den Montag in die Stadt fahren, und sodann ausrichten würde, was er an seine Wohlthäterin zu bestellen hätte. Aber was sollte er bestellen? Sein beklemmtes Herz, seine Sehnsucht nach ihr konnte er nicht mitsenden. Indem er voll Gedanken hierüber umherging, erwachte plötzlich die Lust in ihm, selbst mit dem Bauer zu gehen. Aber er hatte keine Erlaubniß von seiner Gönnerin, und kam ihr völlig unvermuthet. Unschlüssig, was er beginnen sollte, ging er tiefsinnig wieder nach Hause, oder vielmehr in den Stall zu dem

dem Tagelöhner. Hier wurden ihm ein paar Worte ins Ohr gesagt, die auf einmal seinen Entschluß bestimmten. Sein neuer Aufseher nemlich vertraute ihm an, wie er von der Magd gehört habe, daß der Magister ihn für seine Kirschennäscherei, und für seine leichtfertigen Reden morgen wollte ins Loch stecken lassen. Denn man weiß, daß auf den meisten Dörfern ein Behältniß unter dem Namen Hundeloch vorhanden ist, das zwar von Hunden seine Benennung trägt, aber demohngeachtet bloß für Menschen bestimmt ist.

Hätte man dem kleinen Martin vor drei Jahren eine solche Nachricht gebracht, so würde sie keine große Veränderung in seinem Gedankensystem hervorgebracht haben; aber jetzt, da er aus einem Bettlerbuben ein ziemlich gebildeter Knabe geworden war, jetzt fühlte er ein so schreckhaftes Erstaunen vor dieser Behandlung, daß sein Entschluß im Augenblick gefaßt war. Er suchte noch denselben Abend seine kleinen Habseligkeiten zusammen, und trug sie in den Stall an einen verborgenen Ort. Sobald er dann am folgenden Morgen

gefrühstückt hatte, zog er sein bestes Kleid an, das ihm der vorige Pfarrer hatte machen lassen, nahm sein übriges kleines Bündelchen unter den Arm, und schlich sich im stillen, ehe der Magister noch aufgestanden war, aus dem Hofe. Er hatte die Vorsicht, rechts aus dem Dorfe zu gehen, da der Weg nach Wesel eigentlich links führte, um diejenigen irre zu machen, die ihm etwa nachsetzen sollten. Auf diesem Wege kam er vor der Thür des Schulzen vorbei, und da er wußte, daß der Magister mit diesem schon alles wegen des Einstekkens verabredet hatte, so fiel ihm eine kleine Bosheit ein. Er rief nemlich dem Schulzen im Vorbeigehen zu, der Magister ließe ihm sagen, daß heute aus der verabredeten Sache nichts werden könnte, weil etwas dazwischen gekommen sei.

Der Schulze bat ihn, etwas näher zu kommen, aber Martin traute dem Frieden nicht, schüzte eilende Geschäfte vor, und setzte hinzu, es würde wohl bis nach seiner Rückkunft Zeit haben, was er zu erinnern hätte.

So,

So bald er sich im freien Felde sah, wandte er sich auf die andere Seite, um in die Straße nach Wesel zu kommen, und ging mit ziemlich leichtem Herzen fort. Sein richtiger Verstand sagte ihm, daß dieser Schritt, den er thäte, nicht zu vermeiden sei, und beruhigte ihn darüber. Als er einst auf eine ähnliche Art seinen Pathen verließ, da gab ihm kindischer Leichtsinn, und Unbekanntschaft mit der Welt frohen Muth; jetzt entstand dieser aus ganz andern Quellen: aus Gefühl der Befreiung von einer Herrschaft, die sich so drohend ankündigte, aus Ueberzeugung, daß sein kleines Glück durch den Magister schon zertrümmert sei, und daß er es nicht weiter durch diesen Schritt zertrümmern könnte. So wahr aber auch diese Triebfedern schienen, so vermogten sie ihn doch nicht ganz zu beruhigen; die Ungewißheit, in welcher er über sein künftiges Schicksal schwebte, drückte ihn.

Als er in der Straße nach Wesel eine Zeitlang fortgegangen war, kamen Scheidewege, und er wußte nicht, welchen er wählen sollte. Die Furcht, daß es ihm noch einmal

mal so gehen mögte, wie bei seinem ersten Entweichen, bewog ihn, sich in das Korn, das schon sehr hoch stand, zu verbergen, und den Bauern Matz zu erwarten, von dem er wußte, daß er heute nach Wesel fahren würde.

Er wartete einige Stunden vergebens, und sein Gemüth fieng an, sich mit traurigen Vorstellungen zu erfüllen. Er übersah sein Schicksal mit hellem Blick, und begann zum erstenmal recht lebhaft zu fühlen, wie verlassen er sei, wie so ganz abhängig von der Gnade fremder Menschen. Das drückte ihn sehr. Mit mindrer Bildung des Verstandes wäre er minder unglücklich gewesen.

Endlich nach drei verflossenen Stunden kam der Bauer gefahren, und Martin trat aus dem Korn hervor. Aber da der Bauer ihn nicht gewahr ward, so ging er sachte hinter dem Wagen her. Endlich nahte er sich demselben, um nicht länger in der Ungewißheit zu bleiben, und grüßte ihn. Je potz tausend, rief dieser voll Verwunderung, wo kömmst du denn hieher? Der Pfarrer hat vier Knechte auf die andere Seite des Dorfs aus-

ge-

geschickt, daß sie dich aufsuchen sollen. Ich hätte dich nirgend anders als im Hundeloch vermuthet; aber als ich einspannte, da wurde im ganzen Dorf Lerm gemacht, daß Martin entlaufen sei, und vier Knechte mußten gleich hinterher.

Also wußtet ihr auch, daß mich der Magister wollte einsetzen lassen? fragte Martin etwas ernsthaft. Das war ja kein Geheimniß im ganzen Dorf, sagte der Bauer, das wußten ja alle Jungen schon. Aber wo willst du denn jetzt hin? Nach Wesel, zu des vorigen Pfarrers Wittwe, war die Antwort. Der Bauer dachte einige Zeit nach, und sagte dann: höre Martin, ich werde deinetwegen vielen Verdruß mit dem neuen Magister haben. Er wird sagen, warum ich dich nicht gleich auf dem ersten Dorf habe festsetzen lassen. Dazu hat weder der Magister noch ihr das Recht, sagte Martin, ich bin kein Schelm, und kein Dieb, und kein fremdes Gericht darf mich antasten. Daß dies in eurem Dorf geschehen sollte, das hatte der Magister mit dem Schulzen verabredet. Wollt ihr mich

aber

aber fest setzen lassen, so mögt ihr's thun. Ihr müßt dann alle Kosten tragen, die daraus entstünden, und hättet viele Weitläuftigkeit, die euch der Magister nicht danken würde.

Aus diesen Worten wird man sehen, daß Martin die drei Jahre, die er bei dem verstorbenen Pfarrer zubrachte, nicht übel angewandt, und daß er jetzt schon wußte, wie es ohngefehr in der Welt zugeht. Nun, nun, sagte Matz, ich bin es auch noch nicht willens gewesen; ich werde dich unversehrt zur Frau Pfarrerin bringen, denn der Magister hat mir nicht befohlen, dich anzuhalten.

Der Weg nach Wesel war weit, und sie konnten die Stadt heute nicht mehr erreichen. Sie kehrten also am Abend in ein Dorf ein, wo Martin von dem Gelde zehrte, daß er sich unter seinem ehemaligen Pflegevater gesammelt hatte. Nach dem Abendessen, sagte der Bauer: du wirst müde seyn, Martin; lege dich nieder! Morgen, mit Anbruch des Tages, wenn ich anspanne, werde ich dich wecken.

Martin hatte bis jetzt keinen Grund gehabt, an der Ehrlichkeit des Bauern zu zweifeln, aber eine Erinnerung aus seinem vorigen Leben fiel ihm aufs Herz. Er erinnerte sich nemlich, wie er einst in dem Lager allein zurückgeblieben sei, und dies einsame, verlassene Erwachen hatte einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er sagte also zu dem Bauer, er befürchtete, morgen nicht zur rechten Zeit bei der Hand zu seyn, und würde sich also auf den Wagen legen. Meinetwegen auf das Kirchendach, antworte Matz, und legte sich auf seine Streu. Martin aber nahm sein Nachtlager unter freiem Himmel, und deckte sich mit seinen wenigen Kleidern, so gut er konnte, zu.

Als er am folgenden Morgen aufwachte, fühlte er sich hin und her geworfen, und da der Gedanke an den Magister ihm noch schwer auf dem Herzen lag, so fuhr er ängstlich in die Höhe, und rief: Matz, Matz, wo sind wir? Wir werden gleich in die Pfarrwohnung zum Magister hineinfahren, war die Antwort. Wie, was? schrie Martin, raffte

sich

sich auf, und rief unaufhörlich: ich will vom Wagen herunter, laßt mich, halt, halt, ich springe herunter!

Der Bauer Matz lachte unterdessen aus vollem Halse, und rief endlich: hast du denn den Staar? Sieh dich doch um! Martin besann sich jetzt ganz, und merkte nun, daß sie mitten im Felde waren; aber er war so erschrocken, daß ihm das Herz laut pochte, und daß er sich erst nach einiger Zeit wieder ganz erholen konnte. Solche Scherze sind unter einer großen Classe von Menschen sehr gewöhnlich; aber sie haben etwas grausames an sich, indem sie auf einige Zeit die unangenehmsten Empfindungen verursachen, und durch nichts, als durch das Aufhören derselben, dafür entschädigen.

Um sieben Uhr Morgens fuhren sie in Wesel ein. Es war das erstemal, daß Martin eine Stadt sah; aber so wie die Einbildungskraft uns gewöhnlich entfernte Gegenstände schöner vorzuzaubern pflegt, als sie in der Wirklichkeit sind, so hatte auch Martin einen größern Begriff von einer Stadt gehabt. Er

sah

ſah nichts als Häuſer, die dicht zuſammen ſtanden, und zum Theil beſſer waren, wie das Pfarrhaus in ſeinem Dorfe; dabei konnte er immer nur eine Straße überſehen, und war unzufrieden damit. Kurz, er fand, daß man die Stadt, was in gewiſſer Rückſicht ſehr richtig iſt, vor Häuſern nicht ſehen konnte.

Er ließ ſich ſogleich von ſeinem Begleiter zu dem Hauſe ſeiner Wohlthäterin führen, und hatte das Herzchen ſehr voll von Freude, von Beſorgniß, und von manchen andern Empfindungen, ſo daß er ſeiner nicht mächtig war, als er bei ihr eintrat. Er ging ſtillweinend auf ſie zu, um ihr die Hand zu küſſen, ohne ein Wort vorbringen zu können. Die Pfarrerin merkte, was vorgegangen war, und fragte: nun, hat dir dein neuer Herr nicht folgen wollen? Er hat mich wollen ins Hundeloch ſtecken laſſen, antwortete Martin, weil ich beim Kirſchenpflücken einige in den Mund ſteckte, und auf ſein Schelten ſagte: du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden.

Ins Hundeloch? fragte die Pfarrerin mit Verwunderung, iſt das wahr Matz?

Ja, Frau Pfarrerin, ſagte dieſer, und wenn Martin nicht davon gelaufen wäre, ſo ſäße er vielleicht noch darin. Das ganze Dorf weiß es.

Wenn es ſich ſo verhält, ſagte die gute Frau, ſo iſt es mir lieb, daß du zu mir gekommen biſt. Das hatte mein ſeliger Mann nicht mit dir im Sinn. Hier, Matz, iſt ein Geſchenk für euch, daß ihr den kleinen Weglauter mitgebracht habt. Kommt doch in einer Stunde wieder; ich werde euch einen Brief an den Magiſter mitgeben.

Matz ging, und Martin befand ſich mit ſeiner Gönnerin allein. Aber damals knüpfte man weder in der wirklichen Welt, noch in Romanen ſo frühzeitig Liebeshändel an, und die Frau Pfarrerin hatte von ganz andern Dingen mit Martin zu reden. Du haſt deine Zuflucht zu mir genommen, ſagte ſie, und ich habe dich nicht zurückgewieſen; aber, offenherzig geſprochen, ich weiß jetzt nicht, was ich mit dir anfangen ſoll. Mar-

Martin ſchlug beſchämt die Augen nieder; er wußte es noch minder. Aber ſein richtiger Verſtand lehrte ihn eine paſſende Antwort finden. Wenn ich in dem Stande meiner Eltern geblieben wäre, ſagte er, ſo würde ich um mein weiteres Fortkommen nicht beſorgt ſeyn, aber jetzt wird es mir ſchwer werden, meinen Unterhalt zu finden.

Martin machte frühzeitig eine Erfahrung, die viele Hunderte, wiewohl etwas ſpäter, zu machen Gelegenheit haben: die Gefahr des Strebens und Uebertretens nach einem höhern Stande. Der Sohn des Handwerkers, der ſtudirt, bereitet ſich oft, wenn er kein ganz vorzüglicher Kopf iſt, ein Leben voll Sorgen, voll Kränkungen, und voll unbefriedigten Ehrgeizes, ſtatt daß er in der Laufbahn ſeines Vaters ruhig und glücklich ſeine Tage hätte zubringen können. Der Sohn des Landmanns, der ſich ohne wahren innern Beruf in die höhere ſtädtiche Welt begiebt, wird oft noch elender. Sein Verſtand wird gebildet, und er lernt zu ſeinem Unglück, welche Freuden es in der Welt giebt, ohne dar-

an Theil nehmen zu können. Der Umſtand daß es bei weitem leichter ſei, eine höhere Laufbahn zu betreten, als ſich auf derſelben zu erhalten, und darauf fortzurücken, vermehrt das Elend der Emporklimmenden, und die geheimen Sorgen darüber, verbittern zehnfach alle Freuden, die ihnen dieſe höhere Laufbahn darbieten kann.

Von dieſer Erfahrung hatte Martin jetzt einige Vorempfindungen; aber er verdiente bei weitem eher Mitleid, als Vorwürfe. Denn nicht er ſelber, ſondern das Schickſal hatte ihn in dieſe Laufbahn geſchleudert, und er gab alſo jene Antwort mit Recht. Die Pfarrerin, welche eine luſtige Frau war, wollte die Sache nicht zu ernſthaft werden laſſen, und ſagte mit Lachen: ei, ei Martin, biſt du denn ſchon ſo hoch geſtiegen, daß du dich vor dem Herabſteigen fürchteſt?

Neue Beſchämung für Martin; indeſſen antwortete er mit ziemlicher Faſſung: der Unterſchied, wie es an meinem Geburtsorte um mich ſtand, und wie es jetzt durch Ihre Wohlthaten um mich ſteht, iſt wenigſtens

für mich sehr merklich. Nun, wie steht es denn jetzt um dich? fragte die Pfarrerin. Sehr gut, war die Antwort, so lange meine Wohlthäterin mir ihre Gunst nicht versagt, und sehr schlecht, sobald dies geschieht.

Aus den Antworten Martins sieht man, daß er nicht allein einen richtigen Verstand, sondern auch Scharfsinn und Gegenwart des Geistes besaß, und daß seine drei letzteren Lebensjahre einen großen Einfluß auf seine Seelenkräfte gehabt hatten. Ob dies ein Glück war, ob überhaupt Vollkommenheit des Geistes und ein weiter Blick der Seele unser Glück befördert — wer hat diese Frage befriedigend aufgelöst?

Du bist ein feiner Herr geworden, sagte die Pfarrerin, und verstehst gar schon zu schmeicheln. Nun, weil du so viel Vertrauen in mich setzest, so will ich dir sagen, was ich für dich zu thun gedenke: ich werde an den Magister schreiben, und ihn bitten, daß er dir die Strafe schenken, und dich wieder aufnehmen soll.

Länger hielt sich Martin nicht, fordern brach in einen Strom von Thränen aus, und mußte sein Gesicht wegwenden, denn er war aus aller Fassung. Nun, nun, rief die Pfarrerin, gieb dich nur zufrieden, es war nur mein Scherz. Ich werde dich bei mir behalten, und so lange ich lebe, soll es dir nicht an Unterhalt fehlen.

Diese Worte waren freilich ein heilender Balsam für den armen Knaben, aber er blieb noch immer sehr gerührt, und konnte seine Freude nicht an den Tag legen. Kein Wunder! der Scherz der Pfarrerin scheint etwas von der Art zu seyn, wie jener des Bauern Matz, und obwohl sie eilte, ihn wieder gut zu machen, so verursachte er doch dem armen Martin unnöthigen Kummer in seiner gepreßten Lage.

Wir wollen ihr indessen Worte nicht zu hoch anrechnen, da sie in ihren Handlungen sich als die edelste Wohlthäterin des verwaisten Knaben zeigte. Sie erklärte nemlich, daß sie ihn in den nöthigsten Dingen würde unterrichten lassen, und gleich am folgenden Tage be-

bekam Martin Lehrer, die ihn im Schreiben, Rechnen, in der Geschichte und Geographie unterwiesen. Die Pfarrerin konnte diesen Aufwand um so leichter machen, da ihr eine reiche Erbschaft von einer Anverwandtin in dieser Zeit zufiel.

Martin war ohngefehr drei Wochen in seiner neuen Lage gewesen, und hatte an seiner Gönnerin gleichsam eine Madam Warens, wie Rousseau, gefunden, als er eines Tages in dem Zimmer derselben ganz unvermuthet den Magister antrat. Er erschrack so sehr vor seinem Anblick daß er, ohne ein Wort vorzubringen, an der Thür stehen blieb. Aber jener unterbrach die Stille, und fragte etwas inhuman: warum bist du mir denn davongelaufen, du gewissenloser Vogel? Jetzt bekam Martin auch die Sprache wieder, und da ihm die Zunge überhaupt gut gelöst war, so antwortete er ganz dreist: die Furcht vor dem Hundeloche hat mich fortgetrieben. Wer hat dir denn eingebildet, rief der Magister, daß ich dich würde hineinstecken lassen. Du würdest ja gesehen haben, ob es geschehen wäre. Bis zum

Sehen wollte ich es nicht kommen laſſen, antwortete Martin.

Um das Geſpräch, das etwas hitzig zu werden drohete, zu unterbrechen, fragte die Pfarrerin nach dem Vergehen ihres Pflegeſohns. Der Magiſter ſuchte ſie zu überreden, daß nichts an der Sache ſei, und daß er nie den Gedanken gehabt habe, ihn ins Hundeloch ſtecken zu laſſen. Es wußten ja aber alle Jungen im Dorfe, rief Martin, und es war ja ſchon alles mit dem Schulzen verabredet.

Der Magiſter gerieth in große Wut bei dieſen Worten. So ein Bube, wie du biſt, ſprach er, muß ſich nicht unterſtehen zu reden, wenn er nicht gefragt wird. Die Pfarrerin gab Martin einen Wink, und er begab ſich hinweg. Der Magiſter blieb zum Mittageſſen da, aber es fand ein merklicher Kaltſinn zwiſchen ihnen ſtatt, und bald nach Tiſche reiſte der Magiſter weg. Kurz nachher erfuhr Martin, daß dieſer Beſuch nicht umſonſt gemacht ſei, ſondern daß der Herr Magiſter vielmehr eine wichtige Angelegenheit habe aufs reine bringen wollen. Er hatte nemlich die Hand

und

und das Herz der verwittweten Frau Pfarrerin, die eine junge, hübsche, und überdies reiche Frau war, begehrt, hatte sich aber ohne Weitläuftigkeit mit einem deutlichen Nein! zurückgeschickt gesehen, und davon mogte der ungewöhnliche Kaltsinn kommen, mit welchem beide Personen sich gegen einander betrugen.

Märtin war ohngefehr ein viertel Jahr in Wesel gewesen, als er eines Tages seinem Pathen Jobsen auf der Straße begegnete. Er konnte sich nicht enthalten, still zu stehen, und ihn aufmerksam zu betrachten, worauf denn jener gleichfalls stillstand, und ihn wieder betrachtete. Kennt ihr mich nicht mehr? Pathe Jobsen, fragte Martin. Der Bauer besann sich eine Weile, und rief dann voll Erstaunen: je du tausend, du wirst doch nicht der kleine Merten seyn! Ja freilich bin ich der, war die Antwort. J du lieber Gott, sagte der Bauer, du bist ja in kurzer Zeit ein Herr geworden.

Es war das erstemal in seinem Leben, daß Martin sich einen Herrn nennen hörte,

und

und dieſer Name war eine Art von Wohllaut in ſeinen Ohren. Aber daß ihn ſein Pathe dabei du nannte, das verdroß ihn, und überhaupt erinnerte er ſich jetzt ſo lebhaft an alle die Grauſamkeiten, die er einſt von ihm hatte erdulden müſſen. Er antwortete alſo: wenn ich bei euch geblieben wäre, ſo würde es freilich nicht ſo mit mir ausſehen.

Martin fragte ihn jetzt nach ſeinem Vater, und hörte von ihm daß er nach Holland, und von da nach einer neuen Welt gegangen ſei. Er erkundigte ſich nun auch nach ſeinem wahren Geſchlechtsnahmen, denn er war, wie wir oben ſchon geſehen haben, ſo unwiſſend aus ſeinem Dorfe weggegangen, daß er derſelben nicht wußte, ſo wenig, wie den Namen ſeines Geburtsortes. Wir haben ihn wol immer ſo unter uns, ſagte Jobſen, Spielwerken genannt, aber ſein eigentlicher Name war Martin Rubold, und ſo heißeſt du auch nach ihm. Im Kirchenbuch muß alles ſtehen.

Martin ließ ſich nun auch den Namen ſeines Geburtsortes ſagen, und wollte den Bauern mit in ſeine Behauſung nehmen; aber

dieſer hatte nicht Zeit, und Martin konnte ihm bloß einiges Silbergeld ſchenken. Er eilte ſodann zu ſeiner Wohlthäterin, und meldete ihr, daß er nun ſeinen wahren Geſchlechtsnamen wüßte, indem er ihr zugleich ſeine Zuſammenkunft mit dem Bauern umſtändlich erzählte, wobei auch der Name Herr, den er ihm beigelegt hatte, nicht vergeſſen wurde.

Die ſchlaue Pfarrerin merkte, was ihn eigentlich gekitzelt habe, zog ihren Geldbeutel heraus, und ſagte; nun, Herr Bubold, damit dir der neue Herrentitel nicht zu hoch zu ſtehen kömmt, ſo will ich dir die Gebühren erſetzen. Sie reichte hierauf Martin ſo viel, als er dem Bauern gegeben hatte.

Dieſer kleine Spott kam zur rechten Zeit, denn Martin lernte dabei ſehr lebhaft fühlen, daß man ſeinen Ehrgeiz nicht in Kleinigkeiten ſetzen müſſe, und daß man dadurch auf den Weg geriethe, ein eitler Menſch zu werden. Einmal pflegte eine ſolche Zurechtweiſung nur nöthig für ihn zu ſeyn, um auf immer Eindruck auf ihn zu machen, zumal wenn ſie ſo fein war. Er ſchlug beſchämt die Augen nieder,

der, und kam sich äußerst lächerlich vor, daß er den beigelegten Herrentitel erwähnt hatte.

Nicht lange nach diesen Vorfällen bezog die Pfarrerin eine andere Wohnung, und es schien sehr lebhaft bei ihr zu werden. Sie legte schönere Kleider an, wie sie gewöhnlich pflegte, die Zimmer wurden prächtiger möblirt, und selbst bis auf Martin erstreckte sich dieser wachsende Glanz: er wurde vom Kopf bis zu Fuß neu gekleidet. Vergebens dachte er über diese Erscheinungen nach; er konnte sie nicht erklären, und die Pfarrerin war stumm in der ganzen Sache.

Eines Tages endlich entwickelte sich das Geheimniß etwas näher. Schon am Morgen desselben war alles in Bewegung, und Küche, Keller, Zimmer, und Anzug der Frau Pfarrerin verkündigte etwas festliches. Doch war die Mittagstafel nur sehr kurz, und es schien alles auf den Abend aufgespahrt zu werden. Nachmittags um vier Uhr endlich hörte man einen blasenden Postillion, und es hielt eine Extrapost vor der Thür. Ein junger feiner Mann

Mann ſtieg aus dem Wagen, und ward von der Pfarrerin auf eine Art empfangen, die es ſehr deutlich zeigte, er ſei ihr ein angenehmerer Gaſt, als der Magiſter. Sie führte ihn in ihr Zimmer, und blieb eine Zeitlang allein mit ihm. Hierauf mußte Martin auf ihren Befehl den Caffe hereinbringen. Er ſah beide in vertraulichem Geſpräch neben einander auf dem Sopha ſitzen, und wäre gar nicht bemerkt worden, wenn nicht die Pfarrerin ihm einen Wink gegeben hätte. Er ging vermöge deſſelben hin, und küßte dem neuangekommenen Herrn die Hand. Wer iſt der Kleine, fragte dieſer. Es iſt mein Sohn, antwortete die Pfarrerin lächelnd, aber nur mein Pflegeſohn. Sie erzählte ihm hierauf kürzlich, auf welche Art er zu ihnen gekommen, und von ihrem ſeligen Manne aufgenommen worden ſei, und wie ſie es jetzt für ihre Pflicht hielte, ſich ſeiner weiter anzunehmen.

Während dieſer Erzählung fühlte Martin zum erſten Mal, daß es beſſer für ihn ſeyn würde, wenn ſie nicht gemacht werden könnte, wenn er nicht aus einer ſo unbeſchreiblichen

Nie-

Niedrigkeit in seinen jetzigen Zustand versetzt wä e. Es schien ihm zum ersten Mal, als klebte der Schmutz seines Entstehens unvertilgbar an ihm, und obwohl seine Gönnerin diese Puncte sehr schonend berührte, obwohl der Fremde am Ende ihrer Erzählung sagte: es ist ein feiner Knabe, aus dem etwas werden kann, so entfiel ihm doch eine Thräne, und er entfernte sich mit einer stummen Verbeugung.

Am Abend war große Gesellschaft bei der Pfarrerin, aber alle Kinder blieben davon ausgeschlossen, und Martin erhielt von seiner Gönnerin ein kleines Geschenk an Geld, daß er irgendwo hingutze, um sich außer dem Hause ein Vergnügen zu machen. Er hatte das Geheimniß nun schon längst errathen, und wer ist unter meinen Lesern, der es nicht mit ihm errathen hätte? Der fremde Herr war in der nemlichen Absicht gekommen, als weiland der Magister. Er hieß Philippson, und war ein bemittelter Kaufmann aus Emden.

Als Martin gegen die Nacht zu Hause kam, fand er noch alles im größten Vergnügen,

gen, und die Gäste gingen erst in der Mitternacht aus einander. Es war die Verlobung zwischen dem Brautpaar, das sich schon seit geraumer Zeit gekannt hatte, gewesen, und der Bräutigam entfernte sich ebenfalls, dem Wohlstande gemäß, mit den Gästen, indem er in einem Wirthehause logirte.

Am folgenden Tage ließ die Pfarrerin früh Morgens ihren Pflegesohn rufen, und sagte: von jetzt an, Martin, kannst du den Fremden, der gestern bei mir war, als deinen Herrn betrachten, denn er hat Lust dich mitzunehmen, und bei ihm wirst du Gelegenheit finden, das zu lernen, was du künftig, um dein Brod zu finden, nöthig haben wirst. Was meinst du, hast du Lust, mit ihm zu gehen?

Sehr große, antwortete Martin, vorzüglich, wenn ich dadurch Gelegenheit finde, mein Brod selber zu erwerben, obwohl es mir zugleich äußerst nahe gehen wird, Sie, meine Wohlthäterin, von der ich bis jetzt alles habe, zu verlassen. Gingen Sie an den Ort meines künftigen Aufenthalts mit, so würde mein Glück vollkommen seyn. Du

Du bist sehr fein, sagte sie lachend, und weißt deine Meinung ganz artig zu sagen; nun, es kann seyn, daß ich dir zu Gefallen nachkomme. Du aber mußt vorangehen. Denn da Herr Philippsen sich seiner Geschäfte halber hier nicht länger, als bis morgen früh aufhalten kann, so ist es nothwendig, daß du noch heute dich zur Reise fertig machst. Zugleich will ich dir bekannt machen, daß dein neuer Herr dich zur Handlung anführen wird.

Martin freute sich über die neue Laufbahn, die ihm bevorstand, und machte sich bereit, die Reise anzutreten. Der Abschied von seiner Gönnerin war zwar nicht schmerzlich, weil er gewiß wußte, sie in kurzer Zeit wieder zu sehen, aber er hatte etwas äußerst wehmüthiges für ihn; eine dunkle Empfindung, daß er wenigstens in Absicht des nähern und vertraulichen Umganges auf immer von ihr schiede, verursachte dies.

Herr Philippson hatte noch einen Reisegefährten bei sich, und da nur für zwei Personen Platz in dem Wagen war, so mußte sich

Mar-

Martin bequemen, neben den Bedienten auf dem Bock sich hinzusetzen. Es war schönes warmes Wetter, die Gegend, durch welche sie fuhren, hatte viel Annehmlichkeit, und der Sitz auf dem Bock gar nichts unbequemes; demohngeachtet wollte ihm derselbe nicht ganz behaglich scheinen. Hätte er vor drei Jahren eine Reise auf diese Art machen können, sie würde ihm unbeschreiblich viel Vergnügen gemacht haben; jetzt beunruhigte ihn etwas, gegen welches er damals unerschütterlich fest gewappnet war; der Gedanke, daß er auf dem Bock nicht an seinem rechten Ort sei. O Cultur des Menschen, wie viel Wege öffnest du, ihn unglücklich zu machen!

Mit den Betrachtungen, die er über dies Sitzen auf dem Bock anstellte, da er vorher fast wie ein Sohn seiner Wohlthäter war behandelt worden, vereinigte sich der Gedanke an seine Hülflosigkeit, an seine gänzliche Abhängigkeit von andern, die seine ganze Bestimmung in einem Augenblick verändern könnten, je nachdem sie es für gut fänden.

Indem er noch nicht ganz von dem Tiefsinn, den diese Betrachtungen hervorbrachten, sich erholt hatte, fragte ihn der Bediente, der neben ihm saß, ob er der Unverwandte von der Frau Pfarrerin sei. Martin fühlte sich durch seine ganze jetzige Lage etwas erniedrigt, und in dem Augenblick fiel ihm ein, daß er auch in den Augen des Bedienten sehr verächtlich erscheinen würde, wenn er sagte, daß er ein entlaufener Bettelbube sei; er beantwortete also jene Frage mit ja indem er dachte, daß es jenem gleich viel seyn könnte, wer er wäre, er selbst aber dadurch in dessen Achtung gewinnen, und also Vortheil haben würde. Jedoch setzte er hinzu, als wenn er die Lüge dadurch verringern wollte, daß die Verwandtschaft von Seiten des verstorbenen Pfarrers herrühre.

Ob Martin Recht daran that, daß er diese kleine Lüge vorbrachte? Unsere Moralisten haben einen Fall bestimmt, in welchem man eine Lüge sagen kann, nemlich dann, wenn niemanden dadurch ein Schaden, und irgend jemanden ein Vortheil zuwächst. In die-

diesem Fall nennen sie es keine Lüge, sondern eine Unwahrheit. Will man diese Regel auf Martins unwahre Antwort anwenden, so bleibt noch zu untersuchen, ob wir selbst derjenige seyn können, dem eine Lüge Vortheil bringen darf. Sollte dies nicht seyn, so wäre die Antwort Martins tadelnswerth. Aber sie ist es nicht allein in Absicht der Moralität, sondern auch in Absicht der Klugheit. Es war höchst wahrscheinlich, daß der Bediente über kurz oder lang erfahren mußte, er sey nicht der Anverwandte der Pfarrerin, und dann hatte er nicht allein keinen Vortheil, sondern Schaden von seiner Lüge; dann erniedrigte es ihn erst, daß er nicht mit ihr verwandt sey.

Aber die meisten Menschen pflegen in ähnlichen Fällen auf ähnliche Art zu handeln, und durch einen gegenwärtigen kleinen Vortheil einen künftigen großen Nachtheil zu erkaufen. Denn nichts schadet dem Ruf mehr, als Unwahrheiten die man zu seinem Vortheil von sich verbreitet. Man kann in wichtigen Dingen der redlichste Mann seyn, und nicht

den Ruf davon haben, weil man sich in Kleinigkeiten Abweichungen von dem geraden Wege erlaubt. Es scheint daher eine Hauptregel der Klugheit zu seyn, nie von der strengsten Wahrheit abzugehen, und man kann von denen, die es in Kleinigkeiten thun, nicht sowohl sagen, daß sie unmoralisch, als vielmehr, daß sie höchst unweise und feindselig gegen sich selbst handeln.

Ich habe mich bei diesem Gegenstande einige Augenblicke verweilt, weil zugleich ein Zug in Martins Karacter daraus hervorgeht, nemlich der, daß er einen starken Ehrgeiz besaß, und von demselben gereizt manches thun konnte, was er sonst nicht würde gethan haben.

Er besaß indessen so viel Klugheit, daß er seine Empfindlichkeit über das Reisen auf dem Bock nicht äußerte, und sein neuer Herr begegnete ihm übrigens so freundlich, daß er sich zufrieden stellte. Welche Ansprüche hatte auch ein so hülfloses und abhängiges Wesen, als Martin war, zu machen?

Nach einer Reiſe von wenigen Tagen kamen ſie in Embden, dieſer anſehnlichen Handelſtadt an. Das Haus des Herrn Philippſon war groß, und prachtvoll möblirt. Martin befand ſich ringsumher mit einem Glanz umgeben, der ihm vorher noch nie vorgekommen war. Eine Menge Handlungsdiener und Lehrlinge belebten die Scene, und unter die Zahl dieſer letzten ward dann auch Martin aufgenommen, ohne daß man weiter in Embden erfuhr, er ſei da.

Jeder Eintritt in das bürgerliche Leben wird den jungen Ankömmlingen etwas ſchwer gemacht, und der Kaufmannsſtand macht hierin keine Ausnahme. Martin fühlte ſehr bald, daß zwiſchen ihm und dem, der ſo viel Glanz und Leben um ſich hatte, eine große Kluft ſei, ohne daß dieſer gerade es darauf anlegte, ihm dies fühlbar zu machen; die Natur der Umſtände brachte es ſo mit ſich. Mogte dies hingehen; aber er fühlte bald, daß auch eine große Kluft zwiſchen ihm, und den andern Herren ſei, die aus den Jahren herausgetreten waren, in die er ſo eben ein-

trat, und dieſe ließen es ihn fühlen; denn die kleinen Tyrannen ſind gewöhnlich ſchlimmer, als die großen. Mogte indeſſen auch dies noch hingehen; aber der übelſte Umſtand von allen war der, daß Martin in ſeinem noch zarten Alter ſchon ſo viel Einſicht und Kenntniſſe hatte, daß er alles fühlte, was in der Niedrigkeit ſeiner Lage zu fühlen war. Er beſaß nicht die Beſchränktheit, die zu ſeinem Stande gehörte, er wußte zu viel, um ganz in ſeine jetzige Form zu paſſen. Man ruft den Kindern zu: lerne was, damit du dein Brod findeſt! Hat noch niemand ihnen zugerufen: lerne nichts, damit du glücklich bleibſt! — ?

Martin wurde in den Geſchäften angewieſen, welche im Handlungsfach den Anfang machen, und außerdem, als der jüngſte Lehrburſche, in der Stadt zum Verſchicken gebraucht. Seine neuen Herrn ließen ihn ihre Oberherrſchaft ſehr deutlich fühlen, vorzüglich, da ſie merkten, daß er einen hellen Blick hatte, und in manchen Stücken weiter ſah, als ſie. Die Selbſtdenker hat man in keinem Stande gern:

zur Schande der menschlichen Einrichtungen sey es gesagt; man liebt mehr die beschränkten Wesen, die sich von der Hand ihrer Vorsteher, gleich einer Maschine gebrauchen lassen, ohne ihre Bestimmung genau zu kennen. Martin hatte indeß auch auf der andern Seite zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß er sich fügen müsse, daß er dumm scheinen müsse, wenn er klug handeln wollte. Er verrichtete die ihm angewiesenen mechanischen und gedankenlosen Geschäfte, von denen er einsah, daß sie ihm wenig nützen könnten, mit großer Emsigkeit, er vermied jede Gelegenheit, so viel an ihm lag, sich Verweise zuzuziehen, und that gewöhnlich mehr, wie ihm gesagt war, doch nicht auf die Art, als er einst des Pfarrers Knöpfe putzte. Er mußte so handeln, denn sonst hätte er keine richtige Beurtheilungskraft gehabt.

Nach einigen Wochen traf seine Pflegemutter aus Wesel, auf deren Ankunft sich Martin sehr gefreut hatte, ein. Aber wie sehr ward er in seiner Erwartung getäuscht! die alten Verhältnisse hörten auf. Seine

Wohl-

Wohlthäterin war bei ihrer Ankunft mit solchem Geräusch und so vielen Geschäften umgeben, daß für ihn nur wenige Augenblicke zur Bewillkommung übrig blieben. Ihr ganzes Gedankensystem war zu sehr beschäftigt, als daß sie lange bei Martin hätte verweilen können. Dies brachten die Umstände mit sich; aber der kleine Pflegesohn litt dabei.

Die Hochzeit wurde kurz nach ihrer Ankunft gefeiert, und nach derselben, wenn alle zerstreuenden Lustbarkeiten vorüber wären, hoffte Martin, ihr wieder näher zu kommen. Er täuschte sich auch jetzt. Die Lustbarkeiten hörten nicht auf, und Madam Philippsen lebte in einem Zirkel, zu dem für Martin kein Zutritt war. Auf dem einsamen Dorfe, und in der stillen Pfarrwohnung, schien er der Sohn im Hause zu seyn, hier in dem geräuschvollen Emden, und dem prächtigen städtischen Hause, war er nichts anders, als ein subalterner Lehrbursche. Dies konnte unmöglich einen günstigen Einfluß auf sein Glück äußern, und er befand sich gewiß vor vier Jahren in dem Lager, wo er barfuß und in einem zerrissenen

Kit-

tel einherging, weit behaglicher als jetzt, da er ganz fein und anständig gekleidet war. Warum mögen sich doch die niedrigen Stände so ängstlich in die höhern eindrängen, da so wenig Glück für sie darin zu finden ist!

Bei aller Anstrengung Martins, die Kränkungen seiner nächsten Oberherrn zu vermeiden, war ihm dies nicht möglich, denn sie tadelten ihn gewöhnlich nicht, weil er etwas versehen hatte, sondern weil ihre Laune es ihnen gebot. Aber das schmerzlichste dabei war ihm, daß es sich sehr oft deutlich äußerte, man sei mit seinem ehemaligen Zustande bekannt, und daß er oft sehr bittere Anspielungen auf denselben hören mußte. Ja, es schien ihm, als wenn man gerade seiner niedrigen Herkunft wegen, härter mit ihm umgienge, als sonst geschehen seyn würde. Diese Bemerkung erweckte in ihm einen Gedanken, der nachher den wichtigsten Einfluß auf sein ganzes künftiges so seltsames Leben hatte: er wünschte an einem Ort zu seyn, wo man von seinen ehemaligen Verhältnissen nichts wüßte, und wo er in dem Stande, worin er jetzt war,

ohne Rückerinnerung in die Welt eintreten könnte. Dieſer Wunſch war jetzt nicht zu erreichen, denn er mußte ſeine Lehrjahre aushalten, wenn er ſein ganzes künftiges Glück nicht zertrümmern, oder wahrer geſprochen, wenn er ſeinen künftigen Freuden und Leiden nicht eine andere Richtung geben wollte.

In dieſer Zeit bekam er Gelegenheit ſeinen Geiſt auf eine Art zu bilden, wie vorher noch nicht geſchehen war. Es befanden ſich nemlich in dem Hauſe ſeines Herrn eine Menge Bücher der unterhaltenden Gattung, die vorzüglich Reiſebeſchreibungen enthielten. Den Handlungsdienern war es erlaubt, ſich dieſer zu bedienen, und dadurch fielen auch Martin eine Menge davon in die Hände. Er las ſie mit unbeſchreiblichem Heißhunger, und ſein Blick ward dadurch um ein großes heller, ſein Horizont um vieles weiter. Er lernte die verſchiedenen Verhältniſſe näher kennen, die in der Welt ſtatt fänden, aber leider lernte er auch zugleich fühlen, daß er auf keine Weiſe in dem Verhältniſſe lebe, das für ſeinen Geiſt das ſchicklichſte ſey. Er lernte einſehen, daß

es

es bessere und höhere Beschäftigungen in der Welt gäbe, als das einfache und doppelte Buchhalten. Freilich that er übel daran, daß er dies einsah, denn er war nun einmal für das einfache und doppelte Buchhalten bestimmt; aber wer reißt dem erwachsenen Kinde das Messer aus der Hand, womit es seinen Geist zerpitzt, oder wer kennt dies Messer nur? Martin sollte in der Welt der Lehrburschen leben, und er lebte als Cosmopolit in der wirklichen Welt. Das war sehr thörigt.

Wer es fühlt, was in dieser kleinen Verschiedenheit liegt, der wird es wissen, daß Martin hiebei nicht glücklich seyn konnte; aber eben dies beförderte die Bildung seines Geistes nur noch mehr. Denn Leiden sind die feinsten und untrüglichsten aller Lehrmeister. Sie üben das Herz und den Verstand zugleich. Die Wange Martins bleichte etwas, und war auch nicht so voll mehr, als einst, da er dem Magister die Kirschen aß; aber sein Geist hatte dafür die Farbe einer hohen Cultur angenommen. Ob er dabei gewann?

Es verflossen mehrere Jahre seines Lehrstandes ohne merkwürdige Vorfälle. Madam Philippsen bekam in ihrer neuen Ehe einige Kinder, und darüber verlohr sie natürlich den guten Martin noch mehr aus den Augen. Die mütterlichen Gefühle überwogen alles andere. Dennoch bemerkte sie, daß er als Jüngling das nicht mehr sei, was er als Knabe war, und fragte ihn einst darüber. Er war ihr nicht mehr nahe genug, um ihr bei dieser Gelegenheit sein ganzes Herz aufschließen zu können, dennoch bediente er sich derselben, einen großen Hang zum Reisen zu erkennen zu geben. Den kannst du in deinem Stande befriedigen, sagte sie, und ich werde dafür sorgen, daß es geschieht. Von dieser Zeit an ward er gebraucht, wenn Reisen in den Geschäften des Herrn Philippsen zu machen waren, denn diesem blieb es auf keine Weise verborgen, daß Martin ein sehr fähiger und brauchbarer Kopf sei.

In dieser Zeit that sich eine kleine Erscheinung hervor, die auf eine schnelle Veränderung in Martins Schicksalen den wirksamsten

Ein-

Einfluß hatte. Herr Philippſon hatte ſchon in einer frühern Ehe gelebt, und aus dieſer war ihm eine Tochter übrig, an Jahren etwas jünger, wie Martin. Dies Mädchen äußerte eine große Zutraulichkeit zu ihm, und er, der kein Weſen hatte, bei dem er ſich ſeiner innerſten Empfindungen entladen konnte, erwiederte ſie. Sie beſaß einen hohen Grad von Gutmüthigkeit, und dies zog ihn zu ihr hin, ohne etwa von ihren Reitzen gelockt zu werden, denn ſie beſaß keine. Martin liebte ſie als Freundin. Nicht ſo war es mit Marianen: ſo hieß die Tochter Philippſons. Sie begann Martin mit einem ſtärkerem Gefühl zu lieben, und hatte nicht Vorſicht genug, ihre Leidenſchaft den Augen anderer zu entziehen. Madam Philippſon war die erſte, die es bemerkte, denn im Gebiet der Liebe ſehen die weiblichen Augen weit heller, als die männlichen.

Einſt ließ ſie Martin in den Garten rufen, und ſagte zu ihm folgende Worte: mein Mann iſt, wie du erkennen mußt, dein größter Wohlthäter. Er hat dich auf eine Laufbahn geführt, auf welcher du zu einem ehrenvollen

Stan-

Stande gelangen kannſt, und dir ſchon ſeit mehrern Jahren ein anſtändiges Brod gegeben. Ich hoffe nicht, daß du dies alles dadurch vergelten wirſt, indem du ſeine Tochter verführſt.

Dieſe unerwartete Anrede kränkte Martin tief; aber er hatte während ſeines Lehrſtandes Kränkungen ähnlicher Art ſo oft erfahren, daß er wenigſtens in keinen großen Eifer gerieth, oder ſeine Faſſung darüber verlohr. Madame, antwortete er mit etwas gedämpfter Stimme, Ihr Vorwurf iſt mir ſchmerzhaft, und kömmt mir ſehr unerwartet. Ich habe nie die Verführung irgend eines Frauenzimmers im Herzen gehabt, am wenigſten die der Tochter meines Herrn.

Mindeſtens iſt der Anſchein davon etwas auffallend vorhanden, antwortete ſie. Ich habe dich ſehr oft mit Marianen hier im Garten geſehen; ich habe bemerkt, daß ihr geheimnißvoll und verſtohlen mit einander ſpracht, und daß eure Blicke ſich manches ſagten, was auf geheimes Verſtändniß deutete.

Alles dies iſt wahr, ſagte Martin, aber es liegt dabei weder Liebe noch Verführung zum Grunde; dies betheure ich Ihnen bei allen den Wohlthaten, die ich von Ihnen genoſſen habe.

Wohlan, erwiederte Madam Philippſon, gieb mir eine Probe davon! Vermeide Marianen, ſprich nie wieder allein mit ihr, und ſuche alle ihre Freundſchaftsbeweiſe auf eine anſtändige Art abzulehnen.

Martin verſprach was er ſollte. Es war ihm ſchwer, dem Umgang mit ſeinem einzigen vertrauten Freunde zu entſagen, denn weiter war ſie ihm nichts; aber er hielt, was er verſprach. Die Liebe ſpielte nicht mit ſeiner Vernunft, und machte ſeine Entſchlüſſe nicht zu Schanden. Anders verhielt es ſich mit Marianen. Je mehr er ſich zurückzog, um ſo mehr ſuchte ſie ihn auf. Sie ſeufzte im Stillen, ſie ward tiefſinnig, abweſend mit ihren Gedanken; kurz alle Merkmahle einer unglücklichen Liebe äußerten ſich bei ihr. Madam Philippſon ſah ſich gezwungen, ihrem Manne das Geheimniß zu entdecken. Mariane

war die Erbin eines großen Vermögens, und er hatte schon einen Plan gefaßt, sich vermittelst ihrer Verheiratung einen wichtigen Handelsgenossen zu erwerben. Eine Liebschaft also zwischen ihr und Martin Bubold kam ihm sehr ungelegen. Aber er war ein kluger Mann, und benahm sich auch hiebei als ein solcher. Es wandelte ihm nemlich nach einiger Zeit die Lust an, einen Theil des Sommers auf einem kleinen Landgute zuzubringen, das er in der Nähe von Embden hatte; und da in dem Wohnhause desselben nicht alles im Stande war, so bat er seine Frau, mit Marianen vorauzugehen, und alles vorher recht schön in Ordnung zu setzen. Er fügte hinzu, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, wenn Mariane die Verzierung des rechten Flügels vom Hause übernehmen, und ihm dadurch eine Probe ihres Geschmacks geben wollte.

Beide reisten ganz unbefangen ab, und Mariane ließ sich nichts angelegentlicher seyn, als ihren Vater durch allerhand neue Schönheiten recht angenehm zu überraschen, und sie hatte bei den Einrichtungen der Zimmer so viel

zu thun, ſo viel mit den Mahlern, Tapezirern, Tiſchlern u. ſ. w. zu reden, daß ihr kaum Zeit übrig blieb, zu ſeufzen, wenn ſie an Martin dachte.

Sie waren ohngefehr acht Tage fort, als Herr Philippſon einſt Martin auf ſein Zimmer rief, und ihm folgende Anrede hielt: Ihre Lehrjahre (es war das erſtemal, daß er ihn durch Sie anredete) ſind nach der gewöhnlichen Einrichtung noch nicht verfloſſen, aber Ihr Betragen, und Ihre Arbeiten bürgen mir, daß Sie reif ſind, aus dieſem Stande heraus zu treten. Ich erlaſſen Ihnen alſo die noch übrigen Lehrjahre, und beſtimme Sie zu einem Handlungsdiener. Damit Sie auch zu gleicher Zeit ſich überzeugen können, daß ich mit Ihrem Verhalten in meinem Dienſt vollkommen zufrieden bin, ſo empfangen Sie hiemit einige kleine Beweiſe davon Er überreichte ihm zu gleicher Zeit einen ſchönen Degen, und eine Uhr.

Martin ward durch dieſe Anrede, und durch dieſe Geſchenke ſo gerührt, daß er nicht antworten konnte. Aber eine andere Sprache drang-

drängte sich hervor, die noch wahrer und bedeutender ist: einige Thränen liefen hell über seine Wangen. Er wollte in dem Drange der Empfindungen seinem Wohlthäter die Hand küssen, aber dieser, als ein äußerst humaner Mann, ließ es nicht zu, und umarmte ihn.

Ich habe zugleich, fuhr er fort, für Ihr künftiges Fortkommen gesorgt, und da es mir schien, daß ein größerer Ort, wie Embden ist, zu Ihrer völligen Ausbildung als Kaufmann nöthig wäre, so habe ich bei einem meiner Freunde in Amsterdam eine Condition für Sie ausgemacht. Es steht jetzt bei Ihnen, ob Sie dieselbe annehmen wollen. Sie ist bei dem Kaufmann van Fleet, der seinen Handlungsdienern einen jährlichen Gehalt von zwei hundert Gulden giebt. Ich lasse Ihnen bis morgen früh Bedenkzeit, um mit kaltem Blut die Sache zu prüfen.

Herr Philippson sezte sich an seinen Arbeitstisch, und als Martin ihm sogleich seine Meinung entdecken wollte, sagte er: ich nehme jetzt Ihren Entschluß noch nicht an, weil man sich über keine wichtige Sache, die

Ver-

Verzug leidet, im ersten Augenblick entscheiden muß.

Martin ging wie berauscht hinweg, aber es ist leicht zu errathen, daß es ein freudiger Rausch war, der ihn begeisterte. Seine Wünsche waren in einem Augenblick erfüllt, so frühzeitig erfüllt, wie er nie zu hoffen gewagt hatte Er schlief wenig, und sobald Herr Philippson am andern Morgen aufgestanden war, eilte er hin, ihm voll Freuden bekannt zu machen, daß er entschlossen sei, nach Amsterdam zu gehen. Sogleich fertigte sein Herr einen Brief ab, und seine Abreise ward in acht Tagen bestimmt. Dieser wußte es zugleich so einzurichten, daß er weder von Madam Philippson noch von Marianen Abschied nehmen konnte, sondern bloß an die erste einen Abschieds- und Dankſagungsbrief einsandte, von welchem jedoch Mariane nichts erfuhr.

Nicht lange nachdem Martin abgereist war, ging Herr Philippson mit einem jungen Kaufmann, der eben nicht übel aussah, aufs Land. Er fand alle Einrichtungen, die seine Tochter getroffen hatte, vortreflich, und bezog

sogleich mit seinem Freunde den rechten Flügel des Hauses. Es wurden Jagdparthien, Fischereien, und andere ländliche Lustbarkeiten angestellt, bei welchen der junge Kaufmann immer für die Unterhaltung Marianens sorgte. Gelegentlich sagte dann Herr Philippson einst bei Tische, daß er viele Geschäfte in Amsterdam mache, und daß er Martin Bubold auf eine geraume Zeit dahin gesandt habe, um sie zu betreiben. Bei dem Namen Martin Bubold erröthete Mariane bis über die Stirn, und blieb die ganze Zeit, die man noch bei Tisch zubrachte, tiefsinnig. Aber am Nachmittage war ein so zerstreuendes Fest, woran Bauern und Knechte Theil nahmen, daß zum Tiefsinn fast gar keine Zeit übrigblieb; denn Mariane hatte den Auftrag erhalten, für das Vergnügen und die Bewirthung dieser Leute zu sorgen, wobei sie alle Hände voll zu thun bekam. Am Abend besuchte man gar die Bude eines Marionettenspielers, der in dem Dorf seinen Aufenthalt genommen hatte, und einige Scenen in dem Spiel der hölzernen Menschen waren so komisch, daß man sich halb krank lachen mußte, und unter Scherz

und Lachen zu Hause ging, obwohl zu Zeiten Mariane nach einem herzlichen Gelächter auf einmal wieder sehr ernsthaft ward.

Am andern Tage aber war weder Zeit zum Weinen noch zum Lachen, denn Herr Philippson gab seinen Nachbarn einen Mittagsschmaus, und hatte Marianen die Einrichtung desselben aufgetragen, indem er sehr angelegentlich den Wunsch gegen sie äußerte, daß alles auf einen recht geschmackvollen und städtischen Fuß zugehen mögte. Mariane mußte sich sehr zusammennehmen, denn es kamen mehr als dreißig Personen, und am Abend war Ball. Es war etwas bei der Mittagstafel versehen worden, worüber Herr Philippson seine Unzufriedenheit so empfindlich äußerte, daß es Marianen einige Thränen kostete; aber mit der abendlichen Veranstaltung war er um so mehr zufrieden, und suchte alles wieder gut zu machen.

Mancherlei Zerstreuungen der Art folgten auf einander, und da Madam Philippson zum Unglück etwas unpäßlich war so hatte Mariane in ihrem Leben nicht so viel zu thun

gehabt, wie jetzt. Nach einiger Zeit erhielt Herr Philippſon Briefe, daß ſeine Geſchäfte in Amſterdam ſich ſehr in die Länge zögen, und daß Martin weit länger dableiben würde, als er anfangs gedacht habe. Mariane ward roth und hernach wieder blaß, als ſie dies hörte, und ſchützte Unpäßlichkeit vor, um am Nachmittage nicht an der Waſſerfahrt Theil zu nehmen, die man veranſtaltet hatte. Auch Herr Philippſon befand ſich nicht ganz wohl, und da man ſchon ſeit einiger Zeit willens geweſen war, ins Bad zu gehen, ſo wurden jetzt die eiligſten Einrichtungen dazu gemacht, und man reiſte in wenigen Tagen ab.

In Bädern ſind gewöhnlich ſehr viele Zerſtreuungen, und dieſe wurden in dem Bade, wo ſich die Philippſonſche Familie befand, dadurch noch vermehrt, daß eine gute Schauſpielergeſellſchaft ſich daſelbſt einfand. Mariane mußte mit ihrem Vater fleißig die Luſtſpiele beſuchen, und fand großen Geſchmack an dieſer Art Zeitvertreib, der ihr neu war. Nachher würde oft getanzt, und der junge Kaufmann, der mit ins Bad gegangen war, mach-

machte gewöhnlich ihren Führer aus. Kurz, es waren noch keine drei Monathe seit ihrer Abreise aus Embden verflossen, als er schon das Jawort von Marianen erhielt, und die Hochzeit wurde bald nach ihrer Zurückkunft aus dem Bade feierlich zu Embden vollzogen.

Die Cur hatte etwas über tausend Thaler gekostet, aber sie soll weit wohlfeiler zu haben seyn, und oft ganz ohne Schmerzen abgehen, wenn der Arzt seine Sache recht versteht. Es ist aber gut, daß nicht alle Väter oder Vormünder so geschickt sind, wie Herr Philippson, eine unpassende Liebe zu heilen; womit sollten sonst unsere Romane bevölkert werden? Wo sollten die Wesen herkommen, die sich einige Alphabethe hindurch im Sturm und Sonnenschein lieben, lieben, lieben, und sich dann heirathen?

Unterdeß dies alles vorging, war Martin in Amsterdam angekommen, und auf eine anständige Art vom Herrn van Fleet aufgenommen worden. Er trat seine Geschäfte in kurzer Zeit an, und obwohl sie den Neigungen seines Geistes nicht entsprachen, so verrich-

te:

tete er sie doch der Klugheit gemäß, mit grosser Genauigkeit. Die deutsche und französische Correspondenz, die er zu besorgen hatte, machte ihm noch das meiste Vergnügen, und er führte ein ziemlich glückliches Leben. Aber das Schicksal hatte ihn nicht bestimmt, auf einer gewöhnlichen Laufbahn fortzugehen. Zwei Monathe war er erst in seiner neuen Bestimmung, als er mit einem der andern Handlungsdiener, der ein äußerst insolenter Mensch war, Händel bekam, und dieser ihm auf eine höhnische Art sagte: sein Betragen röche sehr nach seinem Aufenthalt im Lager der Reichsarmee. Einer von seinen ehmaligen Genossen in Embden nehmlich, der über seine frühere Entlassung aufgebracht war, hatte sich das Vergnügen gemacht, seine ganze Geschichte an einen Bekannten in Amsterdam zu schreiben.

Martin erschrack über diesen Vorwurf so heftig, daß er keine Worte fand, seine Empfindung auszudrücken, und eilte stumm hinweg, um sich einer Art von Verzweiflung zu überlassen. Seine süßeste Hofnung, unbekannt hier zu leben, war verschwunden; in

je-

jenen wenigen Worten sah er seine ganze Geschichte aufgedeckt daliegen, und dies raubte ihm seine Zufriedenheit. Thörigter, thörigter Jüngling, muß falscher Ehrgeitz dich unglücklich machen, da du es sonst nicht bist! Es ist das Bedürfniß der Menschen, Leiden zu haben; wenn keine da sind, so erschaffen sie sich welche.

Von jenem Augenblick an, wo Martin den bittern Vorwurf hörte, war ihm das weite Amsterdam zu eng, die volkreiche Seestadt zu einsam. Die niederländischen Provinzen hallten damals von den Reichthümern wieder, die aus Ostindien zu holen wären, von dem Glück, das der und jener dort gemacht hätte. In Martins Brust erwachte unwiderstehlich die Begierde, dorthin zu gehen. Dort gab es Gelegenheit, sich empor zu schwingen, und seine Talente zu nützen; dorthin konnte es unmöglich schallen, daß er der entlaufene Sohn des versoffenen Spielmerten wäre.

Es muß hier erinnert werden, daß Martin jetzt achtzehn Jahr alt war, und daß, wenn die

die Liebe in diesem Zeitpunct die Menschen nicht zu Narren macht, es gewöhnlich der Ehrgeitz thut. Was die Liebe betrift, so hatte sie ihn bis jetzt verschont. Er besaß keins von den heißesten Temperamentern; er sah das zweite Geschlecht mit Wohlgefallen, fühlte sich zu demselben hingezogen, ohne gerade verliebt darin zu werden. Aber der Ehrgeiz setzte ihm um so mehr zu, wie es gewöhnlich bei den Emporgekommenen zu seyn pflegt, und brachte ihn, wie man sieht, gar auf die Gedanken, nach einem andern Welttheil zu gehen.

Der Entschluß dazu war gefaßt, aber die Ausführung desselben blieb eine schwere Aufgabe. Als Matrose konnte er nicht mitgehen, denn es war eine geraume Zeit verflossen, seitdem er ein Leben führte, das für diese Classe von Menschen paßte; als Passagier sich auf ein Schiff zu verdingen, dazu reichte seine Börse nicht hin, und einen Posten auf demselben zu bekleiden, das hielt sehr schwer, weil die Bewerbungen darum zu stark waren. In dieser Zeit ward er von ohngefehr auf einem Caffeehause mit einem Steuermann bekannt,

kannt, der Gefallen an ihm zu finden schien, und mit welchem er Freundschaft machte. Der Steuermann hatte schon einige Reisen nach Ostindien gemacht, und kannte die Verhältnisse dabe Diesem theilte er seinen Wunsch mit, und bat um seinen Rath. Haben Sie Empfehlungen an die Compagnie? fragte dieser, und als Martin es verneinte, sagte er mit Achselzucken: da wird es schwer halten. Indessen erkundigte er sich nach den Kenntnissen, die Martin hätte, und diese waren für einen Kaufdiener sehr ausgebreitet. Er verstand etwas Latein, sprach und schrieb französisch, deutsch, und holländisch, hatte ansehnliche Fortschritte in der Mathematik gemacht, und war in der Geschichte und Erdbeschreibung sehr gut bewandert. Wie manche mögen am Ruder des Staats sich befinden, ohne so viel gelernt zu haben! Dies alles war indeß nicht hinreichend, ihm nur den kleinsten Posten bei der Compagnie zu verschaffen, denn zu so etwas hilft gewöhnlich Geschicklichkeit nicht so viel, als gewisse andere Dinge: Empfehlungen, Gönner, Canäle. Von allem diesem hatte Martin nichts, sondern

dern

dern bloß die Tüchtigkeit, einem Posten vorzustehen, und das ist herzlich wenig.

Er sezte die Bekanntschaft mit dem Steuermann fort, und obwohl dieser von den ostindischen Angelegenheiten zu sprechen vermied, so schien es doch, als wenn sie bei ihm nicht vergessen wären. Martin hatte sich unterdeß durch Fleiß und Thätigkeit in die Gunst seines neuen Herrn festgesetzt, und war schon willens, ihm seine Wünsche zu entdecken, als der Steuermann ihm an einem Sonntage sagte, er habe etwas für ihn gethan, und es käme jetzt auf ihn an, die Sache zu Stande zu bringen. Auf dem Schiffe nemlich, auf welchem er selber in zwei Monathen nach Batavia gehen werde, wäre die Unterschiffsschreiberstelle offen, und er habe ihn dazu mit einigen Empfehlungen in Vorschlag gebracht. Morgen Mittag könne er sich an der Börse bei den Bevollmächtigten der Compagnie melden, und den Versuch machen, ob er angenommen würde.

Martin umarmte den Steuermann mit herzlicher Freundschaft, und dankte ihm innigst für

für den Dienſt, den er ihm erwieſen hatte. Sie verabredeten mit einander, daß der Steuermann ſelbſt ihn am folgenden Tage den Beamten der oſtindiſchen Compagnie vorſtellen ſollte, und ſchieden ſehr zärtlich aus einander.

Martin ſchlief die Nacht wenig. Der Gedanke, ob er würde angenommen, oder ob er nicht würde angenommen werden, beſchäftigte ihn ſo lebhaft, daß ſein Blut heftig durch die Adern rollte, und ihn nur Augenblicke ſchlummern ließ. Er war eine Stunde früher auf dem Kaffeehauſe, als der Steuermann. Endlich kam dieſer, und ſie gingen auf die Börſe. Er ward vorgeſtellt, gefiel, und man prüfte ihn. Ein bejahrter Mann gab ihm Gegenſtände zu drei verſchiedenen Briefen, in den drei Sprachen, deren er ſich kundig angegeben hatte, und er mußte ſie gleich in ſeiner Gegenwart aufſetzen. Sobald ſie fertig waren, nahm ſie der Mann, und beſchied ihn am folgenden Tage zu derſelben Zeit wieder auf die Börſe, um alsdann eine entſcheidende Antwort auf ſein Geſuch zu erhalten.

Weniger noch ſchlief Martin in der folgenden Nacht. Unruhig warf er ſich umher, denn die Ungewißheit in einer Sache, die uns am Herzen liegt, ſpannt alle Kräfte des Körpers und der Seele zwiefach an. Mit lautklopfendem Herzen eilte er am folgenden Tage auf die Börſe. Er mußte beinahe eine Stunde warten, ehe man ihn vorließ, und brachte dieſe Zeit in großer Unruhe hin. Endlich ließ ihn der Mann, der ihm die drei Briefe aufgegeben hatte, zu ſich rufen, und machte ihm folgende Erklärung: die Beamten der oſtindiſchen Compagnie kennten ihn zwar nicht hinlänglich, aber auf das Zeugniß des Steuermanns, und auf die Beweiſe, die er von ſeiner Fähigkeit gegeben hätte, ſei ſie entſchloſſen, ihn als Unterſchiffſchreiber auf einem Schiffe, das nach der Inſel Java in Oſtindien ginge, in Dienſt zu nehmen, wo man ihm ſeine weitere Beſtimmung zu erkennen geben würde, wenn ſein Verhalten danach ſei. Er ſolle ſich in zwei Monathen zur Reiſe fertig machen. Hierauf wurde er als Unterſchiffsſchreiber auf dem Schiffe Galathee eingezeichnet, mußte der Compagnie ſchwören,

und

und erhielt dann noch einige Unterweisungen, wie er sich zu verhalten hätte. Darunter gehörte auch die, daß er sich die Woche zweimal auf der Börse zeigen, und von seiner fortdauernden Bereitwilligkeit, mitzugehen, Nachricht geben mußte.

Martin ging voll Freude zu Hause; denn sein Wunsch war erfüllt, und die Menschen halten ja fast ohne Ausnahme die Erfüllung ihrer Wünsche für ein Glück. Hätte er in die Zukunft schauen können, welch ein Gemählde würde er erblickt haben, welche Folgen von der Erfüllung seines Wunsches! Aber noch ruht ein Schleier über diese Zukunft, und wir wollen ihn nicht zu frühzeitig hinwegziehen.

Herr van Fleet gerieth in ein großes Erstaunen, als Martin ihm seinen Entschluß bekannt machte. Was werden Herr und Madam Philippson sagen, rief er, die können unmöglich diesen Schritt billigen. Er verlohr Martin ungern, weil dieser ein sehr guter Arbeiter war, und versuchte auf alle mögliche Art, ihn von seinem Vorhaben zurück zu bringen.

gen. Aber Martin beſaß eine Eigenſchaft, die er mit vielen Menſchen, die etwas ſelbſtſtändige Kraft fühlen, gemein haben ſoll: es war ihm beinahe unmöglich, einen Entſchluß, den er einmal gefaßt hatte, wieder aufzugeben, und er verſuchte das äußerſte, um ihn durchzuſetzen. Die erſte Urſache, welche dieſen Entſchluß, nach Oſtindien zu gehen, in ihm rege machte, war freilich eine Kleinigkeit, aber beruht nicht das ganze menſchliche Leben auf Kleinigkeiten? Entſteht nicht oft der blutigſte und verheerendſte Krieg aus einem witzigen Einfall, im Rauſch des Weins und der Tiſchfreuden vorgebracht?

Martin blieb bei ſeinem Vorhaben, und beſuchte alle Woche regelmäßig zweimal die Börſe. Damit es aber auch nicht nach Oſtindien hinſchallte, daß er der Sohn des verloſſenen Spielmetten ſei, ſo hielt er ſeine Reiſe ſehr geheim, und bat auch den Herrn van Fleet um Verſchweigung ſeines Vorhabens. An Herrn und Madam Philippſon aber ſchrieb er zwei rührende Briefe, worin er ihnen für alle ihm erzeigten Wohlthaten den innigſten Dank ſagte, und

und zugleich einige oſtindiſche Seltenheiten, die ein rückkehrendes Schif mitgebracht hatte, überſandte.

Die Zeit rückte näher, wo er den groſſen Schritt thun ſollte, die beiden Monathe verfloſſen, und Martin ging an Bord. Der Wechſel iſt groß, von der weiten Erde, wo unſer Fuß überall ungehindert hingehen kann, ſich in ein enges Behältniß zu begeben, das ringsumher ein feindliches Element, ringsumher Tod hat. Aber Martins Geiſt beſaß zu viel Wißbegierde, als daß ihm alles das Neue, was er dabei erfuhr, nicht Entſchädigung für Gefahr und Entbehrung geweſen wäre. Der Wind, mit welchem ſie ausliefen, war günſtig, und die Reiſe auf dem Waſſer machte ihm anfangs groſſes Vergnügen. Wie in einem weiten Hauſe umhergehen, leſen, ſchreiben, kurz, alle Arbeiten und Ergötzungen vornehmen zu können, und dabei demohngeachtet faſt mit Vogelſchnelle weiter zu kommen, ſelbſt im Schlaf Strecken von vielen Meilen zu durchlaufen, alles dies trug dazu bei, ihn in einen behaglichen Zuſtand zu verſetzen.

Er-

Etwas empfindlich wurde dieſe Behaglichkeit nach wenigen Tagen dadurch unterbrochen, daß er auf einmal allen Appetit zum Eſſen verlohr, und eine ſo heftige Uebelkeit empfand, wie er ſie noch nie empfunden hatte. Ein unaufhörliches Erbrechen folgte darauf, kurz, die Seekrankheit fiel ihn in ihrer ganzen Stärke an, und da das Wanken des Schifs nicht aufhörte, ſo ſchien auch die Krankheit nicht ſich vermindern zu wollen. Point de roſe ſans epines! rief ihm ſein guter Freund der Steuermann zu, und munterte ihn auf, die kräftigſten Mittel gegen ſein Uebel zu gebrauchen. Endlich nach acht Tagen einer ſehr concentrirten Duldung verminderte es ſich, und er empfand wieder Begierde nach Nahrung. Das erſte, worauf ſeine Eßluſt fiel, war Caffe mit friſchem Zwieback, und da man auf einem ſo großen Schiffe, wie die Galathee, faſt alle Bequemlichkeiten haben konnte, ſo verſchaffte ihm dies ſein Freund in kurzer Zeit. Die Krankheit verlohr ſich allmählig.

Nach dieſem kleinen Mißgeſchick brach ein anderes herein, welches der ganzen Mann-

ſchaft

schaft hätte gefährlich werden können. Die Holländer stunden damals wegen einiger ostindischen Besitzungen in Krieg mit den Portugiesen, und das Schiff mogte ohngefehr auf der Höhe der portugiesischen Küste seyn, als sie einen feindlichen Kaper erblickten, der mit vollen Segeln auf sie zukam. Der Schiffskapitän auf der Galathee war ein guter und rechtschaffener Mann, aber es fehlte ihm an Tapferkeit, und Gegenwart des Geistes. Der Anblick des feindlichen Schiffes setzte ihn in große Bestürzung, und da das Betragen der Befehlshaber den entschiedensten Einfluß auf die Gehorchenden hat, so verbreitete sich diese Bestürzung überall. Der Obersteuermann aber, der schon öfter in einer solchen Lage gewesen war, behielt seine Fassung, und als er sah, daß der Schiffskapitän unfähig sei, einen festen Entschluß zu fassen, so machte er die nothwendigen Anstalten. Die Galathee war kein eigentliches Kriegsschiff, aber ein bewafneter Kauffahrer, und konnte sich gegen einen nicht zu übermächtigen Kaper halten. Es wurden also eilend Waffen ausgetheilt, die nöthigen Befehle gegeben, und jeder an seinen Posten gestellt,

mit einer genauen Vorschrift, wie er sich zu verhalten hätte.

Martin besaß angebohrnen Muth, und würde mit großem Eifer gefochten haben, denn es war ihm ein unerträglicher Gedanke, statt nach einem neuen Welttheil zu kommen, als Gefangener zu dem alten zurückgeführt zu werden; aber es wurde ihm eine andere Bestimmung angewiesen. Der Obersteuermann übergab ihm ein Felleisen, worin die wichtigsten Briefschaften an die ostindischen Forts waren, und stellte ihn damit an ein Cajütenfenster, mit dem Befehl, es in dem Augenblick wo das Schiff genommen würde, in das Meer zu versenken, damit keine Nachrichten von Wichtigkeit dem Feinde in die Hände fielen.

Unterdeß boten die Lenker und Ruderer auf beiden Schiffen ihre ganze Kunst auf, einander den Vortheil abzugewinnen. Die Galathee war ein vortreflicher Segler, und der Portugiese merkte bald, daß sie ihm von dieser Seite weit überlegen sei. Er suchte also diesen Vorzug zu Grunde zu richten, und

ehe

ehe ſie ſichs noch verſah, gab er ihr eine Salve aus mehr als zwanzig Stücken, die alle auf das Segelwerk gerichtet zu ſeyn ſchienen. Es war das erſte Mal, daß Martin das fürchterliche Sauſen der Kanonenkugeln, vor welchem der ſtärkſte Donner verſtummt, hörte, und es überfiel ihn, bei allem ſeinen Muth, ein innerliches Grauſen. Die menſchliche Natur empört ſich, wenn ſie ſo unermeßliche Kräfte wahrnimmt, die zu ihrer Vernichtung erfunden wurden. Martin behielt kaum ſo viel Faſſung, zu denken: was waren die Alten mit ihren Balliſten und Katapulten gegen die Bewohner dieſer ſchwimmenden Inſel, die mit allen Donnern Jupiters bewafnet iſt! Der Kriegsgott Mars vermogte nicht ſo viel, als einige Pfund Pulver in ihrer Hand.

Die Kanonen der Feinde waren indeſſen zu hoch gerichtet, und thaten keinen andern Schaden, als das einige Splitter umherflogen. Die Galathee beantwortete dieſe donnernde Begrüßung nicht, ſondern ſuchte ihr Heil darin, worinn ſie Uebergewicht hatte: im Segeln. Es gelang ihr, durch vielfache

Wendungen dem Feinde den Wind abzugewinnen. Sobald er dies merkte gab er mehrere Salven hintereinander auf die Fliehenden, aber ohne sonderliche Wirkung, und endlich entkamen sie durch Hülfe eines frischen Windes glücklich.

Sobald die Gefahr vorüber war, gab Martin das ihm anvertraute Kelleisen zurück. Es war eine heiße Stunde gewesen, und er fühlte jetzt sehr lebhaft, daß das einfache und doppelte Buchhalten auf dem Lande zwar etwas langweilig, aber bei weitem nicht so gefährlich sei, als die Geschäfte auf dem Wasser. Wie mancher Landjunker, der ruhig auf seinem Gute lebte, mag eine ähnliche Bemerkung machen, wenn er an den Hof kömmt, wo ein einziger Donner von oben ihn vernichten kann.

Der Wind war den Seefahrern von jetzt an äußerst günstig, und sie gelangten nach kurzer Zeit zu den Canarieninseln. Martin errinnerte sich nie eine angenehmere Empfindung gehabt zu haben, als die, da er nach einem so dauernden Anblick des öden schäu-

men-

wenden Meers, die Fluren von Teneriffa mit ihrem himmelhohen Pic erblickte, und die als er ans Land trat. Zwar schien ihm die Erde jetzt ein Schiff zu seyn, denn das lange Gewöhnen an einen hin und her wankenden Fußboden verlangte noch immer dies Wanken, und machte die Ruhe der Erde zur Bewegung. Aber dies hinderte nicht, daß er sich nicht voll Entzücken in das grüne Gras geworfen und sich vor Freude gleichsam gewälzt hätte. Seine freudige Empfindung ward in Staunen verwandelt, als der Abend kam, als die Sonne für die übrige Fläche seines Horizonts schon lange untergegangen war, aber noch immer die Spitze des ungeheuren Pic erleuchtete, die gleich einer Kerze, bis in die Nacht brannte. Das Haupt dieses unermeßlichen Kolossen sah das Antlitz der Sonne später am Abend, sah es früher am Morgen, sah es länger, als irgend ein andrer Punct auf der Erde, blieb aber dennoch mit schimmerndem Schnee bedeckt, weil es so weit von dem erwärmenden Schooß der Erde entfernt war.

Das Schiff verweilte nur so lange bei Teneriffa, als nöthig war, um frisches Waſſer, etwas Palmſect, Canarienzucker, und einige andre Lebensmittel einzunehmen. In wenigen Tagen lichtete es von neuem die Anker, und ſegelte nun nach den Inſeln des grünen Vorgebürgs. Martin hatte ſich jezt ſchon an das Seeleben gewöhnt, und brachte ſeine Tage ganz behaglich zu. Seiner Geſchäfte waren nicht viel, und ſeine übrige Zeit verlebte er in einem freundſchaftlichen Umgange mit dem Steuermanne, und bei ſeinen Büchern.

Sie kamen ohne merkwürdige Vorfälle zum grünen Vorgebürge, nahmen noch einige Erfriſchungen ein, und nun begann die Fahrt auf dem unermeßlichen Ocean, der zwiſchen dem Südpol und dem feſten Lande der alten und neuen Welt liegt. Sie war ziemlich glücklich, bis zu dem Zeitpunct, wo ſie die Sonne ſenkrecht über ſich ſahen, und die Linie paſſirten. Dann wurden ſie von einigen fürchterlichen Gewittern und Stürmen überfallen, die ihren Lauf merklich veränderten

und

und aufhielten. Martin ſah mit Grauſen den Ungeſtüm des Meers, der an Schrecklichkeit alles überwog, was er bis jetzt geſehen hatte. Die Wellen ſprützten wütenden Schaum zum Himmel, und ſchlugen ziſchend über das Verdeck hinweg. Die Arbeiten des Schifsvolkes waren unbegrenzt, und die ſonſt ruhige Nacht brachte keine Ruhe auf dies tobende Element.

Martin litt bei dieſem allgemeinen Aufruhr, aber noch weit mehr würde er dabei gelitten haben, wenn nicht ſeine erſten Jahre der Duldung ihn für ſolche äußere Anfälle abgehärtet hätten. Er war ſchon in ſeinem Geburtsdorfe eine lange Zeit den Launen der Witterung, der Näſſe und Kälte unter freiem Himmel ausgeſetzt geweſen, und ertrug es daher mit ziemlichen Gleichmuth, wenn eine Welle durch das Fenſter in ſein kleines Behältniß eindrang, oder wenn ſie über das Schiff wegfuhr, und durch eine Oefnung von oben her, ſein Bette und ſeine Kleider benetzte. Nur die Dauer dieſer Ungemächlichkeiten, und die Lebensgefahr, welche ſich damit verband, beugte ihn oft, und erſchütterte ſeinen

Muth.

Muth. Ein Tag konnte ihm beweisen, welch ein Unterschied es sei, zwischen dem Aufenthalt in einem prächtigen Hause zu Embden oder Amsterdam und dem Aufenthalt in einem Schiff auf dem Weltmeer; jetzt wurde ihm monathelang jeden Tag diese Lehre wiederholt, und sein Ehrgeiz ward dabei so geschwächt, daß es ihm völlig gleich viel schien, ob man sich auf dem festen Lande erzählte, er sei der Sohn des verstorbenen Spielmanns, oder der Sohn des Grafen von Hohenstein. Erbherrn auf, zu, und von Hohenstein. Hier im Angesicht des Todes, der dem Schiffskapitän so nahe war, wie dem niedrigsten Matrosen, begann er viele Dinge aus einem ganz andern Gesichtspuncte zu betrachten.

Nach einer mühvollen Fahrt von mehrern Monathen erblickten die Seefahrer endlich die Spitze von Africa, und ließen ohnweit Capstadt die Anker fallen. Entbehre um zu geniessen! ist eine alte Lehre der Weisheit, aber wer, der nicht gezwungen ist, würde so lange entbehrt haben, als unsere Seefahrer? Die Empfindungen die Martin auf Teneriffa hatte,

waren mit denen nicht zu vergleichen, die sich sich seiner bemächtigten, als er an der Spitze von Africa ans Land trat; denn er hatte jetzt bei weitem länger zwischen Himmel und Wasser zugebracht, bei weitem mehr geduldet, als damals. Der Garten der Compagnie, der ihm in Europa nur ziemlich gewöhnlich vorgekommen seyn würde, schien ihm hier ein Eden, die Fluren um die Capstadt her ein Elisium. In demselben Verhältniß wuchs der Reitz der Erfrischungen aller Art, die sich hier darboten, und der erste Wein der Erde, der Wein von dem Hügel Constantia, ward vollends zum Nectar. Demohngeachtet schien es ihm, als wäre dieser Genuß durch eine Reise vom Capo Verde, bis zum Capo della buona Esperanza etwas theuer bezahlt.

Sie waren auf ihrer lezten Fahrt zu sehr aufgehalten worden, um sich lange am Cap verweilen zu dürfen, und kaum hatte sich die Mannschaft etwas von ihren Anstrengungen erholt, als schon das Zeichen zur Abfahrt gegeben ward. Im Anfang ihrer Reise hatten

ten sie günstigen Wind, und legten in kurzer Zeit über hundert Meilen zurück. Sie waren nur noch wenige Grade von dem Wendezirkel des Steinbocks, und bemerkten schon einige tropische Vögel, als die Luft plötzlich sehr stark nordöstlich ward, und ihrem Lauf gänzlich entgegen kam. Sie mußten alle Segel einnehmen, und konnten dennoch nicht verhindern, daß sie nicht nach einer entgegengesetzten Richtung getrieben würden. Zu diesen äußern Widerwärtigkeiten gesellte sich ein inneres Uebel: ein großer Theil der Mannschaft ward durch die lange Fahrt in einem heißen Erdstriche vom Schaarbock angegriffen, und Martin selber litt stark von diesem Uebel.

Der fortdauernde Sturm entkräftete die Leidenden noch mehr, und auch das Schiff litt von dem unaufhörlichen Schlagen der Wellen so sehr, daß die Furcht, es gänzlich zertrümmert zu sehen, immer mehr Nahrung bekam. Nach vielen Wochen einer so unglücklichen Fahrt, erblickten die Seefahrer zu ihrer unbeschreiblichen Freude Land. Nach den Berechnungen des Schiffskapitäns war es

die

die öſtliche Küſte von der Inſel Madagaskar. Man kannte ſie nicht, aber die Noth war zu groß, um ſich durch Bedenklichkeiten zurückhalten zu laſſen, und man näherte ſich ihr, einen Landungsplatz zu ſuchen. Sie waren einige Stunden mit großer Vorſicht an der Küſte hingeſegelt, als ſie eine kleine Bucht entdeckten, und glücklich in dieſelbe einliefen.

Martin erhielt in Rückſicht auf ſeine Krankheit die Erlaubniß, mit funfzehn andern ans Land zu gehen, und nun nahte ſich der Augenblick, der über ſein künftiges Schickſal entſcheiden ſollte. Sie fanden ein fruchtbares wie es ſchien, ganz unbewohntes Land, und mehrere Arten von erquickenden Früchten, worunter beſonders vortrefliche Pommeranzen waren. Obwohl die Krankheit bei Martin ſo überhand genommen hatte, daß ſeine Beine ſtark geſchwollen, und mehrere Theile ſeines Körpers mit Flecken bedeckt waren, ſo wirkte doch die Landluft, die Ausdünſtung der friſchen Kräuter, und der Genuß einiger ſaftigen Früchte ſo eilend auf ihn, daß er ſich nach wenigen Stunden ſchon merklich beſſer befand, und umhergehen konnte. Die

Die Mannschaft hatte den Befehl erhalten, frisches Wasser einzunehmen, und wo möglich einiges Wild zu schießen, um auch die Zurückgebliebenen am Schiff zu erquicken. Sie sahen einige Gazellen laufen, konnten sie aber nicht zum Schuß bringen; dagegen fanden sie vortreffliches Wasser, das von weißen Marmorfelsen herabströmte, und schossen eine Anzahl Rebhühner. Entkräfteten Seefahrern, die zum ersten Mal das Land betreten, wird es schwer, sich wieder davon zu trennen, und die innere Stimme überwiegt andere Rücksichten. Für Martin wäre es die süßeste Freude gewesen, sogleich mit den erbeuteten Schätzen nach dem Schiff zu eilen, und alle andere Schiffsgenossen wenigstens an den Früchten Theil nehmen zu lassen; aber seine Begleiter waren nicht dieser Meinung. Sie gaben vor, daß sie das größere Wild erwarten, und nicht ohne eine bessere Beute an das Schiff zurückkehren wollten. Es wurden also Feuer angemacht, und man begann die Rebhühner zu braten.

Niemals ist wohl Vergessenheit der Menschenliebe, und Selbstsucht härter gestraft

wor-

worden, als hier. Die Seefahrer hatten nirgends Spuren von Menschen entdeckt, hatten ihre Waffen abgelegt, und sich unbesorgt rings um das Feuer gelagert, wo sie zum ersten Mal wieder eine Mahlzeit von frischem Fleisch thaten. Sie waren aber damit noch nicht fertig, als plötzlich aus einem nahen Gebüsch ein großer Schwarm von Wilden hervordrang, und unter einem fürchterlichen Geschrei über sie herfiel. Die Gelagerten sprangen voll Entsetzen auf, um sich zu vertheidigen. Aber vergebens. Die Wilden mußten die Europäer schon einige Zeit beobachtet haben, denn ihr Ueberfall schien die Folge einer überdachten Verabredung zu seyn. Mehrere von ihnen griffen nemlich immer einen der Europäer an, rissen ihn zu Boden, und banden ihm mit Stricken von Bast, die sie zu diesem Behuf schon bei sich führten, Hände und Füße. Einige von den Ueberfallenen hatten demohngeachtet Zeit übrig behalten, ihr Gewehr zu ergreifen, und feuerten es auf den Feind ab. Zwei Wilde stürzten zu Boden, und die Europäer hofften, die übrigen würden sich durch das Feuergewehr schrecken las-

lassen. Aber dies Volk kannte die Waffen der Europäer schon, und überwältigte in kurzer Zeit die wenigen, die sich noch vertheidigten, bis auf zwei, die sich mit der Flucht retteten. Martin war unter den Gefangenen.

Als die unglücklichen Europäer an der Erde lagen, traten die Wilden auf einen Haufen zusammen, und redeten in einer Sprache, die keiner von den Gefangenen verstand. Es schien, als wenn sie sich mit einander berathschlagten, was sie mit den Weißen beginnen wollten. Zuerst bemächtigten sie sich der Waffen derselben, und hatten eine große Freude darüber. Dann wurden sie eins, die Gefangenen unter sich zu vertheilen. Dies war beinahe das Schlimmste, was den Unglücklichen widerfahren konnte; denn einzeln mußten sie vollends alle Hofnung zu ihrer Rettung verliehren.

Martin lag in einer Art von Betäubung da. Er war zu sehr von den äußern Scenen überrascht, als daß er ganz helles Bewußtseyn hätte haben können. Er fühlte nicht das ganze Schreckliche seiner Lage, und betrachtete ziemlich ge-

gedankenlos die lärmenden Wilden. Ihr Kopf war mit einer großen Menge Federn beſchattet, die den Zweck zu haben ſchienen, ihn vor den brennenden Strahlen der Sonne zu ſchützen. Um den Leib trugen ſie ein dünnes Gewand nachläßig herumgeſchlagen, und Beine und Arme waren mit Figuren bedeckt, die in die Haut eingebrannt zu ſeyn ſchienen.

Nach einer Weile kamen mehrere auf Martin zu, hoben ihn auf, und trugen ihn unter einem lärmenden Geſpräch fort, unterdeß auch ſeine übrigen Gefährten von den andern Wilden hinweggeſchleppt wurden. Mußte ich den Portugieſen entkommen, um afrikaniſchen Unmenſchen in die Hände zu fallen! rief Martin ſchmerzlich aus: und jetzt erſt ſchienen ihm die Einwürfe wichtig, die Herr van Fleet gegen ſeine Reiſe gemacht hatte. Die Wilden trugen ihn durch einen Wald, und mochten ohngefehr eine Stunde mit ihm gegangen ſeyn, als ſie ihn niederlegten, und einem Wilde nacheilten, das ſie entdeckt hatten. Martin blieb mitten in einem Walde einſam liegen. Er war feſt gebunden, und

konn-

konnte sich kaum rühren; aber der Gedanke, die Abwesenheit der Wilden zu seiner Befreiung zu nutzen, erwachte dennoch mit groſser Lebhaftigkeit in ihm. Er erinnerte sich, daß er ein kleines Federmesser in der Tasche habe, und obgleich ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren, so gelang es ihm doch nach einiger Anstrengung, es herauszuziehen. Auch das Oefnen desselben gelang, aber es fiel ihm unmöglich, es in der gefesselten Hand so zu führen, um die Bande damit zu zerschneiden. Im Gegentheil brachte er sich einige kleine Wunden bei, ohne sonst etwas zu bewirken.

Eine Lage, wie diejenige, worin Martin sich befand, macht erfinderisch. Er erblickte eine Spalte in einem Baum, und sogleich fiel ihm ein Mittel zu seiner Befreiung ein. Er suchte von der Erde aufzustehen, und als ihm dies gelang, näherte er sich dem Baum, so gut als es ihm seine Fesseln erlaubten, und steckte rücklings das Messer mit der Schale fest in die Spalte. Nun war gleichsam die Hand da, die das schneidende Werkzeug hielt, und er brauchte nur mit seinen Banden daran

hin

hin und her zu fahren, um sie allmählich zu zerschneiden. Sobald er sie auf diese Art beinahe durchgesägt hatte, zerriß er sie durch Anstrengung vollends, und sah nun seine Hände frei. Sogleich zerschnitt er auch die Fesseln an seinen Füßen, und lief ohne sich zu besinnen, den Weg zurück, den die Wilden, wie es ihm schien, mit ihm gekommen waren. Das Federmesser war die einzige Waffe, die er bei sich führte.

Er mogte ohngefehr eine Stunde fortgeeilt seyn, als der Wald sich endigte, und eine Ebne vor ihm lag, die von hohen schneeweißen Bergen begrenzt wurde. An der einen Seite der Ebene sah er einige Hütten liegen, um welche herum Wilde beschäftigt waren. Dieser Anblick jagte ihm ein solches Schrecken ein, daß er eilend wieder in den Wald zurückkehrte, und eine andere Richtung in seinem Wege nahm Er merkte nun, daß er nach einer falschen Gegend sich geflüchtet habe, und suchte nach dem Lauf der Sonne sich zu richten, um zum Ufer des Meers zu gelangen. Aber noch ermattet von seiner Krankheit, und

überdies von vieler Angst und Anstrengung entkräftet, vermogte er nicht lange, seinen Lauf fortzusetzen; er mußte sich niederlegen, und sah um sich her nichts, als einen dunkeln Wald, hörte nichts, als das Geschrei einiger Vögel, die ihn bewohnten. Aber was er mit den Sinnen seines Körpers wahrnahm, hatte demohngeachtet nichts furchterregendes; was sein Geist ihm sagte, war bei weitem schreckhafter. Er befand sich plötzlich aus aller Verbindung mit gesitteten Menschen fortgerissen, sah sich allein in einem Lande, das er nicht kannte, und von einem Volk umgeben, von welchem er nicht wußte, ob es ihn zu Tode martern, oder ob er ein elendes Leben unter demselben fortsetzen würde. Sein Zustand war noch trauriger, als in der Cajüte, in welche die Wellen eindrangen.

Sobald er sich etwas erholt hatte, sezte er seinen Weg weiter fort, und fand einen Feigenbaum, auch einige Citronenbäume, mit deren Früchten er seinen Durst stillte, und zugleich davon, so viel er fortbringen konnte, mit sich nahm. Die Angst, und die Begierde,

wie

wieder zu dem Schiffe zu kommen, hätte ihn noch weiter fortgetrieben, aber die Nacht brach herein. Wo sollte er sein Lager in dieser unbekannten Wildniß aufschlagen? Er hatte am Tage einige Schlangen in dem Gebüsch bemerkt, und durfte nicht wagen, auf der Erde sich zum Schlaf zu legen. In einem Baum aber konnte er weder Bequemlichkeit noch Ruhe hoffen. Demohngeachtet lag ihm daran, einige Stunden zu schlummern, um auf den folgenden Tag sich Kräfte zu einer neuen Wanderung zu sammeln. In einer großen Verlegenheit hat der Geist gewöhnlich auch große Erfindungskräfte. Er suchte sich einen alten Baum aus, der seine Zwige ziemlich horizontal ausstreckte. Sodann brach er eine Menge junger Bäume oder starker Aeste ab, und legte sie der Länge und der Queer nach darüber, so daß ein ziemlich gleiches und festes Lager entstand. Als er sich auf diese Art gleichsam eine Bettstelle bereitet hatte, sorgte er auch für das Bette darauf, und breitete eine Menge Laub darüber, die er mit leichter Mühe an dem Boden zusammenraffen konnte. Um aber in der Nacht nicht von seinem lufti-

gen Lager herunter zu fallen, flocht er einige belaubte Zweige über sich her, die ihm zugleich zur Decke dienten.

Ein verwöhnter und reicher Städter, der eben von einem prächtigen Abendschmause heimgekommen wäre, hätte auf diesem seltsamen Lager, das, gleich einem Vogelneste, auf einem Baum gebaut war, keinen Augenblick geschlafen, aber der arme Seefahrer Martin Bubold schlief darauf bis gegen den Morgen ungestört, obwohl die Nächte hier jetzt ziemlich lang waren; denn die gestrigen Abentheuer hatten ihn sehr ermattet. Als der Tag eben zu grauen begann, ward er von den Stimmen einiger ihm unbekannten Thiere geweckt, und nicht wenig dadurch in Furcht gesetzt. Aber als die Sonne heraufkam, verlohren sich diese, und er stieg von seiner Höhe herunter.

War es der Schlummer oder die ätherische Luft, welche das Grün der Bäume verhauchte, er fühlte sich sehr erquickt, und aß mit großer Begierde von den Feigen, die er am gestrigen Tage gepflückt hatte. Sein ganzes

ges Gedankensystem war jetzt auf nichts anders gerichtet, als den Wilden zu entkommen, und wieder zu dem Schiffe zu gelangen.

Er richtete sich nach dem Lauf der Sonne, und näherte sich nach seiner Meinung immer mehr dem Ufer, wo das Schiff lag. Aber eine kleine falsche Richtung im Anfange, kann am Ende eine große Verschiedenheit hervorbringen. Er hatte sich ohngefehr zwei Stunden durch das Gebüsch gearbeitet, als er eine grüne Wiese vor sich sah, durch welche ein ziemlich breiter Strom floß. Da er seit gestern Durst gelitten hatte, so näherte er sich geschwind dem Ufer desselben. Er fand einen breiten Strom mit hohem Gestade, zu dessen Wasser er nur mit Mühe herabstieg. Aber welche Schwierigkeit lehrt das Bedürfniß nicht überwinden? Und ein Bedürfniß wie der Durst! Mit Lebensgefahr stieg er herunter, um sich durch einen Trunk zu erfrischen.

Er wählte den Strom zu seinem Wegweiser, weil er wußte, daß dieser ihn nothwendig zum Meer führen mußte, und er dort die Galathee wieder zu finden hoffte. Kaum

war er eine Viertelſtunde fortgegangen, als er das Waſſer ungewöhnlich rauſchen hörte, und Menſchenſtimmen dabei vernahm. Das Gebüſch verhinderte ihn, den Lauf des Stroms genau zu bemerken, aber als er an eine lichte Stelle kam, ſah er ein großes Boot, worin vier Wilde ſaßen, und queer über den Strom herüberfuhren. Er verbarg ſich voll Schrecken in das Gebüſch, und es ſchien, als wenn ſie ihn nicht bemerkt hätten. Aber ohnweit von ihm war eine kleine Anfurth, und hier ſtiegen ſie aus, indem ſie das Boot am Ufer befeſtigten. Sie waren mit europäiſchen Waffen verſehen, und hatten, nächſt Bogen und Pfeilen auch Flinten bei ſich.

Mit Entſetzen bemerkte der arme Martin, daß ſie anfingen, in dem Gebüſch am Ufer umherzuſpühren, und erwartete voll Angſt den Augenblick, in welchem ſie ihn entdecken würden. Ein glückliches Schickſal wachte über ihm. Die Wilden waren auf der Jagd, und entfernten ſich bald darauf in ein nahgelegenes Gehölz.

Martin kam aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor, und die Neugierde trieb ihn zu dem Boot hin. Es lag darin mehreres Gewild, zwei Flinten, einige Tonnen, und eine Menge Citronen und Pommeranzen. Was sollte er thun? Auf dem Lande war er keinen Augenblick sicher, wieder in die Hände der Wilden zu gerathen; auf dem Wasser war er mindestens vor dem ersten Angriff geschützt, und konnte hoffen, wieder zu seinem Schiffe zu gelangen. Indem er noch nachdachte, was er beginnen sollte, schien es ihm, als kämen die Wilden wieder zurück, und als hörte er von neuem ihre Stimmen. Die Angst entschied seinen Entschluß. Er sprang ohne Bedenken ins Boot hinein, und stieß es aus allen Kräften vom Ufer ab. In kurzer Zeit befand er sich mitten in dem Strom, und hier war derselbe so reißend, daß er ihn pfeilschnell mit sich fortführte.

Er hatte sich kaum etwas erholt, als er ein lautes Rufen vernahm, und am Ufer die vier Wilden laufen. In demselben Augenblick pfiff eine Kugel über seinem Kopf, und ei-

einige Pfeile fielen neben ihm ziſchend ins Waſſer. Beiderlei Geſchoß war tödtend, denn er wußte, daß die Wilden gewöhnlich ihre Pfeile vergifteten. Er warf alſo eilend das Ruder aus den Händen und ſtreckte ſich der Länge nach im Boot nieder. Das Rufen dauerte fort, und einige Kugeln ſchlugen heftig an die Seiten des Bootes an, ſo wie auch einige Pfeile in daſſelbe hineinfielen. Aber da er ſich an die Seite des Bords niedergelegt hatte, die den Wilden zugekehrt war, ſo ſchützte ihn dieſe.

Nach einer geraumen Zeit hörte das Rufen, und das Schießen auf, aber da er nicht wiſſen konnte, ob dies nicht eine Liſt ſei, ihn wieder zum Aufſtehen zu bewegen, ſo hielt er ſich noch eine Weile verborgen. Endlich vermogte er der Begierde nicht zu widerſtehen, ſeine jetzige Lage, und die Scene um ihn her näher zu unterſuchen. Aber wie erſtaunte er, als er kein Ufer mehr erblickte, und ſich mitten auf dem Meere fand. Die Inſel lag ſchon in einer beträchtlichen Entfernung, und ein ziemlich ſcharfer Landwind führte ihn immer weiter von derſelben hinweg.

Es war ihm wunderbar zu Muth, als er sich so einsam auf der unermeßlichen Meeresfläche fand, und nichts als steigende und sinkende Wellen um sich her sah. Er versuchte, vermittelst des Ruderns dem Lande wieder näher zu kommen, aber umsonst; Wind und Wogen trieben ihn immer weiter auf dem bodenlosen Abgrund dahin, und er verlohr nach kurzer Zeit das Land gänzlich aus dem Gesicht. Der Gefahr vor Menschen war er entflohen, aber zehnfache andere Gefahren thaten vor ihm sich auf: ein furchtbares Element, Hunger, Durst, und ein fast gewisser Tod im Hintergrunde.

Das erste, was er in dieser seltsamen und schauerlichen Lage untersuchte, war das Fahrzeug, welches ihn trug, und noch mit einem schwachen Faden an das Leben hielt. Es hatte ohngefehr dreißig Fuß Länge, und ein kleines Verdeck am Hintertheil, das einer Cajüte ähnlich war. Dies letzte hatte er vorher gar nicht bemerkt, obwohl es hinlänglich gewesen wäre, ihn wenigstens vor den Pfeilen zu schützen. Als er hineintrat fand er verschie-

de-

dene Sachen, die ihm am Lande von großem Nutzen hätte seyn können. Darunter waren zwei Säckchen mit Pulver, ein großes Stück Blei, ein kleines Handbeil, und einige Säcke mit Hülsenfrüchten. Neben denselben lag ein ausgeschlachtetes Schaf, nebst einigen schönen Thierhäuten zum Lager. Es war aus allem zu bemerken, daß diese Wilden schon auf einer Stufe von Cultur lebten, daß sie mindestens Verkehr mit Europäern haben mußten.

Fast gereuete es dem einsamen Seefahrer, daß er sich ihnen nicht anvertraut hatte; aber es war besser in seiner hülfsbedürftigen Lage, an Mittel zu seiner Erhaltung, als an fruchtlose Reue zu denken. An Speise schien auf eine geraume Zeit Vorrath da zu seyn; denn außer jenem Schaf lagen noch drei Stück Gewild in der Größe eines Rehes im Boot, und einige zubereitete Kuchen, die von Brodfrucht zu seyn schienen. Aber seinen Durst zu löschen, dazu fand er nichts, als die obenerwähnten Citronen und Pommeranzen. Sie konnten freilich nicht lange einem so dringenden Bedürfniß widerstehen, aber wenigstens war

war er doch mit etwas auf dem weiten Ocean ausgestattet.

Indem er noch über seinen Zustand nachdachte, fielen ihm die kleinen Fässer wieder in die Augen, die er gleich bei dem Eintritt in das Boot bemerkte. Man bilde sich ein, mit welcher Begierde er darüber herfiel, sie zu untersuchen. Aber schmerzlich wurde seine Hoffnung getäuscht. Eins davon war leer, und die andern beiden enthielten Brandtwein. Wozu hätten auch die jagenden Wilden Wasser mit sich führen sollen, da sie auf trinkbarem Wasser schifften?

Die Hitze war groß, und die Angst, vor Durst zu sterben, erregte jetzt schon einen heftigen Durst in ihm. Er sog also einige Zitronen aus, und diese saftreiche Frucht erquickte ihn so sehr, daß seine Unruhe sich verminderte, und daß er etwas trostreicher über seinen Zustand nachzudenken begann. Das Meer ist des Herrn wie die Erde, dachte er; der, welcher dich durch so viele Gefahren unversehrt auf diesen bodenlosen Abgrund führte, wird dich auch auf demselben zu erhalten wissen.

Der

Der Abend kam heran, und mit demſelben ſtellte ſich auch die Begierde nach Nahrung ein, da er ſeit dem Morgen nichts genoſſen hatte. Fleiſch und eine Art von Kuchen fand er; aber wie ſollte er das erſte zubereiten? Die Wilden hatten wahrſcheinlich immer am Lande gekocht, denn es war keine Feuerſtelle im Boot zu finden; alles rings umher war verbrennlich. Die wenigen Kuchen wollte Martin gern ſchonen, und das Fleiſch roh zu eſſen, dazu war ſein Bedürfniß noch nicht dringend genug. In dieſer Verlegenheit durchſuchte er noch einmal das Boot, und die Unreinlichkeit der Wilden entriß ihn endlich derſelben. Er fand nemlich in allen Winkeln des Fahrzeugs eine Menge Erde und Sand, der ſich ſeit Jahren darin mogte aufgehäuft haben. Dieſen trug er in die Mitte deſſelben zuſammen, und bereitete ſich auf dieſe Art einen Feuerheerd. Holz gab ihm das leere Faß, und eine von den Flinten Feuer. Einen Bratſpieß mußte der Ladſtock vorſtellen, und dem Bratenwenden, das er ſeit dem Aufenthalt im Lager der Reichsarmee noch nicht vergeſſen hatte, ſtand er ſelber vor.

Hier

Hier befand er sich recht buchstäblich vor dem eigenen Heerde; aber es war ihm nicht ganz so behaglich dabei zu Muth, wie Horaz eine solche Scene schildert, denn dieser eigne, goldeswerthe Heerd hing von der Laune einer einzigen Welle ab. Der Braten gerieth indessen ziemlich gut bei demselben, und es fehlte nichts dazu, als das Salz. Er suchte dies durch Citronensäure zu ersetzen, und zum Glück enthielten die Brodkuchen auch etwas davon. Dem Durst beuzte er durch einen Trunk Branntewein, und durch eine Pommeranze vor.

Die Nacht war während seines Abendessens herangekommen, und er ging in das kleine Verdeck, um sich zur Ruhe zu legen. Wer nie gebetet hätte, würde in der Lage Martins beten, und selten hat wohl ein Sterblicher sich mit größerer Inbrunst der Obhut Gottes empfohlen, als hier der verlassene Seefahrer that. In der ganzen Schöpfung war kein Wesen, das über ihm wachte, das nur von ihm wußte, als der eine dort oben; wie hätte er nicht aus ganzer Seele zu ihm

rufen sollen? Rings um ihn her war Tod, und wenn die Wellen ihn nicht verschlangen, so mußte er langsam zu verschmachten fürchten. Demohngeachtet schlummerte er ein, und obwohl er einigemal angstvoll erwachte, so brachte er doch den größten Theil der Nacht ohne Bewußtseyn im Schlaf hin. Ein großes Glück für den, dem jeder Augenblick den Tod von fern zeigt.

Am Morgen fühlte er, daß er gestern seinen Durst nicht hinlänglich gestillt habe, und genoß wieder eine Citrone. Kaum getraute er sich, noch etwas von den Resten seiner gestrigen Abendmahlzeit zu essen, um seinen Durst nicht noch mehr zu reitzen. Die Hitze wurde heute noch größer als am gestrigen Tage, und da sie den Früchten und den übrigen vorräthigen Lebensmitteln gefährlich wurde, so bedeckte Martin alles mit einem angefeuchteten Stück Segeltuch, das er in der Cajüte gefunden hatte. Sein Durst wuchs mit der Hitze, und er jammerte laut über diese. Der Thor! Er wußte nicht, daß sie seine größte Wohlthäterin werden würde. Am

Nach-

Nachmittage bedeckte ſich der Himmel mit Wolken, und es kam ein Gewitter. Der Wind, der ſich während deſſelben erhub, verſetzte ihn in Todesangſt, aber es ſtürzte zugleich ein wohlthätiger Regen herab, der ſein ganzes Weſen erfriſchte. Jetzt beklagte er das zerſchlagene Fäßchen, das ihm zu einem Waſſerbehälter hätte dienen können. Aber er beſann ſich nicht lange, dieſen Verluſt zu erſetzen. Der Brandtewein konnte ihm wenig helfen; er leerte alſo beide Tonnen aus, ſchlug den Deckel davon ein, und fieng den Regen ſo gut auf, als es gehen wollte. Aber er merkte bald, daß es ihm auf dieſe Art nicht gelingen würde, ſeine Gefäße ganz zu füllen. Er zog alſo dem Schaf, das noch in der Haut lag, dieſelbe vollends ab, und ſpannte ſie ſo aus, daß alles Waſſer, welches ſich auf der ganzen Fläche ſammelte, in die Tonne lief.

Der Regen war ſo heftig, daß ſein Fahrzeug damit angefüllt wurde, und daß er ſich genöthigt ſah, es mit dem Hut auszuſchöpfen. Wie gern übernahm er dies Geſchäft! Seine Fäſſer füllten ſich vermittelſt

seines Kunstgriffs bis oben an, und er hatte nun auf einige Wochen Vorrath von Wasser. Jetzt empfand er recht lebhaft, wie leicht es dem dort oben sei, sein Geschöpf zu erhalten, und sein Glaube an die Vorsehung ward merklich dadurch gestärkt.

Er hatte einige Kenntnisse in der Physik, und wußte, daß durch verdunstende Feuchtigkeit eine große Kühle hervorgebracht werde. Um also das aufgefangene Wasser frisch zu erhalten, umwickelte er die Gefäße mit nassem Segeltuch, und setzte sie dem Winde aus, wo dasselbe eilend trocknete. So oft es getrocknet war, feuchtete er es von neuem an, denn er hatte in seinem einsamen Fahrzeuge keine andere Geschäfte, als für seine Erhaltung zu sorgen, und verschaffte sich auf diese Art einen ziemlich kühlen Trunk.

Es war ein großer Trost, auf eine so geraume Zeit vor Hunger und Durst gesichert zu seyn, aber bei weitem reichte er nicht hin, ihn in seiner Lage zu beruhigen. Bei dem Gewitter war nur ein etwas starker Wind gewesen, und er hatte dennoch sein Boot in Gefahr

ge-

sehen, von den Wellen verschlungen zu wer-
den; bei einem Sturm schien dies unvermeid-
lich, und Stürme wüteten so häufig auf diesem
Meere. Er war also nur dem Tode von ei-
ner Seite auf eine kurze Zeit entflohen; von
der andern sah er sich diesem jeden Augenblick
ausgesetzt.

Tief in Betrachtungen versenkt, saß er
einsam in seinem Nachen, und schaute auf
dem öden Ocean umher, ob kein tröstendes
Land erscheinen, ach, ob nicht ein dürftiges
Eiland aus den Tiefen emporsteigen wolle.
Umsonst! der Blick verlohr sich in unendlicher
Ferne, und sah nichts, als spielende Wellen.

Drei Tage schwamm er, bald in Ver-
zweiflung, bald mit einigem Trost im Herzen,
umher, und sie hatten ihm drei Monathe ge-
schienen. Am vierten Morgen endlich, als
er nach Sonnenaufgang sich wieder nach Ret-
tung umsah, schien es ihm, als wenn er tief
am Horizont eine kleine Wolke entdecke, die
ein noch etwas anderes Ansehen hatte, als
gewöhnlich die Wolken zu haben pflegen.
Wenn dies ein Land wäre, dachte er mit lau-

tem Herzklopfen, und ergriff zum erstenmal das Ruder wieder. Bis jetzt hatte er sich den Wellen und der Vorsehung überlassen; hier schien sie ihm einen Wink zu geben, selbst zu seiner Rettung zu wirken. Er wußte mit dem Steuerruder nicht umzugehen, aber er lernte es nach wenigen Versuchen, und das Boot erhielt vollkommen die Richtung nach jener Wolke. Er schaute so oft und so anhaltend nach ihr hin, daß seine Augen ganz erblindeten, und daß er am Ende gar nichts mehr wahrnahm. Der Wind trieb ihn indessen näher nach dem ersehnten Ziel, und nach zwei Stunden, in einer langen und freudigen Ungewißheit verlebt, trat ein Augenblick ein, der ihn alle seine erduldete Angst vergessen machte. Er entdeckte ein Land, und war nur noch wenige Meilen davon entfernt.

Es ist unbeschreiblich, welche Empfindung, welch ein lebendiger Glaube an die Vorsehung in ihm erwachte. Das Boot war gleichsam ein Gefängniß für ihn gewesen, in welchem er auf den Tod saß, und es blieb nur noch ungewiß, welche Todesart er dulden wür-

würde. Jetzt nahte sich der Augenblick, wo er aus seinem Kerker wieder zum Leben hervorgehen sollte. Nachdem er eine Zeitlang diese berauschende Freude genossen hatte, trat etwas ein, was gewöhnlich bei den irdischen Freuden einzutreten pflegt: sie verlohr ihre Reinheit. Wer wird jenes Land bewohnen, wer darin herrschen? dachte er; Europäer, oder Wilde, Karaiben, oder sanftere Nomaden? Aber das Gefühl seiner nahen Rettung überwog bei weitem diese Besorgnisse, und er erinnerte sich nicht, jemals eine so lebhafte Freude empfunden zu haben, als jetzt.

Jemehr er sich dem Lande näherte, um so reizender schien es ihm zu seyn. Es erhob sich vom Gestade an allmählich höher, bis es sich in einen langen Bergrücken, der das ganze Land durchschnitt, endigte. An den steigenden Anhöhen entdeckte er Gehölz, und grüne Fluren. Das Land schien nicht groß, und entweder eine Insel, oder eine Erdzunge zu seyn, die ins Meer vordrang.

In Entzücken verlohren, betrachtete er diesen herrlichen Anblick, dies prachtvolle,

amphitheatralische Land, und vermogte seinen Blick, der so lange an die öden Gefilde des Meers gewöhnt war, lange nicht zu sättigen. Die Schönheit des Landes gab ihm seinen ganzen Muth wieder. In einem solchen Paradiese, dachte er, können keine Unmenschen wohnen, und ruderte eilend auf das Gestade zu.

Am Nachmittage kam er dem Ufer so nahe, daß er die Beschaffenheit desselben beobachten konnte. Es war an der Seite, nach welcher er sich hingetrieben sah, ziemlich hoch, und da der Wind die Wellen gerade gegen dasselbe führte, so durfte er wegen der Brandung sich demselben nicht nähern. Er fuhr unter starkem Herzklopfen an dem Gestade hinauf, um einen Ort zum Landen zu suchen, denn der Gedanke, daß ein schneller Windstoß ihn wieder ins ofne Meer führen könnte, beunruhigte ihn heftig. Nach einer Stunde endlich ward das Ufer niedriger, und er entdeckte die Mündung eines kleinen Flusses, der sich ins Meer ergoß. Welch ein erfreulicher Anblick! Er wandte sogleich sein kleines Schiff-

lein,

lein, und fuhr darauf zu. In diesem Augenblick kam die letzte Gefahr, die ihn auf dieser gefährlichen Reise treffen sollte. Er hörte plötzlich ein starkes Geräusch im Wasser, welches ihm unter seinem Fahrzeuge zu seyn schien, und fühlte zugleich einige Erschütterungen desselben. Zugleich merkte er, daß er auf eine Felsbank gestoßen sei, und erschrack heftig. Wenn er auf derselben strandete, so konnte er im Angesicht des Landes verschmachten, denn er hatte nicht schwimmen gelernt. Aber sein Glücksstern leitete ihn bei diesem Unfall vorüber. Das Fahrzeug ging nicht tief im Wasser, weil es nicht beladen war, und streifte nach einigen Stößen über den Felsen hinweg. Er näherte sich dem Ufer, das bei der Mündung des Flusses nicht hoch war, und sprang ans Land. Es war ihm, wie einem Fliehenden, den ringsum feindliches Geschoß verfolgte, und der sich plötzlich in eine sichere Feste gerettet sieht.

Sobald er sein Fahrzeug am Ufer befestigt hatte, warf er sich mit einem inbrünstigen Dankgebet nieder. Welche andere Empfindung hätte sich seiner, nach einer so wun-

der-

derbaren Rettung bemächtigen können! Als er wieder aufstand, bemerkte er, daß alles um sein Fahrzeug her von Fischen wimmelte. Er empfand auf keine Weise das Bedürfniß, einen Fisch zu fangen, und hatte jetzt weit wichtigere Dinge zu bedenken; aber er war so berauscht von Freude, daß er kaum wußte, was er that, und mit großer Emsigkeit den Versuch dazu machte. Da er keine Angelschnur hatte, so nahm er einige Faden aus dem Segeltuch, und band ein Stückchen Fleisch daran. Sobald er es ins Wasser ließ, war es verschlungen, und er zog einen Fisch heraus, der wenigstens eine Elle lang war.

Er freute sich sehr darüber, ob er gleich in seiner jetzigen Stimmung nicht wußte, warum. Es mochte die dunkle Empfindung seyn, daß er in diesem Lande nicht vor Hunger umkommen würde, da er mit so leichter Mühe ein eßbares Thier in seine Gewalt bekam. Aber hell ward dieser Grund zum Vergnügen nicht in ihm. Auch konnte er sich jetzt über alles freuen. Wenn er doch jemanden gehabt hätte, der sich mit ihm hätte freuen können!

Rings um sich her sah er kein anderes lebendiges Wesen, als die Fische; diese sollten es seyn. Die Ueberbleibsel von dem gefundenen Schaf waren beinahe in Fäulniß übergegangen, und er konnnte sie nicht mehr gebrauchen. Er warf sie also ins Wasser, und in dem Augenblick wimmelte eine solche Menge von verschiedenen Fischen um dieselben, daß er sich innig an dem Reichthum des Wassers hätte ergötzen können; aber er sah es bloß mit einer gedankenlosen freudigen Stimmung an.

Als er sich von seinen ersten Ueberwallungen zum hellern Nachdenken wieder erholt hatte, fielen ihm die Fragen ein: wo bin ich? was wird mein Schicksal seyn? wovon werde ich in diesem unbekannten Lande leben? Diese Fragen konnten nicht leichter beantwortet werden, als wenn er tiefer in das Land eindrang. Er befestigte daher sein Boot sorgfältig am Ufer, hing seine Flinte um, und nahm einige von den noch übrig gebliebenen Citronen zu sich. So ausgerüstet begann er mit großer Erwartung seine Wanderung. Sein Herz klopfte vor Freude und Bangigkeit; denn wie

viel

viel konnte ſich in den nächſten Augenblicken entſcheiden.

Die Bäume, die am Ufer des Fluſſes ſtanden, kannte er nicht; aber ſie verbreiteten einen angenehmen Schatten, und waren mit vielem Gebüſch durchwachſen. Als er daraus hervorging, ſah er ein grünes Feld vor ſich, das von einem Walde begränzt wurde. Wer Nahrung in einem unbekannten Lande ſucht, naht ſich gewöhnlich zuerſt einem Walde. Unſer Pilger ging auf ihn gleichſam unwillkührlich zu. Eine geheime Ahnung ſagte ihm, daß ihm dort eine angenehme Entdeckung bevorſtände. Er täuſchte ſich nicht. In der Entfernung ſchon bemerkte er einen hohen prachtvollen Baum, von deſſen Krone breite Blätter nach allen Seiten herabhingen. Er konnte ſein Auge nicht von ihm wegwenden, und als er in der Nähe war, entdeckte er einige große Früchte an demſelben. Vermittelſt eines Steinwurfs gelang es ihm, eine davon in ſeine Gewalt zu bekommen. Sie hatte eine äußere grüne Schale, und als er ſie öfnete, fand er eine Menge weißlichten Saftes darin, der ei-

ven

ven äuſſerſt angenehmen Geſchmack hatte, und ſehr kühlend war. Er fühlte ſein ganzes Weſen dadurch erfriſcht, denn ſeit langer Zeit hatte er ſeinen Durſt durch nichts, als durch laues Waſſer ſtillen können.

Martin kannte die Cocospalme nicht, aber er ſchloß aus der Beſchreibung, daß dieſer Baum eine ſeyn müſſe, und mit dieſer Entdeckung ward es ihm gewiß, daß er in dieſem Lande nicht aus Mangel an Bedürfniſſen ſterben würde. Ein groſſer Troſt für den, welcher für den Unterhalt ſeines Lebens ganz allein ſorgen muß. Indem er weiter gehen wollte, ſtieß er im Raſen mit dem Fuß an etwas, und fand eine Frucht, die herabgefallen war. Sie hatte eine braune und feſte Schale, inwendig lag ein groſſer, mandelartiger Kern von angenehmem Geſchmack. Die Schale der Frucht war ſo feſt, daß er ſie mitnahm, um ſie ſtatt eines Trinkgeſchirres zu gebrauchen.

Die meiſten Bäume des Waldes kannte er nicht, aber hie und da ſtand ein Citronenbaum. Nach einer kleinen Wanderung kam er aus dem Gehölz an der andern Seite heraus,

aus, und nun bot ſich ihm ein vorzüglich ſchöner Anblick dar. Vor ihm ſtieg ein breiter Berg, an welchem große Wälder ſich hinzogen, terraſſenartig empor; es war derſelbe, den er ſchon vom Meer aus bemerkte. Er konnte die ganze Seite davon überſchauen, und es iſt leicht zu errathen, daß er einen ſehr forſchenden Blick auf die Gegend warf; aber von einer menſchlichen Wohnung bemerkte er keine Spur. Noch wußte er nicht, ob er ſich deſſen freuen, oder ob er betrübt darüber ſeyn ſollte; denn wenn es Hütten der Wilden waren, ſo kannte er die Gefahr ihrer Nähe ſchon aus ſeinem eigenen Leben. Demohngeachtet ſuchte er Menſchen, und ſehnte ſich nach ihnen.

Sein Schickſal konnte er nicht beſſer entwickeln, als wenn er die Höhe des Berges beſtiege, und von dort aus das Land überſchaute, wohin ihn das Schickſal geführt hatte. Er nahm ſich dieſe Wanderung feſt vor, aber da die Entfernung bis zum Gipfel ihm wenigſtens einige deutſche Meilen zu ſeyn ſchien, ſo fühlte er ſich dazu jetzt noch zu entkräftet, und

ſetzte ſie auf den folgenden Tag feſt. Für heute beſchloß er, das Gehölz, in welchem er ſich befand, näher zu unterſuchen. Er ging alſo an demſelben hinauf, und fühlte, trotz ſeiner ungewiſſen Lage, eine gewiſſe Heiterkeit in ſich, die vielleicht von der reinen Luft, und von der geſunden Ausdünſtung des Pflanzenreichs um ihn herrührte. Die niedrigen Gewächſe kannte er nicht, aber unter den Bäumen fand er die Acacia und mehrere Feigenbäume. Das Clima ſchien ihm ohngefehr, wie das zu Madagascar.

Er war noch keine halbe Stunde fortgegangen, als er einen ſchönen Papagei wahrnahm, der unbefangen in einem Baum herumflatterte, und ſich wenig um ſeine Gegenwart zu kümmern ſchien, aber dennoch nicht nahe genug kam, um ſich haſchen zu laſſen. Der einſame Wanderer ſchloß aus dem Benehmen dieſes Vogels, daß er noch keinen Menſchen geſehen habe, und ihn für ein anderes gewöhnliches Thier, das ihm nicht gefährlich werden könnte, anſähe.

Der Abend kam unterdeß heran. Er hatte Feigen gegessen, und die Milch der Cocosnuß getrunken; aber solche Mahlzeiten, wie gewöhnlich die Dichter sie zu beschreiben pflegen, sind für einen Europäer, der Ermüdung und Anstrengung empfunden hat, nicht hinlänglich. Martin sehnte sich nach einer etwas festern Nahrung, und machte sich auf den Rückweg nach seinem Boote, wo er noch das Wild von Madagascar hatte, und traf bald bei demselben ein. Bei seiner müßigen Zeit unterwegens, hatte er es ausgeweidet, und vermittelst der feuchten Umschläge ziemlich frisch erhalten. Alle seine Werkzeuge bestanden aus einem Beil und dem obenerwähnten Messer; indessen gelang es ihm vortreflich damit, einen ansehnlichen Braten von seinem Wilde zu gewinnen, und da ihn niemand übereilte, so briet er ihn recht langsam und schmackhaft. Salz dazu gab ihm das Meer, das seine Wellen hoch an einige Felsritzen hinaufgeschleudert hatte. Hier war es zu einem reinen und weißen Salze von der Sonne gedörrt.

Von seinem Braten ließ er den größten Theil zu der Wanderung auf den folgenden Tag übrig. Da er keinen Zufluchtsort an dieser unbekannten Küste hatte, so brachte er die Nacht in seinem schwimmenden Hause zu, und schlief ziemlich ruhig; denn er hatte wenigstens keine nahe, dringende Sorgen, und war noch vor kurzem in einer weit verzweiflungsvollern Lage gewesen.

Am andern Morgen noch vor Sonnenaufgang war er schon zur Reise gerüstet, denn er hatte noch am Abend seine Flinte geladen, seine Lebensmittel in Segeltuch eingepackt, das er wie eine Jagdtasche umhing, und begann nun seine Wanderung mit größerer Erwartung, als ein reisender Handwerksgeselle, der zum erstenmal aus seiner Vaterstadt in die weite Welt tritt.

Er nahm seinen Weg wieder nach dem kleinen Gehölz zu seinem wohlthätigen Cocosbaum, labte sich von einer Frucht desselben, und nahm mehrere davon mit sich, so wie auch einige Citronen, um sich vor Durst zu schützen. Das Land bestand anfangs jenseit

des Gehölzes aus einer sandigten Ebne, die aber allmählig bergan ging, und sich in eine grüne Wiese endigte. Hinter derselben lag ein niedriges Gesträuch, das verschiedene Beeren trug, die er aber nicht zu kosten wagte, aus Furcht, daß sie giftig wären. Bald darauf befand er sich in einem Gehölz von größern Bäumen, und hörte mehrere ihm unbekannte Vögel singen, deren süßer Gesang ihm nach einer so langen Seereise höchst erfreulich war. Als er aus dem Walde wieder hervortrat, machte ein unvermuthetes Geräusch, das unweit von ihm sich erhob, ihm einen heftigen Schreck. Er schaute nach der Gegend hin, woo es herkam, und ein seltsamer Anblick bot sich ihm hier dar. Eine große Anzahl von gehörnten Thieren, welche halb wie Ziegen, halb wie Hirsche aussahen, kamen in der größten Eil bei ihm vorbeigerannt, und wurden von einer Menge lautbellender Hunde mit großer Wut verfolgt.

Sobald die gehörnten Thiere, die er für nichts anders, als für Gazellen halten konnte, neben ihm waren, und ihn bemerkten, mach-

machten sie einen unbeschreiblichen Seitensprung, und nahmen ihren Lauf mit einer solchen Schnelligkeit gegen das Gebürge, daß er sie samt den Hunden in kurzer Zeit aus den Augen verlohr. Diese Erscheinung machte den Glauben, daß er in einem bewohnten Lande sei, sehr lebhaft in ihm rege, und er wartete mit einiger Unruhe, daß die Jäger nachkommen sollten. Aber es ließ sich kein Sterblicher sehen, als er schon eine lange Zeit gewartet hatte, und er mußte aus diesem Umstande schließen, daß er in einem Lande sei, worin die Hunde zu ihrem eignen Unterhalt jagten.

Er stieg jetzt höher auf den Berg, und bemerkte eine Menge Felsstücke und vulcanische Producte; aber der Boden blieb im Ganzen fruchtbar, und war überall, wo sich Erde auf den Steinen angesetzt hatte, mit Bäumen und Pflanzen bedeckt. Als er ohngefähr an der Hälfte des Berges war, kam er an eine Stelle, wo er die ganze Gegend hinter ihm bis zum Meer überschauen konnte. Es gewährte einen herrlichen Anblick, so viele grüne

Flu-

Fluren mit dunklen Gehölzen durchschnitten zu sehen; aber daß je Menschen in diesem Lande gewohnt hätten, davon war nicht die kleinste Spur vorhanden. Indem er noch in Gedanken verlohren diese einsamen Gefilde ansah, that sich eine andere wunderbare Erscheinung hervor. Ein großer aschgrauer Vogel, dessen Federn an der Spitze weiß waren, ließ sich in eine Felskluft nieder, und bald darauf erhob sich ein lautes Zischen, mit starkem Flattern des Vogels verbunden. Martin trat näher hinzu, und sah, wie der Vogel mit einer Schlange im Kampf war. Er hielt die Spitze des einen Flügels vor sich, und versuchte unaufhörlich, sie mit seinen Füßen zu zertreten. Die Schlange wand sich immer wieder empor, sprang ihm entgegen, und gab sich die äußerste Mühe, ihn mit ihren Bissen zu erreichen. Aber der Vogel wußte diese sorgfältig zu vermeiden, und endlich faßte er sie in einer schnellen Wendung mit einem Flügel, und warf sie hoch in die Luft, so daß sie unsanft auf den Felsen zurückfiel. Dies wiederholte er noch einigemal, bis sie betäubt dalag. Sodann drückte er ihr den Kopf mit den Klauen ge-

gegen die Erde, um sie vollends zu erwürgen, und endlich fraß er sie auf. *)

Martin hatte diesem Schauspiel mit einiger Furcht zugesehen, und schaute dem Vogel, der sich wieder in die Luft erhob, verwunderungsvoll nach. Muß denn Krieg in der Welt seyn? dachte er; hier, wo keine Menschen ihn führen können, führen ihn Thiere. Die ersten Gattungen von Geschöpfen, die er fand, lagen im Kampf auf Leben und Tod miteinander; dies schien ihm von keiner guten Vorbedeutung zu seyn. Aber er hatte über wichtigere Sachen nachzudenken, als Vorbedeutungen sind, und stieg weiter zu der Höhe des Berges.

Nach einer kleinen Weile fand er Wasser in einer Felshöle, das nur einen geringen Abfluß hatte, aber äußerst klar und frisch war.

Hier

*) Nach der ganzen Beschreibung muß dies der sogenannte Secretairsvogel seyn, der sich vorzüglich in Africa aufhalt, und ein Erbfeind aller dortigen Schlangen ist.

Hier that er den ersten kalten Trunk, seit sei
Abreise vom Vorgebürge der guten Hofnu
denn das Wasser auf dem Schiff, und
dem Fluß war lau dagegen, und ward
davon erquickt, daß er sich wie neu be
fühlte. Da er zugleich nach der starken
wegung etwas Erholung bedurfte, so
er sich unter einen schattigten Baum,
hielt eine stärkende Mahlzeit, unbekümm
ob in Amsterdam die Zeit des Mittagse
schon herangerückt sei; denn in dem St
der Natur, in welchem er sich jetzt bef
entschied blos das Bedürfniß des Kör
über solche Angelegenheiten. Nach d
Stärkung eilte er mit verdoppelten Schr
weiter, und indem er sich durch die Ges
che eines Gehölzes durchgearbeitet hatte,
deckte er rechts vor sich in der Entfernung
ohngefehr einer viertel Meile ein prächt
Schauspiel, dessen Entstehen er sich nich
erklären vermochte. An einer steilen Fels
nemlich schimmerte eine ahnsehnliche Fläc
den Strahlen der Sonne mit großem G
und veränderte sich jeden Augenblick, so
die ganze Fläche mit spielenden Diamante

ßt zu seyn schien. Dieser Anblick hatte so etwas außerordentlich reizendes, daß sich Martin nicht enthalten konnte, näher hinzu zu eilen, obwohl die Erscheinung nicht in der Richtung seines Weges lag. Er mußte durch einen Wald, und als er nach einer Viertelstunde aus demselben wieder hervorkam, sah er mit Verwunderung, daß der glänzende Schein von einem Wasserfall herrührte, der über eine breite Felsenmasse herabfloß, und in welchem sich gerade die gegenüberstehende Sonne spiegelte.

Die Kunst hätte keine schönere Cascade anlegen können, als hier die Natur gethan hatte. Unten an der Felsenwand war ein weites Becken, worin sich das Wasser sammelte, und sodann über eine Menge Felsstücke und Kieselsteine klar den Berg herunterfloß. An der Mitte der Felsenwand ragten einige Absätze hervor, durch welche der Fall des Wassers unterbrochen wurde, wodurch ein Staubregen entstand, der sich nach der jedesmaligen Richtung des Windes weit umher verbreitete. Durch diese beständige Erfrischung hatten alle Gewächse umher eine

größere Vollkommenheit, und die Bäume ein sch
neres Grün erhalten. Jenseits des Flusses en
deckte Martin eine weite Ebne, mit hohem Gra
bewachsen, die von einem Gehölz ringsumh
begrenzt wurde. Unter den Bäumen desselb
bemerkte er auch mit großem Vergnügen d
prächtige Palme.

Es war höchst einladend, hier zu v
weilen; aber der einsame Pilger wußte no
nicht, wie es jenseits des Berges aussah, u
davon hing sein künftiges Schicksal ab. E
begann seine Wanderung von neuem, die v
jetzt an etwas beschwerlicher wurde, weil d
Weg steiler hinanlief, und der Schatten d
Gehölzes sich allmählich verlohr.

Nach einer Stunde, in welcher vi
Schweißtropfen von ihm auf die Erde fiel
kam er auf den höchsten Gipfel des Berg
an. Kein Hirte, dem seine ganze Heerde e
stoh, und der sie schon lange vergebens
Oeden und Wäldern suchte, kann so sehnl
nach ihr von einem Hügel umherschauen, a
Martin jetzt nach der entgegesetzten Seite
nes unbekannten Landes hinsah. Nach we

gen Augenblicken ward ihm ein großes Räthsel gelöst. Er überschaute ein weites Land mit abwechselnden Hügeln und Thälern, mit grünen Ebnen, mit Gehölzen und einem schlängelnden Flusse; aber jenseits aller dieser Erscheinung war das unabsehliche Meer, so wie es hinter ihm lag, und auch an dieser Seite des Berges war keine Spur von einer menschlichen Wohnung. Er befand sich auf einer Insel, die seit dem Anbeginn der Schöpfung nur von Thieren bewohnt zu seyn schien.

Da hier in dem Zustande des einsamen Pilgers eine ganz neue Periode anfängt, da sein Schicksal entschieden ist, und hier ein Leben beginnt, wie es unter den tausenden von Millionen Sterblichen seit Bevölkerung der Erde nur einige wenige Unglückliche führten, so mag er von jetzt an seine eigne Geschichte erzählen. Sie ist buchstäblich nach dem französischen Original übersetzt, und die Art des Erzählers zu denken, und zu empfinden, wird jedem Fühlenden angenehm machen, ihn in seinen wunderbaren Schicksalen zu begleiten.

# Der Einsiedler

## auf dem Weihnachtseiland.

Der Mensch hat eine große Seele, mit welcher er die Erde umschaffen, und bis zu den Sternen in seinen Messungen reichen kann; aber an Gefühl ist sie oft bei den erhabensten Gegenständen schwach und arm. Es war etwas Großes, Tiefeingreifendes in mein ganzes Leben, als ich hier einsam auf dem Gipfel eines Gebürges stand, umherschaute, und mich durch eine unermeßliche Kluft von dem menschlichen Geschlecht, im Frühling meines Lebens, vielleicht auf ewig, abgesondert sah. Ein Meer von Empfindung hätte in diesem Augenblick in mir seyn sollen, wenn es seinen Gegenstand aufwiegen wollte, und es war kaum ein Tröpfchen darin. Zwar sah ich ernst und mit einem Schauer in den blaulichen Nebel hin, der den Blick auf dem weiten Ocean hemmte, aber was war diese Empfindung gegen den Gedanken, daß ich mein Leben in dieser me-

schenleeren Oede beschließen sollte? Es fehlte unendlich viel daran, daß ich den ganzen Umfang davon hätte fühlen können. Die Seele ist nur in Gedanken groß, nicht in Gefühlen. Welchen Leiden wir entfliehen, welche unentfliehbar auf uns warten, wenn wir in ununterbrochner Einsamkeit leben, das kann der Sterbliche nur in einer Reihe von Jahren lernen, und die Seele vermag das Gefühl davon, ohne Erfahrung, nicht in einen Augenblick zusammen zu drängen.

Ich blieb ziemlich gleichgültig bei dieser Entscheidung meines Zustandes, und blos der Gedanke, daß ich mich nun, um gleich einen gebildeten Menschen leben zu können, anbauen müßte, war lebhaft in mir. Ich hatte mir oft ein Landgut gewünscht, hier fand ich ein ganzes Land zu meinem Eigenthum, und grämte mich nicht darüber. Es war höchst wahrscheinlich die Hoffnung, daß hier nothwendig ein Schiff landen müßte, und daß mein Aufenthalt hier nur einige Zeit dauren würde, welche mich so heiter erhielt. Ich schaute endlich selbst mit einigem Vergnügen

um

um mich her, denn die Aussicht war vortrefflich an beiden Seiten. Ich konnte den Fluß, in dessen Mündung ich gelandet war, fast von der Quelle an bis zum Meer verfolgen, und sah mein Boot deutlich auf demselben liegen. Hier war zugleich der Ort, wo ich mir die beste Gegend zu meinem künftigen Aufenthalt auswählen konnte. Ich fand keine angenehmere, als die an der linken Seite des Wasserfalls, und beschloß meinen Rückweg über dieselbe zu nehmen.

Zu diesem Endzweck ging ich den Bergrücken hinter den Quellen des kleinen Flusses entlang, um an die andere Seite desselben zu kommen. Hier stieg ich eilend wieder herunter, denn es bemächtigte sich meiner eine Art von Sehnsucht nach meinem Boote, das jetzt gleichsam mein Haus war. Ich hatte ohngefehr die Hälfte des Wegs bis zu der grünen Ebne am Wasserfall zurückgelegt, als ich Gelegenheit bekam, meine Lage als Einsiedler auf einmal zu vergessen, und für ein näheres Bedürfniß zu sorgen. Ich fiel nemlich, indem ich bei einer Felskluft vorbeiging in ein tiefes

Loch.

Loch. Meine Flinte, welche ich über die Schulter genommen hatte, brannte ab, und ich blieb von dem heftigen Fall, und dem Schrecken betäubt, einige Zeit fast ohne Bewußtseyn liegen. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich in einer Tiefe, die von einem Erdfall entstanden zu seyn schien, und einen Rand von einigen Klaftern Höhe hatte. An der einen Seite waren steile Felsen, und an der andern ein überhängendes Erdreich, so daß ich mich auf einmal, wie in einer Grube, die für wilde Thiere bestimmt ist, gefangen sah.

Mich überfiel ein geheimes Grauen, als ich die Tiefe, in welche ich versunken war, bemerkte, und beinahe die Unmöglichkeit gewahr wurde, mir durch eigne Kraft aus derselben zu helfen. Um eine Treppe in die Felsen zu machen, dazu hatte ich keine Werkzeuge, und die Erde an der andern Seite drohete einen Einsturz, wenn ich den Versuch machte, sie abzugraben. Ich begann demohngeachtet das lezte, und zwar mit groser Anstrengung, denn der Gedanke, in diesem Grabe lang-

sam

ſam Hungers zu ſterben, hatte etwas ſehr ſchreckliches.

Mit meiner Flinte konnte ich den Rand der überhängenden Erde ſo eben erreichen, und mit dieſer verſuchte ich alſo, ſie zuerſt herunter zu ſtoßen. Aber ich mußte mit großer Vorſicht dabei verfahren, denn der Raum, auf welchem ich mich befand, war nur einige Fuß breit und lang, und ich konnte leicht von der herabſtürzenden Erde begraben werden. Es gelang mir indeſſen, den überhängenden Rand der Höhle herabzuſtoßen, und nun verſuchte ich, die Erde allmählig ſo abſchüſſig zu machen, daß ich daran heraufſteigen könnte. Es ging ſehr langſam, weil ich kein andres Werkzeug, als meine Flinte hatte, und endlich kam ich an eine Baumwurzel, die mich ſehr aufhielt.

Ich hatte ohngefehr zwei Stunden unter großer Anſtrengung gearbeitet, als ich plötzlich eine Bewegung in dem Erdreich bemerkte, und ein ſauſendes Geräuſch über mir hörte. Ich ſprang erſchrocken zurück, und in demſelben Augenblick ward ich von einer unbe-

ſchreib-

ſchreiblichen Kraft zu Boden geſchlagen; zu gleicher Zeit fühlte ich mich halb mit Erde bedeckt. Die Furcht vor einem gewaltſamen Tode gab mir Kraft, und ich wandte meine letzte Stärke an, mich empor zu arbeiten. Es gelang mir, und nun ſah ich, was an dieſer drohenden Erſcheinung Schuld war. Der Baum, deſſen Wurzel ich untergrub, war queer über das Loch hingeſtürzt, und hatte mit ſeinen Aeſten mich ſo heftig niedergeworfen. Zum Glück aber hatten mich nur die kleinern Zweige berührt, und ich fühlte mich ziemlich unbeſchädigt. Eine kleine andere Richtung des Baums, und ich wäre zerſchmettert worden. Jetzt ward die nahe Todesgefahr die Urſache meiner Befreiung. Die Zweige des Baums hingen ſo tief in die Höhle hinunter, daß ich ohne große Mühe an denſelben herauskletten konnte.

Es war mit einer unbeſchreiblich freudigen Empfindung, daß ich wieder das Freie betrat, und ich vergaß beinahe darüber, daß ich auf einer unbewohnten Inſel ſei. Aber ich fühlte mich äußerſt entkräftet, und um deſto

ungehinderter meinen Weg fortsetzen zu können, legte ich einen Theil meiner Kleider ab, und ging mit entblößten Füßen weiter.

Dieser Umstand scheint sehr geringfügig, aber er ward mir in Kurzem äußerst wichtig, und hatte, was sehr wunderbar scheinen mögte, auf meinen künftigen Gemüthszustand einen großen Einfluß. Ich mogte ohngefehr einige hundert Schritt gegangen seyn, als ich nicht weit von mir eine Heerde wilder Ziegen vorüber laufen sah, die ihren Weg nach dem Fluß nahmen. Ich sah ihnen nach, und würde unter sie geschossen haben, wenn meine Flinte nicht leer gewesen wäre. Indem ich jetzt langsam vorwärts auf einer mit hohem Grase bewachsenen Fläche ging, fühlte ich etwas eiskaltes an dem einen Fuß, und zog ihn in der größten Eil zurück. Ich untersuchte diese Erscheinung, und fand, daß ich am Rande eines Wassers war, welches sich auf der obern Fläche mit Gras und Kräutern so dicht bedeckt hatte, daß es sich schlechterdings von dem festen Lande nicht unterscheiden ließ. Um noch näher zu prüfen, an welchem Ort ich sei,

ſei, ergriff ich ein Felsſtück, und warf es dicht neben den Fleck, den ich mit meinem Fuß ſchon berührte. Da ſah ich an dem Unterſinken des Steins, und an dem Aufwogen des Graſes, daß ich dicht an einem Abgrund ſtand. Ein geheimer Schauder durchdrang mich, aber zugleich erwachte auch ein äußerſt tröſtender Gedanke in mir. Die Vorſehung will dich in dieſem einſamen Lande erhalten, dachte ich; hier iſt das ſicherſte Merkmahl davon.

Es lag wirklich etwas Wunderbares in meiner Rettung. Ohne die Lebensgefahr in der Grube, war ich dem unvermeidlichſten Tode Preis gegeben; denn ohne ſie hätte ich meine Füße nicht entblößt, hätte die nahe Gefahr nicht gemerkt, und wäre bei dem erſten Schritt in einem Abgrund verſunken. Alles Erdreich lag nemlich hier auf Felſen, und wo eine Tiefe entſtand, verſenkte ſie ſich nicht allmählich, ſondern ging ſenkrecht gleich einer Mauer hinunter. So war es auch bei dieſem fürchterlichen verborgenen Gewäſſer. Der Gedanke daran ward künftig für mich eine Art von Stab, an welchem ich mich hielt,

wenn

wenn ich in dieser Einsamkeit zaghaft werden wollte.

Ich setzte jetzt meinen Weg mit großer Vorsicht fort, nachdem ich vorher einige Zweige abgebrochen, und an diesen gefährlichen Ort zur Warnung hingepflanzt hatte. Es mogte ohngefehr drei Uhr Nachmittags seyn, als ich bei der schönen grünen Ebne anlangte, die ich am Morgen von der andern Seite des Flusses bei dem Wasserfall bemerkt hatte. Das Gras auf derselben reichte mir bis an die Knie, und war blos hie und da von den weidenden Thieren niedergetreten. Auf der einen Seite begrenzte sie der kleine Fluß, auf der andern verlohr sie sich allmählich in die Tiefe, und gewährte eine weite Aussicht. Hinter mir stieg der Berg terrassenmäßig empor, und vor mir war ein Wald von mancherlei schönen Bäumen, worunter auch Cocospalmen und Citronenbäume waren. Dieser Ort bezauberte mich durch seine Annehmlichkeit, und hier beschloß ich meinen Wohnplatz, mein Landgut, wovon schon ein reizendes Bild meiner Seele vorschwebte, anzulegen. Ich suchte

al,

alle trübe Vorstellungen zu verscheuchen, und richtete alle meine Gedanken darauf, wie ich meine Lage recht bequem einrichten wollte.

Voll von Entwürfen dieser Art stieg ich weiter nach dem Ufer des Meeres herab, indem ich mich immer nahe an dem Fluß hielt; und weil mein Boot an jener Seite desselben stand, so mußte ich einen Ort suchen, wo ich durchwaten könnte. Der Fluß war während seines Laufs vom Berge zwar sehr reißend, aber nicht tief, und einige Felsstücke, die in demselben lagen, erleichterten mir den Uebergang. Gleich nach Sonnenuntergang kam ich bei meinem Boot wieder an, und war so ermüdet, daß mich nach keiner Nahrung sondern blos nach Ruhe verlangte.

Mit meiner Rettung an dies unbekannte Land hatte sich vieles Glück verbunden, und vereinte sich noch täglich, mein Leben in demselben zu erleichtern; demohngeachtet fühlte ich, daß ich nicht hell über meine Lage nachdenken dürfte, wenn mein Herz nicht unruhig werden sollte. Ich mußte mich halb betäuben und in Vergessenheit versinken, um ruhig ein-

zu-

zuschlummern. Zugleich aber empfand ich, daß diese Täuschung nicht von Dauer seyn, daß mein Erwachen fürchterlich werden könnte, und daß ich deshalb gleich anfangs mir ein gewisses System, eine gewisse Art von Philosophie bilden müsse, die mich zu allen Zeiten in meinem einsamen Zustande aufrecht erhielte.

Zu diesem Endzweck untersuchte ich, wonach alle Menschen auf der bewohnten Erde trachteten, und ob es mir nicht möglich sei, dies in einem unbewohnten Lande zu erlangen. Ich fand, daß es nichts anders als Glück sei, wonach jeder vom Monarchen bis zum Bettler strebte, und daß alle dies in einer Menge von Genüssen suchen. Diese Genüsse schienen mir ihre Quelle auf eine mannigfache Art zu haben, und durch folgende Dinge zu entstehen: durch Gesundheit, durch Umgang mit andern Menschen, durch Liebe, durch Ehre, durch Bequemlichkeit des Lebens, durch angenehme Speisen und Getränke, durch angenehme Beschäftigungen, und durch sinnliche Vergnügen mancherlei Art. Sind diese Quellen für mich offen? frag-

fragte ich mich. Ein tiefgeholter Seufzer sagte nein auf diese Frage. Alle nicht, aber mindestens die Hälfte davon, lispelte die freundliche, aufstrebende Hoffnung.

Ich begann jene Genüsse nach einander zu prüfen, um zu sehen, was für mich übrig blieb. Gesundheit? — Sie konnte ich in diesem Lande genießen, wie in jedem andern, und mehr noch unter diesem milden Himmel, bei diesen erquickenden Früchten, in dieser reinen Luft. Umgang mit andern, Freundschaft? — Nein, diese Quelle war hier bis auf den letzten Tropfen ausgetrocknet. Ein großer, weitgreifender Verlust! Unzählich sind die kleinen Genüsse, die aus der Gesellschaft der Menschen entspringen, sagte die Sehnsucht; aber auch unzählich die kleinen Leiden und Kränkungen, die damit verbunden sind, sezte die Vernunft hinzu; wenn diese abgezogen werden, wie viel reiner Gewinn wird übrig bleiben? — Liebe? — Auch diese Quelle war auf ewig verstopft. Aber die Natur hatte mir ein kaltes Temperament gegeben, und der Mangel eines Guts, nach welchem ich

noch keinen Drang fühlte, konnte mich nicht unglücklich machen. Ehre? — Sie war ein Unding in dieser Wüste, und nach ihr konnte ich minder noch verlangen. Wenn ich überdies bedachte, wie viel Menschen durch unbefriedigten Ehrgeiz unglücklich werden, so mußte ich es für ein Glück achten, daß die Quelle dieser Leidenschaft aus meinen Bezirken verbannt war. — Bequemlichkeit des Lebens? — Sie konnte ich, nach einiger Anstrengung in reichem Maaß genießen, sie hatte ihr Vaterland in diesem sanften Erdstrich. — Angenehme Speisen und Getränke? — Auch diese konnte ich mir in Ueberfluß verschaffen. Dies wußte ich gewiß, obwohl ich den Reichthum des Landes nur erst von weitem hatte kennen lernen. — Angenehme Beschäftigungen? — Einen sehr süßen Genuß dieser Art mußte ich entbehren, das Lesen eines hinreissenden Buchs; und dies schmerzte mich schon von weitem. Aber auf erheiternde Beschäftigungen anderer Art in meinem kleinen Hausstande durfte ich vollauf rechnen. — Sinnliche Vergnügungen? — Die süßesten, die der Natur, konnte ich genießen, aber die der Kunst

waren mir versagt. Ich tröstete mich darüber, denn sie hingen nicht unmittelbar mit meinem Glück zusammen.

Dies ohngefehr war die Prüfung meines künftigen Glücks. Ich täuschte mich vielleicht dabei, ich schmeichelte vielleicht meinen Wünschen zu sehr, und betrachtete meine Lage aus einem zu günstigen Gesichtspunct; aber ich suchte Trost in meiner Hülflosigkeit, und wer wird es mir übel deuten, wenn ich ihn auch da suchte, wo er sich nicht finden ließ? Hält nicht der Untersinkende sich auch an den schwächsten Zweig eines Baums?

Das Resultat meiner Prüfung war, daß ich zwar sehr viele Freuden entbehren müsse, die das gesellschaftliche Leben hat, daß ich aber auch vieler Leiden desselben überhoben sei; daß die Hälfte von den Quellen, aus welchen die Menschen ihr Glück ableiten, für mich verstopft wäre, daß aber die andere Hälfte mir offen stände, und daß ich aus diesen lezten deshalb doppelt so viel Freuden zu schöpfen suchen müsse, um den Mangel der ersten zu vergessen. Diesen lezten Grundsatz suchte ich vorzüglich

ins Gedächtniß zu faſſen, und zu gleicher Zeit prägte ich mir feſt ein, alle jene Genüſſe, die ich entbehren müßte, aus meinem Andenken zu verbannen, um nicht Sehnſucht danach zu empfinden.

Sobald ich mit meinen Entſchlüſſen ſo weit gekommen war, und mein künftiges Schickſal gleichſam aufs reine gebracht hatte, begann mein Herz ſanfter zu ſchlagen, und ich ſchlummerte ruhig ein. Denn es war noch an dem Abend deſſelben Tages, an welchem ich meine Reiſe zu der Spitze des Berges machte, daß ich alle dieſe Lebensregeln entwarf. Eine zu große Müdigkeit, verbunden mit tiefem Nachſinnen über meinen Zuſtand hatten mich bis nach Mitternacht wach erhalten, und dieſe Schlafloſigkeit erhielt einen großen Einfluß auf mein künftiges Leben.

Gleich am folgenden Tage begann ich die Vollführung meiner Entſchlüſſe. Das erſte, worauf ich zu denken hatte war, für eine bequeme Wohnung am Lande zu ſorgen. In wenigen Tagen durfte ich nicht hoffen, eine ſolche zu erbauen, wie ſie meiner Einbildungskraft

Kraft vorschwebte; ich beschloß also, zuerst nur eine Interimswohnung anzulegen, und sodann gemächlich eine gröſſere, beſſere, und bequemere aufzuführen. Die Zeit war mir nicht kostbar in diesem Lande, und jeden Tag, den ich ohne Leerheit, ohne Langeweile hinbrachte, mußte ich für Gewinn halten.

Ich fuhr mit meinem Boot an die andere Seite des Flusses, um künftig nicht erst durchwaten zu müssen, wenn ich zu meinem Lieblingsort wollte, nahm eine geladene Flinte, einen Fisch, den ich gefangen hatte, und mein Handbeil, das einzige Werkzeug, welches ich zum Bauen besaß, und eilte damit zu der grünen Ebne am Wasserfall.

Ich hatte ohngefehr die Hälfte des Weges auf einem fruchtbaren Boden zurückgelegt, als ich an ein Feld kam, das mit einer weißen Eisrinde überall bedeckt zu seyn schien. Ich erstaunte über diese sonderbare Erscheinung, da der Beschaffenheit der Luft nach das Wasser unmöglich gefroren seyn konnte. Die Grube und das stehende Wasser auf dem Berge hatte mich vorsichtig gemacht, und ich ergriff

ein

ein Stück von der Eisrinde, um die Sache genauer zu untersuchen. Da fühlte ich mit Verwunderung, daß das anscheinende Eis von der Sonne erwärmt war, und als ich aus Neugierde kostete, schmeckte ich das stärkste Küchensalz. Es schien durch die Sonnenhitze allmählich aus der Erde herausgetrieben zu seyn, und bedeckte eine Fläche von mehr als hundert Quadratklaftern. Der Boden darunter war fest, und gänzlich ohne Gewächse.

Diese Erscheinung hatte viel angenehmes für mich, denn bis jetzt war ich genöthigt gewesen, mich immer des übelschmeckenden Seesalzes auf den Klippen zu bedienen, und ich nahm sogleich einen Theil davon mit mir. Die übrige Hälfte meines Weges bis zu der schönen Ebne, war mit Gras und Gesträuchen bedeckt. Zwischen denselben erblickte ich drei Haasen, die, gleich jungen Hunden mit einander spielten. Sie schienen meine Nähe nicht zu bemerken, und da ich nur ohngefehr funfzig Schritt von ihnen entfernt war, so schoß ich. Bei dem Knall machten sie alle drei einen ungeheuren Sprung, und entflohen mit einer gro-

groſſen Schnelligkeit. Zu meinem Leidwesen bemerkte ich, daß ich nicht getroffen hatte, denn jeder unnöthige Schuß war ein groſſer Verluſt für mich.

Das erſte, was ich begann, als ich zu meinem künftigen Landgut kam, war, mir den Ort zu einer Interimswohnung auszuwählen. Der Wald ſchien mir am bequemſten dazu, denn dieſem hatte die Natur ſchon eine ſchützende Decke gegeben. Ich ſuchte alſo einen Platz, der mit ſtarken Bäumen eingeſchloſſen, und der grünen Ebne zugekehrt wäre. Es glückte mir, einen zu finden, der ein Rund von ohngefehr zehn Schritten im Durchmeſſer bildete, um welches her acht bejahrte Bäume ziemlich regelmäßig ſtanden. Zwiſchen dieſen reinigte ich den Fußboden von Geſträuch, und Gras, und hieb ſodann eine Menge ſchlanker Zweige ab, um ſie zu einer Wand zwiſchen dem Rund der Bäume zu flechten.

Ich merkte bald, daß ich Meiſter, Geſelle, und Handlanger bei meinem neuen Handwerk ſeyn müſſe, denn die Arbeit ging bei weitem nicht ſo ſchnell von ſtatten, als mei-

meine Einbildungskraft es mir vorgespiegelt hatte; ich mußte zwischen jeden Baum noch einen Pfahl einschlagen, um die Zweige gehörig flechten zu können. Aber noch einmal: die Zeit war hier in diesem Lande nicht theuer, und es konnte mir, bis auf die längere Verzögerung meiner Bequemlichkeit, gänzlich gleichgültig seyn, ob meine Interimswohnung in acht oder vierzehn Tagen fertig würde. Ich legte also nach einer Arbeit von wenigen Stunden das Beil aus der Hand, und machte Feuer an, um meinen Fisch zu braten. Noch war mein kleines Küchengeschäft nicht vollendet, als ich ein Geräusch hörte, und bald nachher eine unzählige Menge Gazellen ankommen sah, die sich alle mit muntern Sprüngen dem Wasserfall nahten, und aus dem Becken desselben tranken.

Dieser Anblick hatte etwas unbeschreiblich reitzendes für mich. Es schien mir, als wenn ich jetzt weit weniger einsam wäre, da ich so viel Leben um mich her sah. Ich befand mich nicht weit von dem Wasserfall, und konnte diese Thiere jetzt recht genau betrachten.

Sie

Sie hatten ohne Ausnahme Hörner, die bei einigen in einem Oval sich gegen einander krümmten. Die Brust war weiß, und über den Rücken lief ebenfals ein weißer Streif bis unten an die Schenkel herunter. Uebrigens hatten sie eine braune Farbe, zwischen welchen das glänzende Weiß äußerst angenehm schimmerte. Diese schönen Thiere schienen noch nie bei ihrer Tränke beunruhigt zu seyn, denn sie gaukelten ganz unbefangen umher, und kehrten nach einer Viertelstunde wieder zurück.

Ich hatte meine Flinte wieder geladen, und fühlte einiges Verlangen, unter sie zu schießen, weil ich keinen Vorrath von Fleisch mehr besaß; aber der Gedanke, daß ich sie von ihrem gewohnten Aufenthalt verscheuchen würde, hielt mich zurück, zumal, da ich hoffen konnte, bei einer so großen Menge von Wild, mir durch List etwas zu verschaffen. Indessen konnte ich mich nicht enthalten, einiges Geräusch hinter ihnen zu machen, indem ich in die Hände klatschte. Sobald sie diesen Ton hörten, standen sie alle plötzlich still, und schauten mit aufgerichtetem Kopf, und mit

ge-

gespitzten Ohren eine Weile forschend zurück; aber da sie nichts weiter bemerkten, sezten sie ihren Weg ruhig fort.

Gegen Abend des heutigen Tages hatte ich eine neue Freude dieser Art. Eine Heerde von wilden Ziegen, die eine große Aehnlichkeit mit unsern zahmen hatten, erschien, und lezte sich am Ufer des Flusses. Bei dem Anblick derselben fiel mir plözlich ein, ob diese in Europa so häuslichen Thiere, nicht auch hier häuslich gemacht werden könnten. Dieser Gedanke gab mir eine neue Aussicht zu großen Vortheilen, und ermunterte mich so sehr, daß ich noch eine Stunde länger arbeitete, als ich beschlossen hatte. Denn ich mußte erst ein Landgut haben, ehe ich Thiere halten konnte.

Mein Bau, oder vielmehr meine Korbmacherarbeit rückte daher heute so weit fort, daß die eine Seite des Nezwerks bis auf Mannshöhe dicht und fest geflochten war. Zum Abendbrod verzehrte ich meinen übriggebliebenen Fisch mit Citronensaft, und aß eine Cocosnuß nebst einigen Feigen dazu. Frugal und dürftig wäre diese Mahlzeit für einen europäischen Schwelger;

ger; aber für mich, der ich den Tag über in dem Clima von Africa anhaltend gearbeitet hatte, war sie köstlich, und ich schlief eben so sanft darauf.

Die Brodkuchen, die ich von Madagascar mitgebracht hatte, waren verzehrt, die Reise, die ich in dem Boot fand, gänzlich in Fäulniß übergegangen, und ich hatte jetzt nichts zu meiner Nahrung, als Früchte, und die Fische, die ich fangen konnte. Ich beschloß daher, einen Tag von meiner Arbeit nachzulassen, und auf die Jagd zu gehen, um mir für eine geraume Zeit Nahrungsmittel zu verschaffen, und hernach um so ungestörter an meinem Bau arbeiten zu können. Gleich am folgenden Morgen machte ich mich dazu fertig, nahm meine Flinte, mein Beil, und einigen Vorrath von Pulver und Blei, und fuhr mit meinem Boot an das andere Ufer, weil von dieser Seite immer das Wild zu kommen pflegte. Ich stieg die Anhöhe heran, und war ohngefehr eine Stunde neben dem Walde fortgegangen, als ich einen Vogel bemerkte, der mit einem bedeutungsvollen Geschrei

ſchrei immer vor mir herflog. Er ſah ohngefehr wie ein Sperling aus, war aber etwas größer als ein ſolcher. Dieſer Vogel machte durch ſein ſoderbares Benehmen meine ganze Aufmerkſamkeit rege. Er flatterte immer von Baum zu Baum vor mir her, und ſo oft ich eine andere Richtung nahm, als er mir vorgezeichnet hatte, verdoppelte er ſein Geſchrei, das in einem ſchnarrenden Ton beſtand. Dies bewog mich, ihm mit einer etwas geſpannten Erwartung zu folgen, denn er ſah ſich oft nach mir um, und ſchien es recht angelegentlich zur Abſicht zu haben, mein Führer zu ſeyn.

Ich mogte ihm ohngefehr eine halbe Stunde nachgegangen ſeyn, als er um einen bejahrten Baum, der am Rande des Waldes ſtand, einigemal herumflatterte, und ſich ſodann ruhig auf ein nahes Gebüſch hinſetzte, ohne weiter mit ſeinem Geſchrei fortzufahren. Es iſt leicht zu errathen, daß ich nicht ſäumte, den Baum, den mir der ſeltſame Vogel angezeigt hatte, zu unterſuchen. Da fand ich denn mit Erſtaunen, daß er hohl inwendig war, und daß ein Bienen-

wenſchwarm eine Menge Honig in demſelben zuſammen getragen hatte.

Ich kann es nicht beſchreiben, was für ein Gefühl ſich meiner bei dieſer Entdeckung bemeiſterte. Felſenfeſt war in dieſem Augenblick mein Glaube an die Vorſehung, und ich ſank auf die Knie nieder, um Gott inbrünſtig für die Speiſe in der Wüſte zu danken. Nicht die Nahrung ſelber war mir ſo erfreulich, ſondern vielmehr die wunderbare Art auf welche ich ſie fand. Der Gott, der dir durch den kleinſten Vogel Unterhalt zeigen kann, dachte ich, der wird dich auch aus dieſem einſamen Lande führen können, wenn es dir nützlich iſt. Es war mir äußerſt rührend, gleich dem Täufer Johannes in der Wüſte von wildem Honig zu leben, und ſeit meiner Ankunft auf der Inſel hatte ich kein ſo tröſtendes Gefühl gehabt, ſelbſt damals nicht, als ich von einer nahen Todesgefahr gerettet ward.

Ich ſäumte indeſſen nicht, die gemachte Entdeckung zu nutzen, und da ich heute überdies von dem leben mußte, was ich unterwegens fand, ſo war mir dieſe Nahrung um ſo will-

willkommner. Ich fand nur wenige Bienen bei diesem Honig, indem der andere Schwarm umherfliegen mogte, und bemächtigte mich ohne sonderliche Unbequemlichkeit eines groſsen Vorraths von Honig. Mein Beil war mir hiebei von vielem Nutzen, denn vermittelst desselben machte ich die nothwendige Oefnung in dem Baum, um meine Beute herauszulangen. Unterdeſs saſs mein kleiner Wegweiser ruhig da, und beobachtete, was ich machte. Ich empfand einen herzlichen Dank gegen ihn, und warf ihm also ein groſses Stück Honig hin, um zu sehen, ob er Theil an meiner Beute nehmen wollte; aber er blieb auf seinem Zweige ungestört sitzen.

Ich belastete mich mit so vielem Honig, als mir auf meiner Jagd nicht unbequem war, und lieſs den übrigen zurück, um ihn bei gelegener Zeit zu holen. Als ich mich eine kleine Strecke entfernt hatte, sah ich mich um, und bemerkte, daſs mein kleiner Führer jetzt herumherzehüpft war, und mit Begierde von dem Honig frasz, den ich ihm hingeworfen hatte. Dies freute mich unbeschreiblich, denn nun nahm

nahm mein kleiner Wohlthäter doch auch Theil an der entdeckten Beute. Ich kannte den Vogel nicht, aber wegen des Dienstes, den er mir geleistet hatte, nannte ich ihn den Cicerone, und dies um so mehr, da er auch für seine Mühe etwas annahm. *)

Ich setzte nach dieser kleinen Begebenheit meinen Weg mit leichtem Herzen fort, aber Wild konnte ich nicht ansichtig werden, mindestens nicht in der Nähe, um es schießen zu können. Von weitem sah ich einzeln einige gehörnte Thiere laufen, die von anderer Art zu seyn schienen, als die an der Quelle. Rebhühner und Bergenten entdeckte ich auch, aber ich war ein zu ungeübter Jäger, um sie nur zum Schuß zu bringen. Es schien, als sollte ich heute keine andere Beute machen, wie den Honig, denn ich bemerkte auch mehrere Bäume, welche die größte Aehnlichkeit mit den Palmen hatten, aber keine Früchte trugen.

Ich

*) Dieser Vogel war, nach der ganzen Beschreibung, kein andrer, als der sogenannte Honigweiser der Afrikaner und Amerikaner, der mit seinem eigentlichen Kunstnamen sehr passend Cuculus indicator genannt wird.

Ich war endlich auf ſteinigten Boden gerathen, und da ſchon der Abend ſich näherte, ſo verzweifelte ich faſt, meinen Zweck zu erreichen. Ich entſchloß mich daher, nach der Seite des Waſſerfalls zu gehen, um von dort aus, wenigſtens einige Feigen, und eine Cocosnuß nach meinem Boot zu bringen. Ich war nicht mehr weit von dem Waſſerfall, als ich eine Heerde Gazellen von weit größerer Gattung, als die, welche ich am geſtrigen Tage bei dem Waſſer geſehen hatte, ſchnell bei mir vorüberlaufen ſah. Obwohl ich äußerſt begierig war, ein Stück davon zu beſitzen, das auf eine lange Zeit zu meiner Nahrung hinreichte, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, mein Gewehr unter dieſe unbefangenen Thiere abzudrücken. Ich hatte mich in ein Gebüſch verſteckt, und ſah mit großem Vergnügen die Bewohner dieſes einſamen Landes bei mir vorbeilaufen. Ganz zuletzt, in einer beträchtlichen Entfernung von der Heerde kam noch eine Gazelle nach, die ein bejahrtes Anſehen hatte, und den übrigen nicht mehr folgen zu können ſchien. Es wäre thörigt geweſen, dieſe Gelegenheit aus den Händen zu laſſen, mich mit Lebensmitteln zu verſorgen.

Das

Das Thier kam langsam, und in einer geringen Entfernung bei mir vorbei; ich drückte also ab, und traf es, denn es nahm einen plötzliche Satz, und hinkte dann unter großer Anstrengung noch einige Schritte, bis es auf die Hinterfüße niedersank.

Sobald der Schuß geschehen war, machte die voranellende Heerde einige rasche Sprünge, und blieb dann stehen, indem Groß und Klein mit vieler Aufmerksamkeit zurücksah. Ich hielt mich so lange versteckt, bis sie ihren Weg, wie es schien ohne weitere Furcht fortsetzten, und kam dann hervor, mich meines angeschossenen Wildes zu bemächtigen. Als ich mich demselben nahte, versuchte es aufzustehen, und sich zur Gegenwehr fertig zu machen. Aber es sank immer mit den Hinterfüßen wieder zurück, und ich faßte mich kurz, kehrte meine Flinte um, und schlug es mit der Kolbe so heftig vor die Stirn, daß es unter jämmerlichen Stöhnen zu Boden sank, und seinen Geist verhauchte.

Es war das erstemal in meinem Leben, daß ein Thier von solcher Größe durch meine

Hand starb, und mir ward das Herz ganz weich dabei. Aber die Freude, mich im Besitz eines solchen Schatzes zu sehen, überwog diese Empfindung. Das gefällte Thier war männlicher Gattung, hatte schwarze Hörner, braune, schwarze und weiße Haare, und eine so ansehnliche Größe, daß ich es mit aller Kraft nicht von der Stelle bewegen konnte. Ich hatte zum Fleischerwerkzeug nichts, als mein kleines Messer und mein Handbeil; aber es gelang mir dennoch in kurzer Zeit, das Thier ausgeweidet, und den einen Schenkel sauber abgelöst zu haben. Weil der Abend einbrach, so zerhieb ich es noch in Eil, und hing die Stücke davon im Schatten an verschiedene Bäume, um sie am folgenden Tage abzuholen.

Um das Herz des Thiers hatte ich eine große Menge Fett gefunden; diese legte ich mit so vielem Fleisch zusammen, als ich fortbringen konnte, und eilte nun vergnügt nach meinem Boot zurück. Hier wurde ich aus einem Jäger und Fleischer auf einmal ein Koch, und konnte die nützliche Kunst recht

nach

nach Gefallen üben, die mich als Knaben schon einige Zeit ernährt hatte. So oft mir mein einsamer, verlassener Zustand einfiel, verdoppelte ich meine Geschäftigkeit, um durch Zerstreuung meinem Geist nicht Zeit zu lassen, trübsinnig zu werden. Und würklich durfte ich nicht ängstlich nach Arbeit suchen, denn da ich nicht als Wilder, sondern als cultivirter Mensch meine Bedürfnisse befriedigen wollte, so hatte ich noch ganze Berge von Geschäften zu übersteigen.

Am andern Morgen holte ich mir die Ueberbleibsel meines geschossenen Wildes, welche von Vögeln Zuspruch gehabt zu haben schienen, und am Nachmittage eilte ich zu meiner angefangenen Wohnung. Die Hitze war groß, und würde drückend gewesen seyn, wenn nicht ein Seewind, oder ein kühles Lüftchen, das vom Berge herabkam, sie etwas gemindert hätte. Es war nach meiner Rechnung den 24ten December, als ich auf diese Insel ankam, also mitten im Sommer an dieser Seite der Erde. Ich nannte sie daher auch das Weihnachtseiland.

Es war heute der dritte Weihnachtstag; aber ich durfte ihn in meiner Lage nicht feiren, obwohl ich lebhaft an dies Fest dachte. In deinem Vaterlande, sagte ich mir zugleich, ist die Erde jetzt erstorben, und mit Schnee bedeckt; hier steht die Natur in ihrer vollen Pracht, und wird nie eine so traurige Gestalt annehmen, wie dort. Ist auch dies nicht ein Zuwachs deines Glücks!

Unter solchen Gedanken kam ich bei meiner lieblichen Waldwohnung an, und begann, recht emsig an Vollendung derselben zu arbeiten. Denn in meinem Boot mußte ich des Nachts viele Hitze ertragen, und ich sehnte mich herzlich nach einer kühlen Schlafstelle. Aber ich mußte noch einige Tage arbeiten, ehe nur die Seitenwände geflochten waren. Als ich sie endlich vollendet hatte, blieb mir noch die Verfertigung des Dachs übrig. Ich bog zu diesem Endzweck die Zweige der Bäume in vielen Schichten übereinander, flocht sie dicht zusammen, und legte eine Menge breiter Palmblätter darüber, so daß ich ein Obdach erhielt, welches mich vor dem stärksten

ſten Regen ſchützen konnte; denn die Krone der Bäume, die umherſtanden, bildeten das erſte Dach darüber.

Den Tag vor Neujahr war ich mit meiner Interimswohnung fertig, und holte nun aus dem Boot meine Wirthſchaftsſachen: meine Flinten, mein Pulver, meine Thierfelle, meinen Vorrath von Fleiſch u. ſ. w., um förmlich Beſitz von meinem Sommerpallaſt zu nehmen. Die Entfernung von dem Boote bis zu demſelben, war an der linken Seite des Fluſſes bei weitem nicht ſo beträchtlich, als an der rechten Seite, und ich kam noch heute damit zu Stande, mein ganzes Eigenthum aus dem Boot nach der grünen Ebne zu ſchaffen.

Ich ſchlief zum erſtenmal wieder am Lande, und beſchloß, den folgenden Tag, als den Neujahrstag, durch Ruhe zu feiern. Am Morgen deſſelben fand ich mich ſehr erquickt, ſowohl durch den Schlaf, als auch, wie es mir ſchien, durch die reine Luft auf meiner Ebne. An dieſem Tage, wo mein Körper nicht arbeitete, war mein Geiſt um

ſo

so geschäftiger, und tausend Bilder von meiner künftigen Lebensart stiegen vor meinem Geist auf. Ich überlegte Punct vor Punct, wie ich mich einrichten, welche Anlagen ich machen, welche Genüsse ich mir verschaffen wollte, und verlohr mich oft so tief in meinem Plane, daß ich freudig aufsprang, als stände mir ein glänzendes Glück bevor. Ich Armer hatte ja keinen, mit dem ich mich hätte unterhalten können, ich mußte mich mit mir selbst beschäftigen; und wohl mir, daß ich es vermogte!

Der erste, und nothwendigste Schritt, den ich zu meiner Bequemlichkeit thun mußte, war, mir ein Haus für die schlimme Jahrszeit zu bauen, und wie nöthig dies sei, daran wurde ich noch heute kräftig erinnert. Es war sehr warm gewesen, und am Abend kam ein heftiges Gewitter. Ich legte mich demohngeachtet nieder, und versuchte zu schlafen. Bald darauf hörte ich einen starken Platzregen herabstürzen, und noch war keine Stunde verflossen, als etwas in dem Laube zu rauschen anfieng, das ich unter meinem Lager aus-

ausgebreitet hatte. Ich erschrak, weil ich fürchtete, eine Schlange in meiner Nähe zu haben, und sprang hurtig auf. In demselben Augenblick fühlte ich, daß ich in Wasser stand. Eine dunkle Empfindung, die mit jener in Verbindung war, als ich am Rande des verborgenen Wassers mich befand, bemächtigte sich meiner in der halben Schlaftrunkenheit, und verbreitete ein starres Schrecken durch alle meine Adern. Aber selbst das Kühle des Wassers diente dazu, mich zur Besinnung zu bringen, und ich merkte nun, daß ganze Regenströme, die vom Berge herabstürzten durch meine Wohnung zu fließen begannen. Ich griff in der Eil nach meinen Pulversäcken, und nach allem, was durch den Regen verdorben werden konnte, und hing es an meine Korbwände, ich selber aber stieg auf eine von meinen Tonnen, um wenigstens im Trocknen zu stehen.

Die Regenströme dauerten ohngefehr eine halbe Stunde, und verliefen sich dann wieder; aber ich hatte die kleine Lehre dabei empfangen, daß meine grüne Ebne zwar sehr an-

anmuthig bei gutem Wetter sei, bei Regengüssen hingegen an einem gefährlichen Ort liege. Ich hatte sie zu lieb gewonnen, und ließ mich dadurch nicht zurückschrecken; noch in derselben Nacht war mein Entwurf gemacht, wie ich mich dagegen schützen wollte. Um aber auch vor der Hand schon auf meinem Lager ruhig bleiben zu können, holte ich am folgenden Morgen die Stücke Segeltuch aus dem Boot, befestigte sie an zwei Stangen mit den beiden Seiten, und legte diese auf vier gabelförmige Stützen, so daß in dieser hängenden Matte das Wasser unter mir wegfließen konnte. Der ganze Tag verfloß mir über dieser Arbeit, und am folgenden Morgen konnte ich erst das Geschäft, zu welchem ich so vielen Drang hatte, beginnen.

Am Neujahrstage hatte ich meine Entwürfe für das ganze Jahr gemacht, hatte mein ganzes Landgut in Gedanken angeordnet, und meiner Einbildungskraft freien Lauf gelassen. Aber wie weit bleibt die menschliche Kraft hinter dem Schwunge der Einbildung zurück! Mein Vorsatz war, eine kleine Burg, mit

Wall

Wall und Graben anzulegen, und ich war allein, hatte selbst die nothwendigsten Werkzeuge nicht, die zu solchen Werken gehören. Dagegen besaß ich einen unbeschreiblichen Eifer, der durch meine Jugend bis zur Begeisterung entflammt wurde, und einen unabsehlichen Vorrath von Zeit. Mit diesen beiden mächtigen Hülfsgenossen begann ich das Werk, und da es mir vor der Hand noch an einem Werkzeuge fehlte, die Burg anzulegen, so beschloß ich, zuerst die Wohnung zu erbauen. Zu diesem Ende hieb ich eine Anzahl junger gerader Bäume ab, spitzte sie unten zu, und schlug je zwei und zwei dicht gegen einander über in die Erde, so daß vier Paar solcher langen Pfäle in einer Linie von zwanzig Schritten gabelförmig zu stehen kamen. So lang sollte die eine Seite meines Gebäudes werden.

Ich hatte den ganzen Tag mit grossem Eifer gearbeitet, und demohngeachtet waren am Abend nur acht Bäume eingepflanzt. Aber es machte mir ein unbeschreibliches Vergnügen, zu sehen, wie mir die Arbeit gelang, und wie das Geschöpf meiner

ner Einbildungskraft würklich so entstand, als ich es ersonnen hatte. Unaufhörlich waren meine Gedanken beschäftigt, und in jedem Augenblick erfand ich eine neue Einrichtung, die ich treffen wollte. Die Zukunft machte mein gegenwärtiges Glück. Ich hatte jetzt zur Wohnung nichts, als eine armselige Sommerlaube, zur Nahrung höchstens Fische, Fleisch, Cocosnüsse, Citronen, Feigen und Honig, aber der Gedanke, was ich künftig alles genießen wollte, gab mir jetzt schon Genuß. Wie glücklich war ich, daß meine jugendliche Einbildungskraft mir mein sonderbares Schicksal ertragen half!

Den folgenden Tag begann ich damit, daß ich eine neue Anzahl junger Bäume fällte. Ich hatte eine Art ausgesucht, die leicht Wurzel zu fassen schien, und genau berechnet, was in der Zukunft daraus entstehen könnte; diese säuberte ich von ihren Zweigen, und legte sie dann der Länge nach dicht übereinander zwischen den Gabeln, die ich gestern gepflanzt hatte, indem ich sie mit jungen Zweigen an denselben befestigte. Da ich

zwi-

zwiſchen dieſer Arbeit auch meine Küche beſorgen mußte, ſo vergingen mehrere Tage, ehe ich die eine Seitenwand des Gebäudes vollenden konnte. In dieſer Zeit hatte ich das große Vergnügen ſehr oft, zahlreiche Heerden von Gazellen, und wilden Ziegen an den Waſſerfall zur Tränke eilen zu ſehen; dann und wann graſeten ſelbſt einige in meiner Nähe, wenn ſie nicht durch das Geräuſch meiner Arbeit verjagt wurden.

Ich war eben mit der zweiten Wand meines Hauſes beſchäftigt, als mir eines Tages die Hülſenfrüchte einfielen, die ich in dem Boot von Madagascar gefunden hatte. Dies war ein Schatz auf dieſer Inſel, mit Diamanten nicht aufzuwiegen. Ich eilte ſogleich hin, ſie zu holen, und fand das Säckchen mit Erbſen, und einer Art kleiner Bohnen angefüllt. Welcher Zuwachs zu meinem Genuß konnte daraus entſtehen!

Ich wollte ſogleich Anſtalt machen, meine Früchte zu ſäen, aber ich beſaß keine Werkzeuge, die Erde zu bearbeiten. In dieſer Verlegenheit erinnerte ich mich an eine meiner

Flin-

Flinten, auf welcher ein Bajonet war. Ich hatte mich deſſelben ſchon beim Eingraben der Grundpfoſten an meiner Wohnung bedient, und ergriff es jetzt ungeſäumt, die Erde wenigſtens etwas damit umzuwühlen. Es gelang hinlänglich gut, um einen Theil meiner Früchte zu pflanzen.

Bei dieſer Gelegenheit kam mir in den Sinn, ob ich nicht aus dem Bajonet eine Schaufel machen könnte, ein Werkzeug, welches mir ſo vorzüglich nothwendig war. Nach meinem angebohrnen Karacter vermogte ich nicht, irgend einen Einfall von Bedeutung, den ich hatte, aufzuſchieben, ſondern ſchritt, wenn es mir irgend möglich war, ſogleich zur Ausführung. So auch jetzt. Da ich von meinem Bauholz ſo viel unbrauchbares übrig hatte, daß ich ein immerwährendes Feuer unterhalten konnte, ſo legte ich ſogleich das Eiſen hinein, und machte es glühend. Aber unter allem, was ich bis jetzt unternommen hatte, ward mir die Bearbeitung deſſelben am ſchwerſten, da ich anſtatt des Ambos einen breiten Stein, und anſtatt des Hammers, mein Beil um-

umgekehrt nehmen mußte. Indessen gelang mir so viel, daß das Bajonet nach wiederholten Versuchen immer breiter ward, und endlich einer spitzen und langen Schaufel nicht unähnlich sah. Durch allmähliches Schleifen machte ich sie vollends brauchbar, und bediente mich ihrer sogleich, die erste Wand meines Gebäudes von außen einige Fuß hoch mit Erde zu bewerfen, um ihr dadurch mehr Festigkeit zu geben. Ich hatte keine andere Absicht dabei, als diese, aber die Folge wird lehren, wie sehr dieser geringe Umstand zur Verschönerung meiner Wohnung beitrug.

Ich arbeitete nun emsig an meinen Ringmauern fort, und nachdem noch eine Zeit von vierzehn Tagen verflossen war, standen sie in einem großen Viereck da, wovon jede Seite zwanzig Schritt lang war. Ich hatte also einen Platz von vierhundert Quadratschritten eingeschlossen, und konnte einer ganzen Familie Raum geben. Ich einziger bedurfte einer so großen Wohnung nicht; aber meiner Einbildungskraft schwebte unaufhörlich ein Landgut vor, und dazu wollte ich alles einrichten.

Nur

Nur wenn ich dies besäße, schien es mir, könnte ich glücklich in diesem Lande seyn, und ich lenkte alle meine Gedanken auf die bequemste Anlage desselben. Wenn ich mich am Tage körperlich müde gearbeitet hatte, beschäftigte sich mein Geist vor dem Einschlummern mit süßen Entwürfen, die ich bei weitem nicht so schnell zu vollbringen vermogte, als ich es wünschte. Kaum darbte ich mir so viel Zeit ab, als nöthig war, um mir meine Nahrung zu verschaffen; und damit mich das Bereiten derselben nicht zu sehr versäume, erfand ich eine wohlschmeckende Speise, die ich nicht alle Tage zu verfertigen brauchte. Ich briet eine Menge Fische, legte sie in meine Cocosschalen, und drückte Citronensaft darüber, dadurch erhielten sie sich frisch, und bekamen einen angenehmen Geschmack, der in langer Zeit dem Gaumen nicht zuwider wurde.

Ich fieng nun an, die innern Abtheilungen meiner Wohnung zu machen, und durchschnitt sie nach meinem Plan mit einigen Queerwänden, wodurch ich sechs Zimmer und eine Küche bekam. Unter den Zimmern war auch

auch ein großes, vierzehn Schritt lang, und sieben Schritt breit. Dies sollte mein Aufenthalt seyn, wenn die trübe und regnigte Jahreszeit einträte, damit ich in keinem zu engen Raum eingeschlossen wäre, und mich zu meiner Gesundheit darin bewegen könnte. Die Aussicht hatte ich nach dem reizendsten Theil meines Bezirks gemacht, nach der Seite des Wasserfalls, wo ich die Heerden dieser Insel täglich wenigstens zweimal an der Tränke beobachten konnte.

Während dieser Zeit bemerkte ich, daß die Erbsen und Bohnen in meinem kleinen Küchengarten aufgegangen waren, und vorzüglich gut bekamen. Die erste Anlage meines Landguts schien gelingen zu wollen, und die Freude milderte das Trübe meiner Einsamkeit. Was mir am meisten Besorgniß machte, war, meine Kleidung und Wäsche. Ich besaß nur, was ich am Leibe trug, als ich auf Madagascar gefangen genommen wurde, und mußte oft, während ich das nothwendige am Fluß reinigte, halb nackend gehen. Bei dem Nachsinnen, wie ich diesem Mangel abhelfen woll-

wollte, fiel mir ein, daß die Indianer au
den Fasern, die um die Schale der Cocosnu
sitzen, ein Zeug bereiten; aber jetzt war mi
noch nicht so viel Zeit übrig, einen Versuc
dazu zu machen. Ich fühlte immer mehr
je länger ich auf meiner Insel war, daß ic
keinen Tag müßig seyn durfte, wenn ich al
ein cultivirter Mensch leben wollte.

Die nothwendigsten Geschäfte, die ic
jetzt hatte, waren, meine Wohnung zu vollen
den, und mir Nahrungsmittel zu verschaffen
Allmählig stiegen die Queerwände in meinen
Gebäude empor, und der eingeschlossene Be
zirk hatte sieben Abtheilungen. Wenn ic
durch die Thür hineintrat, so kam ich zuers
in die Küche, wo ich einen Heerd von Steine
erbaut hatte; rechts aus derselben ging ich i
ein Zimmer, das zu meinem Winteraufenthal
bestimmt war, links in das Sommerzimmer
gerad aus aber in eine Vorrathskammer, wel
che mit der Küche die ganze Tiefe der Woh
nung ausmachte. Aus der Winterstube rechts
welche nur klein war, konnte ich in einen
großen Saal kommen, welcher ebenfalls mi
ih

ihr die Tiefe des Hauses bildete; an der andern Seite aber hatte ich hinter der Sommerstube noch zwei kleine Zimmerchen zu unterschiedlichem Gebrauch angelegt.

Lächeln würde vielleicht jeder, der dies läse, daß ein Einzelner einen so großen Raum für sich zubereitete. Ach es giebt eine Antwort auf dies Lächeln: mein Körper bedurfte diesen Raum nicht, aber mein Geist bedurfte ihn.

Ich war schon einige Monathe auf der Insel, als die Wände meiner Wohnung endlich ihre gehörige Höhe erreichten. Mehrere Regengüsse hatten mich erinnert, auch für ein Dach derselben zu sorgen. Ich besaß zu diesem Behuf nichts, als die Bretter, welche in meinem Boot die Cajüte ausmachten. Diese riß ich los, und erhielt zugleich einige Nägel, um sie wieder zusammen zu fügen. Aber die Bretter reichten bei weitem nicht hin, meine ganze Wohnung zu bedecken, und ich konnte höchstens davon nur ein Dach über meine Küche und mein Winterwohnzimmer machen. Ich verfertigte es mit unbeschreiblicher Mühe giebelartig, wie die gewöhnlichen Dächer,

und war halb damit fertig, als es mir an Nägeln gebrach. Lange ſann ich vergebens nach, dieſem Mangel abzuhelfen, und verzweifelte beinahe an dem Gelingen meiner Arbeit. Endlich fiel mir ein beſonderes Mittel dazu ein. Ich machte die Spitze meines Ladſtocks glühend, und ſtieß auf dieſe Art die nothwendigen Löcher durch die Bretter. Sodann ſchnitt ich mit meinem kleinen Meſſer kleine Pflöcke, die in die Löcher hineinpaßten, und heftete ſo die Bretter ziemlich feſt zuſammen.

Auch mein Dach ward fertig, und weil ich vorher queer über meine Wände behauene Bäume gelegt hatte, ſo entſtand ein kleiner Boden, zu welchem ich aus der Küche hinaufſteigen konnte. In der ganzen Zeit, daß ich an meinem Hauſe bauete, hatte ich in meinen Nahrungsmitteln mit Fleiſch, Fiſchen und Früchten abgewechſelt, und weil ich viel arbeitete, auch die reine Luft mir Appetit machte, ſo merkte ich anfangs nicht, daß mein Tiſch nur ſehr einfach beſetzt war; aber nach einigen Monathen ſpührte ich, daß mir we-

nigſtens ein ſehr wichtiges Nahrungsmittel abginge: das Brod. Zugleich ſehnte ich mich heftig nach Milch, die ich von Jugend auf geliebt hatte. Thiere, die mir welche geben konnten, ſah ich täglich laufen; aber wie ſollte ich ſie lebendig bekommen? indem ich darüber nachdachte, beſann ich mich, daß ich bald nach meiner Ankunft auf der Inſel beinahe ſelbſt in einer Grube wäre gefangen worden, und ſogleich beſchloß ich, mich eines ähnlichen Mittels zu bedienen, um das Wild zu fangen. Ich machte in der Gegend, von welcher die wilden Ziegen gewöhnlich zur Tränke kamen, ein tiefes Loch, und bedeckte es leicht mit Baumzweigen; über dieſelben legte ich Kräuter, von denen ich wußte, daß die Ziegen ſie gerne fraßen. Nun harrte ich auf den erſten Beginn meiner Heerde, aber es verfloſſen mehrere Tage, ohne daß meine Fallgrube berührt war. Eines Abends endlich, als ich wieder zu ihr hineilte, ſah ich am Rande derſelben eine Ziege ſtehen, und hörte ſchon von weitem ein klagendes Meckern. Ich lief voll Erwartung hin. Die Ziege wich ſchüchtern zurück, entfernte ſich aber nicht ganz,

und in der Grube ſah ich ein Junges, das erſt einige Tage alt ſeyn mogte.

Meine Freude war groß, und ich holte ſogleich eine kleine Leiter, die ich mir zu dieſem Behuf gemacht hatte, um in die Grube hinabzuſteigen. Das Kleine konnte ſich nicht vertheidigen, aber es ſchrie erbärmlich, als ich es hinwegtrug, und zu meinem unbeſchreiblichen Vergnügen, folgte die Alte mir nach. Ich trug mein kleines Ziegenlamm, gleich einem erſtgebohrnen Kinde, nach meiner Wohnung, und trachtete nun nach nichts eifriger, als auch die Mutter zu bekommen. Sie folgte mir bis vor die Thüre, und meckerte kläglich, aber zu mir hereinzukommen, wollte ſie ſich nicht entſchließen. Ich band alſo das Lamm in meiner Vorrathskammer an, und ſchlich mich leiſe in den Wald, der nicht weit von meiner Wohnung war. Dieſe Liſt gelang. Die Alte ließ ſich durch das Geſchrei des Jungen bewegen, zu ihm hineinzugehen, und nach einiger Zeit, da ſie etwas ſicher geworden war, kam ich wieder hervor, und vermachte plötzlich den Eingang. Das gefangene Thier mach-

machte gewaltige Sprünge, und lief aus einem Zimmer in das andere, weil die Eingänge noch ohne Thüren waren; aber ich flocht sogleich einige Zweige vor dieselben, und sah nun meine Gefangenen in Sicherheit.

Ich hatte nur den Genuß der Milch gesucht, aber einen weit größern gefunden: ich besaß Hausgenossen, und die Einsamkeit um mich her schien bei weitem nicht mehr so groß zu seyn. Ich hatte lebendige Geschöpfe um mich, und wenn es auch keine Menschen waren, so schien mir doch eine gewisse gesellschaftliche Empfindung mit ihrem Daseyn verbunden zu seyn.

Um die alte Ziege zu zähmen, mußte ich meinem Herzen Gewalt anthun, und das einzige Mittel anwenden, das ich kannte: den Hunger. Anfangs floh sie immer schüchtern aus einem Winkel in den andern, wenn ich mich näherte; aber da ich ihr alle Tage zur bestimmten Zeit ein wenig Nahrung brachte, so ward sie immer weniger scheu. Ich mußte ihr ein Wohlthäter scheinen, obwohl ich jetzt noch ihr Kerkermeister war. Endlich fand ich

sie

sie am achten Tage durch Hunger und allmähliche Gewöhnung so weit gebracht, daß sie mir entgegenkam, als ich ihr das Futter brachte, und aus meiner Hand fraß.

Nun hatte ich Wesen um mich, denen ich gutes thun konnte, und mein Herz, das durch die Einsamkeit in sich selbst zusammengepreßt war, fand dabei eine süße Erleichterung. Von diesem Augenblick an beschloß ich, da ich die Gesellschaft der Menschen entbehren mäßte, wenigstens so viel Thiere um mich zu haben, als ich irgend um mich versammeln und ernähren könnte.

Unterdeß ich im Thierreich beschäftigt war, gedieh auch mein Pflanzenreich, und meine Erbsen und Bohnen versprachen eine reichliche Erndte. Aber zugleich bekam ich auch Feinde für meine Saat. Eine Menge Vögel fielen in dieselbe ein, und unter andern auch eine Art wilder Tauben, welche vorzüglich meinen Erbsen feind waren. Ich sah mich endlich genöthigt, so theuer mir auch mein Pulver war, unter sie zu schießen, und traf eine von diesen Tauben. Als ich sie öffnete,

um

sie zum Essen zu bereiten, fand ich ihren Kropf mit europäischen Weizenkörnern angefüllt.

Diese Erscheinung brachte eine außerordentliche Würkung auf mich hervor, denn es hing viel an diesem kleinen Umstande. Sind dennoch Menschen auf dieser Insel, dachte ich; sind selbst cultivirte Menschen hier, welche Weizen bauen? Ich konnte den Schlüssel zu diesem Geheimniß nicht finden. Ich hatte von der Höhe des Bergrückens die ganze Insel überschauen können, und alles unbewohnt gefunden. Demohngeachtet beschloß ich, mich auf dies Schauen allein nicht zu verlassen, und sobald meine häuslichen Geschäfte es erlaubten, eine Erforschungsreise durch die ganze Insel vorzunehmen. Aber ich wünschte vorher meine kleine Wirthschaft erst etwas geordnet zu haben. Ein nothwendiges Stück fehlte mir noch in derselben: ein Topf, worin ich meine Speisen bereiten könnte. Hieran erinnerten mich meine Hülsenfrüchte, nach deren Genuß ich ein großes Verlangen empfand.

Ich hatte am Ufer des Meers bei einer meiner Wanderungen Thonerde entdeckt, und die-

diesen Schatz fest meinem Gedächtniß eingeprägt; denn ein Einsiedler, der seiner eignen Hülfe überlassen ist, achtet auf alles, was seinen Bedürfnissen angemessen ist. Ich eilte, ohne mich weiter zu bedenken, hin, und holte eine Menge von dieser Erde nach meiner Wohnung.

Es ist leicht zu errathen, wie viele Versuche ich machen mußte, ehe ich einige, auch nur unförmliche Gefäße zu Stande brachte; aber wer mit dem Feuer und der Beharrlichkeit jeden neuen Entschluß verfolgt, wie ich es gewohnt war, dem kann nicht etwas fehlschlagen, das seinen Kräften angemessen ist. Ich hatte endlich eine Menge große und kleine Töpfe gedörrt, gebrannt und mit Salzglasur überzogen, von denen ich wenigstens einige gebrauchen konnte, und ich vermogte mir zum erstenmal wieder die Freude zu machen, gekochte Speisen zu genießen, die ich beinahe drei Monathe hatte entbehren müssen.

Meine Hülsenfrüchte hatten mit dem Fett der Gazellen einen vortreflichen Geschmack, und schienen mir, nach so langer Entbehrung,

gro-

große Leckerbissen. Zu meinem Glück war die Erndte, trotz den diebischen Vögeln, gut ausgefallen, und brachte mir zwanzigfältige Frucht; denn dies jungfräuliche Land war noch in seiner ganzen Kraft, und durch die immer wieder verwesende Vegetation zu einer großen Fruchtbarkeit gediehen. Ich durfte mir also den öftern Genuß meiner neugezognen Früchte erlauben, und behielt dennoch zu einer künftigen Aussaat übrig.

Ich war nun zu einer nothdürftigen Wirthschaft eingerichtet, und der Kummer, vor Hunger oder andern unbefriedigten Bedürfnissen in diesem Lande umzukommen, hörte auf. Ich hatte im Gegentheil schon einige Bequemlichkeiten, die nur der cultivirte Mensch zu genießen pflegt. Während der Zeit ich meine Ziegen zähmte, hatte ich mein Wohnzimmer mit ebenen, schieferartigen Steinen gepflastert, von denen ich eine große Menge an der Höhe des Berges fand. Ich hatte von eben solchen Steinen eine Wand zwischen meinem Wohnzimmer und meiner Küche aufgeführt, an welcher ich Feuer anmachen, und

sie

sie in der rauhen Jahreszeit erwärmen konnte. Meine Ziege hatte ich allmählich so zahm gemacht, daß ich das Junge abgewöhnen, und sie selber melken konnte. Ihre Milch war ein vorzügliches Labsal für mich, und gab meinen Genüssen einen großen Zuwachs; nicht den körperlichen allein, auch den geistigen. Ich erinnerte mich dabei an die Ziege, die meine unglücklichen Eltern beiaßen, und welche damals meine größte Wohlthäterin war. Von jener Zeit an wußte ich noch, wie diese Thiere verpflegt werden müssen, und es machte mir eine süße, ungemischte Freude, ihnen nach meinen Kräften Gutes zu thun. Auch gewöhnten sie sich so an mich, daß sie mir freudig entgegensprangen, wenn ich kam.

Ich war nun ein Vierteljahr auf der Insel, und hätte gern das Osterfest gefeiert; aber ich wußte nicht, auf welchen Tag es fallen würde. Um wenigstens die Tagezahl der Monathe zu behalten, und nicht in meiner Jahrrechnung irre zu werden, besann ich mich auf ein leichtes Mittel, daß ich einst in Emden gehört hatte. Dort hatte ich mir das

vier-

vierſylbige Wort Apjunſeno eingeprägt, als die vier Anfangsſylben von den Monathen April, Junius, September und November. Dieſe vier Monathe haben 30 Taze, die übrigen 31 bis auf den Februar, welcher 28 hat. Nach dieſer Berechnung erhielt ich mein Jahr zu 365 Tagen. Meine Oſtern feierte ich an einem Sonntage den 8ten April. In meinem Vaterlande endigte jezt der Winter, und der Frühling begann allmählich; hier begann der Herbſt, und die Natur ſtand in ihrer vollen Pracht. Cocosnüſſe, Citronen, Pommeranzen, Feigen und mehrere Früchte, die ich nicht kannte, hingen an den Bäumen, die Luft war warm, und nur ein milderer Sommer ſchien zu beginnen.

Jezt beſchloß ich, das Land, wohin mich das Schickſal geführt hatte, näher zu erforſchen, und ſezte den dritten Oſtertag zu meiner Wanderung feſt. Der Weizen, den ich in dem Kropf der Taube gefunden hatte, lag mir unaufhörlich im Sinn. Wenn dies Land von gebildeten Menſchen bewohnt wäre, welche glückliche Entwickelung meines Schick-

ſals,

fals, dachte ich, und rüstete mich zur Reise.

Da ich die Insel schon von der Höhe des Bergrückens überschaut, und ohngefehr auf sechs Meilen in Umkreise geschätzt hatte, so versah ich mich nur auf wenig Tage mit Nahrungsmitteln; meinen Ziegen ließ ich ebenfalls hinlänglich Trank und Speise, und begab mich vor Sonnenaufgang auf den Weg. Um die Insel desto genauer zu erforschen, und nicht unnöthige Krümmungen zu machen, beschloß ich, mich immer an das Ufer des Meers zu halten, und den ganzen Umkreis derselben zu bereisen.

Ich war ohngefehr eine Stunde gegangen, als ich an einen Teich kam, auf welchem verschiedene Arten von Vögeln schwammen, worunter ich auch wilde Gänse erkannte. Sie waren alle so wenig schüchtern, daß sie mich gar nicht zu bemerken schienen, und ich hätte mit leichter Mühe welche davon schießen können; aber ich konnte mich nicht entschließen, diese friedlichen Thiere aus ihrer Sicherheit zu reißen, und ihnen den Menschen sogleich in

seiner furchtbaren Gestalt zu zeigen. Ich ging ruhig bei ihnen vorbei, nahm mir aber vor, sie wo möglich lebendig zu fangen, und zu Hausthieren zu machen. Eine Menge Nester, die ich am Ufer fand, gab mir die Hoffnung dazu; es schien aber jetzt nicht die Zeit des Brütens zu seyn, denn es waren in keinem einzigen Eier.

Alles, was ich sah, gab mir einen neuen Beweis, daß dies Land keine Menschen besitze: die Ruhe der Vögel, die Ordnung ihrer Nester, und die ganze Natur umher, der nicht der kleinste Stempel von einer Menschenhand eingedrückt war. Wo der König der Erde haust, da nimmt die Erde ein Bild von seiner Hand an. Hier hatte es ihr der Schöpfer und die Thierwelt gegeben.

Es bekümmerte mich nicht, daß ich keine Menschen fand; eine gewisse Schüchternheit hatte sich meiner bemächtigt, und ich würde erschrocken seyn, wenn ich meines Gleichen erblickt hätte. Ich ging indessen mit leichtem Herzen fort, und kam auf die Höhe des Bergrückens an, denn dieser erstreckte sich durch

die

die ganze Insel, obwohl er gegen das Ufer des Meers etwas niedriger war. Als ich dieselbe betrat, sah ich an jener Seite ein großes Gehölz, über welches eine Menge Kronen von den Cocosbäumen prächtig hervorragte. Dieser Anblick war so schön, daß ich mein Auge nicht daran sättigen konnte.

Der Wald erstreckte sich am Ufer des Meeres bis in der Mitte der Insel, und hemmte mir die Aussicht noch jenseits; diesseits aber war alles einsam, und ohne eine Spur von Menschen. Ich ging auf den Wald zu, und erreichte ihn nach einer Stunde. Der Weg ging durch Felsgrund, und sandigte Ebnen. Ich war eben im Begriff, in den Wald einzutreten, als ich zwei Thiere von einer vorzüglich schönen Gestalt laufen sah. Sie glichen kleinen Pferden, waren aber am ganzen Leibe mit weißen und braunen sehr regelmäßigen Streifen bedeckt, wodurch sie ein äußerst schönes Ansehen bekamen. Ich erkannte in ihnen, nach allen Beschreibungen und Abbildungen, die mir einst davon vorgekommen waren, das Zebra oder den afrikanischen Esel.

Der

Der Schöpfer, dachte ich, hat dies Land den Thieren eingegeben, da die Menschen darin fehlen. Diese Zebra schienen furchtsamer, als die übrigen Thiere, die ich bis jetzt hier gefunden hatte, und entflohen mit großer Schnelligkeit, als sie mich erblickten.

Der Wald war sehr dicht, und ich hatte Mühe, mich durch denselben durch zu arbeiten; aber der Weg war dennoch reizend für mich, denn ich fand ein Gemisch von mannigfachen Fruchtbäumen darin, unter welchen die Früchte dicht beisammenlagen. Vorzüglich fand ich eine Menge Cocosnüsse, und Citronen, von denen der größte Theil schon verdorben war, und einer künftigen Vegetation zur Nahrung dienten. Nein, rief ich, wo diese Früchte ungenossen verwesen, da wohnen keine Menschen!

Es mogte ohngefehr Mittag seyn, und da es kühl in dem Walde war, auch ein Bach vom Berge herab durch denselben floß, so lagerte ich mich am Rande des Wassers, und verzehrte mein Mittagsbrod. Ich war in tiefe Gedanken versenkt, und sann über mein sonderbares Schicksal nach, als mir plötzlich

etwas auf die Schulter sprang, und sich um meinen Hals klammerte. Ich erschrack heftig, denn ich glaubte, mich von einem wilden Thiere angefallen, und sprang eilend auf. Da sah ich mit Verwunderung, daß ein junger Affe mir diese Liebkosung erwies, indem er mich wahrscheinlich für einen seiner Gattung gehalten hatte. Aber er mogte den Irrthum bald merken, denn er sprang eilend herunter, als er meine plötzliche Bewegung fühlte. Zu gleicher Zeit hörte ich die Stimme eines alten Affen, zu welchem der Kleine sogleich hinlief, und ihm auf den Rücken sprang, indem er sich fest um dessen Hals klammerte.

Ich spührte ein groſses Verlangen in mir, diesen jungen Affen zu besitzen, der mich so menschlich gleichsam bewillkommt hatte, aber der Alte lief mit ihm so eilend davon, daß ich sie bald aus den Augen verlohr. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, denn meine Begierde nach dem jungen Affen war so groß, als wenn ich den Besitz eines Sohnes vor mir sähe. Voll Behutsamkeit schlich ich mich ihnen mit meiner Flinte nach, und

such-

ſuchte eine Stunde lang vergebens in dem Labyrinth des Waldes umher. Betrübt über die fehlgeſchlagene Hoffnung wollte ich den Bach wieder ſuchen, an welchem ich meine Nahrungsmittel gelaſſen hatte, als ich nicht weit von mir eine Stimme hörte, welche der Stimme des alten Affen glich. Mit großer Aufmerkſamkeit horchte ich auf, und ſah um mich her, aber ich entdeckte nichts. Endlich erblickte ich zu meiner unbeſchreiblichen Freude die beiden Affen nicht weit von mir in einem Baum, wo ſie zärtlich mit einander ſpielten. Das Junge hielt ſich gewöhnlich an die Mutter, und ich ſah kein anderes Mittel, es zu bekommen, als dieſe letzte herunter zu ſchießen. Es ging mir äußerſt nahe, dies zärtliche Paar zu trennen; aber ich faßte mich, und ſchlich an den Baum.

Ich mußte äußerſt behutſam verfahren, wenn ich das Junge nicht mit dem Alten treffen wollte, indem es ſich beſtändig an die Mutter anſchmiegte. Endlich kam ein glücklicher Augenblick, und ich ſchoß. In demſelben Augenblick fielen beide Affen aus dem Baum,

und lagen wie todt an der Erde. Der junge Affe erholte sich bald wieder, aber der alte blieb liegen; ich hatte ihn mitten durch den Kopf geschossen, und er blutete stark. Sobald das junge Thier ihn neben sich gewahr ward, schlang er sich um den Hals desselben, und klammerte sich fest an, obwohl das Alte schon todt dalag. Es war ein rührender Anblick, und ich brauchte einige Augenblicke, um mich zu fassen. Aber meine Freude war nichts desto weniger groß, einen solchen Schatz erbeutet zu haben, und ich machte den kleinen Affen sanft von seiner Mutter los. Er war so bestürzt, daß er sich willig forttragen ließ.

Durch diesen Vorfall sah ich mich genöthigt, für heute meine Reise aufzugeben; denn mein Gefangener würde mir während derselben zu viel Unbequemlichkeit verursacht haben. Da ich meinen Proviant nicht wiederfinden konnte, so kehrte ich ohne denselben nach meiner Wohnung zurück.

Unterwegens schon wurde ich ganz bekannt mit dem Aeffchen, und da er sah, daß ich ihm nichts zu Leide that, sondern ihn trug

und

und ſtreichelte, wie ſeine Mutter, ſo fing er allmählich an, meine Liebkoſungen zu erwiedern, und wir kamen als die beſten Freunde bei meiner Wohnung an. Ich führte ihn, gleich einem Gaſt, in mein Wohnzimmer, und bewirthete ihn ſogleich mit friſcher Milch von meiner Ziege, die er ſich überaus wohl ſchmecken ließ. Es ſchien mir, als hätte ich ein Kind in meiner Stube, und ich rief einmal über das andere aus: o könnteſt du reden lernen! Beſcheiden in deinen Wünſchen rief die Vernunft. Dir ward ſchon unendlich viel in deinem verlaſſenen Zuſtande, worauf du nicht hoffen durfteſt.

Ich behielt meinen kleinen Gefährten in meinem Wohnzimmer, und ergötzte mich die erſten Tage ſo ſehr an ſeinem poſſierlichen Weſen, daß ich alles andere darüber vergaß. Selbſt meine Ziegen, die doch weſentlichere Wohlthäterinnen für mich waren, kamen durch den neuen Gaſt ins Dunkel zu ſtehen, und wurden bei weitem nicht ſo viel von mir geſchmeichelt als ſonſt. Ich fühlte, daß die Menſchen auch gegen Thiere nur einen gewiſ-

ſeu Vorrath von Freundſchaft und Liebe ha
ben, und daß nichts übrig bleibt, wenn e
erſchöpft iſt. Dieſer Vorrath fiel anfang
ganz meinem Affen zu. Er hatte mehr menſch
liches an ſich, und begegnete meinen Liebko
ſungen mehr, als die Ziegen ihrer Natur nach
konnten. Dies that meinem Herzen, das ſich
ergießen wollte, wohl, und ich ſuchte ihm
auf alle mögliche Art Freude zu machen. Ich
entzog mir die Milch, um ſie ihm zu geben,
ich fütterte ihn mit dem Kern der Cocosnüſſe
und gab ihm überhaupt das Leckerſte, was
ich hatte. Einen Sohn hätte ich nicht zärtli
cher pflegen können. Nach und nach verbrei
tete ſich indeß meine Neigung auch wieder
über die Ziegen; aber den Vorzug behielt bei
weitem immer mein Affe. Ich nannte ihn
Jack, denn ich betrachtete ihn als einen klei
nen Hofnarren.

Nach acht Tagen unternahm ich eine
zweite Reiſe. In dieſer Zeit hatte mein Jac
ſich ſo an mich gewöhnt, daß er mir überall
folgte, und ich beſchloß, ihn mitzunehmen.
Diesmal nahm ich meinen Weg nach einer an
dern

dern Richtung, fuhr mit meinem Boot über den Fluß, und wanderte auf dieser Seite am Ufer des Meeres fort. Ich war noch nicht weit gegangen, als sich wieder ein kleiner Cicerone einfand, und mich vom Gestade des Meeres weiter ins Land führen wollte. Aber ich war noch mit Honig hinlänglich versorgt, und folgte ihm diesmal nicht.

An dieser Seite der Insel fand ich vortrefliche Weide für das Vieh. Ich hatte für meinen Jack Lebensmittel mitgenommen, aber es bedurfte ihrer nicht. Er suchte sich eine Art von Wurzeln, die er mit großer Behendigkeit auszuscharren wußte, und that an verschiedenen Orten eine kleine Mahlzeit. Ich kostete diese Wurzeln, und fand sie von einem angenehmen Geschmack, war aber bei weitem nicht so geschickt, sie zu finden, als mein Affe. Ich nannte sie die Affenwurzeln.

Als ich die Höhe des Bergrückens an dieser Seite erreichte, hatte ich eine schöne Scene vor mir. An jener Seite weideten auf einer weiten Trift Heerden von den Gazellen und Ziegen, die an den Wasserfall zur Tränke ka-

kamen, in friedlicher Stille, und ihre Jungen spielten hüpfend mit einander. Die Gemählde voll Leben berauschte mich so, daß ich aus Lust niedersank, und meinen Affen zärtlich umarmte. Es war eine große Freude für mich, daß ich meine Liebe einem lebendigen Wesen beweisen, und meine Empfindungen wenigstens auf eine dürftige Art auslassen konnte. Ich zeigte in die Gegend hin, wo das schöne Wild herumsprang, ich suchte ihn aufmerksam auf den schönen Anblick zu machen, und es schien als wenn er mich nicht ganz mißverstand; denn er sah mit Aufmerksamkeit nach dem belebten Gefilde hin.

Ich mogte ohngefehr die Hälfte der Anhöhe heruntergestiegen seyn, als er auf einmal einen ängstlichen Schrei ausstieß, und pfeilschnell auf meine Schulter sprang, wo er sich fest anklammerte. Eine solche Bewegung pflegte bei ihm nicht ohne Grund zu seyn, und ich entdeckte auch bald die Ursache seines Schreckens. Einige wilde Hunde liefen nicht weit von uns, und eilten im vollen Sprunge auf die Heerden zu. Sobald diese den kommen-

menden Feind wahrnahmen, verwandelte sich plötzlich die Scene voll Ruhe und Eintracht in ein wildes unruhvolles Bild; sie flohen mit unbeschreiblicher Schnelligkeit nach der Mitte der Insel zu, und die Hunde, die sich bis jetzt ruhig verhalten hatten, folgten ihnen mit großem Gebell. In wenigen Minuten hatte ich sie aus den Augen verlohren, und es schien, als würden die Hunde die alten Gazellen und Ziegen nicht erreichen; aber von den Jungen blieben mehrere zurück, und diese wurden wahrscheinlich ihre Beute.

Die wilden Hunde schienen die einzigen reißenden Thiere dieses Landes zu seyn. Reizendes Eiland, wie glücklich bist du, dachte ich, daß nicht Menschen dich bewohnen! Wie weit fürchterlicher würden diese wüten, wie weit mehr Greuelscenen würden sie hervorbringen! Du bist zu schön, einsames Land, um Menschen zum Wohnplatz zu dienen!

Der Anblick der Hunde, welche meine friedlichen Heerden verjagten, hatte mich unwillig gemacht, und ich beschloß, dies schöne Land von dieser Geißel zu befreien. Gleich dem

dem Herkules, der die Stymphäliden in Arcadien bekämpfte, wollte ich diese räuberischen Thiere gänzlich ausrotten, und dies Land in einen weiten Schauplatz des Friedens verwandeln. Aber, fiel mir nach einigem Nachsinnen ein, sollte der Schöpfer eine Gattung von Thieren bisher gesetzt haben, wenn sie blos schädlich wären? Sollten sie nicht ihren Nutzen haben? Sollten nicht ohne sie jene zahlreichen Heerden sich so unendlich vermehren, daß sie am Ende nicht hinlängliche Nahrung in diesem kleinen Lande für sich fänden, und jämmerlich verschmachten müßten? Und würde dadurch nicht bei weitem mehr Elend in dem Thierreich dieses Landes entstehen, als jetzt durch die wilden Hunde? Die Erde ist dazu gemacht, durch Zwietracht zu bestehen. Diese Gedanken bewogen mich, den Vorsatz aufzugeben, den Hercules dieses Landes zu machen, und ich beschloß nur so viel, die Anzahl dieser Hunde nach meinen Kräften etwas zu vermindern.

Ich fand heute wenig Hindernisse auf meinem Wege, indem er jenseits des Berges über

über flaches Land, oder durch einzelne Büsche führte, und gegen Mittag befand ich mich schon an der andern Seite der Insel, an der Hälfte von ihrem Umkreise. Das flache Land an dieser Seite des Berges, war bei weitem größer, als an der Seite, welche ich bewohnte; aber minder fruchtbar, wenigstens am Ufer des Meeres, wo ich durch viele Sandsteppen wandern mußte. Ich kam endlich an den Fluß, der an dieser Seite von dem Berge herabfloß, und lagerte mich, um hier mit meinem Jack das Mittagsmahl einzunehmen. Aber dieser schien etwas zu wittern, roch eine Zeitlang in der Luft umher, und sprang dann auf einen Baum zu. Als ich mit Verwunderung Acht gab, was er beginnen würde, sah ich, daß er seine Pfoten in den Baum steckte, etwas hervorlangte, und begierig zu essen anfieng. Ich untersuchte die Sache näher, und fand, daß er einen hohlen Baum mit einem großen Vorrath von Honig entdeckt hatte.

Thiere also mußten mir diese reizende Nahrung zeigen. Der Verstand der Menschen ist schön, dachte ich, aber der Instinct der

Thie-

Thiere, und ihre ſcharfen Sinne oft noch weit beſſer. Wer weiß, ob ich je den Schatz der Inſel wahrgenommen hätte, wenn nicht ein Vogel, und ein vierfüßiges Thier mir ihn entdeckten. Ich hatte oft meinen Jack mit Leckerbiſſen genährt; heute bewirthete er mich von ſeiner Seite damit, und hatte mich ſchon unterwegens durch das Aufſuchen der Affenwurzeln erfriſcht. Solche kleine Vorfälle äuſſerten einen ſtarken Einfluß auf meinen Gemüthszuſtand, und wenn etwas vorzüglich zur Milderung meiner Einſamkeit beitragen konnte, ſo war es der Beſitz dieſes Thiers.

Der Fluß an welchem ich mein Mittagsmahl eingenommen hatte, war bei weitem nicht ſo groß, als der an jener Seite des Berges, und ich konnte ihn durchwaten. Als ich eben hineintreten wollte, ſprang Jack mir auf den Rücken, ſchlang ſich um meinen Hals, und ließ ſich hindurchtragen, wie er ſich einſt von ſeiner Mutter tragen ließ. Wie gern erzeigte ich ihm dieſen Dienſt! Ich will dein Vater und deine Mutter ſeyn, dachte ich, und trug ihn auch jenſeits des Fluſſes noch, weil er ſehr ermüdet ſchien.

An

An dieſer Seite war die Fruchtbarkeit weit ſtärker, und die Vegetation wirklich vollkommner, als an der andern. An einer Stelle, wo das Meer bei der Ebbe zurücktrat, fand ich Schildkröten am Ufer; aber ich war noch zu entfernt von meiner Wohnung, um auch nur die kleinſte fortbringen zu können. Doch ſah ich den Wald ſchon, worin ich meinen lieben Jack gefangen hatte. Er gewährte auch von dieſer Seite einen prächtigen Anblick mit ſeinen erhabenen Palmwipfeln.

Beim Anfang meiner Wanderung am Morgen, hatte ich beſchloſſen eine Nacht unterwegens zu bleiben; aber da ich keinen bequemen Ort zum Nachtlager fand, und überdies der Himmel mit Regen drohte, ſo eilte ich nach allen meinen Kräften, meine geliebte Heimath wieder zu erreichen. Ehe ich den Wald betrat, ſah ich wieder zwei Zebra laufen, und in dem Walde ſelbſt hüpften mehrere Affen in den Bäumen. Ich wunderte mich, daß der mein ge nicht Luſt bekam, ſich zu ihnen zu geſellen; aber ganz wider meine Erwartung klammerte er ſich bei ihrem Anblick

um

um so fester an mich, und schien in Furcht zu gerathen. Diese Aeußerung bei ihm war mir nicht unangenehm, denn nun durfte ich hoffen, daß er mich nicht verlassen, und zu seinen Genossen in die Wildheit zurückkehren würde.

Auf meinem Wege kam ich vor der Grube vorbei, in welcher ich die junge Ziege gefangen hatte, und hier bot sich mir ein unvermutheter Anblick dar. Einer von den wilden Hunden lag am Boden derselben ausgestreckt, und schien nur noch wenig Leben in sich zu haben. Der Gedanke, daß das arme Thier hineingefallen, und langsam verschmachtet sey, bewog mich zu einem lebhaften Mitleid, und da meine kleine Leiter nicht weit davon lag, so stieg ich eilend zu ihm hinunter. Er hatte würklich nur noch einen kleinen Ueberrest von Leben in sich, und war so unbeschreiblich mager, daß alle Knochen scharf und sichtbar hervorstanden. Die Blätter von den Zweigen, die mit ihm heruntergefallen waren, hatte er abgefressen, und ringsumher bemerkte ich

Spu-

Spuren in der Grube, daß er herauszuſpringen verſuchte.

Ein außerordentliches Erbarmen bemächtigte ſich meiner bei dem jämmerlichen Anblick dieſes Thieres, und da ich etwas gebratenes Fleiſch bei mir hatte, ſo hielt ich ihm eilend etwas vor den Mund. Eine Bewegung mit dem Kopf ſagte mir, daß es nicht unempfindlich dagegen ſei, aber es war zu ſchwach, danach zu ſchnappen. Ich ſteckte es ihm alſo ins Maul, worauf es vergebens es zu verſchlingen ſuchte. Ich gerieth in eine Art von Angſt, dies Thier zu retten, und da ich mich beſann, daß etwas flüßiges am beſten dazu dienen würde, ſo ſprang ich eilend nach meiner Wohnung, um Zigenmilch zu holen. Mein Affe erhob ein lautes Geſchrei, als er mich plötzlich ſo laufen ſah, und lief eilend hinter mich her. Ich aber vergaß die ganze lebendige Schöpfung, um dem wilden Hunde beizuſpringen, deſſen ganzes Geſchlecht auszurotten ich noch heute willens geweſen war. So leicht kann auch ein gehaßtes Geſchöpf Theilnahme erregen.

Ich

Ich fand den Hund noch an der Erde ausgestreckt liegen, als ich mit meiner Ziegenmilch zurückkam, und flößte ihm nur mit Mühe etwas davon ein. Nachdem ich dies eine Zeitlang fortgesetzt hatte, schien er mehr Bewegung zu bekommen, und schlang mit größerer Leichtigkeit das Eingeflößte nieder. In einer halben Stunde endlich erholte er sich so weit, daß er sich aufrecht hinlegen konnte. Er sah mich etwas wild an, aber ohne furchtsam zu scheinen. Ich hielt ihm die noch übrige Milch hin, und er streckte langsam die Zunge danach.

Aber der Abend brach schon heran, und ich war zu ermüdet, um mich noch länger bei meinem Kranken aufzuhalten. Ich setzte ihm also die noch übrige Milch hin, warf einige Stücke Fleisch in der Grube umher, und stieg heraus, indem ich die Leiter nach mir zog; denn ich wünschte meinen Gefangenen zu behalten. Als ich ihn verließ, schien es mir, als wenn er einen ängstlichen Ton ausstieß.

Ich hatte nun eine Reise um meine ganze Insel gemacht, aber keine Spur von

Men-

Menſchen entdeckt, und war nun zum zwei-
enmal überzeugt, daß ich in einem unbewohnten
Lande ſei. Der Weitzen in dem Kropf der
Taube war das einzige, das mir Zweifel mach-
te; aber es war hier keine Vermuthung natür-
licher, als daß in der Nähe noch ein anderes
Land ſei, aus welchem ſie ihn geholt hätte,
oder daß er würklich an einer Stelle dieſer
Inſel, wo ihn irgend ein Ohngefehr ausſtreute,
wüchſe.

So war ich alſo unter ſo mancherlei
Thieren der einzige Menſch auf dieſer Inſel,
o hatte denn das Schickſal von Millionen
mich auserſehen, gänzlich von der menſchli-
chen Geſellſchaft geſondert meine Tage zu ver-
leben! — Der Gedanke war trübe und be-
ängſtigend, aber es blieb dabei ein gewiſſer
Troſt in meiner Seele, den ich mir nicht er-
klären konnte.

Mein erſtes Geſchäft am folgenden
Morgen war, zu meinem Gefangenen zu eilen,
um ihm von neuem Milch und Fleiſch zu brin-
gen. Sobald er Geräuſch über ſich hörte,
ſah ich ihn zu meiner Freude aufſtehen. Er

be-

begann eine Art von freudigem Gewinsel, als er mich sah, denn er erkannte seinen Wohlthäter in mir. Ich warf ihm ein Stück Fleisch herunter, welches er begierig verschlang, und mit dem Schwanz zu wedeln anfing. Es war jetzt hell genug, so daß ich seine Gestalt und Farbe deutlich erkennen konnte. Er war von der Größe eines gewöhnlichen Hirtenhundes, und hatte auch Aehnlichkeit mit diesem. Seine Haare waren schwarzgelb, mit weiß untermischt, und die Gestalt übrigens nicht unangenehm.

Sein ruhiges Benehmen machte mich so dreist, daß ich zu ihm hinunterstieg, und ihm die Milch vorhielt. Er trank sie mit großer Begierde aus, und leckte mir nachher die Hand. Dieser Beweis seiner Dankbarkeit erfreute mich sehr, und machte mich immer vertrauter mit ihm, so daß ich ihn streichelte, und aus meiner Hand fressen ließ. Das Thier wurde mir immer werther, und dies vielleicht deshalb, weil ich ihm das Leben gerettet hatte. Als ich wegging, winselte er, und bemühete sich, mir zu folgen; aber ich fürchtete mich, daß

daß er noch entwischen mögte, wenn ich ihn schon jetzt aus seiner Gefangenschaft befreiete. Ich unterdrückte also mein Mitleiden, und ließ ihn in der Grube.

In dieser Zeit beschäftigte ich mich auch, meine Wohnung völlig zu bedecken, und da es mir an Brettern fehlte, so legte ich Baumzweige darüber; über diese aber breitete ich dicht an einander Palmblätter in einer etwas abschüssigen Lage aus, so daß der Regen daran ablaufen konnte. Mein größtes Vergnügen bestand jetzt darin, meine Thiere zu warten und mit ihnen zu spielen. So oft ich meinen Hund besuchte, um ihm Nahrung zu bringen, sprang er mir mit freudigem Gebell entgegen, und ward in kurzer Zeit so zahm, daß er mir gleich einem europäischen Hunde schmeichelte, und sich gern wieder schmeicheln ließ. Am dritten Tage endlich hielt ich ihn hinlänglich an mich gewöhnt, um ihn mit nach meiner Wohnung zu nehmen. Zur Vorsicht legte ich ihm ein Band um den Hals, um ihn daran zu führen; aber dies war unnöthig, und er folgte mir von selbst.

Als ich mit ihm in meiner Wohnung ankam, that mein Jack einen lauten Schrei, und kletterte eilend an der Wand hinauf. Er mußte aus Instinct eine große Furcht vor den wilden Hunden dieses Landes haben, und es kostete keine geringe Mühe, ihn mit seinem neuen Gefährten bekannt zu machen. Aber sobald dies geschehen war, behauptete er auch seinen Rang über ihn, und suchte bei jeder Gelegenheit eine Art von Vorrecht zu haben. Er wußte sich die ersten Speisen zu verschaffen, den besten Platz an meiner Seite, das beste Lager in der Nacht; seine Gewandheit trug überall über die langsame Bedächtlichkeit des Hundes den Sieg davon. Dieser lezte aber wußte sich durch seine treue Anhänglichkeit an mich meine Zuneigung zu verschaffen. Jack war mein Hofnarr, Jakal, so nannte ich den Hund, war mein Freund; Jack gaukelte in und um meine Wohnung wie ein kleiner Poltergeist her, Jakal begleitete mich überall, und war mein unzertrennlicher Gefährte; Jack besaß meine Liebe, wenn ich so sagen darf, Jakal meine Freundschaft.

Durch

Durch dieſe beiden Thiere, und durch die Ziegen war meine Wohnung ganz belebt geworden, und ich glaube, daß ich ſo glücklich war, wie man es ohne Menſchen ſeyn kann. Demohngeachtet hatte ich einige Sorgen, die mir am Herzen lagen. Meine Kleider, die ich täglich tragen mußte, veralteten, und ich ſah kein Mittel vor mir, mir neue zu verſchaffen. Ich hatte mir freilich eine Menge Faſern von den Schalen der Cocosnüſſe geſammelt, aber ich konnte nicht ſpinnen. Die Noth unterrichtete mich; ich machte mir eine Spindel und ſpann, wie ich es einſt von andern geſehen hatte. Der Hercules, der dies Land von wilden Thieren befreien wollte, mußte ſtatt der Waffen die Spindel ergreifen, und hatte ſelbſt keine Omphale, welche ihn dazu bewegte.

Es iſt leicht zu errathen, daß der Faden ſehr ungleich ward, aber es ward doch ein Faden, und mit der Zeit gerieth er immer beſſer. Die Anlage meines Karacters, nach welcher ich alles Neue mit vorzüglichem Eifer begann, gereichte mir bei dieſer einförmigen

Arbeit zu großem Vortheil, denn ich brachte gleich Anfangs eine große Menge von Fäden zuwege. Aber es blieb noch eine weit schwerere Aufgabe übrig: diese Fäden sollten gewebt werden, und ich hatte auch nicht das kleinste Werkzeug eines Webers; meine Erfindungskraft sollte alles ersetzen. Aber wo kann diese auch geschärfter seyn, als auf einer unbewohnten Insel? Zuerst setzte ich das Rückgrad von einigen Fischen in gerader Linie zusammen, so breit, wie ich das Gewebe haben wollte. Dies sollte mein Kamm seyn, um die Fäden regelmäßig neben einander ausspannen zu können. Sodann zählte ich die hervorstehenden Gräten, und eben so viel Fäden faßte ich zusammen und befestigte sie an der Hinterwand meines großen Saales. Vor denselben in einer kleinen Entfernung errichtete ich meinen Kamm auf einigen Stäben, so daß die Gräten senkrecht in die Höhe standen. Zwischen jeder derselben legte ich einen Faden.

Diese Fäden hatten alle die Länge meines Saals; denn in Ermangelung eines Haspels

pels hatte ich mich eines sonderbaren Mittels bedient, meine Spindel zu leeren. An jeder Seite des Saals war ein Haken befestigt; wenn meine Spindel nun angefüllt war, so lief ich mit ihr von einem Haken zum andern, und zog mein Gespinst um sie her, so daß ich meinen ganzen Vorrath von Garn in ein Stück zusammenbrachte. Dies erleichterte es mir zugleich, die Fäden von einerlei Länge zu erhalten.

Der Aufzug meines Gewebes war also geordnet, aber ich hatte noch etwas schwereres zu überwinden, nemlich den Einschlag zu bewerkstelligen. Dies war bei weitem das Künstlichste bei dem Werke, und schwerlich würde es mir gelungen seyn, wenn mir nicht ein kleiner Umstand aus meiner Jugend zu Hülfe gekommen wäre. Ich hatte nemlich, als ich bei meinen würdigen Pflegevater dem Pfarrer war, zum Zeitvertreib kleine Bänder gemacht, welches mir die Frau Pfarrerin lehrte. Diese unwichtige Kunst war mir jetzt von grosser Wichtigkeit, denn es fiel mir ein,

auf

auf eine ähnliche Art mein großes Gewebe zu machen. Zu diesem Endzweck verfertigte ich mir zwei schmale dünne Brettchen von der Breite meines Gewebes, und in jedem von diesem machte ich halb so viel Löcher, als ich Fäden hatte. Da ich kein Werkzeug zu dieser Arbeit besaß, so mußte ich mich harter und spitziger Fischgräten dazu bedienen, und dies machte sie sehr mühsam. Durch diese Löcher steckte ich die Hälfte der Fäden, einen um den andern, und die andere Hälfte blieb für das zweite Brettchen übrig. Hierauf spannte ich den ganzen Aufzug in der Länge meines Saals aus, und dieser, der zu winterlichen Spaziergängen angelegt war, verwandelte sich nun in ein großes Webezimmer. So veränderte sich die Bestimmung meines Hauses. In einem Theil derselben wohnten Ziegen, in dem Vorzimmer hielt sich mein Affe auf, und in dem größten Bezirk desselben war ein Weberstuhl errichtet.

Vermittelst der kleinen Brettchen, durch welche die Fäden gezogen waren, konnte ich die

die eine Hälfte derſelben immer abwechſelnd in die Höhe ziehen, und auf dieſe Art den Einſchlag hindurch weben. Ein Schiffchen hatte ich mir vermittelſt meines Meſſers gemacht, und um die durchgewebten Faden dicht an einander zu treiben, bediente ich mich eines glatten Steckens mit einer ſcharfen Ecke. Auf dieſe Art war ich im Stande, mein Gewebe dicht an dem Kamm von Fiſchgräten zu beginnen, und der Verſuch gelang.

Eilend iſt die Beſchreibung von der Zurüſtung zu meinem Weben entworfen, aber die Sache ſelbſt war eine der mühvollſten und langſamſten Arbeiten, die ich bis jetzt übernommen hatte. Der Winter dieſes Landes kam darüber heran, und Stürme, häufige Regengüſſe, und eine kalte Luft, die es mir oft nöthig machte, die ſteinerne Wand meines Wohnzimmers zu erwärmen, kündigten ſein Daſeyn an. Mit ihm begann eine Empfindung ſich meiner zu bemächtigen, die ich vorher nie ſo heftig gehabt hatte, eine außerordentliche Schwermuth erfüllte meine ganze Seele. Es war das erſte Mal, daß ich das

Drük-

Drückende meiner verlaſſenen Einſamkeit in ſeinem ganzen Umfange fühlte. So lange, wie ich den größten Theil meiner Zeit in der freien Natur zubringen konnte, ſchien ich mir bei weitem nicht ſo allein zu ſeyn, als jetzt, da ich in einem engen Zimmer eingeſchloſſen war. Mein Jakal ſchlief, mein Jack ſpielte und naſchte in meiner Wohnung umher, meine Ziegen labten ſich an ihrem Futter; ich allein, der vernunftbegabte Menſch hing ſchwarzen Vorſtellungen nach, und alle meine Genüſſe wurden dadurch verbittert. Es war nicht die gegenwärtige Entbehrung der menſchlichen Geſellſchaft allein, die mich drückte, es war auch der Kummer für die Zukunft. Ich ſchaute in ein Leben hinaus, ohne Freundſchaft, ohne Liebe, ohne den ſüßen Ton der Menſchenſtimme, ohne Ergieſſung des Herzens, ohne den tröſtenden Zuſpruch eines theilnehmenden Weſens, und dieſer Blick war mir ſchrecklich.

In dieſer Zeit ereignete ſich ein Umſtand, der mich völlig zu Boden ſchlug. Es entſtand eines Abends ein größerer Sturm, wie gewöhnlich, und zugleich ein ſo heftiger Regen-

guß, wie ich ihn auf dieſer Inſel noch nicht erlebt hatte. Meine ganze Wohnung ward vom Berge her überſchwemmt, obwohl ich vor derſelben einen Graben und einen kleinen Wall aufgeworfen hatte, und ich vollbrachte eine ſehr unbequeme Nacht. Am andern Morgen heiterte ſich der Himmel etwas auf, und ich ging auf eine Anhöhe, um der friſchen Luft zu genießen. Von dieſer Anhöhe konnte ich den Lauf des Fluſſes bis zum Meer überſehen, und machte die traurige Entdeckung, daß mein Boot von den Wellen hinweggeführt ſei. In dieſem Augenblick war es, als wenn eine Centnerlaſt mir auf das Herz fiel. Ich empfand auf einmal, worin der geheime Troſt beſtanden habe, den ich mir nicht erklären konnte. Es war das Daſeyn meines Boots, die Möglichkeit auf demſelben, wenn auch mit Gefahr des Lebens, von dieſem Lande wegzuſchiffen. Dies kleine Fahrzeug hatte meinem Geiſt dunkel wie eine Brücke nach der bewohnten Welt vorgeſchwebt; jetzt war dieſe abgebrochen, und eine quälende Hoffnungloſigkeit bemächtigte ſich meiner.

Ich eilte wie ein verzweifelnder nach meiner Wohnung zurück; ich drückte die Thiere, die darin waren, an meine Brust, und wollte Trost bei ihnen suchen, aber ich fand ihn nicht. Meine Seele war nur der Quaal und den schwärzesten Gedanken offen. Hülflosigkeit, Krankheit ohne Pflege, ohne Labsal, ein verlassenes, schreckliches Alter, alles dies schwebte wie peinigende Phantomen vor meiner Seele, und gönnte mir keinen Augenblick Ruhe. O Gott, was habe ich in diesen Tagen der Angst und des Grauens erduldet! Jahre von Fröhlichkeit könnten sie nicht aufwiegen, denn diese unglückliche Erde hat unendlich höhere Grade des Schmerzes, als der Freude. Eine Stunde des gedrängten Kummers hat keine Schwester auf der Seite des Genusses.

Wäre der Zustand dieser schwarzen Melancholie von langer Dauer gewesen, ich hätte in kurzer Zeit meine Lebenskraft verzehrt, und mein Haupt zum langsamen Tode geneigt; aber der Himmel klärte sich auf, und mit der neuen belebenden Luft, kehrten neue Trostgefühle in meine Seele zurück. Der schwache

Mensch

Mensch hängt von den Elementen ab, und die Atmosphäre, die ihn umgiebt, würkt auf die Empfindungen seiner unsterblichen Seele. In einem der hellen Augenblicke fiel mir auf einmal ein, daß ich mir ein neues, sichreres Fahrzeug, ein Floß, erbauen, und damit, sobald mir die Einsamkeit unerträglich würde, ein bewohntes Land suchen könnte. Von diesem Augenblick an, kehrte die erquickende Ruhe in mein Herz zurück; der Grund zu einer Brücke nach Menschen war wieder gelegt, und ich schien mir nun nicht mehr der gezwungene Einsiedler. Ich konnte meinen Zustand ändern, sobald ich die Gefahr des Todes verachtete, und ward nun wieder der vorige ruhige Eremit. Wie innig ist unser Glück mit unserer Einbildung verbunden! Wer glücklich zu seyn glaubt, der ist es.

In der Zeit der melancholischen Tage war ich zu keiner Arbeit fähig gewesen, hatte kaum etwas zu essen für mich bereitet, und fast bloß für meine Thiere gesorgt. Jetzt begann ich wieder meine Speisen mit Vergnügen zu genießen, und Zeitvertreib an meiner Arbeit

heit zu finden. Mein einziger langer Gedanke war, die Zeit meines hieſigen Aufenthalts ganz als cultivirter Menſch zu leben, und dies ſuchte ich ſelbſt in Kleinigkeiten zu erreichen. Ich hatte mit den Kräutern dieſer Inſel einen Verſuch gemacht, und endlich welche gefunden, die einen angenehmen Geſchmack zum Thee gaben. Dieſer bediente ich mich alle Morgen, und hatte mir dazu eigne kleine irrdene Geſchirre gemacht. Milch gab mir meine Ziege, und einen Theil von meinem Honig kochte ich ſo lange, bis er beinahe das Körnigte des Zukkers erreichte. So war ganz auf europäiſche Art für mein Frühſtück geſorgt. Von den Weitzenkörnern der Taube aber hoffte ich in der Zukunft auch eine ſättigende Nahrung zu demſelben zu erhalten. Seit meiner letzten Reiſe hielt ich dafür, daß ſie dieſe Körner von einem andern Lande in der Nähe geholt habe, oder daß auch an irgend einem Ort der Inſel das Ohngefehr ſie von einem gelandeten Schiff ausgeſtreut habe.

Mein Gewehr, das ich ſchon vor meiner Hypochondrie angefangen hatte, vollen-

de-

dete ich jetzt, und bekam dadurch ein Gewand, das zehn Ellen lang, und anderthalb Ellen breit war. Ich wusch es, bleichte, und es bekam eine angenehm weißliche Farbe. Ich wünschte ein edles und bequemes Gewand zu besitzen, aber da ich mich statt der Nähnadeln harter Fischgräten bedienen mußte, so mußte es zugleich sehr einfach seyn, und ich verfertigte es auf folgende Art. Ich zerschnitt meine Cocosleinewand in vier Theile, so daß jeder davon, nach der Länge meines Körpers drittehalb Ellen lang war. Drei Stücke davon nähete ich der Länge nach an einander, und erhielt dadurch ein Gewand, das siebentehalb Ellen in Umfange und drittehalb in der Länge hatte. Dies Gewand schlug ich oben um, ließ durch die entstehende Oefnung eine Schnur laufen, zog es dadurch zusammen, und bekam auf diese Art einen Mantel, der in sehr natürlichen Falten herunterfiel. An die bequemen Oerter setzte ich von meiner übriggebliebenen Leinwand Ermel ein, gürtete mir eine Schnur um den Leib, und war nun auf eine bequeme und anständige Art gekleidet. Die Bedeckung der Füße war jetzt noch übrig. Ich hatte dazu ei-

einige Felle zuzubereiten gesucht, indem ich sie mit geriebener Baumrinde bestreute, und zu Zeiten durch die Hand rieb, aber es verursachte mir doch eine unbeschreibliche Mühe, ehe ich eine Art von Halbstiefeln zu Stande brachte, die ich bequem um den Fuß zusammenschnüren konnte. Nach mehreren Versuchen gelang es, und ich war nun durch meiner Hände Arbeit gekleidet. Ein runder Hut, den ich noch mitgebracht hatte, war noch ziemlich unversehrt, und um ihn für meine übrige Kleidung passend zu machen, schmückte ich ihn mit großen Federn, die zugleich die Strahlen der Sonne abhalten konnten.

Ueber alle diese Arbeiten war die Winterjahrszeit vergangen, und mit dem Ende des Augusts kam der Frühling heran. Als ein Europäer war ich beim Anfange des Winters in meine Wohnung eingegangen, als ein Morgenländer ging ich am Ende desselben wieder daraus hervor. Es war ein erfreulicher Gedanke für mich, daß ich in dieser verlassenen Einsamkeit in einer solchen äußern Cultur leben konnte; denn ich fürchtete mich sehr,

durch

durch meine Lage als Wilder würklich zu ihm herabzusinken.

Meine erste Arbeit im Frühling war, ein Stück Land für meinen Weitzen, für meine Erbsen und Bohnen umzugraben, und ich bestellte diesmal ein ziemlich großes Feld mit den lezten. Sodann begann ich einen Graben rings um meine Wohnung her aufzuwerfen, um mich vor künftigen Ueberschwemmungen zu schützen. Diese Arbeit nahm bei aller Anstrengung einen ganzen Monath ein; aber dann war meine Behausung auch zu einer kleinen Burg mit Wall und Graben geworden. Doch machte ich den ersten nur so hoch, daß ich aus meinen Zimmern darüber hinwegsehen konnte.

Unterdeß blühte die Natur in ihrer ganzen Schönheit auf, die Erde trieb neues Grün empor, die Bäume kleideten sich mit jungem Laube, und die künftigen Früchte brachen aus den Blüthen hervor. Es schien mir, als wenn ich selber von neuem hervorgrünte, so erquikte mich die heitere, balsamische Luft. Ich begriff kaum, wie ich mich vor wenigen Mo-

nathen so ganz hatte niederdrücken lassen; aber die Scene rings um mich her war verändert, und der Bewohner derselben mit ihr. Wir armen Sterblichen sind nicht selbstständig wie Gott; unser Glück ist mit diamantenen Ketten an die äußern Umstände gebunden, und sie herrschen unumschränkt darüber. Unter den Millionen der Erde sind nur wenige, die sich unabhängig von ihnen machen, du, Diogenes, der die diamantene Kette zerreißt, und du, glaubender Christ, der das künftige Leben schon hier beginnt.

Ich sann jetzt eifrig darauf, das gleich anfangs entworfne System meines Glücks im Eremitenleben in Erfüllung zu bringen; es fehlte noch viel daran. Um meinen Genuß in Speise und Trank zu sichern, mußte ich die Thiere dieses Landes zu beherrschen suchen. Die Milch meiner Ziege begann etwas zu versiegen, und ich konnte in meiner kleinen Wirthschaft für mich und meine beiden Hausthiere bei weitem mehr gebrauchen. Um mir eine größere Heerde zu verschaffen, mußte ich auf ein neues Mittel sinnen, denn in meiner Grube woll-

wollte sich kein Thier mehr fangen. Ich machte daher Schlingen von meinen Cocosfasern, und legte sie an den Ort, wo die Ziegen zur Tränke kamen. Diese List gelang. Die unschuldigen Thiere kannten solche Nachstellungen nicht, und verwickelten sich in meine Seile. In kurzer Zeit fieng ich drei wilde Ziegen, worunter auch ein Bock war. Dieser letzte wurde mir bei weitem schwerer zu bezähmen, als die weiblichen Thiere dieser Gattung, und ich hatte die größte Mühe, ihn nur bis zu meiner Wohnung zu bringen. Hier mußte ich ihn allein einsperren, und eine lange Zeit durch Hunger bändigen, ehe ich mich ihm nähern durfte.

Aber nun besaß ich auch eine kleine Heerde, und hatte Milch für meine Wirthschaft im Ueberfluß. Zugleich konnte ich mit leichter Mühe Butter daraus machen, und dadurch wurde die Zurichtung meiner Speisen um vieles verbessert. Es blieb mir kaum zu meiner Nahrung noch etwas anders, als Brod, zu wünschen übrig, und dazu hatte ich durch meine Weitzenaussaat ebenfalls die Hofnung.

In dieser Zeit bemerkte ich mit einigem Kummer, daß mein Pulver schon um die Hälfte sich vermindert hatte, indem ich mich desselben immer bedienen mußte, wenn ich eine Gazelle in meiner Wirthschaft gebrauchte. Es war daher äußerst nothwendig, auf ein Mittel zu sinnen, sie ohne Schießgewehr zu bekommen, und ich hielt meine Schlingen ebenfalls für das beste dazu. Ich legte sie deshalb bei einem Gebüsch so künstlich an, wie mir möglich war, und meine List gelang mir würklich nach einiger Zeit; aber ich mußte eilend gegewärtig seyn, wenn sich eine Gazelle mit den Hörnern oder Füßen verwickelt hatte, sonst wußten sich diese behenden Thiere selbst wieder los zu machen.

Einst, als ich des Abends zu meinen Netzen ging, fand ich mit großer Verwunderung und Freude, daß sich eins von den schönen gestreiften Thieren darin gefangen hatte, die sich an der andern Seite der Insel aufhielten, und die man in Europa Zebra zu nennen pflegt. Schon lange hatte ich den Gedanken gehabt, aus jeder Gattung von Thieren, welche

che diese Insel in sich faßte, wenigstens eins zu zähmen, und alle Bewohner dieses Landes gleichsam in ihren Repräsentanten um mich zu versammeln. Hier bot sich mir unvermuthet die Gelegenheit dar, das schönste unter allen in meine Gewalt zu bekommen.

Das arme Thier hatte sich so verwikkelt, daß es an der Erde lag, und sich kaum rühren konnte. Bei meiner Annäherung machte es einen vergeblichen Versuch aufzustehen, zerriß aber dabei mehrere von den dünnen Seilen. Ich fürchtete, daß es sich ganz losmachen möchte, und suchte ihm vorzüglich die Füße zusammen zu ziehen, welches mir auch endlich vermittelst einiger Schlingen gelang.

Nun lag das schönste vierfüßige Thier, das auf der Erde ist, gefesselt vor mir da; aber wie sollte ich es nach meiner Wohnung bringen? Es hatte die Größe und die Gestalt eines kleinen Pferdes, und obwohl es noch zarter gebaut war, so reichten doch meine Kräfte bei weitem nicht hin, es zu tragen. In dieser Verlegenheit eilte ich nach meiner

Wohnung, und holte die größte Gazellenhaut, die ich bis jetzt besaß. Auf diese zerrte ich das gefangene Thier hinauf, und sie mußte mir zu einer Schleife dienen. Da meine Wohnung nicht weit entfernt lag, und es überdies bis zu ihr etwas bergab ging, so schleppte ich mein Zebra mit einiger Anstrengung glücklich vor meine Thür.

Mein Affe machte große Augen, als ich mit dem neuen Gast ankam, und betrachtete ihn von allen Seiten; aber er schien sich vor ihm nicht zu fürchten, auch nicht unwillig über seine Gegenwart zu seyn. Mein Jakal hingegen kam mit großem Gebell hervorgesprungen, und ich konnte ihn kaum abhalten, daß er das arme erschrockene Thier nicht mit seinen Bissen anfiel; so stark erwachte seine alte Natur in ihm. Um meinen Gefangenen aus seiner unbequemen Lage zu erlösen, zog ich ihn in das Zimmer, das zu meiner Sommerstube bestimmt war, und knüpfte allmählich, und mit vieler Vorsicht seine Bande auf, um mich keiner Gefahr bei seiner Freiheit auszusetzen. Aber zu meiner Verwunderung war

das

das Thier bei weitem so wild nicht, als ich es vermuthet hatte, stand langsam auf, als es sich frei fühlte, und machte selbst nicht einmal den Versuch, aus der Thüre zu entkommen, die ich nur eilend vermacht hatte.

Am andern Morgen brachte ich ihm Futter, und es fraß, als wenn es der Gefangenschaft schon gewohnt wäre; ich gab ihm eine Ziege zur Gesellschaft, und die beiden Thiere vertrugen sich sehr gut zusammen, kurz, es war mir noch kein Geschöpf dieser Insel so leicht zu zähmen geworden, als dies. Es fiel mir nun auch natürlich der Gedanke ein, ob ich es nicht würklich zu meiner Bequemlichkeit nützen, und, da es die Gestalt eines Pferdes hatte, auch wie dasselbe gebrauchen könnte. Ich verwandte deshalb alle meine Sorgfalt darauf, recht vertraut mit demselben zu werden, und in kurzer Zeit fraß es aus meiner Hand, und ließ sich willig anfassen. Nun versuchte ich, ob es mich werde tragen können, und fand es vollkommen stark dazu.

Es war kein lastbares Thier zu meinen Bedürfnissen in dieser Einsamkeit nothwendig, aber

aber mein Geiſt hatte dies Bedürfniß. Denn ich ergriff jede Gelegenheit, wodurch ich mehr Abwechslung, mehr Thätigkeit, mehr Leben um mich her verbreiten konnte, mit Freuden. Eine gewiſſe Stimmung meiner Seele hatte mir diese Neigung eingeflößt. Ich fühlte nemlich oft eine unbeſchreibliche Leere in meinem Herzen, die nur davon berzurühren ſchien, daß ich ohne Beſtimmung, ohne Nutzen für die Welt lebte. Meine Tage floſſen dahin, ohne in das Heil der Menſchheit einzugreifen, ich lebte umſonſt, und dieſer Gedanke drückte mich oft nieder. Um mich zu beruhigen, ſuchte ich an Thieren zu thun, was ich an Menſchen nicht thun konnte: ich ſuchte ihr Verpfleger ihr Wohlthäter zu ſeyn. Dies milderte meine Unruhe, und dadurch ſchien ich mir wenigſtens etwas in der Schöpfung zu ſeyn.

Um mich meines Zebra würklich zu bedienen, verfertigte ich von meinen Fellen einen kleinen Sattel, und aus meinen Cocosfaſern einen Zaum. Der Verſuch gelang beſſer, als ich hätte glauben können. Mein kleines Pferd trug mich willig, und ließ ſich auch

nach

nach einiger Uebung wie ein europäisches Pferd lenken. Kurz, nach einiger Zeit war ich beritten, und konnte nun, wenn ich Reisen durch die Insel unternehmen wollte, sie auf dem schönsten Pferde in der Welt machen.

In dieser Zeit fiel mir auch ein, mein Daseyn auf der Insel noch zu einem andern Zweck zu nutzen, und die Natur in der Gegend meiner Wohnung auf das möglichste zu verschönern, damit, wenn je diese Insel von andern Menschen künftig bewohnt würde, sie ein zubereitetes Paradies fänden. Zu diesem Endzweck suchte ich zuerst Bäche durch meine grüne Ebne zu leiten, und hiezu bot sich mir eine sehr bequeme Gelegenheit dar. Jene mit Rasen bedeckte Tiefe kalten Wassers, an deren Rande ich einst stand, und dem Tode so nahe war, lag oberhalb meiner Wohnung, und hatte ihren Abfluß in meinen Cascadenfluß. Diesen Abfluß konnte ich leicht verändern, indem ich ihm nur die Wege vorzeichnete; sodann bahnte er sich seinen Lauf selbst durch die kleinen Vertiefungen auf meiner Wiese, und ein klares, lebendiges Wasser rann in sanften

Krüm-

Krümmungen ohnweit meiner Wohnung. Dies verschönerte nicht allein die Gegend in hohem Grade, sondern verschafte mir auch den Nutzen, daß ich immer Quellwasser für mich und meine Thiere in der Nähe fand.

Als ich diese Arbeit vollendet hatte, begann ich eine neue zu Verschönerung meines Aufenthalts. Ich holte mir junge Cocospalmen, und machte davon eine Anpflanzung um meine Wohnung her. Während dieser Arbeit reifte meine Saat, und wenn ich nicht einen großen Theil davon verlieren wollte, so mußte ich sie vor den zudringlichen Vögeln zu schützen suchen. Erbsen und Bohnen hatte ich eine solche Menge, daß ich auf ein Jahr damit reichen konnte, aber Weitzen erhielt ich nur so wenig, daß ich von der künftigen Erndte erst Genuß hoffen dürfte.

Sobald die Erndte vorüber war, fieng ich von neuem an, zur Vervollkommnung und Verschönerung meines Aufenthalts zu würken, und meine Wohnung verschönerte sich von selbst durch ein glückliches Ohngefehr. Ich hatte nemlich zu mehrerer Festigkeit derselben

Er-

Erde an den untern Theil der Wand aufgeworfen. Dadurch begannen die Bäume, woraus sie bestand, Wurzel zu schlagen, und mein Haus ward ringsumher einer großen Laube ähnlich. Zugleich fingen die Endpfosten der Wände, die aus jungen Bäumen bestanden, oben an zu grünen, und breiteten sich in Zweigen aus, so daß dadurch ein schützendes Dach entstand. Es schien, als wenn die Natur eine Wohnung für mich erbauen wollte, und dies erfüllte mein Herz von neuem mit dem süßen Trost, daß die Vorsehung über mich wache. Dies Gebäude der Natur wurde äußerst reitzend, vorzüglich durch Wipfel der Bäume, die regelmäßig darüber hervorragten.

Ueberhaupt floß diesen Sommer mein Leben ruhig dahin, und dies bewürkte ich vorzüglich durch die Beobachtung zweier Dinge: daß ich so viel wie möglich in freier Luft verweilte, und daß ich bei meinen Tagesgeschäften keine leere Augenblicke entstehen, sondern vom Morgen bis zum Abend alles ordnungsvoll auf einander folgen ließ.

Wenn ich erwachte, so war mein erstes Geschäft, an den Fluß zu eilen, und mich zu baden, so lange die Witterung es irgend erlaubte. Dadurch stärkte ich meinen Körper, und erhielt eine ununterbrochene Reinlichkeit, die in meiner Lage so nothwendig war. Hierauf zündete ich Feuer an, und setzte das Wasser und die Milch zu meinem Frühstück an dasselbe. Unterdessen [illegible] begann, melkte ich meine Ziegen, und führte sie dann an meine kleinen Bäche auf die Weide, einige an ein langes Seil gebunden, die andern, denen ich trauen durfte, frei herumlaufend. Auch mein Zebra gesellte ich zu ihnen, aber aus Furcht, diesen Schatz zu verliehren, hielt ich es ebenfalls an einer langen Schnur gebunden. Sodann setzte ich mich mit meinem Hunde und Affen zum Frühstück nieder; denn diese beiden Thiere waren meine Gesellschafter dabei, und nahmen Theil daran. Ich hatte aus Bohnenmehl, zerriebenen Cocosnüssen, Honigzuker, Milch, Butter und Citronenschalen einen sehr wohlschmeckenden Kuchen zubereiten gelernt; diesen aß ich zu meinem Thee, und theilte ihn reichlich meinen Gesellschaftern mit, die

die ein groſſes Behagen daran fanden. Ich koſete dann noch eine Zeitlang mit den beiden Thieren, gleich als wenn es Menſchen wären, und hernach ging ich an meine Arbeit, die ich in meinem Ackerbau, in Verſchönerung meines Aufenthalts, im Fiſchfang, in Bereitung meiner Kleider, und in andern kleinen Geſchäften hinlänglich fand. Wenn ich einige Stunden damit hingebracht hatte, ſo machte ich Anſtalt zu meinem Mittagsbrod, und vermittelſt der Milch, des Wildes, der Fiſche, der Citronen, der Hülſenfrüchten u. ſ. w. konnte ich mir manche ſchmackhafte Mahlzeit bereiten, die von der Bewegung in der freien Luft gewürzt ward. Jakal und Jack nahmen an derſelben, wie meine Freunde, Theil, und ich legte, gleich einem Hausvater, jedem ſeine Mahlzeit vor. Sie machten mir kein ſo groſſes Vergnügen, als mir Menſchen hätten machen können, aber ſie machten mir dafür auch niemals Kummer. Nach Tiſche ward es mir durch das Clima und meine Morgenarbeiten nothwendig, mich einem Mittagsſchlummer zu überlaſſen. Ich entließ alſo meine beiden Geſellſchafter, und blieb allein in meinem

Zim-

Zimmer. Wenn ich erwachte, ging ich von neuem ins Bad, und erfriſchte mich ſodann durch einige Früchte, durch Citronen mit Honigzucker, durch die Milch der Cocosnuß, durch Feigen u. ſ. w. Hierauf begann ich meine gewöhnlichen Arbeiten wieder, wie am Morgen; gegen Abend aber ging ich oder ritt auf meinem Zebra am Ufer des Meeres ſpatzieren, wobei mich mein Hund und mein Affe begleiteten, und fröhlich um mich her ſpielten. Den Abend, den ich am meiſten fürchtete, weil ich dann in meinem Zimmer eingeſchloſſen bleiben mußte, ſuchte ich gewöhnlich mit Zubereitung meiner Speiſen, mit Melken und Wartung meines Viehes hinzubringen, worauf ich mich bald zur Ruhe begab.

So floſſen meine Tage einfach aber ruhig hin, und dieſe Lebensart diente dazu, meinen Körper geſund, und meinen Geiſt heiter zu erhalten. Mein Blut rollte leicht durch die Adern, und machte mir es möglich, mein Einſiedlerleben immer von der beſten Seite zu betrachten. Hätte ich es immer aus einem ſo ſchwarzen Geſichtspunct betrachtet, wie den er-

erſten Winter, den ich hier verlebte, ich wäre vergangen vor Jammer.

Es war im December, als ich meinen Weitzen einerndtete, und da das Clima es erlaubte, zweimal in dieſem Lande zu erndten, ſo ſäete ich ihn ſogleich wieder aus, um gegen den Winter einen hinlänglichen Vorrath dieſes edlen Getraides zu erhalten, und um endlich wieder das ſo lange entbehrte Brod genießen zu können. Ich hatte meinen Kopf mit noch vielen andern Plänen für die Zukunft angefüllt, als ſich auf einmal ein Umſtand ereignete, der mich in die höchſte Verwunderung ſetzte. Ich war eines Abends eben bei meinem Abendbrod, und meine beiden Geſellſchafter ſaßen neben mir, als ich einen unbekannten klagenden Ton ohnweit meiner Wohnung hörte. Ich würde geglaubt haben, daß ich mich getäuſcht hätte, aber mein Jakal erhub ein großes Gebell, und mein Jack ward ebenfalls ſehr aufmerkſam. Ich beruhigte den Hund und horchte mit großer Erwartung. In kurzer Zeit erſcholl die Stimme wieder, und jetzt ſchien es mir, als wenn ſie von einem Kalbe herrührte,

ſo

ſo wenig ich mir auch das Daſeyn deſſelben erklären konnte. Das Thier kam meiner Wohnung immer näher, und endlich hörte ich es in dem Laube deſſelben raſcheln.

Um nicht länger in der Ungewißheit zu bleiben, faßte ich Muth', und ging hinaus. Da ſah ich bei dem Schein meiner Wachskerze ein Thier, welches an der Seite, wo meine Ziegen ihren Aufenthalt hatten, ſtand, und mir Aehnlichkeit mit einem Wolf zu haben ſchien. Mein Jakal fuhr mit Gebell darauf zu, und nun ſah ich es gerade auf mich zukommen. Ein Grauen überfiel mich, und ich lief eilend in meine Wohnung zurück. Ich hörte den Hund noch einige Zeit bellen, dann kam er zurück, und begehrte eingelaſſen zu werden. Er war unbeſchädigt.

Ich legte mich heute Abend mit großer Unruhe auf mein Lager. Wenn es ein wildes reißendes Thier war, das ſich bei meiner Wohnung gezeigt hatte, wie viele Gefahr mußte ich in dieſer Einſamkeit davon befürchten! Die Nacht mit ihrer Finſterniß vermehrte noch meine Beſorgniſſe. Ich erinnerte mich an das

Cro-

rodill, und an andere wilde Thiere, die ihre Stimme verändern können. Ich dachte an den Tiger, dessen Stimme mit der des Kalbes Aehnlichkeit haben soll, und machte mir allerhand fürchterliche Vorstellungen. Wenn ich Augenblicke einschlief, so träumte mir, daß meine Wohnung von einem wilden Thier angegriffen würde, und ich erwachte mit großem Schrecken wieder. Endlich brach der Morgen an, und ich stand sehr unlustig auf.

Das erste, was ich that, war, Jakal und Jack zu wecken, und mit ihnen vor die Thür zu gehen, damit sie, wenn ein reißendes Thier in der Nähe wäre, mich davon benachrichtigen könnten. Sie blieben beide ruhig, aber als ich um mein Haus herumging, sah ich da, wo sich meine Ziegen befanden, dicht an dem kleinen Wall, der die Wohnung umgab, das Thier liegen. Schrecken empfand ich nicht bei seinem Anblick, wohl aber die höchste Verwunderung, denn es war ein wirkliches Kalb.

Welch ein kleiner Umstand kann unsere Seele mit Unruhe erfüllen, wenn die Einbildungs-

dungekraft ihm zu Hülfe kömmt! Unſer Glück hängt oft von der kleinſten Erſcheinung ab. Meine Furcht war vorüber, aber Erſtaunen trat an ihre Stelle. Wie kam ein Kalb in dieſe Einſamkeit? Und dies Kalb ſchien erſt wenige Wochen alt zu ſeyn; das war ein groſſes Räthſel, das mir aufgegeben ward! Den Weitzen in dem Kropf der Taube hatte ich mir dadurch erklären können, daß es etwa irgend ein bewohntes Land in der Nähe gäbe, von welchem ſie ihn geholt hätte; aber wie kam ein ſo junges Kalb auf dieſe Inſel? War ein Schiff gelandet, und hatte es ausgeſetzt, um ſie mit dieſen Thieren zu bevölkern?

Das Thier ſchien ſehr ermattet, und abgehungert, und da ich meinen Jakel zurückbielt, ſo kam es auf mich zu, wie es mich erblickte, als wollte es Hülfe bei mir ſuchen. Das arme Geſchöpf jammerte mich, und ich führte es zu den Ziegen in meiner Wohnung, wo ich es mit der Milch derſelben tränkte. Es trank begierig, und war völlig zahm, wie die gewöhnlichen Kälber.

Für

Für heute litt meine Lebensordnung eine Ausnahme. Ich ging nicht ins Bad, sondern sattelte mein Zebra, besorgte meine Hausthiere, nahm einige Nahrungsmittel zu mir, und ritt eilend an das Ufer des Meers, um ein Schiff zu suchen. Es war alles einsam. Irgendwo muß es seyn, dachte ich, und ritt immer weiter am Ufer herauf, bis ich mich an der andern Seite der Insel am Honigflusse befand. Nirgends war nur eine Spur von einem Schiffe zu finden. Um ganz gewiß in meinen Vermuthungen zu werden, setzte ich meine Reise fort, und machte den ganzen Umkreis um die Insel; aber ich fand nichts, was mir vorher nicht schon bekannt war. Noch lange vor Abend kam ich wieder bei meiner Behausung an, denn mein Zebra lief sehr schnell.

Ich war höchst unruhig, daß ich keinen nähern Aufschluß über die sonderbare Erscheinung des Kalbes erhalten hatte, und vermogte es nicht über mich, zu Hause zu bleiben, so ermüdet ich auch war. Ich führte meine Thiere eilend zur Tränke und auf die Weide, und lief dann nach der Höhe des Berges, von

welcher ich den jenseitigen Theil der Insel übersehen konnte. Die Anstrengung war groß, denn ich mußte über eine Stunde bergan gehen, ehe ich sie erreichte. Als ich endlich auf derselben ankam, sah ich mit einer Empfindung, die ich nicht beschreiben kann, in der Entfernung von einer Meile ohngefehr, Rauch aufsteigen. Menschen, Menschen! war das einzige, was ich denken, was ich rufen konnte. Im verflossenen Winter hatte ich eine namenlose Sehnsucht danach gehabt; jetzt empfand ich keine Freude, als ich die Spuren von ihnen wahrnahm. Welche Menschen? dachte ich. Ein gewisses Grauen überfiel mich, denn die Einsamkeit hatte mich sehr furchtsam gemacht. Sollte ich hineilen zu dem Ort, von welchem der Rauch aufstieg? Der einbrechende Abend sagte mir, daß ich erst in der tiefsten Dunkelheit anlangen, und mich vielleicht vorher in unbekannte Gegenden, in Sümpfe und Gewässer verirren könnte. Ich beschloß, nach meiner Wohnung zurückzukehren, und kam erst im Dunkeln bei derselben an.

Mein

Mein Zuſtand war äuſſerſt ſonderbar. Furcht, Hoffnung, Freude, Bangigkeit folgten ſich in kurzen Zwiſchenräumen in meiner Seele. Wenn es gebildete Menſchen waren, welch ein Glück! Wenn ſich menſchenfreſſende Wilde hier befanden, welche Gefahr drohte mir! Es iſt leicht zu errathen, daß ich in dieſer Nacht minder noch ſchlief, als in der vorigen. Meine Gemüthsbewegungen, meine hundertfachen Vermuthungen gewährten mir kaum eine Stunde ruhigen Schlummers.

Ungewißheit bei einem nahen Glück, oder bei einer nahen Gefahr iſt ein ſchreckliches Uebel. Ich konnte es nicht länger ertragen, und am frühen Morgen bereitete ich mich, das Räthſel zu löſen. Es ſchien mir, als wenn ein groſſer, wichtiger Tag anbräche. Ich legte meinen ſchönſten Schmuck an, den ich beſaß, ſetzte meinen Federhut auf, den ich nur ſelten trug, gürtete den weiten Mantel feſt um mich, zog meine beſten Halbſtiefeln an, und ſetzte mich auf mein Zebra. Jakal lief vor mir her, und Jack ſetzte ſich hinter mich. Meine Flinte hing um meine Schultern. Ich

mußte ein seltsames Ansehen haben, und irgend einem Ritter ähnlich sehen, der auf Abentheuer ausging. Aber welcher Ritter hat je ein solches Pferd gehabt? Es vollendete den lezten Zug an dem außerordentlichen Gewählde.

Mit lautem Herzklopfen trat ich meinen Weg an; es sollte sich viel entscheiden. Nach einer Stunde kam ich auf der Höhe an. Ich sah nichts, keinen Rauch, keine andere Spur von Menschen. Am gestrigen Abend hatte ich den Rauch am Ende des Waldes, der sich an dieser Seite des Berges vom Ufer des Meers, bis in die Mitte der Insel erstreckte, wahrgenommen; dorthin nahm ich meinen Weg. Er war sehr ungebahnt, und mit einem gewöhnlichen Pferde hätte ich ihn schwerlich machen können. Stellenweise ging es steil bergab, und dann hinderten verschlungene Gebüsche wieder meinen Lauf. Nach anderthalb Stunden wurde die Gegend ebner und freier. Bald darauf sah ich einen Cocosbaum, an welchem eine Stange angelehnt war, um die Früchte herunterzuschlagen; auch fand ich

unter demſelben Schalen davon. Ich hatte ſchon angefangen zu zweifeln, daß ich am vorigen Abend Rauch ſah, hatte ſchon meiner Einbildungskraft die Erſcheinung deſſelben Schuld gegeben, jetzt ſah ich unwiderſprechlich, daß hier Menſchen waren, oder geweſen waren.

Mit großer Unruhe, ob ſie dies Land ſchon wieder verlaſſen hätten, oder ob es feindliche Wilde ſeyn würden, ritt ich weiter, und kam an den Honigfluß, der hier ſehr ſchnell lief, und ein angenehmes Geräuſch verurſachte. Am Ufer deſſelben fand ich einen gebahnten Weg, und an einer Stelle lag ein ſchmaler Steg über dem Fluß. Ein neuer ſprechender Beweis von Menſchennähe.

Ich war jetzt nicht mehr weit von dem Walde, an welchem ich den Dampf hatte aufſteigen ſehen, und je näher ich demſelben kam, um ſo lauter fing mein Herz an zu pochen. Der Fluß war zu meiner Linken, und nicht weit von demſelben endigte der Wald Als ich jetzt um die eine Ecke deſſelben herumkam, ſah ich auf einmal einige Gebäude auf einem grü-

grünen Anger vor mir liegen, zwiſchen welchen mehrere Alleen ſehr regelmäßig angelegt waren. Der Fluß machte hier eine Krümmung, und ſchloß den grünen Anger gleich einem Bogen ein; auf der andern Seite begrenzte ihn der Wald. Es war ein äußerſt reizender Anblick. Zwiſchen den Gebäuden, wovon das größte einem europäiſchen ſehr ähnlich ſah, weideten Kühe und Schafe.

Nein, hier wohnen keine Wilde, dachte ich, und näherte mich mit mehr beruhigtem Herzen den Gebäuden. Da wo der Wald dem Fluß am nächſten kam, war ein Zaun zwiſchen beiden gezogen, der an dem Walde fortlief, ſo daß der Ort, in welchem die Gebäude ſtanden, von dieſer Seite eingeſchloſſen war. Ich ſuchte eine Thüre, und fand ſie. Mit der geſpannteſten Erwartung drang ich in den reizenden Bezirk ein, und ſchaute mich ſehnſuchtsvoll nach Menſchen umher. Da ſah ich auf einmal einen alten Mann, der ſich an einen Baum gelehnt hatte, und in tiefe Betrachtungen verſunken ſchien. Ich kann es nicht beſchreiben, wie mir bei dem Anſchauen

eines Menschen ward, dessen Anblick ich so lange entbehrt hatte. Sein Gesicht war sehr ehrwürdig, ein langer Bart floß ihm bis über die Brust herab, und auf dem Haupt trug er eine rauhe Mütze. Sein übriger Anzug bestand aus einer Schiffskleidung.

Ich näherte mich ihm langsam. Sobald er mich gewahr ward, fuhr er auf, und sah mich mit funkelnden Augen an. Ich erschrak bei dieser unvermutheten Bewegung, und hielt mein Zebra an. Er aber schien mich mit Wut und Erstaunen zu betrachten, stieß dann einige drohende Worte in französischer Sprache aus, und lief eilend nach seiner Wohnung. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte, und blieb wie angeheftet an meinem Ort. Nach einer kleinen Weile kam er wieder hervor, und trug eine Flinte. Weich, weich! rief er mir fürchterlich zu, und mit Entsetzen sah ich, daß er auf mich anlegte. Ich wandte mein Zebra eilend herum, und nahete mich dem Ausgange. In dem Augenblick schoß der Alte, und die Kugel sauste fürchterlich bei meinem Kopfe vorbei. Es war keine bloße

Dro-

Drohung, der Bewohner dieser Gefilde wollte mich morden.

Als die Kugel vorüber war, wandte ich mich um, riß einen Zweig von einem Baum, und nahte mich von neuem dem Alten. Ich bin kein Feind, rief ich ihm in seiner Sprache zu, ich komme in Frieden; ich bin ein unglücklicher Schiffbrüchiger! Weich, weich! war alles was ich in der Antwort des Alten verstehen konnte, und während der Zeit ladete er seine Flinte von neuem. Mein Leben schwebte in der größten Gefahr, und ich eilte hinweg. Gleich darauf schoß der schreckliche Alte noch einmal, und die Kugel fuhr neben mir in einen Baum.

Um Gottes willen, dachte ich welch ein Unmensch, welch ein fürchterlicher Barbar hauſt in diesem Bezirk! Voll Wut und Verzweiflung riß ich meine Flinte von der Schulter, und schoß wieder, nicht nach ihm, sondern unter seine Heerde. Ich traf ein Schaf, welches sogleich niederstürzte. Ich hatte geschossen, um ihm zu zeigen, daß ich mich vertheidigen könnte, und ihn in Furcht zu segen.

Um-

Umsonst! Ich sah ihn von neuem laden, und wollte mich nicht einer dritten augenscheinlichen Lebensgefahr aussetzen. Ich sprengte hinweg, und war noch nicht weit entfernt, als ich den dritten Schuß hörte.

Halb bewußtlos kehrte ich den Weg zurück, den ich vor Kurzem mit so großer Hofnung gekommen war. Ich konnte, meine Seele noch nicht ganz von dem überzeugen, was so eben geschah, und es schwebte mir noch wie eine Traumerscheinung vor. Denn ein Traum konnte nicht unerwarteter, nicht unglaublicher seyn.

Noch vor Mittag kam ich wieder zu meiner Wohnung. Ich bereitete mein Essen, ohne daß ich wußte, was ich that; ich aß; ohne daß ich genoß. Das Räthsel über die Erscheinung des Kalbes war gelöst, aber ein weit größeres Räthsel war mir aufgegeben. Wer war dieser Alte, wie kam er in diese Einsamkeit, und, was mir am meisten am Herzen lag, wodurch ward er bewogen, so grausam feindlich gegen mich zu handeln? Ich konnte mir nichts von diesem beantworten, und war

höchst

höchſt unruhig darüber. Sehnſuchtsvoll hatte ich nach Menſchen verlangt, und jetzt, da ich einen in meiner Nähe wußte, fühlte ich mich elender, als vorher. Das Gelingen meiner Wünſche gereichte zu meinem Unglück.

Es ſchwerzte mich tief in der Seele, daß ein Menſch, den ich zum erſtenmal ſah, der mir ſo theuer in dieſer Einſamkeit ſeyn konnte, ſo mörderiſch gegen mich geſinnt war. Tag und Nacht verließ mich der Gedanke nicht, woher dieſe blutige Feindſchaft rühren mögte? Ich grübelte unaufhörlich, und konnte ſie nicht erklären. Dabei litt meine Gemüthsruhe unbeſchreiblich. Des Tages, wenn ich Geräuſch hörte, erſchrak ich, und glaubte, der Alte habe ſich herangeſchlichen, um mich zu tödten. Des Nachts fuhr ich im Schlafe auf, denn es träumte mir, der Alte hätte auf mich angelegt. Ich ſprang von meinem Lager eilend in die Höhe, riß meine Flinte von der Wand, und wollte mich vertheidigen. So floſſen meine Tage in großer Unruhe hin. Ich konnte ſie nicht länger aushalten, und nach acht Tagen beſchloß ich, das Geheimniß aufzuklären, es möchte koſten, was es wolle.

Ich

Ich machte mich daher eines Morgens uf, nahm nichts, als meine Flinte, und auf inen Tag Lebensmittel zu mir, und wanderte ach der Wohnung des furchtbaren Alten zu. Ich hatte mich entschlossen, mich in der Nähe erselben zu verbergen, auf alles, was voringe, Acht zu haben, um dadurch dem Geeimniß näher zu kommen. Damit ich um so eichter verborgen bliebe, nahm ich weder meien Hund noch meinen Affen mit, sondern wanerte einsam und mit schwerem Herzen über den Bergrücken. Da ich noch vor Tagesanbruch ausgegangen war, so kam ich frühzeitig zu dem Beirk des Alten. Ich fand alles still, und kein lebendiges Wesen ließ sich sehen. Demohngeachtet wagte ich nicht, in den umzäunten Ort einzudringen. Eine geheime Ahndung schien mir zu sagen, sein oder mein Blut müsse fließen, wenn wir uns einander wahrnähmen.

Ich schlich mich durch den Wald hinter den Gebäuden herum, und kam auf die andere Seite derselben. Hier fand ich ein großes Stück Feld umzäunt, das einen regelmäßigen Garten mit allerhand Küchenkräutern enth

enthielt. Ein anderes umzäuntes Feld trug verschiedene Kornarten, worunter auch Weizen war. Nun wußte ich, woher meine Taube ihn geholt hatte. Diese beiden eingezäunten Bezirke waren wiederum von dem Fluß und von jenem Zaun eingefaßt, der die grüne Ebene mit den Gebäuden umschloß, und der sich auch an dieser Seite am Ufer des Flusses endigte. Er bildete einen Bogen, wie der Fluß, so daß die Besitzungen des Alten ein großes Rund ausmachten. Wenn ein Mensch es angelegt hatte, so mußte er Jahre dazu verwandt haben. Doch schien alles etwas verwildert zu seyn. Dicht an dem größten Gebäude, welches das Wohnhaus schien, floß ein Bach vorbei, der sich in den Wald verlohr, und wahrscheinlich derselbe war, an welchem Jack bei meiner ersten Wanderung auf meine Schulter sprang.

Ich suchte mir nun einen Ort, wo ich alles beobachten könnte, und fand ihn nicht sicherer und besser, als in einem Baum, der im Anfang des Waldes stand. Von diesem konnte ich den Eingang der Wohnung, und

fast

l den ganzen umzäunten Bezirk des Alten
brnehmen. Ich nahm meine Flinte, und
g hinein.

Es blieb noch immer alles ruhig, und
hatte Muße, die Einrichtung der Gebäude
betrachten. Das Wohnhaus war bis ans
ch von flachen, schieferartigen Steinen auf-
übrt, von denen man eine Menge auf dem
ge fand, und mit Thon unter einander
bunden. Statt der Fenster von Glas hatte
einwand in Rahmen aufgespannt, die ein
en verschließen konnte. Das Dach war
elförmig, und mit kleinen Brettchen wie
Schindeln gedeckt. Ringsumher standen
osbäume, die mit ihren breiten Gipfeln
htig darüber hervorragten. Alles ver-
, daß ein sinnreicher und thätiger Geist
gewürkt habe. An dem Ufer des Flusses
uf, stand eine Reihe von Granatapfel-
nen, und zwischen den übrigen Gebäu-
welche Ställen und Vorrathshäusern
en, waren in Reihen Bäume gepflanzt,
ch nicht kannte.

Bei

Bei dem Anblick so vieler Ordnung und Cultur, konnte ich mich kaum enthalten, nicht von meinem Baum herunter zu steigen, und sogleich zu dem Besitzer dieser Pflanzung hinzueilen. Ich mußte mich immer um die wiederholten Schüsse erinnern, die er auf mich that, um zu glauben, daß er so grausam sei.

Nachdem ich ohngefehr eine halbe Stunde auf dem Baum zugebracht hatte, hörte ich ein Geräusch; die Thür des Hauses öfnete sich, und der Alte trat in einem langen schwarzen Kleide heraus. Er hatte eine Binde um den Kopf, und sah höchst ehrwürdig aus. Er ging auf einen Baum zu, unter welchem ein kleiner Altar war. Vor diesem kniete er nieder, und betete, indem er die Hände kreuzweise über die Brust legte. Dann erhob er sich wieder, ging zu den Nebengebäuden, und öfnete die Thüren. Kühe und Schafe kamen heraus, und sprangen freudig auf der grünen Ebne umher. Es war ein reizender Anblick. Einige eilten zum Bach, und tranken; andere fiengen an zu weiden; ein Lamm aber kam zu dem Alten, und folgte ihm überall. Er

ſetzte ſich unter einen Baum, fieng damit an zu ſpielen, und drückte es zu verſchiedenen Malen an ſich, wie einen Freund.

Nein, dies kann kein Böſewicht ſeyn, dachte ich; wer ſo herzlich betet, wer ſo liebevoll mit einem Thier verfährt, der kann nicht grauſam gegen Menſchen ſeyn. Ich war ſchon im Begriff von meinem Baum herunter zu ſteigen, und mich dem Alten zu nähern, als er aufſtand, und mit gefalteten Händen, die er zu ringen ſchien, in die Wohnung zurückging. Nicht lange darnach ſtieg Rauch aus derſelben in die Höhe.

Es mogte ohngefehr eine Stunde verfloſſen ſeyn, als ein Geräuſch mir von heftigen Schlägen aus der Wohnung hervorſchallte. Kurz darauf kam er wieder heraus, und trug einen menſchlichen Leichnam, der in ein langes weißes Gewand gehüllt war. Ein geheimer Schauder durchdrang mich bei dieſem Anblick. Mörder, dachte ich, haſt du auch dieſen gemordet! Er trug den Leichnam zu dem kleinen Altar, und legte ihn auf denſelben. Hierauf hölte er in einem Gefäß Waſſer aus dem

Fluſ-

Fluſſe, und beſprengte damit den Leichnam eine lange Zeit, ſo daß dieſer überall benetzt ſchien. Als dies geſchehen war, lief er eilend nach ſeiner Wohnung, und kam mit einem Feuerbrande zurück. Dieſen legte er vor dem Altar nieder, und machte ein großes Feuer an, Als daſſelbe in die Höhe loderte, ſtellte er ſich mit kreuzweis auf die Bruſt gelegten Armen zu dem Kopf des Leichnams hin, und ſah ihn unverwandt an.

Er blieb ſo lange ruhig ſtehen, bis die letzte Flamme verlöſchte. Sodann erhob er eine Art von dumpfen Geheul, und ging wieder zu ſeiner Wohnung. Bald darauf kam er wieder hervor, und trug einen andern Leichnam, der in ſchwarzes Gewand verhüllt war, und eine Menge langer Federn auf dem Kopf hatte. Mir bebte das Herz bei dem Anblick dieſer Leichen. Eine geheime Ahndung ſchien mir zu ſagen: wenn dieſer Grauſame ſo viele Menſchen gemordet hat, ſo wird er auch deiner nicht ſchonen.

Er band zu meinem Erſtaunen dieſen ſchwarzgekleideten Leichnam an einen Baum,

und fieng an, ihn auf eine wütende Art zu geißeln. Er ſetzte dieſe ſeltſame Barbarei ſo lange fort, bis er ermüdet war. Sodann lief er eilend zu dem Leichnam auf dem Altar, und betrachtete ihn genau, worauf er von neuem ein dumpfes Geheul begann, und ſodann die Leichname in ſeine Wohnung zurücktrug. Die Entfernung, und das Laub des Baumes verhinderte, daß ich nicht alles genau betrachten konnte; aber der Leichnam auf dem Altar ſchien mir ein weiblicher, und der ſchwarzgekleidete ein männlicher Körper zu ſeyn. Beide waren gänzlich erſtarrt, und kamen mir wie ausgetrocknet vor.

Der Alte kam jetzt nicht wieder heraus. Mir war ſeltſam zu Muth. Die Thiere weideten ruhig auf dem grünen Anger, und die Lämmer ſprangen fröhlich und unſchuldig herum; die ganze Natur war in Frieden, nur der Menſch, der in ihr hauſte, ſchien ein Böſewicht, ein Mörder zu ſeyn. Und wohin deuteten die ſeltſamen Scenen mit den beiden Leichnamen? Mein Verſtand war irre geworden, und meine Seele zweifelte, ob ſie den Wahr-

nehmungen der Sinne trauen dürfe. Es ſchien mir, als wenn ein bösartiger Zauberer dieſe Gegend beherrſche.

Meine Lage in dem Baum war unbequem, und da der fürchterliche Alte nicht wieder zum Vorſchein kam, ſo ſtieg ich langſam herunter. Ich fühlte mich ſehr ermüdet, und ſchlich tiefer in den Wald hinein. Hier ſuchte ich einen verborgenen Ort, wo ich etwas von meinen mitgebrachten Lebensmitteln genoß, und ſodann überwältigte mich der Schlaf.

Meine Einbildungskraft war erhitzt, und mein Schlaf entzigte fürchterlich. Mir träumte, ich ſähe den Alten, wie er mit einem Meſſer in der Hand, und mit funkelnden Augen durch den Wald daherſchlich. Er kam gerade auf mich zu. Eine unbeſchreibliche Angſt überfiel mich. Ich wollte fliehen, und alle meine Glieder waren wie gelähmt, wie mit Centnerlaſten behangen. Ich wollte um Hülfe rufen, und der Athem blieb mir aus. Unterdeß kam der Alte näher, und ſtieß mir das Meſſer durch die Bruſt. Ich fühlte den Schmerz, ich ſah das Blut fließen, und es ſchien mir, als

als wäre ich wie an den Boden angeheftet, und ſänke allmählich in den Todesſchlaf hin. Nicht lange darauf ſchüttelte etwas an mir, als wollte es mich aus dieſem Schlaf aufſchütteln; ich kam zu mir ſelbſt, und erwachte.

Ehe ich mich noch ganz ermunterte, griff ich an meine Bruſt, wo ich die Wunde empfangen hatte; ich fühlte ſie entblößt, und es ſchien mir, als wenn etwas ſuchte, ſie noch mehr zu entblößen. Voll Schrecken ſprang ich auf. Da ſah ich meinen Jakal neben mir ſtehen, der freundlich an mich herumſprang, und ungewöhnlich ſchmeichelhaft war. Er hatte mich aufgeſucht, und an meinem Gewande geſpielt. Gutes Thier, ſagte ich, du weißt nicht, aus welchem ſchrecklichen Traum du mich erweckt haſt. Ich wunderte mich, wie er ſich aus ſeiner Gefangenſchaft hatte befreien können, denn er war ſamt dem Affen eingeſchloſſen. Seine Gegenwart indeſſen konnte mir nicht ganz willkommen ſeyn, denn ich wollte den Alten auch am Nachmittage noch beobachten, und Jakal konnte meinen Aufenthalt verrathen. Um dies zu verhindern, legte

ich ihm ein Band um das Gebiß, und führte ihn an einer Schnur. Meine Flinte aber hing ich um meine Schultern, und in diesem Jägeraufzug schlich ich mich wieder zu dem Bezirk des Alten.

Der Traum hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich fühlte mein Herz sehr beklemmen schlagen. Es schien mir, als wenn ein Unglück bevorstände. In dieser Stimmung kam ich am Ende des Waldes an. Ich konnte jetzt wegen meines Hundes nicht in den Baum steigen, und suchte einen andern Ort, wo ich im Verborgenen beobachten könnte, was geschehen würde. Ein kleines Gebüsch, nicht weit von dem Zaun schien mir bequem dazu, und ich verbarg mich sorgfältig in demselben.

Anfangs konnte ich nichts von dem Alten wahrnehmen; aber endlich bemerkte ich ihn unter einem Baum, wie er zärtlich mit seinem Lamm spielte. Seltsames Gemisch von Bosheit und Empfindung, dachte ich; hast du nur Empfindung gegen Thiere, und bist ein Teufel gegen Menschen? Er drückte das

Lamm

kamm, wie am Morgen, an seine Brust, und stand dann auf, und ging langsam in seine Wohnung. Nach einer Weile kam er wieder heraus, und trug in der einen Hand einen großen Kessel, in der andern einen Dreifuß, gerade von solcher Arbeit, wie man sie in Europa zu machen pflegt. Auch seine übrigen Geräthe schienen alle in Europa verfertigt zu seyn. Er ging mit einem irdenen Kruge zum Wasser, und trug es in den Kessel, nachdem er diesen auf den Dreifuß gesetzt hatte. Hierauf holte er aus seinem Hause einen Arm voll Kräuter, die ich nicht kannte, warf sie in den Kessel, und zündete Feuer darunter an. Ich errieth auf keine Weise, was er damit beginnen wollte; denn um Speise zu bereiten, war der Kessel zu groß; auch schien mir das Kraut, das er hineingeworfen hatte, nicht dazu geeignet.

Als das Feuer ohngefehr eine halbe Stunde gebrannt hatte, stieg ein dicker Dampf aus dem Kessel auf, der sich überall verbreitete, und die Luft, wie es mir schien, mit einem angenehmen Geruch erfüllte. Der Alte,

der bis jetzt ruhig um den Kessel herumgegangen war, sah nun in die Höhe rings um sich her, und bald darauf kamen zu meinem höchsten Erstaunen Vögel von allen Seiten geflogen, die sich in den Baum setzten, unter welchem der Kessel stand. Als der Alte dies sah, deckte er den Kessel mit einem durchlöcherten Deckel zu, und bald darauf fiel ein Vogel nach dem andern flatternd herunter, und lag dann wie todt an der Erde.

Ich mußte mich besinnen, ob ich würklich die Erscheinung sah, oder ob mich wieder ein Traum täusche. Als ohngefehr zwanzig Vögel herunter gefallen waren, hob der Alte einige der grössern davon auf, riß ihnen den Kopf ab, und warf sie hin. Dann löschte er das Feuer aus, und der Dampf hörte auf. Es kamen keine Vögel mehr, und es fielen von denen, die im Baum saßen, keine mehr herunter. Darauf nahm er die übrigen von der Erde auf, blies ihnen Luft ein, und ließ sie wieder fliegen.

Ein Schauder durchbebte meinen ganzen Körper, als ich alle diese Seltsamkeiten sah.

Ich

Ich glaubte einen menschenfeindlichen Zauberer zu erblicken, der mit hohen Mächten in Verbindung stände. Er trug jetzt den Kessel wieder in seine Wohnung zurück, nahm die blutenden Vögel mit sich, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Der Abend war nicht mehr fern, und ich hatte noch einen weiten Rückweg zu machen. Es schien mir, als wenn ich ihn ungern anträte, und dies ist nicht zu verwundern, denn wie weit war ich von meinem Ziel? Einigemal fiel es mir ein, zu dem Alten in seine Behausung zu gehen, aber eine unbeschreibliche Furcht vor ihm hatte sich meiner bemächtigt. Ich trat mit schwerem Herzen und seltsamen Empfindungen den Rückweg an. Ich war gekommen, ein Räthsel zu lösen, und neue, größere waren mir aufgegeben worden. Wie hätte ich ruhig seyn können, da sie so nahe mit meinem Glück zusammenhingen?

Es dämmerte schon, als ich zu meiner Wohnung kam. Jack saß wider seine Gewohnheit sehr traurig da, und empfieng mich nicht

nicht mit den freudigen Sprüngen, wie er ſonſt pflegte. Zugleich bemerkte ich, daß er den einen Hinterfuß leckte, und mit demſelben hinkte. Als ich ſeinen Schaden unterſuchen wollte, zeigte er mir eine Wunde, die von einem Biß entſtanden zu ſeyn ſchien, mit großen Klagen, wobei er die Zähne zuweilen gegen Jakal bleckte. Ich verſtand ſehr gut, was vorgefallen war. Die beiden Thiere hatten wahrſcheinlich Händel wegen ihres Mittagsbrods bekommen, und Jakal den Sieg davon getragen. Dieſer war dann aus einem Fenſter, vor welchem ein hölzerner Laden angelehnt war, herausgeſprungen, und hatte mich aufgeſucht, um die Sache wieder gut zu machen.

Um meinen Affen zu beruhigen, mußte ich eine kleine Züchtigung über Jakal verhängen, worauf ſich dann jener zufrieden ſtellte. Ich verband ihm ſeinen Fuß mit einigen Kräutern, und er ſchien ſehr dankbar dafür zu ſeyn. Aber meine Thiere gewährten mir das Vergnügen nicht mehr, wie einſt. Ich ſah ſie an, und erblickte ſie nicht; ich ſpielte mit ihnen,

ner, und wußte es nicht. Mein Geiſt ſchwebte abweſend unter andern Gegenſtänden. Die zarte Pflanze meiner Ruhe war dahin, und dieſe wenigen Worte haben eine groſſe Bedeutung. Weſſen Lebensruhe einſt durch irgend einen Umſtand verlohren war, der wird es verſtehen, was ich meine. Ich fand kein Vergnügen mehr an dem, woran ich ſonſt Vergnügen fand, ich ſah alles um mich her in einem ſchwarzen Licht, und wohnte mit meinen Gedanken unaufhörlich bei dem Alten, bei den wunderbaren Scenen, von denen ich Zeuge geweſen war. Hiezu geſellte ſich die Furcht, von dem mörderiſchen Einſiedler überfallen zu werden.

Um dieſem unglücklichen Zuſtande ein Ende zu machen, mußte ich Mittel ſuchen, um mich her Wachen anzulegen, die mir die Nähe irgend eines Geſchöpfs verkündigten. Hiezu war keine Gattung von Thieren beſſer zu gebrauchen, als die wilden Hunde. Ich hatte die überflüßige Milch oft zu ihrer Speiſe hingeſetzt, da ſie immer ſehr abgehungert waren, und dadurch den erſten Grund zu ihrer

Zäh-

Zähmung gelegt. Sie verſammelten ſich oft in dem Walde hinter meiner Wohnung, und ich beſchloß noch eine Anzahl zu fangen. Zu dieſem Endzweck machte ich eine Fallgrube nicht weit von meiner Wohnung, bedeckte ſie mit dünnen Zweigen, und legte in die Mitte einen Vorrath von gebratenem Fleiſch. Nach ſo etwas waren die abgehungerten Thiere ſo begierig, daß ſie keine Gefahr ſcheuten, und ſchon in der erſten Nacht fieng ich zwei von ihnen. Ich zähmte ſie durch Hunger, und brachte ſie in wenigen Tagen ſo weit, daß ich ſie mit nach meiner Wohnung nehmen konnte. Von dieſer Zeit an waren ſie, wie Jakal und Katze unzertrennlich von mir.

Dies ſchien mir zu meiner Sicherheit nicht genug. Ich fing an, einen hohen Zaun um mein Gebiet zu ziehen, innerhalb welchem meine Wohnung, meine kleine Viehhürden, die ich allmählig angelegt hatte, mein Küchenfeld, und mein Gartenacker lagen. Ich arbeitete mit großer Anſtrengung, aber da ich zu meinem Eiſengeräth nichts als ein Handbeil, eine ſelbſtverfertigte Schaufel, und

ein

ein kleines Messer hatte, welches alles ich überdies sehr schonen mußte, so verfloß eine geraume Zeit, ehe ich mit dieser Arbeit zu Stande kam.

Unterdeß rückte die Zeit meiner Weitzenerndte heran. Sie war reichlich, und ich besaß einen Vorrath, der mir auf lange Zeit Brod geben konnte. Aber es war noch unbeschreiblich viel zu thun, ehe ich den ersten Bissen davon genießen konnte. Meine Begierde nach dieser edlen Speise war indessen so groß, daß ich den nächsten Weg ging, sie zu erhalten. Ich trug mein Getraide in die Vorrathskammer hinter meiner Küche, breitete einen von meinen Mänteln an der Erde aus, und schlug mit einem Stecken die Aehren darauf so lange, bis die Körner ausfielen. Diese zerrieb ich dann mit grosser Mühe zwischen zwei Steinen, und siebte sodann das Mehl durch ein Stück von meiner Leinwand, das ich schon vorher dazu bereitet hatte.

Ich erhielt dadurch ein ziemlich feines Mehl; aber das Schwerste war noch zu vollbringen: das Backen. Ich hatte keinen Ofen,

und

und war auf keine Weise in der Kunst der Becker geübt. Meine Begierde nach einem so lange entbehrten Genusse machte mich sinnreich. Ich machte einen Teig, und in Ermangelung des Hefens mischte ich saure Milch darunter. Dann nahm ich meinen größten Topf, und legte auf den Boden desselben ein kleines Brod; über diesem spreitete ich kleine Stäbe aus, und legte wieder ein Brod darauf, bis der Topf angefüllt war. Dann deckte ich ihn zu, und vermachte alle Oefnungen mit Thonerde. Hierauf zündete ich ringsumher in einiger Entfernung ein großes Feuer an, und unterhielt es eine Zeitlang. Als ich dann mein en Teig hinlänglich gebacken glaubte, löschte ich das Feuer aus, und öfnete den Topf. Ein äußerst kräftiger Geruch stieg mir aus demselben entgegen, und ich sah mit großer Freude, daß gleich mein erster Versuch gelungen war. Der Teig hatte etwas zu viel Hitze gehabt, und war von außenzu braun geworden auch hatten die ausgespreiteten Stäbe sich gelöst, und die Brodte waren übereinander gefallen; aber demohngeachtet fand ich sie inwendig so gut gerathen, daß mir in mei-

nem

n Leben kein Gebackenes beſſer geſchmeckt
te.

Meinen körperlichen Empfindungen war
ein neuer Genuß zugewachſen; o wüchſe
h meiner Seele auch ein ſolcher Genuß zu,
ſte ich. Was das Brod dem Körper iſt,
iſt Umgang mit Menſchen der Seele. Ihr
r leider ein neuer Kummer zugewachſen;
Sicherheit meines Lebens war dahin.

Als ich den Zaun um meine Flur vollen-
hatte, ließ ich meine Hunde innerhalb
nſelben Tag und Nacht herumlaufen, und
waren ſo wachſam, daß ſie bei jedem Ge-
uſch ein lautes Gebell erhoben. Ueberall
gleiteten ſie mich, und wenn ich arbeitete,
mußten ſie in meiner Nähe bleiben. Die
iere, die ich einſt hatte ganz ausrotten wol-
, mußten meine Wächter ſeyn, und unter
em Schutz hielt ich mich ſicher. Dabei
ng ich nicht unbewafnet aus, und hatte we-
gſtens die Beruhigung, daß ich alles zu mei-
r Sicherheit that, was in meinen Kräf-
n war.

Ich

Ich befand mich jetzt anderthalb Jahr auf der Insel, und die traurige Winterjahrszeit rückte wieder heran. Zwiefach drückend ward es mir jetzt, daß ich einen Menschen in der Nähe wußte, und ihn nicht genießen konnte; denn der Winter dieses Landes brachte keinen Frost und keinen Schnee, aber ein dunkles, trübes Wetter drückte den Körper, und machte die Seele zur Schwermuth geneigt. Ich suchte durch Arbeit dagegen zu kämpfen, ich bestimmte, wie im Sommer, vom Morgen an bis zur Nacht, meine Geschäfte, und vermogte nicht sie zu verscheuchen; ich blieb auch bei der Arbeit einsam. Der einzige Gedanke, mir ein Floß zu bauen, und trotz der Todesgefahr Menschen zu suchen, konnte mich etwas erheitern. Uebrigens vermied ich jeden leeren Augenblick in meinen Geschäften, und meine Thiere machten mir diese anhaltende Thätigkeit möglich. Ihre Wartung foderte im Winter ununterbrochene Sorgfalt, und ich gewährte sie ihnen gern, trug ihnen gern Speise und Trank zu, denn ich bekam dadurch Gelegenheit, in die freie Luft zu gehen, und diese Zerstreuung war mir äußerst nothwendig.

Mei-

Meine übrige Zeit brachte ich mit der Sorgfalt für mich selbst, für meine Nahrung, für meine Kleidung hin: ich mahlte meinen Weizen, ich machte Versuche mit neuen Gerichten, ich besorgte meinen Calender, den ich auf Palmblättern einritzte, und so verflossen meine Tage.

Es war im Julius, und die regnichte Jahrszeit zur Hälfte vorüber, als ich von neuem einen unwiderstehlichen Trieb fühlte, mit dem Alten in Gemeinschaft zu treten. Ich fühlte, dies hieße, sein oder mein Leben in Gefahr setzen, aber dieser Gedanke schreckte mich nicht; die Liebe zum Leben in einem unbewohnten Lande ist leicht, wenn sie mit der Sehnsucht nach Menschen auf die Wagschaale gelegt wird.

An einem Morgen, wo der Himmel sich aufgeklärt hatte, machte ich mich auf, wafnete mich, nahm meine drei Hunde zu mir, und wanderte den oft betretenen Weg nach der Wohnung des Alten. Wenn er ein Mensch ist, dachte ich, so wird er menschliches Gefühl haben; ich werde ihm ans Herz reden, und

er

er wird hören, daß ich kein Ungeheuer bin, welches ihm Gefahr droht. In dieser Hoffnung ging ich fort, und meine Hunde jagten sich freudig um mich her. Ich hatte sie mitgenommen, um nicht allein zu zu seyn, denn eine geheime Furcht vor dem sonderbaren Alten hatte ich meiner ganzen Seele bemächtigt. Demohngeachtet war ich heute entschlossen, in seine Wohnung einzudringen, oder, fände ich ihn vor derselben, mich ihm so viel als möglich zu nähern, und Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, wenn er wieder mörderische Absichten verriethe. Einen so bejahrten Mann dachte ich in meiner Jünglingskraft zu überwältigen hoffen, wenn wir mit einander zu ringen begönnen.

Nach einer Wanderung von drei Stunden kam ich bei der Spitze des Waldes an. Je mehr ich mich dem Gebiet des alten Menschenfeindes näherte, um so lauter pochte mein Herz. Ich hatte nicht den Muth, den ich unterwegens zu haben glaubte, und mußte meine ganze Besonnenheit zusammennehmen, um nicht vor ihm, wie vor einem Zauberer zu er-

erheben. Daß er gegenwärtig sei, hatte mir schon von weitem ein aufsteigender Rauch verkündigt.

Ich wandte mich jetzt um die Ecke des Waldes, und ward sogleich von einem seltsamen Anblick überrascht. Zwei große Feuer brannten auf dem grünen Platz, und ohnweit demselben waren die beiden Leichen bis an den halben Leib in die Erde gegraben. Der Alte aber ging zwischen ihnen umher, trug Wasser herzu, und goß es über die Leichen herab. Dieser Anblick hatte so etwas Grausenvolles, daß mich ein Schauder nach dem andern durchlief. Ich blieb eine geraume Zeit stehen, das seltsame Schauspiel zu betrachten, und der Alte war so beschäftigt, daß er mich nicht wahrnahm. Endlich nahte ich mich dem Zaun, öfnete die Thür, und wollte hineintreten. In diesem Augenblick bemerkte er mich, und sah mich starr an. Ich wollte ihm freundschaftlich zurufen, aber er fing sogleich ein lautes Geheul an, und gerieth in eine fürchterliche Wut. In dieser lief er eilend nach seiner Wohnung. Ich wußte, was er beginnen wollte, aber ich

war in einer halben Verzweiflung, in welcher mir mein Leben nicht theuer schien, und blieb stehen. Jedoch riß ich meine Flinte von der Schulter, und machte mich zum Schuß fertig. Er kam mit der seinigen zurück, und wir legten beide auf einander an. Ich wollte kein Menschenblut vergießen, und schoß nicht, aber er schoß, und die Kugel streifte mir den Arm, wovon ich einen empfindlichen Schmerz spührte. Um mich für so viel Grausamkeit zu rächen, hetzte ich meine Hunde auf ihn, und sie fuhren mit großer Wut auf ihn zu, als wüßten sie, daß er ihrem Herrn nach dem Leben trachte. Der Alte trat in seine Wohnung zurück, ergriff einen Becher, und schleuderte ihn um sich herum; in demselben Augenblick erhoben die Hunde ein lautes Geschrei, und kamen unter ängstlichem Winseln zu mir zurück. Ich glaubte einen neuen Beweis von Zauberei zu sehen, eine unbeschreibliche Furcht überfiel mich, und ich eilte zum drittenmal fort; ohne den schrecklichen Alten näher zu kennen.

Die Hoffnung dazu erstarb allmählig in meinem Busen, denn ich sah offenbar, daß ei-

einer von uns beiden das Opfer werden würde, wenn wir uns öfter sähen; und was gewann der Uebriggebliebene? Er hatte einen Mord auf der Seele. Ich schlich traurig wieder nach meiner Wohnung zurück, und faßte den festen Entschluß, mein Leben so fortzusetzen, als wenn ich allein auf der Insel wäre. Um mich zu zerstreuen, strengte ich mich mit unaufhörlicher Arbeit an, und dies war das einzige Mittel, die Ruhe meiner Seele zu erhalten. Da aber die nothwendige Arbeit allmählig abnahm, so mußte ich auf Ersatz derselben denken, und jetzt fiel mir ein, auch eine Geistesarbeit zu unternehmen; ich beschloß meinen Lebenslauf zu schreiben. Papier und Feder hatte ich nicht, ich mußte also eine andere Erfindung machen, und bediente mich der Palmblätter, auf welchen sich mit einer spitzigen Gräte die Schrift eingraben ließ. Diese Art zu schreiben ging sehr langsam, aber die Zeit war mir nicht kostbar; jeder Verlust derselben in der traurigen Winterzeit war Gewinn.

Diese neue Arbeit machte mir viel Vergnügen, und riß meinen Geist aus der schlum-

mernden Unthätigkeit, worinn er versunken war. Da er überdies so wenig Zerstreuung hatte, da so wenig neue Begebenheiten auf ihn würkten, so war mein Gedächtniß für die alten außerordentlich treu, und ich erinnerte mich der kleinsten Vorfälle aus meinem vergangenen Leben. Sie gingen wie ein Schauspiel mit der größten Deutlichkeit bei mir vorüber, und da ich jetzt nicht unter Menschen leben konnte, so lebte ich gleichsam mein voriges Leben noch einmal, und träumte mich wenigstens zu meinen Genossen hin.

Bei dieser Beschäftigung hatte ich Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß Geistesarbeit auch den Körper ermüde, denn ich vermogte jetzt bei weitem nicht so viel in meiner Wirthschaft zu arbeiten, wie sonst, wenn ich auch dieselbe Zeit darauf verwandte.

Ich war mit meinem Lebenslauf noch nicht bis zu dem Aufenthalt bei meinem wohlthätigen Pflegevater fortgerückt, als der Sommer kam, und ich der freien Luft wieder genießen konnte. Ich sorgte für meine Erndte, und fühlte neue Heiterkeit in meiner Seele.

Zu-

Zugleich erwachte in meiner Seele die Luſt wieder, meinen Nachbar näher kennen zu lernen. Der Gedanke, daß er ſeinen Mitbruder, der ihn nie beleidigte, ſollte aus bloßer Grauſamkeit morden wollen, in dieſer Einſamkeit, wo er ihm ſo theuer ſeyn mußte, ſollte morden wollen, lag ſo weit aus meinem Empfindungsſyſtem, als daß ich mich davon hätte überzeugen können. Ich glaubte vielmehr gewiß, daß irgend ein Mißverſtand, oder eine unerklärliche Täuſchung vorhanden ſei; aber wie ſollte ich ſie meinem Feinde entreißen, da er mich jedesmal zu morden verſuchte, wenn ich mich ihm nahte?

Indem ich hierüber nachdachte, ereignete ſich eine Begebenheit, die meine Gedanken auf einige Zeit davon ableukte. Der Winter pflegte gewöhnlich mit einigen Stürmen zu endigen. Dieſe kamen auch diesmal, und zwar heftiger wie ſonſt. Sie hielten drei Tage und drei Nächte an. In der dritten Nacht, als ich mich eben zur Ruhe begeben wollte, ſchien es mir, als wenn ich den dumpfen Schall einer Kanone hörte. Ich ſprang vor

Freu-

Freuden in die Höhe, und rief: da sind Menschen, da ist ein Schiff! Ich eilte vor die Thür, um mich danach umzuschauen, und jetzt ward ich erst gewahr, daß es finstre Nacht sei, und daß der Sturm und Regen unaufhörlich wüte. Ich ging mit lautem Herzklopfen in mein Zimmer zurück. Bald darauf geschah der zweite Schuß. Sie sind in Noth, dachte ich, und fiel auf die Knie, um für sie zu beten. In meinem Leben habe ich nicht mit tiefer Inbrunst gebetet. Wenn es ein Schiff war, wenn Menschen sich darin befänden, und hier landeten — welch ein entzückender Gedanke! Es fiel kein dritter Schuß, aber der Sturm wütete fort; dies war von keiner guten Vorbedeutung. Ich konnte vor Angst der Erwartung keinen Augenblick schlafen. Endlich kam der Morgen, und ich sprang von meinem Lager, wie von einem Krankenbette auf. Sturm und Regen hatten nachgelassen, aber es blieb alles ringsumher todtenstill, und keine Spur von Menschennähe ließ sich vernehmen.

Ich warf eilend meine Kleidung über, und lief an das Ufer des Meers. Es schlug

noch

fürchterliche Wellen, die an den Brandungen zischend ihre Flut in die Höhe sprützten, und in der Luft gleichsam zerstäubten. Dabei war es sehr hoch angeschwollen. Mein Auge irrte vergebens auf dem tobenden Ocean umher, es entdeckte nichts, wie ein unabsehliches empörtes Element. Ich war schon eine weite Strecke am Gestade desselben hinaufgegangen, und im Begriff, traurig wieder umzukehren, als ich hinter einigen Gebüschen, die an einer Stelle standen, wo das Ufer sehr niedrig war, etwas hervorragen sah. Ich eilte mit großer Begierde hin, und erbebte vor Freude im Innersten, als ich das Hintertheil von einem Schiff entdeckte, das fast ganz auf dem Troknen lag.

Vor Begierde nach Menschen rief ich überlaut; aber keine Antwort erscholl, und als ich näher trat, sah ich mit Betrübniß, daß es nur die Hälfte von dem Schiffshintertheil war. Der Besaansmast war hinweggerissen, und nur noch etwas Tauwerk von demselben hing über die Trümmer herunter. Unglückliche Bewohner! rief ich, noch am gestrigen Abend

trug

trug euch dies stolze Gebäude über wogende Fluten, jetzt hat es euch in den Abgrund ausgespien!

Es mußte ein schrecklicher Stoß gewesen seyn, der das Schiff bis zu diesem Grade zertrümmerte, und aus einander riß. Die Mannschaft aber hatte sich wahrscheinlich in das Boot gerettet, denn ich sah keine Todte schwimmen. Eine neue Hoffnung, daß sie noch landen könnten, erwachte in mir. Das Meer ließ immer mehr von seinem Ungestüm nach, und nur einzelne Wellen schlugen noch bis zu dem Wrack. In dem Raum lagen einige Tonnen, und da sich die Trümmer auf die Seite geneigt hatten, so konnte ich in die obern Behältnisse hinaufsteigen. Ich kam in eine Cajüte, und stieß vor freudigem Schreck einen lauten Schrei aus. Ich glaubte etwas zu sehen, was ich lange nicht gesehen hatte: einen Menschen. Ach, ich war es selbst. Ein Spiegel, der gegen mir über hing, zeigte mir mein Bild, und auch dieser Anblick war mir so neu, daß ich davor erschrack. Ich war mir selbst fremd geworden. Ein langer Bart machte

mich

mich beinahe unkenntlich. Die weiße Jünglingsfarbe hatte sich in ein männliches Braun verwandelt, und mein Haar, das ich durch einen Kamm von Fischgräten in Ordnung hielt, floß dick und buschigt mir vom Kopf herunter. Mein seltsames Gewand vollendete das Gemählde, und ich würde mich selbst nicht erkannt haben, wenn ich mich irgendwo erblickt hätte. Ich betrachtete mich eine Zeitlang mit großer Aufmerksamkeit, und mir fiel dabei ein, daß selbst meine sonderbare Gestalt dem Alten Gelegenheit zu einem Mißverstande konnte gegeben haben, und daß ich diesen sobald wie möglich zu heben suchen müsse.

Unter dem Spiegel hing eine Taschenuhr in einem Gehäuse, das an der Wand befestigt war. Sie ging noch, und zeigte auf neun Uhr. Ich hörte ihren Schlag mit großer Freude; Menschen hatten sie noch vor kurzem in Händen gehabt, und ihr diese Bewegung gegeben! Ueberall zeigten sich Spuren von dem jüngstverflossnen Daseyn meiner Brüder. Es war, als wenn ihre Gegenwart mich noch umschwebte; aber vergebens schaute ich nach

ih-

ihrem Anblick umher. Nur ihre todten Geräthe waren vorhanden.

An einer andern Wand ſtand ein Schreibtiſch, worin der Schlüſſel noch ſteckte. Ich öfnete ihn, und fand Dinte, Feder, auch einiges unbeſchriebenes Papier und eine Scheere. Dies war ein groſſer Schatz für mich. Aus dem übrigen beſchriebenen Papier ſah ich, daß dies die Cajüte des Schiffskapitäns geweſen ſei. Er hatte Janſon geheißen. In dieſem Schreibtiſch befanden ſich einige Schubladen, worin ich eine Menge feiner Wäſche, und einige vollkommne Mannsanzüge antraf. Unter dieſen war auch eine ſchöne Uniform von hellblau und Pfirſichblüthfarbe. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, mich endlich wieder nach europäiſcher Sitte anzuziehen. Ich warf eilend meine ſelbſtgemachten Gewänder von mir, und kleidete mich vom Haupt bis zur Ferſe in einen fremden Anzug. Die Hemden ſchienen mir eine vorzügliche Wohlthat zu ſeyn. Als ich angekleidet war, beſah ich mich im Spiegel, und fand nichts außerordentliches mehr an mir, als den Bart. Um auch

hier

hievon mich zu befreien, ergriff ich die Scheere, und rasirte mich so gut es mit diesem Werkzeuge möglich war. Meine Gesichtsbildung trat hervor, und ich erkannte mich wieder. Es schien mir, als träte ich in die menschliche Gesellschaft zurück; so überraschte mich das Daseyn von Gegenständen, die ich sonst nur sah, als ich noch unter Menschen war.

Es fehlte nichts zu meinem völligen Anzuge, als die Schuhe; aber danach suchte ich vergebens. Endlich fand ich unter dem Schreibtische ein paar gelbe Pantoffeln, und auch diese waren ein Schatz für mich. Ich legte sie sogleich an, so wenig sie zu meinem Anzuge als Schiffskapitän paßten. Nun war ich ganz als Europäer gekleidet, denn auch einen Hut hatte ich an der Wand hängend gefunden.

Als ich mich mit dem Neuen der Gegenstände umher etwas näher bekannt gemacht hatte, sah ich hie und da noch viele Sachen, die höchst wichtig für mich waren. Unter diesen befand sich eine holländische Bibel nebst einem Gebetbuch in derselben Sprache, einige Messer und Gabeln, ein Hirschfänger, der an

der

der Wand hing, ein Tisch, Stühle, und einiges Porcellän. Mit diesem allen konnte ich meine Stube ganz in ein europäisches Wohnzimmer umschaffen, und fühlte eine kindische Freude darüber.

Nach dem Strandrecht hatte ich Ansprüche auf die Sachen die ich fand, und nahm den Spiegel, die Uhr, einige Wäsche, und die Bücher zu mir, um sie sogleich nach meiner Wohnung zu bringen. Mit welcher unbeschreiblichen Freude hätte ich sie dem Besitzer wieder überliefert, wenn er gekommen wäre, sie zu fodern! Ich hing den Hirschfänger noch um, und trat meinen Rückweg an.

Als ich bei meiner Wohnung ankam, hatte ich Gelegenheit, einen Beweis von der Treue meiner Hunde zu sehen. Sie erhuben ein großes Gebell, sobald sie mich wahrnahmen, und wollten mich schlechterdings nicht in den umzäunten Bezirk einlassen; denn sie kannten mich in meiner fremden Kleidung, und mit meinem abgeschornen Barte nicht. Auch der Geruch von meinem Anzuge führte sie irre, und ich wäre in Gefahr gekommen, von ihnen be-

beschädigt zu werden, wenn ich nicht ihre Namen nacheinander genannt hätte. Jetzt sahen sie sich schüchtern um, ob noch ein anderer zugegen sei, und suchten nach der bekannten Stimme. Endlich erkannten sie mich, und nun folgten Umarmungen, und die größten Schmeicheleien von beiden Seiten. Denn da ich keine Menschen an mein Herz hatte drücken können, so mußten es meine Hunde seyn.

Mit meinem Affen hatte ich eine ähnliche Scene. Sobald er mich sah, floh er mit großer Eil in das Haus, und als ich ihm nachkam, verbarg er sich in dem entferntesten Winkel, und fletschte die Zähne gegen mich. Kennt Jack seinen Herrn nicht mehr? rief ich. Er wurde ganz irre, als er meine Stimme hörte, und endigte damit, daß er mich vom Kopf bis zu den Füßen mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Sodann reichte er mir die Pfote, gleichsam zum Beweise, daß er auch in der neuen Gestalt mich für seinen Herrn erkenne. Ich mußte sehr verändert seyn; das Irrewerden meiner Thiere bewies mir dies hinlänglich.

So-

Sobald ich in meiner Wohnung angekommen war, befeſtigte ich meinen Spiegel, und dann ergriff ich die mitgebrachte Bibel mit einer unglaublichen Begierde. Es war das erſte Buch, das ich ſeit beinahe zwei Jahren zum Leſen in die Hand nahm, und leſen hatte ſonſt mein angenehmſtes Vergnügen ausgemacht. Zwar kannte ich das meiſte darinnen ſchon, aber hier auf dieſer Inſel war mir alles neu, was ich in ihrem Bezirk noch nicht geſehen hatte. Mit vorzüglicher Begierde las ich die hiſtoriſchen Bücher, und müßigte mir kaum ſo viel Zeit ab, um mein Eſſen zu bereiten.

Am andern Tage beſuchte ich den Wrack des Schiffs wieder, das ohngefehr eine Stunde von meiner Wohnung entfernt war, und um die Sachen mit mehrerer Bequemlichkeit dahin zu bringen, nahm ich mein Zebra mit, das ſehr geſchickt war, Laſten zu tragen. Ich unterſuchte jetzt die Tonnen, die im Raum lagen, und die ich geſtern kaum bemerkt hatte, näher, und fand etwas darin, das mir einen großen Zuwachs zu meinen ſinnlichen Genüſſen ge-

gewährte. Sie waren mit Kaffeebohnen angefüllt, und obwohl in einige das Seewasser eingedrungen war, so hatten doch andere demselben widerstanden, und die Frucht lag unverfehrt darin. Um sie fortzubringen machte ich Säcke aus den Hemden, füllte sie damit an, und hing sie über mein Zebra. Von dem übrigen Geräth nahm ich so viel mit, als ich selber tragen konnte, vorzüglich Messer und Babel.

Am Nachmittage belud ich mein Zebra mit dem obern Aufsatze des Schreibtisches; aber ob ich gleich denselben völlig ausgeleert hatte, so schien er mir doch sehr schwer zu seyn, und es kam mir vor, als wenn noch etwas in demselben hin und her fiele. Ich stellte also eine zweite Untersuchung an, und fand endlich ein verborgenes Schubfach, worin zwei versiegelte Säckchen lagen. Auf dem einen stand 1000 Louisd'or, auf dem andern fand ich einen Zettel mit 1200 Ducaten. Ich öfnete die Säcke, und das Gold lag darin, wie es angezeigt war.

Wenn ich dieſen Schatz ſo unvermuthet in einem bewohnten Lande gefunden hätte, welche Freude würde ſich meiner bemächtigt haben! Hier mußte ich ihn mit Gleichgültigkeit betrachten, und es entſtand bei dem Anblick deſſelben bloß ein heftiges Verlangen in mir, damit in einer bevölkerten Gegend zu ſeyn. Demohngeachtet nahm ich ihn zu mir, und trug ihn ſelber nach meiner Wohnung. Ja es ſchien mir, als wenn ich jetzt größeres Recht hätte, dem Alten Troß zu bieten, als vorher. So lebendig dauerte der Wahn, als wenn das Geld dem Menſchen einen gewiſſen Werth gäbe, auch noch auf einer unbewohnten Inſel fort.

Ich brachte allmählich alle Geräthe von dem Schiff nach meiner Wohnung, und das eine Winterzimmer verwandelte ſich beinahe in die Cajüte des Schiffskapitäns, denn ich ordnete darin die Sachen gerade ſo, wie ich ſie in dieſer fand. Ich war nun ganz auf europäiſchem Fuß eingerichtet, und konnte nach dem Syſtem leben, wie ich es gleich anfangs entworfen hatte; ja ich beſaß ſelbſt etwas, worauf ich nicht

nicht gerechnet hatte: einige Bücher. Ich fühlte mich gesund, ich hatte meine Bequemlichkeit, ich hatte angenehme Speisen und Getränke, ich konnte mich nützlich beschäftigen, und dennoch, dennoch empfand ich Stunden und Augenblicke die höchste Unzufriedenheit mit meinem Schicksal, empfand eine Sehnsucht nach Menschen, wovon keiner einen Begriff haben kann, der nicht Jahre hindurch in so ununterbrochener Einsamkeit lebte, wie ich.

Kaum also hatte ich mein Hauswesen nach der größten Bequemlichkeit eingerichtet, kaum durfte ich hoffen, alle meine körperlichen Bedürfnisse besser, wie vorher, zu befriedigen, als mein Verlangen nach einem gesellschaftlichen Zustande zu wachsen begann. Ich beschloß von neuem, ein Floß zu erbauen, und die ungeheure Menge Holzwerk, die noch an dem Wrak des gescheiterten Schiffs war, konnte mir die Verfertigung desselben sehr erleichtern. Ich las in der Bibel die Erbauung des Kasten Noah's, und die Sündfluthsgeschichte, unaufhörlich durch, und wurde dadurch in meinem Vorhaben bestätigt; denn Noah schien

mir eben so wenig Kenntnisse von der Schiffbaukurst gehabt zu haben, wie ich. Tag und Nacht lag mir die Einrichtung des Floßes im Sinne, und ich konnte es mir anfangs nicht erklären, woher dieser ungewöhnliche Eifer zum Schiffbau kam; aber nach einiger Zeit merkte ich, daß nichts daran Schuld war, als der Besitz meines kleinen Schatzes, der auf dieser Insel todt für mich dalag. Die Begierde, ihn nutzen zu können, spornte mich zur Erbauung des Floßes, ohne daß ich mir dessen hell bewußt war.

In dieser Zeit erwachte die Lust wieder in mir, dem alten Zauberer einen Besuch zu machen. Ich sattelte mein Zebra, legte meine Uniform als Schiffskapitän an, hing meinen Hirschfänger um, und nahm meine Hunde zu mir. Aber da ich schlechterdings kein Blut vergießen wollte, so ließ ich meine Flinte zu Hause. Ich fühlte jetzt mehr Muth zu allem, was ich unternahm; und dies rührte von dem Umstande her, daß ein zertrümmertes Schiff hieher geworfen war. Die Hoffnung, daß auch ein Schiff unversehrt hier landen könnte, ermunterte mich.

Als

Als ich mich dem Bezirk des Alten näherte, hörte ich Schüsse fallen, und dies setzte mich in keine geringe Verwunderung. Der Gedanke, daß die Mannschaft von dem zertrümmerten Schiffe in einem Boot gelandet seyn könnte, regte sich wieder in mir, und ich trieb mein Zebra mit verdoppeltem Eifer an. Aber meine Hoffnung täuschte mich. Als ich an die Grenze des Alten kam, sah ich, daß sich dieser Barbar ein seltsames Vergnügen machte. Er hatte die Leiche, die in schwarz gekleidet war, an einen Baum gebunden, und schoß danach; die weiße lag wieder auf dem Altar. Ich hatte schon so manches abentheuerliche von dem Alten gesehen, daß mich diese neue Erscheinung kaum befremdete, und ich hielt dicht an dem Zaun, um seinen Unternehmungen zuzusehen. Da er den Rücken gegen mich gewandt hatte, so bemerkte er mich nicht; um aber vor seinen Schüssen sicher zu seyn, nahm ich meine Stellung dicht an dem Walde, hinter welchem ich mich sogleich verbergen konnte.

Als er noch einigemal geschossen hatte, kniete er vor dem Altar nieder, und betete.

Es wohnt doch ein Glaube an Gott in dieſem ſeltſamen Menſchen, dachte ich, er kann unmöglich ſo grauſam gegen die Lebendigen ſeyn, wie er gegen die Todten iſt. Ich war ſchon im Begriff, abzuſteigen, und mich ihm friedlich zu nähern, als er aufſtand, und mich bemerkte. Wie gewöhnlich blieb er einige Augenblicke ſtehen, und ſah mich ſtarr an; ſodann erhob er ſein fürchterliches Geſchrei, und ergriff ſeine Flinte. Ich wartete die weitern Ausbrüche ſeiner Wut nicht ab, und wandte mich um die Ecke des Waldes, wo ich ihn eilend aus den Augen verlohr; aber ſeine Schüſſe vernahm ich noch, als ich ſchon eine weite Strecke von ſeinem Bezirk entfernt war.

Es blieb mir ein ewig unerklärbares Räthſel, wie dieſer Einſiedler einen Mitbruder, der ihn hier in der Einſamkeit zwiefach theuer ſeyn mußte, mit ſo ſchrecklicher Mordluſt verfolgen konnte. Unmöglich, unmöglich, rief ich aus; ein trauriges Mißverſtändniß muß hier herrſchen! Ich ritt in tiefen Gedanken fort, und ſann darauf, wie dies zu heben wäre. Da fiel mir ein, daß ich jetzt im Beſitz von

Schreib-

Schreibmaterialien sei, und daß ich schriftlich mich mit ihm verständigen könnte, nachdem ich dies mündlich so oft umsonst versucht hatte. Dieser Vorsatz schien mir unter allen der beste zu seyn, und ich säumte nicht lange, ihn auszuführen. Sobald ich zu Hause kam, entwarf ich folgende Worte, und schrieb sie mit großen Buchstaben in französischer Sprache auf Papier:

„Ehrwürdiger Vater!"

„Ich bin durch Unglücksfälle an diese Küste „verschlagen worden, und lebe hier seit „beinahe zwei Jahren in der Einsamkeit. „Aber mein Herz verlangt nach der Ge„sellschaft der Menschen, und da Ihr eben„falls auf dieser unbewohnten Insel lebt, „so wünsche ich nichts sehnlicher, als „mit Euch in Verbindung und Freund„schaft zu treten. Ihr habt mich als Eu„ren Todfeind behandelt, aber ich bin es „nicht. Ich suche nichts, als Euer und „mein Glück; ich will Euer Alter erleich„tern, ich will Euch in jeder Gefahr als „der treuste Freund beispringen, und

„hof-

„hoffe, daß es Euch das Traurige der „Einſamkeit verſüßen wird, einen redli„chen Gefährten um Euch zu haben. Ich „bitte Euch, mich hierüber Eure Meinung „wiſſen zu laſſen, und erwarte mit Ver„langen Eure Antwort.“

„Martin Bubold.“

Dies Papier klebte ich auf ein Brett, und befeſtigte es an einer Stange. Wenn dies keinen Eindruck auf den Wütrich macht, dachte ich, ſo iſt er kein Menſch, ſo will ich um dieſen Tiger mich nicht weiter bekümmern, und mein Leben fortſetzen, als wäre er nicht zugegen.

Am andern Morgen eilte ich vor Anbruch des Tages nach ſeinem Gebiet. Ich fand alles ruhig und ſtille. Die Heerden waren noch nicht ausgetrieben, und die Thür des Wohnhauſes feſt verſchloſſen. Der Unhold, der in dieſer Gegend hauſte, ſchlief noch. Ich pflanzte meine Stange neben dem Altar hin, ſo daß ihm die Aufſchrift daran gleich in die Augen fallen mußte, und begab mich

dann

kann im Stillen wieder hinweg; denn ich wollte den Alten nicht von neuem zum Zorn reitzen.

Den ganzen Tag blieb ich in der gespanntesten Erwartung, was der Erfolg seyn, und ob mein Nachbar nicht selber erscheinen würde, ein Freundschaftbündniß mit mir zu schließen. Was konnte ihn in der Lage, worin wir beide lebten, mit dem geringsten Schein davon abhalten? Er kam nicht, und ich wartete vergebens. Am andern Morgen konnte ich meiner Neugierde nicht länger widerstehen; ich sattelte mein Zebra, und ritt in aller Frühe zu meinem Nachbar. Ich fand wieder alles noch in tiefer Ruhe begraben, aber mit einem schauderhaften Unwillen sah ich, was mit meiner Inschrift vorgegangen war. Ein Theil des Papiers war abgerissen, ein anderer auf eine scheußliche Art beschmuzt, und darunter hing ein Zettel mit den Worten: Du hast das Siegel vergessen.

Ich kann es nicht beschreiben, welch eine Empfindung sich meiner bei diesem Anblick bemächtigte. Mein Herz war so gepreßt, als

wenn

wenn es in dem Busen in die Höhe steigen wollte, und noch bis diesen Augenblick weiß ich nicht, ob mein Schmerz, oder mein Verdruß größer war. In dem ersten Anfall von Verzweiflung wollte ich in die Wohnung des Alten eindringen, und ihm ein Eisen in das grausame Herz stoßen. Dieser Unmensch verdient nicht, daß er die Erde länger betritt! rief ich, und riß meinen Hirschfänger heraus; aber der Gedanke, meine Hände mit Blut zu beflecken, hatte so etwas schauderhaftes für mich, daß er mich vor Vollbringung der That bewahrte. Dagegen beschloß ich, diesem meinem Todfeinde einen offenbaren Krieg anzukündigen, und die Schande, die er der Menschheit machte, zu rächen.

Ich begab mich traurig auf den Rückweg, und marterte mich unaufhörlich mit dem Gedanken, worin der unüberwindliche, für mich so qualvolle Haß des Alten seinen Ursprung habe. Ich fand nichts, auch nicht die kleinste wahrscheinliche Muthmaßung. Es ist Bestimmung! war alles was ich rufen, was ich denken konnte. Zugleich erinner-

merke ich mich, daß ich gleich anfangs die lebende Welt in Zwietracht fand, daß ein Vogel mit einer Schlange kämpfte, und die ſchüchternen Gazellen von wilden Hunden verfolgt wurden, und daß dies mir damals ſchon von keiner guten Vorbedeutung ſchien.

Es iſt Beſtimmung! rief ich noch einmal, und wenn es Beſtimmung iſt, ſo will ich ihr folgen, ſo will ich in Zwietracht mit dem grauen Verbrecher leben, und ſo lange mit ihm kämpfen, bis einer davon das Opfer wird, damit ich Ruhe finde. Unter dieſen Gedanken kam ich bei meiner Wohnung an. Ich war faſt zu jeder Arbeit unfähig, denn unaufhörlich quälte mich die Vorſtellung, daß ich von dem Alten als der bitterſte Todfeind behandelt würde. Der einzige Menſch auf dieſer Inſel trachtete mir nach dem Leben, und es ſchien mir, als wenn ich mit dem ganzen Menſchengeſchlecht in Zwietracht lebte.

Einige Tage nach meinem lezten Beſuch bei dem Alten, da ich eben gegen Abend auf meinem Küchenfelde arbeitete, erhoben meine Hunde ein großes Gebell. Ich ſah auf, und

bemerkte meinen ſchrecklichen Nachbar, wie er eben mit ſeiner Flinte nach mir zielte. Er ſchoß in demſelben Augenblick, und die Kugel pfiff über meinen Kopf dahin. Dieſer neue Anfall erbitterte mich im höchſten Grade, und ich würde mich keinen Augenblick beſonnen haben, wieder zu ſchießen, wenn ich meine Flinte bei mir gehabt hätte. Ich hatte ſie nicht, und lief eilend nach meiner Wohnung, um ſie zu holen. Als ich zurückkam, ſah ich keine Spur weiter von meinem verrätheriſchen Feinde. Ich ſuchte ihn vergebens.

Nun war es offenbar, daß ich keinen Tag mehr in Sicherheit verleben dürfte, und daß unaufhörlich gleichſam ein Schwerdt über mir ſchwebte. Mein Zuſtand ward mir unerträglich, und ich erfand ein neues Mittel, ihn zu enden. Ich ſetzte mich nieder, und ſchrieb folgende Worte.

„Grauſamer Wüthrich!“

„Wenn du es denn willſt, daß einer von
„uns beiden ſein Blut in dieſer Einſam-
„keit vergießen ſoll, ſo wollen wir nicht

„als

„als hinterliſtige Mörder, ſondern als „offenbare Feinde gegen einander kämpfen. Ich erwarte dich morgen früh „mit deinen Waffen auf der Höhe des „Berges. Dort ſoll es ſich entſcheiden, „wer von uns beiden dies Land künftig „in Frieden beſitzen ſoll.“

Als ich dieſe Zeilen niedergeſchrieben hatte, fühlte ich mich etwas beruhigt, und ſtreckte mich mit ſtillem Kummer auf mein Lager.

Ende des erſten Theils.

# Bücher in Joh. Chr. Hendels Verlage.

Abentheuer des Prieſterfeindes Beelzebub. Eine Geiſtergeſchichte der neueſten Zeit, von C. L. A. v. Sennert. Mit Kupf. 8. 16 Gr.

Andrä, F. H. Die Familie im Schwarzwalde; wahre Geſchichte. Zwey Theile. (Mit einer Kupferſcene.) 8. 1 Thlr. 6 Gr.

v. *Bachmann*. F. C. Entwurf zur Statiſtick der preuſſiſchen Staaten. Ein Leſebuch für jeden Unterthan. gr. 8. 16 Gr.

Bemerkungen über die Sächſiſ Forſtwirthſchaft und Forſtkultur, nebſt den Qualitäten einiger Waldbeſitzer, ſo wie deren Forſtbedienten. Auch Vorſchläge gegen ſo vielerley Uebel, welche die Forſtkultur verhindern. Von einem durch Sachſ. reiſend. Forſtmann. 8. 6 Gr.

Blumenau, F. W. ſtatiſtiſch-geographiſch-topographiſche Beſchreibung von Egypten. Aus den Nachrichten der neueſten und beſten Reiſenden zuſammengetragen. 8. 1 Thlr 6 Gr.

Catharina II. Kaiſerin von Rußland und Selbſtherrſcherin aller Reuſſen; ein biographiſch-karakteriſches Gemälde von H. F. Andrä. 8. 12 Gr.

Diana, das Kind der Natur. 8v. 12 Gr.

Elpin. Eine Geſchichte in Briefen. 8. 8 Gr.

Entzifferung der drey wichtigſten Vorurtheile unſerer heutigen Welt. Von einem Schleſiſchen Edelmanne. 8. 8 Gr.

Florido, oder Geſchichte eines verunglückten Philoſophen. 8. 12 Gr.

Geſchichten, merkwürdige, der Freundſchaft u. Liebe; mit 4 Kupf. 8. 16 Gr.

Geckerts, F. P. Rückerinnerungen trauriger Schickſale. 8. 18 Gr.

v. *Groſ.*

u. *Groſſe*, C Mq. Geſchichte der Schweiz. B I. 8. 1 Thlr.

—— die Schweiz; (geographiſch- und ſtatiſtiſchen Inhalts.) 2 Bände. 8v. 2 Thlr. 8 Gr.

—— der Genius, aus den Papieren des M. v. G. 3 Theile, nebſt 4ten Theils 1ter u. 2ter Abſchnitt. *complet.* 2 Thlr. 8 Gr.

—— kleine Romane. 4 Bde. 8. 3 Thl. 14 Gr.

—— Briefe über Spanien. 2 Bde. 8. 16 Gr.

—— la Paliniere. 8. 6 Gr.

—— Liebe und Treue. 2 Bd. 8. 1 Thl. 4 Gr.

Grote, E. F. Nicht eine Familiengeſchichte. 8. 10 Gr.

Handbuch für den Bürger u. Landmann. 1ter Theil, für Oeconomen. 2ter Theil, für Baum Blumen- und Gartenliebhaber. 3ter Theil, enthält Mittel gegen Krankheiten der Menſchen und Thiere. 4ter Theil, iſt nützlicher Anhang zu den vorigen 3 Bänden. 8. 1 Thlr.

Hölty, L. H. ſämmtliche hinterlaſſene Gedichte, nebſt einiger Nachricht aus des Dichters Leben und deſſen Portrait. 2 Thle. nebſt Anhang. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Ildefon, ein Lebens und Sittengemälde, aus ächten Quellen geſchöpft. 8. 10 Gr.

Karl und Klärchen. Eine Szene aus dem letzten Kriege. 8. 20 Gr.

Liderich, Graf von Flandern; eine hiſtoriſche Novelle aus dem 7ten Jahrhundert. 2 Theile. 8. 16 Gr.

Reiſebemerkungen, neue, in und über Deutſchland. Schreibp. 1—5ter Band. 8. compl. 3 Thlr. 18 Gr.

—— 6ter Band: oder unterhaltende topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung einer Sommer-

merreise durch die Provinzen Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg und Barby. 3 Theile. 8. (jeder Theil 12 Gr.) 1 Thlr. 12 Gr.

Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer; oder der größte Abentheurer unsers Jahrhunderts. 4 Thle. 8. 3 Thl. 2 Gr.

Ruhestätte der Zärtlichkeit einiger Liebenden. Aus Originalbriefen. Mit Kpf. 8. 10 Gr.

Sintenis, S. mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glücklichste Gattinn, Mutter und Hausfrau werden könne. 2te vermehrte Auflage. 8 20 Gr.

Szenen aus dem Leben Friedrichs des Großen, dramatisch bearbeitet. Erster Band. 3 Szenen enthaltend. Erste Szene: Katts Hinrichtung. — 2te: Schlacht bei Kunnersdorf und Kleists Tod. — 3te. Die Verbannung des Schauspiels aus Halle. 8. 14 Gr.

—— 2ter Band: 1) Friedr. Regierungsantritt. 2) Warkotsch Verschwörung gegen Friedr. 3) Schlacht bey Collin. 20 Gr.

Tempel, der, des Vorurtheils und des Aberglaubens; oder Erholungsstunden eines Illuminaten. 8 8 Gr.

Unsterblichen, die; nach den besten Schriftstellern. 2 Theile 8. Schreiby. 16 Gr.

Waldeck auf der Reise in sein Vaterland. 8. 12 Gr.

Waldro, oder der letzte Vater in der Reihe der Edeln. 3 Thle. 8. Schreiby. 1 Thl. 12 Gr.

Zayre, ein Trauerspiel des Hrn. von Voltaire. Neu bearbeitet. 8. 6 Gr.

Zemire, oder Sammlung unterhaltender Aufsätze von J. W. Heidemann. Mit dem Portrait der Zemire. 8. 12 Gr.

Der

neue

# Westphälische Robinson,

oder der

# seltsame Mann in Wesel.

Zweiter Theil.

Vom Verfasser des Nobert, der einsame Bewohner einer Insel im Lehmeer.

Halle,
in Joh. Chr. Hendels Verlage.
1799.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Der Einsiedler
## auf
## m Weihnachts-Eilande.

Am andern Morgen eilte ich mit meiner Inschrift zu dem Gebiet meines Widersachers, und richtete sie dort auf, wie das erstemal. Ich fand alles umher in tiefer Stille, und konnte unbemerkt den Rückweg antreten. Es ist leicht zu errathen, daß es mit keiner freudigen Empfindung geschah. Ich sah einem Kampf auf Leben und Tod entgegen; ich sollte morden oder gemordet werden; von beiden Seiten ein trauriges Verhängniß, und zwiefach traurig für zwei Sterbliche, die in dieser Einsamkeit lebten, wo der Mensch dem Menschen so theuer seyn mußte.

Ich brachte den Tag mit Zurüstungen zu dem Kampf hin, denn ich hielt es für meine

Pflicht, mein Leben, das ich so unnütz in Gefahr setzen mußte, nach meinen Kräften zu sichern. Ich hackte Blei, von welchem ich in dem Boote auf Madagascar ein großes Stück gefunden hatte, und da ich auch aus der Cajüte des Schiffskapitains eine Menge beschriebenes Papier besaß, so machte ich scharfe Patronen für meine Flinte, um schnell hinter einander laden zu können. Zugleich bereitete ich ein dickes Stück Leder, um es vor die Brust zu legen, und mich dadurch etwas vor den feindlichen Kugeln zu sichern.

Nachdem ich dies alles eingerichtet hatte, begann ich, mich zum Tode zuzubereiten. Ich betete viel, und sehr inbrünstig; dann umarmte ich wieder meine Thiere, als wenn ich Abschied von ihnen nehmen wollte. Meine Hunde lagen mir sehr am Herzen. Sie waren gezähmt, und wußten nicht mehr, wie in der Wildheit sich zu nähren: was sollten sie beginnen, wenn ich das Opfer des Kampfs würde? Dies bekümmerte mich, bis ich ein Mittel fand, sie zu versorgen. Ich verfertigte mein Testament, worin ich dem Alten alles was ich besaß ver-

mach-

machte, unter der Bedingung, daß er meine Hunde ernähren sollte. Indem ich dieses Testament schrieb, stürzten unaufhörlich Thränen der Wehmuth aus meinen Augen; es war mir, als wenn ich von meiner Familie Abschied nähme. Meine Thiere waren meine Kinder, meine Freunde, meine Verwandte, und es schmerzte mich, daß ich sie einem solchen Unmenschen überlassen mußte.

Die Nacht verfloß mir langsamer, und trauriger noch, wie der Tag; ich schlummerte nur wenige Augenblicke. Mit Anbruch des Tages machte ich mich zu meiner Wanderung bereit. Meine Ziegenheerde, meine junge Kuh, mein Zebra, und meinen Affen ließ ich in dem umzäunten Bezirk, und zwar so, daß sie bei eintretendem Bedürfniß aus einer nur leicht vermachten Oefnung im Zaun herausbrechen könnten. Ich wußte, daß sie in diesem milden Clima auch in der Freiheit nicht umkommen würden, und beschloß, ihnen diese zu lassen, wenn das Schicksal mir die Rückkehr versagte. Aber meine drei Hunde nahm ich mit mir, legte meinen Hirschfänger an, hing

meine geladene Flinte um, und wanderte nach dem bestimmten Ort.

Wie verderbt muß das Menschengeschlecht seyn, dachte ich; hier in diesem wilden Lande, wo nur zwei Mitglieder von demselben vorhanden sind, dursten sie nach ihrem Blute. In banger Erwartung ging ich weiter, und kam auf die Höhe des Berges an. Mein Gegner war nicht zu sehen. Ich ging allein auf und nieder. Nach einer halben Stunde sah ich ihn von der andern Seite daher kommen. Er war ebenfalls mit Flinte und Degen bewaffnet, und sobald er mich sah, riß er die erste von der Schulter herunter. Die Hoffnung, noch einen gütlichen Vergleich mit ihm zu treffen, verließ mich bei diesem Anblick; ich machte mich ebenfalls zum Kampf fertig. Zu meinem Erstaunen schoß er noch eher, ehe er eine vortheilhafte Stellung gewählt, oder in der gehörigen Nähe angelangt war. Die Kugel schlug nicht weit vor mir in den Berg. Jetzt erwachte auch mein Zorn wieder, und ich schoß ohne ihn zu treffen. Er ladete nicht wieder, sondern kam

eilend mit dem Degen auf mich zu. Ich riß ebenfalls meinen Hirschfänger heraus, und erwartete ihn. Seine Wut war so groß, daß er wie ein Wahnsinniger auf mich zulief, und mir seinen Degen mit großer Gewalt auf die Brust stieß. Er drang nicht durch das getroknete Leder, sondern zersprang. Die Flinte hatte mein Feind vorher schon weggeworfen, und war nun unbewafnet.

Der Dolch zukte in meiner Hand, aber ich vermochte es nicht über mich, einen Unbewafneten nieder zu stoßen; ich schonte das Leben des Alten. Dieser aber schonte mich nicht, sondern fiel auch unbewaffnet über mich her, um mich zu Boden zu werfen. In diesem Augenblick griffen meine Hunde ihn an, wir fielen beide nieder, und ich lag auf ihm. Wenn es einen Zeitpunct gab, worin ich einen Vergleich mit ihm treffen konnte, so war es jetzt. Ich redete ihn also an, und sagte: alter Vater, warum wollen wir in solcher Feindschaft mit einander leben, und uns umzubringen suchen. Ich biete es euch noch einmal an: laßt uns Freunde zusammen seyn,

und

und ich will alles vergessen, was ihr mir zu Leide gethan habt.

Er sah mich starr an. Verräther, rief er endlich, willst du auch hier mein Glück zertrümmern? Ich weiß, warum du gekommen bist; laß mich, laß mich!

Bei diesen Worten versuchte er sich loszumachen; aber ich wollte diese günstige Gelegenheit, mit ihm zu reden, nicht aus den Händen lassen, und verhinderte ihn. Ihr irrt euch Vater, sagte ich; ich bin euer Freund, und durch ein Ungefähr hieher verschlagen worden. Laßt uns in Frieden leben, ich will euer Alter versüßen.

Ich kenne deine heuchlerischen Reden, rief er, und weiß, was du willst; aber du sollst deinen Zweck nicht erreichen, du sollst mir nicht zum zweiten Mal meinen einzigen Schatz rauben.

Er versuchte jetzt mit allen angestrengten Kräften, sich von mir loszumachen, und sein Alter jammerte mich. Ich ließ ihn aufstehen. Sobald er sich frei sah, lief er eilend

davon, und schaute sich auch nicht wieder nach mir um.

Ein schrecklicher Irrthum herrschte zwischen uns, ein trauriges Geheimniß drohete unserm Leben. [illegible] Ich hatte alles [illegible] Nun beschloß ich, [illegible] mehr zu [illegible], und bloß [illegible] trachten, das sonderbare Mißverständniß, und die [illegible] des Alten unschädlich für mich zu machen. Ich nahm seine Flinte, die er hatte [illegible] lassen, und kehrte damit nach meiner Wohnung zurück. Wenn er diese mit allem [illegible], dachte ich, so vermag er mindestens nicht mehr mir in der Ferne zu schaden, und in der Nähe will ich mich schon vor ihm zu schützen suchen.

Das erste Geschäft, das ich nach meiner Rückkunft unternahm, war, meine Wohnung in eine kleine Festung umzuschaffen. Einen Wall und Graben hatte ich schon um dieselbe gezogen; jetzt leitete ich Wasser in den letzten, welches ihn so hoch anfüllte, daß er nicht ohne Gefahr durchgewatet werden konnte.

Um

Um selbst hinüber zu kommen, legte ich alle Morgen einige Bretter und Bäume darüber, die mir des Abends wieder hinwegnahm, und beschäftigte mich jetzt, eine ordentliche Zugbrücke, so wie auch ein Thor durch den Wall zu verfertigen. Wenn dies zu Stande war, wollte ich noch Pallisaden zur äußersten Ringmauer um die Festung her ziehen, und dann glaubte ich, vor einem schnellen Ueberfall gesichert zu seyn.

Indem ich mit diesem Werk mich mit großer Anstrengung beschäftigte, und eines Abends ermüdet auf mein Lager gesunken war, hörte ich meine Hunde ein großes Gebell erheben, als wenn sie jemanden mit Wut anfielen. Bald darauf fiel in der Nähe ein Schuß. Ich sprang eilend von meinem Lager auf, und ergriff meine Flinte, die immer geladen neben mir hing.

Das Gebell der Hunde dauerte noch eine Zeitlang fort, und ließ dann allmählich nach; ich hörte weiter nichts. Aber ich vollbrachte dennoch eine sehr unruhige Nacht. Der Schuß verrieth mir sehr deutlich die Nähe meines

Tod-

Todfeindes. Am andern Morgen bewaffnete ich mich, und trat über den Graben in meinen Hof. Ich sah nichts, aber die Hunde fingen an mir sehr unruhig zu thun. Indem ich die Augen überall umherwarf, kam es mir vor, als sähe ich dicht an dem Zaun, der meinen Hofraum einschloß, einen Menschen liegen. Ich ging näher, und sah mit einem kalten Schauder den Alten auf dem Antlitz an der Erde hingestreckt. Seine Flinte lag unter ihm. Ich faßte ihn an, und fand ihn erstarrt. Indem ich ihn mit einem heftigen Zittern, das mich überfiel, umwandte, sah ich ein Messer in seiner Brust stecken, und in seinem Antlitz die Blässe des Todes. An der Erde lag eine Menge geronnenes Blut.

Hast du dich selber aufgeopfert, da du mich aufopfern wolltest: riefst du, hast du mich selbst von einer drohenden Gefahr, und von deiner Gegenwart befreiet? Ich untersuchte, wie er seinen Tod befördert habe, und fand, daß er beim Herüberklettern über den Zaun wahrscheinlich herunter gestürzt, und mit der Brust auf die Spitze des Messers gefallen sei.

Durch

Durch die Erschütterung war zugleich die Flinte abgebrannt. Ich zog das Messer aus der Wunde, die in der Gegend des Herzens sich befand. Dies war für mich bestimmt, sagte ich, als ich das blutige Eisen ansah; jetzt ist es in die Brust seines eignen Herrn gefahren. O Unmensch, konnte du nicht ruhen, bis einer von uns beiden hingeopfert war? Die Menschen sind so theuer in dieser Einsamkeit! So rief ich, und konnte mich der Thränen nicht enthalten, obwohl dies eher eine freudige Begebenheit für mich hätte seyn sollen.

Ich versuchte einige Mal, ihn ins Leben zurück zu rufen, aber umsonst; die Wunde blutete nicht mehr, und am ganzen Körper war er starr. Er mogte ein Alter von ohngefehr sechzig Jahren erreicht haben, und schien in der Jugend von vorzüglich schöner Bildung gewesen zu seyn. Die Züge waren davon noch deutlich vorhanden. Auch war in allem, was er bei seinem Leben sagte, etwas Edles, und ein gewisses Tugendfeuer, das mich bewogen hatte, ihn auf das mög-

lich-

lichste zu schonen. Es schien aus seinem ganzen Wesen hervorzuleuchten, daß er von vorzüglicher Geburt und Erziehung sei.

Die Neugierde ergriff mich, zu wissen, wie es in der Wohnung des Alten aussähe. Ich ließ den Leichnam an dem Ort, wo ich ihn gefunden hatte, sattelte mein Zebra, rief meine Hunde, und wandte mich auf den Weg. Wie viel Wunderbares hatte ich von dem Alten gesehen, wie viel Geheimnißvolles war mit seinen Handlungen, mit seinem ganzen Daseyn verbunden! Ich überdachte alles, was ich vom Anfange an mit ihm erlebt hatte, und konnte die Zeit kaum erwarten, bei seiner Wohnung anzukommen, denn dort hoffte ich gewiß, die Räthsel gelöst zu sehen.

Nach einem scharfen Ritt von anderthalb Stunden kam ich zu dem Gebiet der Pflanzen. Es war alles still. Ich sah kein Vieh weiden, und überhaupt nichts Lebendes. Die Thür des Wohnhauses stand offen. Ich trat mit einer gewissen Empfindung ein, und fand mich auf einem Flur, wo an den Wänden allerhand europäisches Jagdgeräth hing.

In

In dem Hintergrunde war der Feuerherd, auf welchem zu meiner Verwunderung sich etwas bewegte. Ich trat näher hinzu und sah einen Bratspieß, worauf Vögel gebraten waren, und der sich augenblicklich drehete, ohne daß ich die Ursache davon entdecken konnte. Es war kein Uhrwerk in der Nähe, und kein anderer Grund dieser Bewegung zu finden.

Die seltsame Erscheinung, einen Bratspieß mit Vögeln zu sehen, der sich ohne Feuer von selbst wandte, erweckte auch eine seltsame Empfindung in mir, und da ich mich zugleich an die Alte erinnerte, auf welche der Alte seine Hoffnung, so fehlte nicht viel, daß nicht der Gedanke an Zauberei in mir erwachte. Endlich bemerkte ich, daß das eine Ende des Bratspießes in einer Oeffnung der Wand ruhte, und daß die Bewegung wohl von außen entstehen müßte. Ich wollte die Sache nicht unentdeckt lassen, und ging durch die Thür zurück hinter das Haus. Da sah ich mit einer angenehmen Ueberraschung, daß nichts natürlicher sei, als die Bewegung des Bratspießes. Das eine Ende desselben lief nemlich durch die Mauer

hin,

bin, und war in der Mitte eines kleinen Ra-
des befestigt. Dies Rad aber wurde von ei-
nem Bach getrieben, der hinter dem Hause
floß, und bildete dadurch einen Bratenwender,
der, ohne aufgezogen zu werden, ewig lief.
Der Alte war kein gemeiner Kopf, rief ich;
denn das Bratenwenden war mir oft über
sehr beschwerlich gewesen, ohne daß ich ein
ähnliches Mittel erfinden konnte.

Das Räthsel mit dem Bratenwender hat
eine so leichte Auflösung, vielleicht sind auch
die übrigen Räthsel zu lösen, dachte ich, und
eilte in das Haus zurück. Ich war kaum hin-
eingetreten, als ich von neuem durch etwas
ungewöhnliches überrascht wurde. Ich glaubte
nehmlich eine Menschenstimme zu hören und
verdoppelte verwundrungsvoll mein Recht lange,
e vernahm ich in einem ungewöhnlichen Tone
ie Worte: Gieb zu trinken! Ist hier
emand? rief ich; wer will zu trinken haben?
Es erfolgte keine Antwort, aber bald darauf
urden jene Worte wiederholt. Hier muß
n Kind sein, das Hülfe bedarf, sagte ich,
nd sah mich überall um. Da bemerkte ich

zur Linken eine Thür, die in das Wohnzimmer zu führen schien. Ich öffnete sie, und das erste, was mir in die Augen fiel, war ein großer Vogelbauer, worin ein Papagei saß, und kläglich die Flügel herunterhängen ließ. Das arme Thier hatte weder zu essen noch zu trinken in seinem Behältniß, und schien halb verschmachtet zu seyn. Ich lief eilend zu dem Bach, und holte ihm Wasser in einem kleinen Gefäß, worauf er denn begierig trank, und sich sichtbar erholte.

Ich warf jetzt die Augen umher, und fand mich in einem Zimmer, das mit lauter europäischem Geräth versehen, und an den Wänden auf eine sonderbare Art verziert war. Ich fand sie nemlich, in Ermanglung der Gemählde, ringsum mit Muscheln bedeckt, die in den Ecken eingefaßt waren, und eine prächtige Wirkung machten, weil sie mit den saftigsten Farben prangten. Uebrigens schien alles in einer etwas wilden Unordnung zu seyn. Der Spiegel war zersplittert, und hing in einer ganz schiefen Richtung. Die Leinwand, die der Alte in den Fensterrahmen, statt des Glases, aus

ausgespannt hatte, war an mehrern Stellen durchlöchert, und seine Kleider lagen überall umher.

Aus diesem Zimmer führten zwei Thüren in andere Gemächer; eine war der gegenüber durch welche ich eingegangen war, die andere befand sich im Grunde des Behältnisses. Ich öffnete die erste, und fand da Lager des Alten, das aus einem europäischen aber ziemlich zerrissenen Bette bestand. Der Alte war nicht so ordentlich, wie sinnreich, dachte ich. Indem ich mich um die Thür herumwandte, durchdrang mich ein heftiger Schreck, denn ich erblickte die beiden Leichname die ich schon mehrere Mal unter den Händen des Alten gesehen hatte, in einem Winkel. Ein unwillkührlicher Schauder bemächtigte sich meiner, und ich wäre beinahe wieder zurückgeflohen. Aber das Ansehen der Leichname schien mir so ungewöhnlich zu seyn, daß ich mich ihnen näherte. Da sah ich denn mit Verwunderung, daß es nachgemachte Leichname waren, aus Holz, ziemlich künstlich zusammengesetzt, und mit Gewand bedeckt. Das Gesicht bestand

aus einer Larve von Wachs, die aber schwarz gefärbert, und sehr entstellt war. Ich konnte mir auf keine Weise erklären, warum der Alte solche Spielereien unternommen, und so seltsame Dinge damit getrieben hatte, wie ich selber einige Mal sah.

Das Zimmer war mir etwas schauderhaft, und ich begab mich in das Nebenzimmer zurück. Die Neugierde ließ mich auch die Thür öffnen, die ich im Hintergrunde desselben angebracht sah, und nun trat ich in eine Vorrathskammer, worin eine Menge sehr nützlicher Sachen untereinander lagen: Beile, Eisen, Nägel, eisernes Küchengeschirr, Kessel, Tonnen, und mancherlei Vorrath von Lebensmitteln. Aber alles verrieth, daß der Besitzer denselben keine Aufmerksamkeit gewidmet habe. Von einigen Säcken mit Pulver, welche dastanden, war ein Theil verschüttet, und ein Vorrath von Fleisch, in Tonnen eingesalzen, verbreitete einen sehr üblen Geruch.

Aus dieser Vorrathskammer ging eine Treppe auf den Boden. Hier fand ich eine Men-

Menge Getraide verschiedener Gattung, und eine kleine Handmühle, worin zwei leicht bewegliche Steine übereinander liefen. Ich nahm geschwind etwas von dem vorhandenen Getraide, und brachte es dem armen Papagei, der auch durch seine Begierde im Essen verrieth, daß er lange Zeit ohne Nahrung geblieben sey. Bey seinem Anblick erinnerte ich mich an die übrigen Thiere des Alten, und eilte hinaus, nach ihnen zu sehen. Zu meiner Freude waren sie nicht vergessen, und kamen fröhlich aus den Ställen, als ich sie öffnete. Ich zählte acht Kühe, drei Kälber, und neunzehn Schafe. Woher der Alte diese Thiere erhalten, wie er sich überhaupt so reichlich mit europäischem Geräthe, und Proviant versehen hatte, das blieb mir verborgen.

Die Thiere bedurften keiner andern Wartung, als in den umzäunten Bezirk auf die Weide gelassen zu werden; hier fanden sie hinlängliche Nahrung, und konnten zugleich an den Bach zur Tränke gehen. Die Thüren der Ställe ließ ich offen, damit sie zu ihrem Lager zurückkehren könnten. Ich befah jetzt

die

die Gärten, die hinter den Ställen besonders eingezäunt waren, und fand fast alle Arten europäischer Küchengewächse darin; aber so wild untereinander verwachsen, daß sie mehr schienen, sich selbst ausgesäet zu haben, als gewartet zu seyn. Ich begriff nicht, wie der Besitzer sich hier habe so lange nähren können, da alles die größte Sorglosigkeit ankündigte.

Nachdem ich alle Besitzungen des Alten durchgewandert war, überfiel mich eine geheime Sehnsucht nach meinen eignen Besitzungen. Ich fand mich hier nicht zu Hause, und dachte auf meine Rückkehr. Ich durfte mich als den Erben des Alten betrachten, aber mein Herz war so beklemmt bei dieser Erbschaft, wie es vielleicht noch keinem Erben war. Hätte ich, statt alles dieses, einen einzigen Menschen geerbt, hätte der Alte sich selbst mir erhalten, wie glücklich würde ich mich gepriesen haben.

Ich nahm von meiner Erbschaft nichts mit, als den Papagei, einige Gläser, und einige Köpfe Welschkraut, mit andern Speisen, die ich in langer Zeit nicht gegessen hatte. Unterwegens fiel mir ein, daß ich jetzt noch immer

mer äußerſt wenig von dem Alten wüßte, und daß noch viel Geheimnißvolles mit ſeinem Betragen verbunden wäre, beſonders in Abſicht der unverſöhnlichen Feindſchaft, die er gegen mich äußerte. Sollte er ſeinen Lebenslauf nicht geſchrieben haben, dachte ich, und wurde ſo begierig darauf, daß ich beinahe wieder umgekehrt wäre, ihn zu ſuchen. Wenn ich doch den fände, rief ich, der würde mir über alles Aufſchluß geben!

Es war mit keiner heitern Empfindung, daß ich bei meiner Wohnung ankam. Die letzte Hoffnung war nun verſchwunden, einen Gefährten in dieſer Einſamkeit zu finden; er lag als Leichnam, mit blutigem Gewande, da. Hätte ich mir nur den kleinſten Vorwurf machen dürfen, Schuld an dieſem ſchrecklichen Ereigniß zu haben, ich würde in Verzweiflung geweſen ſeyn; aber auch ohne dieſen Vorwurf fühlte ich die tiefſte Wehmuth. Einer meiner Mitbrüder lag todt vor meinen Augen, und ich konnte mit meinem Blute, mit der Hälfte meines Lebens mir keinen andern erkaufen. Das war ein herzzerſchneidender Gedanke

Ich

Ich blieb den ganzen Tag ohne Nahrung, und grub unter vielen Thränen ein Grab an derjenigen Stelle, wo der Erblaßte den tödtlichen Fall gethan hatte. Dort wollte ich ihn auch begraben. Als ich mit seiner Ruhestelle fertig war, wickelte ich ihn in sein Gewand, um ihn hineinzulegen. Bei diesem Geschäft entblößte sich seine Brust, und ich entdeckte auf derselben ein kleines Miniaturgemälde, das sehr zart mit Steinen eingefaßt war. Auf der vordern Seite war ein schöner weiblicher Kopf abgebildet, der sehr wunderbare Empfindungen in mir erweckte; auf der Rückseite sah ich zwei Bäume mit verschlungenen Zweigen, die ein Wind anblies, wodurch sie sich beide auf die Seite neigten. Dies Sinnbild hatte in französischer Sprache die Unterschrift: Auch im Sturm unzertrennlich. Der Unglückliche hat geliebt, dachte ich, aber der Sturm hat ihn doch hinweggerissen von dem Gegenstande seiner Liebe. Es wurde mir unbeschreiblich weich ums Herz, und ich mußte so heftig weinen, wie ich fast noch nie geweint hatte. Es war die Empfindung, daß ich nicht allein von den Gegenstän-

den

den der Liebe, sondern auch der Freundschaft auf ewig hinweggerissen sei.

Warum soll das schöne Gemählde mit begraben werden, dachte ich, und nahm es zum Andenken zu mir. Als ich den Leichnam beerdigt hatte, ward mir etwas leichter; ich fand mich nun wieder in dem Zustande, wo ich einst gewesen war, und durft keine Zufälle von aussen mehr fürchten. Auch schlief ich die Nacht zum ersten Mal wieder ruhig; denn in vielen Nächten hatte immer Unruhe mir nur einen kurzen Schlummer erlaubt.

Am andern Morgen eilte ich in der Frühe wieder zu dem Hause des Alten. Ich war so begierig auf seinen Lebenslauf, daß ich fast an nichts anders dachte. Ich fand alles, wie ich es verlassen hatte, aber Nachrichten von dem Leben des Alten konnte ich nicht entdecken. Dagegen traf ich eine Menge anderer nützlicher Dinge an, die mir sehr angenehm waren, vorzüglich vieles Küchengeräth, Gläser, Messer und Gabeln, Löffel u. s. w. Ich sah mich jetzt etwas aufmerksamer in dem Zimmer um, und fand, daß

der

der Alte in seinem Hausgeräth ganz auf euro-
päisch Art ausgestattet war; aber was seine
Wohnung betraf, so erkannte man an ihr, daß
sie in einem unbewohnten Lande erbaut sei.
Die Thüren hingen alle in hölzernen Angeln,
und die Schlösser bestanden aus hölzernen
Riegeln.

Zu meiner Betrübniß konnte ich den Le-
benslauf des Alten nicht finden. Ich ging
endlich in die Vorrathskammer, und sah auf
einer Tonne ein Blatt Papier liegen, worauf
in französischer Sprache folgende Worte et-
was wild geschrieben waren:

„Ich werde ihn besiegen! Wenn der
„Halm wieder blüht, und die Frucht reift,
„dann wird ihm zur Schmach, das Leben
„hervorgeben, und zeugen wider ihn. Sei
„mir gegrüßt, heiliger Augenblick, wo die
„Rache und die langersehnte Wiedervereini-
„gung beginnt. Ja, so war es in den Ele-
„menten beschlossen. Sie verschlingen das
„Leben viele, viele Jahre, aber sie bringen
„es wieder hervor, wenn ein Schöpfer es
„hervorzulocken versteht. Das ist Trost, und
„Freude die Fülle!

Ich

Ich las mit Verwunderung diese seltsamen unverständlichen Worte, und die Geschichte des Alten ward mir nicht heller dadurch. Ich warf meine Augen umher, ob ich nicht mehrere Nachrichten entdecken würde, und bemerkte endlich einen kleinen Kasten, der mir von des Alten eigner Arbeit zu seyn schien, und der mit einem hölzernen Riegel verschlossen war. Kaum hatte ich ihn geöffnet, als sich eine Menge Papier, das unordentlich untereinander geworfen war, hervordrängte. Es war beschrieben, und hatte seine Zeichen, nach welchen ich es wieder ordnen konnte. Auf dem ersten Blatte fand ich, daß es der Lebenslauf eines Unglücklichen war, und gleich der Anfang desselben sagte mir, daß dieser Unglückliche kein anderer als der Alte sei.

Ich begann die Papiere mit großer Begierde zu durchblättern, und nach einer Weile, in welcher ich hie und da in denselben forschte, und mehrere Umstände mit einander verglich, sah ich das ganze seltsame Betragen des Alten, das ganze wunderbare Räthsel durch einen

ein-

einzigen Schlag aufgelöst. Armer, beklagenswerther Greis! rief ich aus; o hätte ich dein Schicksal errathen, vielleicht hätte ich dich noch retten können!

Ich nahm alle die Papiere zu mir, und trug sie nach meiner Wohnung. Lesen war von Jugend auf meine Lieblingsneigung gewesen, und ich hatte es jetzt schon so lange entbehren müssen. Mit desto größerer Begierde fiel ich über den merkwürdigen Lebenslauf des Alten her. Aber ein solcher Genuß war hier sehr theuer, und ich beschloß daher, mit der äussersten Sparsamkeit damit zu verfahren. Nur wenig wollte ich alle Tage davon lesen, und dies sollten meine geistigen Erholungsstunden seyn. Ich hielt, was ich beschloß, und fand geraume Zeit hindurch eine Unterhaltung, die mir äußerst neu war. Hier ist die Geschichte des beklagenswerthen Einsiedlers:

# Lebenslauf

## des unglücklichen

# Marquis Leonard von Castro.

Vielleicht hat nie ein Sterblicher sein Schicksal in einem Zustande beschrieben, wie derjenige ist, worin ich lebe. Ich bin aus der menschlichen Gesellschaft hinweggerissen, und befinde mich in einer tiefern Einsamkeit, als der strengste Einsiedler hätte erwählen können. Ich weiß nicht, ob je menschliche Augen diese Schrift erblicken werden, ob je das Verhängniß des unglücklichen Leonard von Castro ans Licht kommen wird; aber mein Bedürfniß erfodert, daß ich es aufschreibe. Die Stunden und Tage gelten hier in der Einsamkeit nichts, und ich muß sie hinzubringen suchen. Wohlan, es sey hingeschrieben das Gewebe eines Lebens, das menschliche Bosheit vergiftete! Es sei hingeschrieben,

und

und vermodre in diesem unbesuchten Lande, oder werde entdeckt, wie es das Schicksal bestimmt hat; mein Zweck wird erreicht, indem ich es schreibe.

Meine Vaterstadt ist Paris, und meine Eltern sind der Marquis Bernard von Cauro, und Ludovika von Vallmont. Sie starben beide frühzeitig, und ich war eine vater- und mutterlose Waise, ehe ich noch wußte, daß ich mich auf der Welt befand.

Als ich mich meines Daseyns bewußt zu werden anfing, lebte ich in einem Kloster, wo ich mit andern Knaben erzogen, und sehr strenge gehalten ward. Zu Zeiten erschien ein reichgekleideter Mann, der sich nach mir erkundigte, mich vor sich kommen ließ, und mich mit großem Ernst nach meinem Befinden fragte. Ich hatte eine unbeschreibliche Furcht vor diesem Mann. Man sagte mir, er sei meines Vaters Bruder, und mein Vormund. Jedesmal, wenn er wegging, befahl er meinen Aufsehern und Lehrern, daß sie mich strenge halten, und unaufhörlich sollten lernen lassen. Mein Vormund war ein vertrauter Freund

von

von dem Prälaten des klosters, und seine Befehle wurden genau vollzogen. Ich lebte bei einem Mönch, der mich sehr grausam behandelte, und bei dem geringsten Versehen so hart schlug, daß ich oft krank davon war. Ich durfte an den wenigsten Spielstunden meiner Cameraden Theil nehmen, und hatte so wenig Bewegung, daß es zu bewundern war, wie meine Gliedmaßen einen freien Gebrauch behielten. Dabei widerfuhren mir noch andere Ereignisse, deren Deutung ich erst späterhin ergründet habe. Oft, wenn ich im Winter in der Mitternacht in tiefem Schlummer in meinen Bette lag, riß mich mein Aufseher plötzlich heraus, unter dem Vorwande, daß er Feuerlärm gehört habe, und führte mich elend in den kalten Kreuzgang, wo er mich eine lange Zeit unter großer Angst und Erkältung allein ließ. Zu andern Zeiten, im Sommer, wenn ich über Durst klagte, mußte ich mich mit meinen Genossen in erhitzende Spiele einlassen, nach welchen man mir sogleich zu trinken reichte.

Meine feste Natur überwand diese Angriffe, und obwohl meine Gesundheit oft erschüttert ward, so ward sie doch nicht völlig untergraben. Aber mein Leben verfloß so peinlich und trübe, daß ich gern gestorben wäre, und Gott oft auf den Knien bat, mich von der Erde hinwegzunehmen.

In diesem traurigen Zustande hatte ich nur einen einzigen Trost, nur eine Erleichterung meines Herzens. Ein junger Mönch, der mit seinem Klosternamen Serenus hieß, und einer meiner Lehrer war, schien Mitleid mit mir zu haben, sprach oft sehr liebreich mit mir, und drückte mich an seine Brust, wenn wir einen Augenblick allein waren. Er rieth mir zu gleicher Zeit, wie ich mich verhalten sollte.

Ich hatte kein Wesen auf der Erde, das ich lieben konnte, und die ganze Zärtlichkeit meines Herzens wandte sich gegen diesen jungen Mönch. Ich wäre willig für ihn in den Tod gegangen, wenn er es gefodert hätte. Er trug, im Widerspruch mit seinem Namen, eine stille Melancholie in seinem Gesichte, und die-

diese zog mich noch mehr zu ihm hin. Denn leidende Seelen fühlt eine geheime Sympathie zusammen. Aber nur selten, und dann nur wenige Augenblicke konnte ich bei ihm seyn; diese wenigen Augenblicke mußten mich für meine übrigen Leiden entschädigen.

Ich wuchs in diesem Zustande auf, und erreichte das zwölfte Jahr. Da ich unaufhörlich zum Lernen angehalten wurde, so lernte ich manches, und es klärte sich allmählich in meinem Geiste auf. Ich begann zu fühlen, daß der Zustand, worin ich lebte, nicht meine wahre Bestimmung seyn könnte; ich sah, daß die erhabensten Menschen der Vorwelt nicht in Klöstern gelebt hatten; aber um so drückender ward meine Lage. Ich äußerte gegen meinen Busenfreund Cerenus den Wunsch, das Kloster zu verlassen, aber er bat mich mit Thränen, diesen Wunsch nicht laut werden zu lassen, wenn ich nicht mein Unglück wollte.

In dieser Zeit starb einer von den Zöglingen des Klosters, der mit mir in gleichem Alter war, und unter Cerenus näherer Aufsicht stand. Er wurde mit großem Pomp be-

graben, obwohl er arm war, und mein Vormund begleitete die Leiche. Ich durfte dem Zuge nicht mit beiwohnen, und Serenus erzählte mir die Umstände davon mit einer grossen Rührung, mit einer geheimnißvollen Trauer. Von dieser Zeit an durfte ich meine Zelle nicht wieder verlassen, und bekam weder meine Gespielen, noch andere Bewohner des Klosters zu sehen; auch Serenus sah ich nicht mehr.

Vierzehn Tage nach diesem Vorfalle sagte mir mein Aufseher Norbertus, daß ich mich fertig halten sollte abzureisen, weil man mich in ein anderes Kloster bringen wollte. Ich war in einer Stunde bereit; aber die Thränen stürzten mir häufig aus den Augen. Sie galten nicht meinem jetzigen Aufenthalt, sondern meinem einzigen Freund Serenus. Ich konnte nicht von ihm Abschied nehmen, durfte selbst nicht von ihm reden, denn er hatte mir dies scharf verboten.

Es war in der Dämmerung, als Norbertus mit mir in einen verdeckten Wagen stieg, und die Reise schnell vor sich ging. Ich

glich

glich einem Lamm, das in der Gewalt seines Henkers ist, und von ihm nach Gefallen zur Schlachtbank geführt werden kann. Als wir eine Stunde gefahren waren, fragte ich meinen Begleiter, warum man mich in ein anderes Kloster bringe? Weil das unsrige sich nicht mehr mit dir belästigen will, sagte Norbertus. Ich wußte nicht, auf welche Last ich dem Kloster zur Last fallen konnte, da mir bekannt war, daß eine ansehnliche Pension für mich bezahlt wurde, und verstand die Deutung dieser Worte nicht. Ich sagte also nach einer Weile: es sind ja noch so viele Zöglinge im Kloster, warum behält man denn die? Weil sie reich sind, du aber arm bist, war die Antwort.

Arm? Das fiel mir sehr schwer aufs Herz. Mein Vormund, hub ich an — Was für ein Vormund, unterbrach er mich, du hast keinen Vormund. Ich bin doch aber Leonard von Castro, sagte ich. Du bist Pierre Bodin, antwortete er ernst. Pierre Bodin hieß der Knabe, der vor kurzem in dem Kloster gestorben war. Ich erschrak heftig, und

fing bitterlich an zu weinen. Wie kann ich denn Pierre Bodin seyn, sagte ich, der lebt ja nicht mehr. Das ist ein Irrthum, antwortete Norbertus zornig, den du aufgeben mußt, und wenn es keiner wäre, so hat ein Kloster das Recht, den Stand und Namen der Menschen zu verändern.

Ich hatte die Bücher des Cicero gelesen, so wie auch die auserlesenen Erzählungen von den Tugenden und Lastern der Menschen, und wußte also ohngefähr, was nach dem Gesetzbuch der Natur billig seyn könnte. Das Verfahren mit mir schien mir daher äußerst grausam zu seyn, aber ich durfte meine Empfindungen darüber nicht zu erkennen geben, aus Furcht gemißhandelt zu werden. Ich schwieg, und die Reinheit meines Gewissens gab mir so viel Ruhe, daß ich einschlummerte.

Der Morgen war schon angebrochen, als Pater Norbertus mich weckte, und mich aufsteigen hieß. Ich folgte ihm noch ganz schlaftrunken, und befand mich mit ihm in einem finstern Walde. Der Fuhrmann sah sich nach mir um, hatte aber ein so fürchterliches An-

se-

ſehen, daß mein junges Herz erbebte. Norbertus nahm mich bei der Hand, und führte mich von der Landſtraße tiefer in den Wald hinein. Hier hieß er mich unter einem Baum niederſitzen. Er trug einen Korb, und als er denſelben öffnete, ah ich daß ein ungeheuerlich großes Meſſer darin lag. Ich bemerkte zugleich, daß er es zu verbergen ſuchte, und einige Erfriſchungen zum Frühſtück herausnahm. Er reichte mir davon, und befahl mir zu eſſen. Meine Angſt ließ es nicht zu, obwohl ich mich zu zwingen verſuchte. Ich nahm wahr, daß Norbertus mich oft unruhig anſah, und dann wieder einen Blick auf den Korb warf. Meine Angſt ſtieg immer höher. Ich hatte mir oft den Tod gewünſcht, und ſelbſt ihn von Gott erbeten; hier in dieſer Einſamkeit ſchien er mir abſcheulich zu ſeyn. Ich glaube, es waren die Schmerzen eines gewaltſamen Todes, die mein Schrecken verurſachten.

In dieſer Angſt ſah ich mich um, ob ich nicht entfliehen könnte. Ich bemerkte mit halber Verzweiflung, daß der Wald ringsumher

ber dicht verwachsen sei, und nur den einzigen Ausgang hatte, durch den wir gekommen waren. Vor demselben wartete der schreckliche Fuhrmann. Voll unaussprechlicher Angst sprang ich endlich auf, und fiel vor dem Pater Norbertus auf die Knie. Habt Erbarmen mit mir, rief ich, ich will alles thun, was Ihr wollt. Ich ergriff dabei seine Hände, und meine Thränen stürzten heiß über dieselben herab. Er sah mich eine Zeitlang voll großer Unruhe an, ohne zu reden. Habt Erbarmen, rief ich noch einmal, mit einer verlassenen Waise, und hob die Hände bittend zu ihm empor. Er schien bewegt die kämpfende Menschlichkeit schien zu erwachen, und er sagte endlich: was ist dir denn? Dir soll ja nichts zu leide geschehen, wenn du vernünftig bist, und dich nach deinem wahren Stand bequemst. Was soll ich denn thun, würdiger Vater sagt mirs doch! rief ich. Erkennst du, fragte er, daß du Pierre Bodin bist? Ja ich bin es, rief ich schluchzend, ich bin es! In der Angst, worin ich mich befand hätte ich gestanden, daß ich ein Vater- und Muttermörder sei.

Er

Er ergriff mich hierauf bei der Hand, und sagte: nun, so steh auf, und iß dein Frühstück, damit wir weiter fahren können; aber laß dir in deinem Leben nichts wieder von dem Irrthum merken, worin du gewesen bist.

Ich beruhigte mich allmählich etwas, und aß. Aber mein Herz war mir noch so voll, daß ich nur wenige Bissen genießen konnte. Nach einer Weile sagte er: komm! und führte mich mit finsterm Ernste zu dem Wagen zurück, indem er mich noch einmal ermahnte, es ja nicht zu vergessen, was ich eben angelobt hätte. Ach Gott, seufzte ich in meinem Herzen, in welchen Händen habt ihr armen Eltern euren unglücklichen Sohn gelassen! Er muß euch verleugnen, er ist jetzt zwiefach verwaiset.

Wir fuhren bis zum Mittag schnell fort; dann hielt der Wagen, und wir befanden uns vor einem prachtvollen, weiten Gebäude, das ich aber wegen der Mauern, die es umgaben, sogleich für ein Kloster erkannte. Ich mußte aussteigen, und Norbertus führte mich durch einen Seiteneingang des Klosters in ein Gastzimmer. Bald darauf erschien ein alter eisgrau

grauer Mönch, der sich eine lange Zeit im Geheimen mit ihm unterhielt. Dann kam Norbertus zu mir heran, und sagte: ich übergebe dich diesem würdigen Pater zur unumschränkten Gewalt, die ihm von deinen Obern anvertraut ist; folge ihm, und vergiß nie, was ich dir befohlen habe. Er nahm hierauf seinen Abtritt, und ich blieb mit dem alten Mönch allein.

Nachdem dieser, wie in tiefen Gedanken, einige Zeit auf und nieder gegangen war, sah er mich mit einem Ernst an, vor welchem mich ein geheimes Grauen überfiel. Endlich sagte er mit einer gebietenden Stimme: folge mir nach! Ich folgte ihm mit einer unbeschreiblichen Beklemmung durch lange unabsehliche Gänge. Eine tiefe Stille herrschte darin, und nur unser Fußtritt schallte dumpf wieder. Ich erblickte kein lebendiges Wesen, aber zu Zeiten hörte ich aus einer weiten Entfernung die Stimmen der Mönche, die ihre Horas sangen. Nachdem wir mehrere Gänge durchwandert, und eine Treppe hinaufgestiegen waren, öffnete er eine Zelle, und hieß

mich

hineingehen. Er schloß die Thür hinter uns zu, und beobachtete noch immer ein tiefes Stillschweigen. Es war eine schreckliche Stunde. Das Erwarten der Dinge, die über mich verhängt werden sollten, beängstigte mein Herz so heftig, daß es sichtbar emporschlug.

Endlich unterbrach der fürchterliche Mönch die Stille, und fragte mit rauher Stimme: wer bist du? Ich zitterte wegen der Antwort, aber ich vermogte es nicht über mich, freiwillig mein Geschlecht zu verleugnen, und sagte mit bebender Stimme: ich bin Leonard von Castro. Unglücklicher, rief er mit funkelnden Augen, wer bist du? Ich erschrak über seine drohenden Worte so heftig, daß ich am ganzen Leibe zitterte, und sagte weinend: ich bin Pierre Bodin.

Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, und ergriff endlich eine Wachskerze, die auf dem Tisch lag. Komm mit mir! sagte er bedeutungsvoll, und öffnete die Thür. Ich ging halb betäubt mit. Die viele Angst, die ich schon erduldet hatte, machte

mich

mich faſt unempfindlich gegen neue Schrecken. Wir ſtiegen zwei Treppen hinunter, und kamen durch eine enge Thür in den innerſten Hof des Kloſters, der ringsum mit hohen Gebäuden umgeben war. Nachdem wir mitten durch denſelben gegangen waren, befanden wir uns an einem Eingange, der zu den unterirdiſchen Begräbnissen des Kloſters führte. Vor denſelben war ein kleines Gewölbe, in welchem eine Lampe brannte. Der Mönch ſchloß die Thür auf, und ich ſah einen dunklen Gang vor mir. Ein neues Grauen überfiel mich, und ich weigerte mich, mit hineinzugehen. Aber er ergriff mich feſt bei der Hand, zündete ſeine Kerze an, und riß mich mit ſich fort. Meine hülferufende Stimme verhallte ungehört in dem weiten Hof. Nirgends war ein Sterblicher, der ſich meiner erbarmte. Denn die Klöſter ſind ſtille, und einſam, wie das Grab.

Als ich mit ihm in dem dunkeln Gange war, verſchloß er die Thür hinter uns. Halb erſtarrt vor Entſetzen ſchrie ich: wo führt ihr mich hin, ehrwürdiger Vater! Was habe ich ver-

verbrochen? Folge du mir, sagte er kalt, und riß mich weiter mit sich fort. Ich war zu schwach, ihm zu widerstehen, und ging mit; aber ein Missethäter, der zum Hochgericht geführt wird, kann nicht geängsteter seyn, wie ich es war. Wir kamen durch mehrere Thüren, die er wieder verschloß, und stiegen noch zwei Treppen hinunter. Das graunvolle Kloster hatte drei unterirdische Bezirke übereinander. Ich wimmerte vor Angst unaufhörlich, und es schien mir, als wenn Stimmen in der Ferne mir antworteten. Diese fürchterlichen Grüfte waren nicht ganz einsam; sie hatten ihre Bewohner. Es schien mir, als wenn ich in den Tiefen des ewigen Grabes ginge, und noch fasse ich es nicht, wie mein jugendliches Herz diese Schrecken zu überstehen vermogte.

Endlich stand er vor einer Seitenthüre still, und öffnete sie. Ich erblickte ein kleines Gewölbe, worin etwas Stroh lag, über welchem Ketten eingemauert waren. Er hielt die Kerze in die Höhe, daß ich alles genau sah, und dann fragte er mich mit einem mark-

durch-

durchdringenden Tone: wer bist du? Ich bin Pierre Bodin, wimmerte ich. Er schwieg einige Augenblicke, und ließ mich in der schrecklichsten Erwartung. Dieser Ort hier, sagte er endlich, ist für die Verräther, und für die Betrüger bestimmt; wenn noch einmal der Name Leonard von Castro über deine Lippen kömmt, oder wenn jemand von dir erfährt, was du sahest und hörtest, so bringst du dein Leben hier tief unter der Erde zu, und erblickst das Licht nicht wieder. Wenn du aber fromm und weise bist, so wird sich das hellenische Kloster deiner annehmen, und dich einst zu seinen Mitgliedern zählen.

Das Leben eines Klosterbruders hatte sonst für mich nichts reizendes, aber in diesem Augenblick, neben dem Aufenthalt in dieser Gruft schien es mir ein Elysium zu seyn. Ich will alles thun, sagte ich, mit neuerwachender Lebenskraft. Ein Missethäter, der unter dem Hochgericht Gnade empfängt, mag eine Empfindung haben, wie ich sie hatte. Hüte dich, sprach er jetzt bedeutungsvoll, daß du dein Versprechen nicht noch einmal brichst!

Bei

Bei diesen Worten führte er mich die langen schaurigen Gänge zurück, schloß die Thüren wieder auf und zu, und nachdem wir eine Menge Stufen hinaufgestiegen waren, kamen wir ans Licht zurück. Ich athmete von neuem Gottes Himmelsluft, und der Unterschied zwischen den Namen Leonard von Castro und Pierre Bodin, schien mir nichts dagegen zu seyn. Als wir in die obern Klostergänge zurückkamen, hörte ich wieder den Gesang der Mönche, die ihrem Gott dienten. Das kann doch wohl kein Gottesdienst seyn, dachte ich, wenn man mich in ein unterirdisches Gewölbe verschließen will, weil ich mich Leonard von Castro nenne. Sängen sie doch lieber weniger, und ängstigten mich Verlassenen nicht so. Ich schwieg indessen, denn ich fühlte sehr gut, daß ich solche Gedanken nicht dürfte laut werden lassen; auch mein Begleiter schwieg. Wir kamen zu seiner Zelle zurück. Eine Glocke rief auch ihn zum Gottesdienst, und er ließ mich allein.

Jetzt hatte ich einige Augenblicke Muße, über meinen Zustand nachzudenken. Ich war

erst

erſt etwas über zwölf Jahr, aber ich fühlte dennoch ſchon, wohin alles das deute, was mit mir geſchehen war, und warum ich nicht Leonard von Caſtro ſeyn ſollte. Ich war von Kindheit auf an Strenge und Mißhandlung gewöhnt, aber gegen die letzten Grauſamkeiten empörte ſich mein Herz im innerſten. Unwillkührlich trat ich ans Fenſter. Es war im zweiten Stockwerk, und ging in einen Garten, hatte aber keine eiſerne Gitter. Ich maß die Höhe mit den Augen, und fand, daß ſie für einen Sprung zu beträchtlich ſei. Auch war der Garten mit einer Mauer umgeben, und jenſeits deſſelben lag wieder ein Garten, der ebenfalls eine Mauer hatte. Dieſe Erſcheinungen waren mir ſehr zuwider, obwohl ich mir nicht recht hell bewußt war, warum?

Ich ging zu der Thür der Zelle, und fand ſie offen. Sie führte in einen langen Gang. An einem Ende deſſelben verſchloß ihn die Mauer, an dem andern Ende ſah ich eine Thür. Ich ging leiſe auf dieſelbe zu; aber der leiſeſte Fußtritt hallte in dieſen gewölbten Gängen wieder.

Sie

Sie war verſchloſſen. Die Fenſter in dieſem Gange öffneten ſich gegen den inwendigen Hof. Ich ſah mit Grauſen gegen mir über den Eingang zu den unterirdiſchen Behauſungen des Kloſters, und wandte mich eilend weg. Eine Menge Thüren von Zimmern ſtießen noch auf dieſen Gang, aber ſie waren alle verſchloſſen, bis auf einige öde Gemächer. An den Wänden hingen alte Gemählde, welche die Martern der Heiligen vorſtellten. Unter dieſen ſah ich eins, wie ein Knabe mit entblößten Schultern kniete, und den Todesſtreich erwartete. Seine Augen waren voll unbeſchreiblicher Andacht und Hingebung gen Himmel gerichtet. Neben ihm ſtand ein Engel mit einer Schale, ſein Blut aufzufangen, und über ihm ſchwebten andere Engel mit Kränzen. Ich konnte mich nicht von dieſem Gemählde losreißen, und kniete endlich wie dieſer Knabe hin. Laß mich, wie er, ſterben, betete ich, und ruhig, wie er, im Tode ſeyn! Aber bald, bald! Ich weinte vor Rührung, und war ſo in das Anſchauen des Gemäldes vertieft, daß ich den rückkehrenden Pater nicht bemerkte. Ich fuhr erſchrocken in die Höhe,

als ich ihn erblickte. Er sah mich etwas verwundert an, dann wieder auf das Gemählde, als wollte er jenen Knaben mit mir vergleichen. Endlich sagte er, wie es mir schien, mit milderer Stimme; geh in die Zelle und iß, ich habe dir Speise mitgebracht. Er setzte sie auf den Tisch, und einen Becher Wein dabei.

Eine tiefe Rührung beruhigt zugleich. Das Gemählde hatte mir eine gewisse sanfte Stille in die Seele gegossen, und ich aß ohne Unruhe. Die Stärkung war meinem Körper äußerst nothwendig, denn ich fühlte mich durch die viele erduldete Angst sehr ermattet. Der Mönch blieb in der Zelle, und las in einem Buche; ich wagte es nicht, zu reden. Nachdem ich gegessen hatte, sagte er zu mir: Pierre Bodin, du wirst mit deinem Klosternamen Placidus heißen, und das heilige Kloster hat beschlossen, dich bei reiferm Alter zu einem Mitgliede aufzunehmen. Ich unterstand mich nicht, Einwendungen dagegen zu machen, obwohl mein Herz und Verstand viel dagegen einzuwenden hatte. Gewöhne

dich

dich also, fuhr er fort, an die Einsamkeit! Hier sind Bücher, womit du dich beschäftigen kannst. Er zeigte bei diesen Worten auf einen kleinen Bücherschrank, worin alte Quartanten standen. Bald nachher rief ihn die Glocke zu dem Gottesdienst, und ich blieb wieder allein.

Die Bücher bestanden aus Legenden der Heiligen, und Erbauungsschriften, und die Einsamkeit lehrte mich, Geschmack daran finden. Ich hatte zu meinem ganzen Bezirk nichts, als die Zelle, und den langen Gang vor derselben; ich war also ein Gefangener. Wodurch habe ich dies verdient, rief ich mit Händeringen; aber wie oft haben die armen Sterblichen Gelegenheit, diese Frage zu thun!

Ich schlief bei dem Mönch in der Zelle, und das tiefste Schweigen herrschte fast beständig um uns. Er brachte mir meine Nahrung, und schien übrigens wenig Acht auf mich zu haben. Er war, wie ich nachher erfuhr, der Pater regens, und hieß Aloysius. Meine Zeit verfloß jetzt mit Schreiben, Lesen,

und Spatzierengehen in dem langen Gange vor der Zelle, wo ich mich an den Gemählden ergötzte, und vorzüglich an dem Knaben, der kniend den Todesstreich erwartete. Ich war meistens allein, und sah meinen Stubengefährten nur wenige Stunden des Tages. Einst wagte ich, ihn zu fragen, warum ich so eingezogen gehalten würde, und an den Spatziergängen der Klosterbrüder keinen Theil nähme? Damit du dich, war die Antwort, allmählich an die Einsamkeit, und an das klösterliche Leben, zu welchem du bestimmt bist, gewöhnen kannst. Ich unterstand mich nicht, weiter zu fragen, mit welchem Rechte ich zu diesem Stande bestimmt würde, und schwieg; aber mein Herz fühlte den Zwang und das Unrecht tief, das mir angethan ward.

Nachdem ich einige Wochen in meiner neuen Lage zugebracht, und beinahe nie ein Einsiedler gelebt hatte, kamen zu Zeiten einige andere Mönche zu mir, und redeten sehr vertraulich mit mir. Sie nannten mich alle Placidus, aber fragten auch zugleich, wie ich

denn

denn eigentlich hieße? Das Messer, das ich in dem Koffer des Verbrechers gesehen hatte, und das unterirdische Gewölbe, das mir der Pater Aloysius mit einer so furchtbaren Drohung gezeigt hatte, schwebte mir vor Augen, und ich sagte ganz unbefangen: Pierre Bodin. Mein trübes Leiden hatte meinen Geist frühzeitig gebildet, und es entwickelten sich mancherlei Pläne in meiner Seele, zu deren Ausführung ich jetzt schon den Grund zu legen suchte. Das nothwendigste schien mir, das gänzliche Vertrauen meiner Aufseher zu gewinnen, und ihnen jeden Verdacht zu rauben, als wenn ich mit meinem Schicksal unzufrieden wäre. Ich verbarg deshalb meinen Kummer, und wenn ich Thränen vergoß, so geschah es im Stillen.

Es waren noch einige Wochen verflossen, als der Pater Aloysius mir eines Mittags sagte, ich könnte mit ihm gehen. Er führte mich in ein Eßzimmer, worin mehrere junge Mönche und auch Novizen speisten. Ich aß mit ihnen, und von dieser Zeit an erhielt ich etwas mehr Freiheit; ich nahm an den Spa-

hiergängen Theil, und wohnte dem Gottesdienst mit bei. Auch bekam ich nach einiger Zeit die Erlaubniß, in die Bibliothek des Klosters zu gehen, und die Bücher derselben zu nutzen. Fremden Unterricht erhielt ich übrigens nicht, außer im Singen, und als ich einige Fortschritte darin gemacht hatte, mußte ich bei Musiken in den Kirchen singen. Ich wurde mit mehreren Mönchen bekannt, und mein Leben floß erträglich dahin; aber unaufhörlich begleitete mich der Gedanke, daß ich zu diesem Schicksal nicht bestimmt sei.

Einige Jahre vergingen in diesem Zustande, und ich hatte noch keine Gelegenheit gefunden, einen von meinen Anschlägen auszuführen; denn noch immer wachte man mit strenger Aufsicht über mich, obwohl ich jeden Schein einer Unzufriedenheit vermied. Die Grausamkeit, die man an mir begieng, war zu groß, als daß man ganz ruhig hätte seyn können.

Eines Tages, als ich in das Speisezimmer kam, sah ich einen fremden Mönch mit einer sehr bleichen, abgehärmten Gestalt, der

mir

mir äußerſt bekannt ſchien, und deſſen Anblick, trotz ſeiner Todtenbläſſe, eine freudige Empfindung in mir erweckte. Ich trat heran zu ihm, und erkannte meinen einzigen Freund, meinen innigſtgeliebten Serenus. Indem ich ihm um den Hals fallen wollte, trat er zurück, und gab mir einen ängſtlichen Wink, daß ich mich nicht verrathen mögte; ich verſtand ihn, und blieb in der Entfernung, ſo ſchmerzhaft es mir auch war, meinen ſo langentbehrten Freund nicht zu umarmen. Er aß mit im Speiſezimmer, und ich vermogte kaum, meine Augen von ihm zu wenden; er hingegen ſchien mich nicht zu bemerken. Seine Bläſſe, und ſein matter Blick rührten mich faſt zu Thränen.

Nach Tiſche nahm er Theil an dem gewöhnlichen Spaziergange. Nachdem wir eine Zeitlang vergebens uns bemüht hatten, ohne Zeugen mit einander zu reden, glückte es uns. Sobald wir von den andern ſo weit entfernt waren, um nicht gehört zu werden, ſagte er mit leiſer Stimme: ich werde nicht lange mehr über der Erde wandeln, denn eine unheilbare Krankheit wütet in meinem Innern.

Aber

Aber vor meinem Tode sehnte ich mich herzlich, noch einmal mit dir zu reden; denn ich habe noch ein Geheimniß auf dem Herzen, das ich nicht gerne mit ins Grab nehmen möchte. Ich habe dem Orden Gehorsam und Verschwiegenheit gelobt, aber am Rande der Ewigkeit lösen sich diese Siegel, und das Gefühl, was man Gott und seinem Gewissen schuldig sey, fodert seine Rechte.

Daß du Leonard von Castro bist, darf ich dir nicht sagen; auch weißt du, wie man dich zur Verleugnung dieses Namens gebracht hat. Aber vernimm jetzt die nähern Quellen deiner Verstoßung ins Kloster. Dein Vormund, welcher der vertrauteste Freund unsers Prälaten ist, strebte nach dem unermeßlichen Vermögen, das deine Eltern dir hinterlassen haben, und versprach dem Kloster den vierten Theil desselben, wenn man es so einrichten könnte, daß es ihm zufiele. Der Gewinn war höchst anlockend, und du weißt, auf welche Art man deinen Tod zu befördern gesucht hat.

Aber um Gotteswillen, rief ich, wie können Menschen, die vor andern fromm

seyn

seyn wollen, so grausam handeln, einen Unschuldigen aufzuopfern?

Zur größern Ehre Gottes, sagte Ferenus etwas bitter; durch deinen Tod, oder durch deine Aufnahme in den Orden, wären die Einkünfte des Klosters um ein Drittes vermehrt worden, und deshalb hielt man jedes Mittel dazu für erlaubt. Denn der Einzelne darf um des Ganzen willen aufgeopfert werden. Aber höre weiter. Dein Tod erfolgte nicht, und der Prälat erfand mit deinem Vormund ein Mittel, dich lebendig todt zu machen. Als Pierre Bodin, der Knabe, der meiner Aufsicht anvertraut war, starb, und ich es dem Prälaten meldete, erhielt ich den Befehl, diesen Todesfall geheim zu halten, und gleich darauf hatte dein Vormund eine lange Unterredung mit dem Prälaten. Dieser ließ mich hierauf rufen, und sagte mir, das Wohl des Klosters erheische es, daß Leonard von Castro als todt angegeben, und unter dem Namen Pierre Bodin in ein anderes Kloster gebracht würde. Er foderte das strengste Geheimniß in dieser Sache, und setzte einige Wor-

Worte hinzu, die auf ewigen Kerker deuteten, wenn das geringste davon ruchbar würde. Gelübde und Eid, verpflichteten mich vorher schon zum Geheimniß, und ich schwieg, denn ich konnte dich nicht retten. Es wurden alle Anstalten zu deiner scheinbaren Beerdigung gemacht, und dein Vormund wohnte dem Leichenbegängniß bei, als Pierre Bodin statt deiner begraben wurde. Die Zeugnisse von deinem Tode wurden ausgefertigt und man strich dich aus der Liste der Lebendigen aus. Es ist ja vollkommen gleich, sagte der Prälat, ob er unter diesem oder jenem Namen im Kloster lebt. Der Himmel fragt nicht nach dem Namen.

Du wurdest im Stillen dem Pater Norbertus übergeben, um dich in ein entferntes Kloster zu bringen, und man ist jetzt sicher über deine Verborgenheit. Es sind mehrere Jahre verflossen, und dich kennt niemand in der Welt — — —

Serenus wollte weiter reden, aber einige herankommende Mönche störten ihn. Erst nach einer geraumen Weile fügte es sich, daß

wir

wir allein hinter ein Gebüsch schlüpfen konnten. Hier war es, wo ich zum ersten Mal meinen innig geliebten Serenus wieder ans Herz drückte. Ich konnte vor Wehmuth nicht reden, und auch er hielt mich stumm umschlungen. Endlich sagte er: laß uns die Augenblicke nicht verschwenden, wir sehen uns nicht wieder, denn ich fühle, daß der Tod mich bald abrufen wird. Ich habe dann ausgelitten.

Er weinte, indem er dies sagte, und meine Thränen stürzten häufig um die seinigen. Allmählich faßte er sich wieder, und fuhr fort: Du hast keine Beweise für deine Geburt, und ich kenne die Mittel nicht, wodurch du als rechtmäßiger Erbe deiner Eltern auftreten kannst; aber ich vermogte es dennoch nicht über mich, das Geheimniß mit ins Grab zu nehmen. Was die Gegenwart nicht hat, kann die Zukunft darbieten. Nur bitte ich dich, um des Glück deines Lebens willen, sei vorsichtig! Deine ewige Einkerkerung ist nichts, wenn die Bereicherung oder die Sicherheit des Klosters damit in Vergleichung kömmt. Jetzt ist es zum lezten Mal, daß ich dir einen Rath ge-

geben kann, denn du wirst es wohl in meinem Antlitz lesen, daß ich bald von den Leiden hienieden befreit seyn werde.

Ich vergaß meinen eignen Kummer, und dachte nur an das Schicksal meines geliebten Serenus. Aber was ist denn Schuld an dieser blassen Wange, und an dieser Krankheit in so trüben Jahren? rief ich. Unglückliche Liebe, und ein gezwungenes Klosterleben, sagte er. Ich war in deinem Alter . . .

Das Herbeikommen einiger Mönche hinderte ihn, weiter zu erzählen. Wir fanden keinen Augenblick mehr, allein zu reden, und die Stunde des Spazierengehens endigte sich. Ich konnte nur durch einen geheimen Händedruck, und durch einen sehnlichen Blick Abschied von ihm nehmen. Es war der letzte den ich auf ihn warf; denn ich habe den einzigen Freund meines Lebens nie wiedergesehen.

Von dem, was er mir erzählte, hatte ich den größten Theil schon errathen, aber die Gewißheit, daß ich recht absichtlich von den Menschen ausgeschlossen sei, der völlige Zusam-

men-

merhang einer so schändlichen Verrätherei, empörte mein Herz so heftig, wie es sich noch nie empört hatte. Schrecklicher Vormund, rief ich, war es dir nicht genug, mein Erbe an dich zu reißen, soll ich auch im Kloster, oder in einem unterirdischen Kerker mein Leben verschmachten!

Von diesem Augenblick an, hatte ich fast keinen andern Gedanken, als wie ich mich von dieser Lebensweise befreien, und die Ansprüche auf mein Vermögen gültig machen wollte. Ich war sechzehn Jahr alt, und überdachte meine Entwürfe mit dem ganzen Feuer eines bis auf den Tod gekränkten Jünglings. Zum Glück hatte ich die Gefahr gesehen, welche mir drohte wenn ich mich verriethe, und diese gab meinem Feuer die nöthige Mäßigung. Indessen entstand jetzt eine Empfindung in mir, welche den Wunsch, die Lage meines Lebens zu verändern, bis auf den höchsten Grad brachte. Was alle Sterbliche zu treffen pflegt, traf auch mich. In einer Kirche, wo ich oft des Sonntags zu singen pflegte, war neben der Orgel ein Chor, worin ein Landedelmann, der

der in der Nähe des Kloſters ein Gut beſaß, mit ſeiner Familie ſeinen Sitz hatte. Dieſer Edelmann brachte zu Zeiten eine Tochter mit in die Kirche, von welcher ich meine Augen faſt nicht wegwenden konnte. Nie ſang ich mit gröſſerer Anſtrengung, als wenn ſie zugegen war, nie dachte ich mehr durch meine Stimme zu gefallen, als wenn ſie darauf horchte. Ich wußte mir dieſe Erſcheinung nicht zu erklären, aber meine Blicke forſchten unaufhörlich, was ihr wohl gefallen mögte? Die Sprache mit der Zunge müſſen die Menſchen allmählich, und von andern lernen, aber die Sprache mit den Augen lernen wir von uns ſelbſt, und ſie kann ſo deutlich ſeyn, wie jene.

Die Tochter des Edelmanns erwiederte meine Blicke, und wir ſagten uns, daß wir uns gefielen. Ein ſanftes Niederſchlagen der Augen, ein Wiederaufſchauen, ein forſchendes Hinüberblicken zu mir, und tauſend andere Bewegungen ſagten mir, was ich ſo ſehnlich zu wiſſen ſtrebte. Aber noch immer wußte ich nicht, daß es Liebe ſei, was ſich in mir regte, obwohl es mich wunderte, daß zu dem Gedan-

danken an Veränderung meines Schicksals sich immer der Gedanke an die Tochter des Edelmanns geselle.

Einst erschien sie mehrere Wochen hintereinander nicht in der Kirche, und die Unruhe, die ich darüber empfand, klärte mir endlich das Geheimniß auf. Ich verglich, was ich über die Liebe gelesen hatte, und merkte nun, daß es nichts anders sei, was ich empfände. O Gott, rief ich, was kann mir schrecklichers in einem Kloster widerfahren, als zu lieben! Diese klagenden Worte rief ich aus, so lange ich meine Geliebte nicht sah, und um ihr Schicksal bekümmert war. Sobald ich sie wieder erblickte, schien mir die Liebe auch im Kloster nicht schrecklich zu seyn. Das Mädchen war blaß, als sie zum ersten Mal wieder in die Kirche kam, aber ihre Schönheit litt nicht darunter.

Ich fühlte nun einen unbeschreiblichen Drang, zu wissen, ob sie mich wieder liebte. Aber wie sollte ich mit ihr reden, wie ihr schreiben? Ich war fast unaufhörlich im Kloster verschlossen, und sah sie nie anders, als in

der

der Kirche. Die Liebe gab mir ein Mittel ein, meinen Wunsch zu erfüllen. Ich nahm am nächsten Sonntage ein Stück rothes Papier mit auf die Orgel, und hielt es in der Hand, so daß sie es nothwendig bemerken mußte. Auf dies Papier schrieb ich folgende Worte:

„Der Sänger, dessen Auge sich un-
„aufhörlich auf den liebenswürdigen
„Gegenstand zu seiner Rechten lenkt,
„sehnt sich, zu erfahren, ob seine Bli-
„cke demselben nicht zuwider sind, und
„ob er noch ferner wagen darf, durch
„sie die Sprache seines Herzens zu
„reden."

Diesen Zettel steckte ich das nächste Mal da ich sie in der Kirche erwarten konnte, in eine kleine Spalte auf ihrem Chor, die ich von der Orgel aus erreichen konnte, und zwar so, daß das rothe Papier etwas hervorschimmerte. Ich hatte nicht gewagt, meinen Namen zu unterschreiben, aus Furcht, daß der Zettel einem andern in die Hände fallen mögte.

Sie erschien, und meine Blicke waren heute beredter, wie je; aber womit sollte ich ihr

ihr andeuten, daß auf ihrem Chor etwas von mir verborgen sei? Ich verlor sie fast mit meinen Augen nicht, und die Hälfte der Messe mogte ohngefähr vorüber seyn, als es mir schien, sie hätte das Papier bemerkt. Eine sanfte Röthe, die sie überlief, und eine gewisse Unruhe in ihren Bewegungen bestätigte mich in meiner Vermuthung. Sie blieb überdies heute länger in der Kirche, als gewöhnlich, und betete noch, als ich mich schon mit meinen Genossen entfernen mußte. Ich sah nicht, daß sie das Papier zu sich nahm, aber ich war gewiß, daß sie es thun würde, sobald es unbemerkt geschehen könnte.

Nie hatte eine Woche mir so lange gedauert, als die folgende. Ich konnte den Sonntag nicht erwarten, und eilte am Morgen desselben in die Kirche, sobald ich es, ohne Verdacht zu erwecken thun konnte. Mit einem freudigen Schreck sah ich an der Stelle, wo das rothe Papier gesteckt hatte, ein weißes. Ich kann die ängstliche Begierde nicht darstellen, mit welcher ich es ergriff. Es war mit einer Bleifeder beschrieben, und ich las folgende Worte:

„Die

„Die Stimme des Sängers gefällt „mir, aber ob seine Blicke, und die „Sprache seines Herzens mir gefallen, „das erlauben die Umstände nicht zu er„klären. Eine große Kluft trennt mich „in mehrern Rücksichten von ihm, und „gebietet mir, alles zu unterdrücken, „was in mir für ihn sprechen sollte.

So verneinend auch diese Schrift lautete, so viel Hoffnung erweckte sie in mir; ich glaubte deutlich darin zu bemerken, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, und daß sie nur das Geständniß davon nicht wage. Und warum wagte sie es nicht? Weil sie nicht wußte, wer ich sei, weil sie mich zum Kloster bestimmt, und ihren Stand weit von dem meinigen entfernt glaubte. Sie durfte, sie konnte sich nicht erklären, und wenn sie die heftigste Leidenschaft für mich empfunden hätte.

Ich empfand nun eine große Sehnsucht, mit ihr zu reden, und sann Tag und Nacht darauf, wie ich dies möglich machen könnte. Unterdessen schrieb ich folgende Worte, und steckte sie an den bestimmten Ort:

„Kei-

„Keine Kluft trennt uns, Gebiete-
„rin meines Herzens! Wenn mein
„sehnlicher Wunsch in Erfüllung ginge,
„nur wenige Augenblicke mit Ihnen zu
„reden, so könnte ich Ihnen ein Schick-
„sal enthüllen, das Ihr Erstaunen, und
„Ihre Theilnahme erregen würde. Ich
„beschwöre Sie, wenn es Ihnen mög-
„lich ist, ein Mittel dazu zu ersinnen,
„so wie ich von meiner Seite Tag und
„Nacht darauf denken werde, meinen
„Wunsch zu erreichen.“

Ich hatte würklich jetzt keinen andern Gedanken, als den lange angelegten Plan seiner Endschaft näher zu bringen. Ich ließ kein Mittel unversucht, meine Aufseher sicher zu machen, indem ich eine vollkommne Zufriedenheit mit meinem Zustand an den Tag legte, und sogar ein Verlangen äußerte, bald in den Orden aufgenommen zu werden; aber dies wurde mir bis zu reifern Jahren abgeschlagen, wie ich es vorher vermuthen konnte.

Die erste Folge meiner anscheinenden Zufriedenheit war, daß ich mehr Freiheit erhielt, und ich durfte selbst außerhalb der Clausur allein herumgehen. Hierauf baute ich meinen ganzen Anschlag; aber das nähere davon konnte ich noch immer nicht bestimmen, ob mir gleich der Weg zur Flucht offen stand. Mein Schicksal war verwickelter geworden, seitdem die Liebe sich darein mischte; sie hielt mich im Kloster zurück, sie beschäftigte mein Gedankensystem mindestens in demselben Grade, wie mein ganzes übriges Schicksal.

Am folgenden Sonntage fand ich einen neuen Zettel mit den Worten:

„Ich wage kein Bedenken, mit ei-
„nem meiner Mitbrüder zu reden, des-
„sen Schicksal so viel außerordentliches
„zu haben scheint; aber ich finde kein
„Mittel dazu, und kann bloß die Worte
„hinzufügen, daß ich zu Zeiten mit
„meinem Vater in dem öffentlichen Gar-
„ten bin, der dem Kloster gehört.

Ich

Ich war vor Freuden außer mir über diese Nachricht. Es lag nemlich dieser Garten außerhalb der Clausur des Klosters, und ward zu einem Belustigungsort für Fremde verwaltet, die sich zum Spiel und zum Spazierengehen hier einfanden. Ich hatte schon einige Mal die Erlaubniß gehabt, in demselben herumzugehen, und ersann jetzt [illegible], wodurch ich mir öfter diese Freiheit verschaffen könnte. Von den Mönchen nemlich, hatte jeder in einem andern Garten [illegible] Land, das er selbst zum Zeitvertreib bearbeitete, und ich äußerte jetzt ein großes Verlangen, ebenfalls ein solches Stück Land zu besitzen. Die Antwort fiel aus, wie ich es vorher vermuthet hatte, daß in dem Garten der Klöster kein Platz mehr übrig sei. Ich sagte also, daß in dem großen Garten [illegible] Winkel wäre, und bat um die Erlaubniß, denselben zu bearbeiten. Da ich von meinen Knabenjahren an, nach jener fürchterlichen Scene, in den unterirdischen Gängen des Klosters, nicht die geringste Gelegenheit zum Mißtrauen gegeben hatte, so verursachte es keine sonderliche Schwierigkeiten, meine Bitte gewährt

zu sehen. Die Sache schien so unschuldig, und stimmte so genau mit den Gewohnheiten des Klosters überein, daß man auf keine Weise etwas Bedenkliches dabei fand. Doch schärfte man mir sorgfältig ein, mich mit den Gästen nicht einzulassen, und wies mir eine kleine Nebenthür an, wodurch ich unbemerkt in den Garten aus- und eingehen konnte. Ich würde meinen Zweck nicht so leicht erlangt haben, wenn die Umstände denselben nicht begünstigt hätten; der Pater Aloysius nemlich war gestorben, und von den übrigen mogte niemand mein Schicksal genau kennen, mogte niemand wissen, was mir im Walde, und in den Grüften des Klosters widerfuhr.

Ich unterließ nicht, meiner unbekannten Geliebten sogleich Nachricht von meinem Glück zu geben, und bat sie zu gleicher Zeit inständigst, es vollkommen zu machen, und mir ihre Gegenwart in dem Garten zu gönnen. Es ist leicht zu errathen, daß ich von jetzt an so viel Zeit in demselben zubrachte, als ich irgend ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wagen durfte. Endlich erschien der Tag, an welchem

ich

ich die erste, und einzige Geliebte meines Herzens sehen sollte. Es war an einem Sonntage, als ich wußte, daß sie in dem Garten war, und mit Schmerzen in einem Winkel ihrer harrte. Sie kam leise durch einen Seitenweg daher, und ich befand mich zum ersten Mal in meinem Leben allein mit einem Mädchen. Wir sahen uns beide an, ohne zu reden; aber um so gedrängter war mein Gefühl. Sie ist es, sie ist für dein Herz geschaffen, sie allein kann dich glücklich machen, war's, was es mir sagte, und noch unendlich mehr. Ob sie etwas ähnliches fühlte, weiß ich nicht, aber ihr flammendes Auge, und die schnelle Röthe, die ihre Wange überzog, sagte mir wenigstens, daß ihr Herz nicht in Ruhe sei.

Sie brach endlich die Stille, und sagte: es ist Unbescheidenheit von mir, daß ich Sie hier in Ihren Arbeiten störe.

Ihre holde Stimme gab mir die Sprache wieder, und ich antwortete mit Feuer: nie in meinem Leben habe ich eine Störung sehnlicher erwartet. Ich hoffe von ihr das Glück meines Lebens, und Befreiung aus einem qualvollen Zustande. Ich

Ich trage gern zu dem Glück meiner Nebenmenschen bei, sagte sie jetzt mit einiger Zurückhaltung, aber ich wüßte nicht, wie ich durch eine Unterredung mit Ihnen auf Ihr Schicksal Einfluß haben könnte.

Ich fühlte, daß ich gleich anfangs zu weit in meinen Aeußerungen gegangen sei; ihre so vorsichtige Antwort lehrte mich dies. Aber die Lücke gab es nicht zu, alle meine Schritte sorgfältig zu prüfen, wie ich bis jetzt gethan hatte, und ich rief mit halber Begeisterung: wenn sie mein Schicksal kennten, wenn Sie wüßten, wer ich wäre, und wie ich in meine jetzige Lage gekommen bin, Ihr ganzes Herz würde zur Theilnahme bewegt werden.

Sie scheinen viel Unglück erduldet zu haben, wenn ich aus Ihren schmerzhaften Aeußerungen schließen darf, sagte sie forschend.

Vieles, vieles, rief ich; von meinen zartesten Jahren an bin ich unglücklich gewesen, und erst seitdem ich Sie kenne, wage ich, zu hoffen, daß für mich noch Glück auf der Erde vorhanden sei.

Lassen Sie das jetzt, sagte sie mit sanfter Stimme, und theilen Sie mir lieber mit, auf welche Art ich Ihnen in Ihrer jetzigen Lage nützlich seyn kann. Mein Herz hat sich immer zu den Unglücklichen geneigt.

Ich befand mich in einem Rausch während ich mit ihr sprach. Es war das erste Mal, daß ich ein schönes Mädchen in der Nähe sah, und dies Mädchen war die Geliebte meines Herzens. Wie hätte Zurückhaltung, wie hätte Vorsicht in meiner Unterhaltung statt finden können? Ich vertraute ihr meinen wahren Namen, ich erzählte ihr mein ganzes Schicksal von den Zeiten an, wo ich mich meiner zuerst bewußt war. Mein Herz glich einem angeschwollenen Strom, der den ersten Ausbruch sich bahnt.

Es ist leicht einzusehen, daß sie nicht kaltsinnig bei meiner Erzählung blieb. Meine Schicksale waren von so seltsamer Art, daß auch ein unheilnehmendes Herz dadurch würde bewegt worden seyn; und dies empfindende Mädchen schien außerdem schon an meiner Lage Theil zu nehmen. Sie gerieth bald in Er-

Erſtaunen, bald in ſichtbare Rührung bei meiner Geſchichte. Ihre Fragen dazwiſchen, und meine gegenſeitigen Erläuterungen führten uns allmählich näher, und es war noch keine halbe Stunde verfloſſen, als ſich eine gewiſſe Vertraulichkeit unter uns verbreitete, die nur unter übereinſtimmenden Seelen ſtatt finden kann. Sie ſagte es mir nicht mit Worten, daß ſie mich liebe, aber ihre herzliche Theilnahme, ihre Beſorgniſſe, ihre Wünſche, mich glücklich zu ſehen, ſagten mir es. Sie kannte meinen Geſchlechtsnamen, und hatte von meinem Vormund Herbert von Caſtro gehört, der in Paris eine glänzende Rolle ſpielte. Ueber Ihrem Haupt ſchwebt eine drohende Gefahr, ſagte ſie; ſeyn Sie um Gottes willen vorſichtig in ihren Plänen denn nichts kann Sie vor der Rache des Kloſters ſchützen, wenn Sie ihr innerhalb den Mauern deſſelben in die Hände fallen.

Wir mußten uns jetzt trennen, wenn wir keine Aufmerkſamkeit erregen wollten, aber ſie verſprach mir, ſobald es ihr möglich wäre, wieder in dem Garten zu erſcheinen, und ſagte beim

beim Abſchiede, ſie würde über meinen Zuſtand nachdenken, und Mittel zu meiner Rettung finden.

Ich drückte ihre Hand feſt an meine Lippen, und ſie ließ es: ich ſah ſie mit einem unbeſchreiblich ſchmachtenden Blick an, und ſie ſchlug ohne Unwillen ihre Augen nieder. Endlich machte ſie ſich los, und eilte ſchnell fort. Ich blieb wie ein Träumender zurück, und arbeitete in meinem Garten noch einige Zeit gedankenlos fort; dann ſchlich ich mit Empfindungen, die mir neu waren, in meine Zelle zurück. Mein Blut rollte heiß durch die Adern; aber ich fühlte mich nicht unruhig. Es war ein neues Leben, das Umlauf in mir hatte.

Ich empfand, daß es höchſt unvorſichtig geweſen ſei, einer Fremden, die ich zum erſten Mal ſprach, mein Schickſal anzuvertrauen; aber ich konnte mich darüber nicht tadeln: dieſe Fremde ſchien mir ein Engel Gottes zu ſeyn, der herabgeflogen war, mein Loos zu mildern. In meine Liebe zu ihr miſchte ſich jetzt Bewunderung. Ich hatte ſo außer-

or-

ordentlich viel Feinheit, Vorsicht, und weise Mäßigung in ihrem Betragen bemerkt, daß ich mir selbst dagegen ein ungebildeter Knabe zu seyn schien. Aber um so mehr Zuversicht fühlte ich, daß sie meine Entdeckungen nicht zu meinem Nachtheil gebrauchen würde.

Nachdem ich mehrere Mal mit großer Sehnsucht im Garten auf sie geharrt hatte, erschien sie endlich wieder. Es war an dem folgenden Mittewoch. Mein kleines Stück Land lag in einem unbemerkten Winkel des Gartens, und es verlohr sich selten einer von den Gästen hieher; die Mönche aber konnten gar nicht denselben betreten, weil er außerhalb der Chimur lag. Ich war also mit der Geliebten meines Herzens allein, und konnte in ruhiger Stille mit ihr reden. Aber sie vermied jede Gelegenheit, die zur Vertraulichkeit hätte führen können, und alle ihre Gespräche zweckten dahin, sich über meine Rettung mit mir zu besprechen. Sie forschte vorzüglich, ob ich Beweise hätte, daß ich Leonard von Castenfels? Ich hatte sie nicht, und meine wenige Bekanntschaft mit der Welt konnte mich nicht lehren, daß sie in meinem Glück

rüh-

nothwendig wären. Sie seufzte, als sie vernahm, daß ich sie nicht besaß, und dieser Seufzer sagte mir mehr, als Worte es hätten thun können, welch einen innigen Antheil sie an meinen Schicksalen nähme. Ich konnte mich länger nicht halten, ich gestand ihr meine Liebe, und drang mit großem Feuer in sie, daß sie mich mit einer ähnlichen Erklärung beglücken mögte. Sie erschrak bei meinem Ungestüm, und antwortete mit vieler Klugheit: es ist noch viel zu überwinden, ehe wir an so etwas denken können. Wenn Sie erst Sicherheit und Ruhe des Lebens, dann das Glück der Liebe!

Ich ließ mich von dieser weisen Erinnerung nicht zurückschrecken, und drang mit feuriger Beredsamkeit von neuem darauf, mir das einzige Glück, das wir in meiner jetzigen Lage werden könnte, nicht zu versagen, und es mir bestimmt zu entdecken, ob ich jenes Glück von ihr erwarten dürfte, denn sonst wäre es auf der Erde für mich nicht zu finden.

Mein feuriger Ungestüm mußte ihr nicht ganz mißfallen, so wenig Bescheidenheit er

auch

auch verrieth, und sie sagte endlich: wenn ich mich außerhalb den Mauern des Klosters befände, und als der Sohn des Marquis Bernard von Castro gerechtfertigt hätte, so zweifelte sie nicht, daß ihr Vater einer anständigen Bewerbung um sie Gehör geben würde. Ich wollte sie voll Entzücken in meine Arme schließen, aber sie wand sich beherzte los, und rief: Sie sind noch Pierre Bodin, und noch lange nicht der Marquis von Castro.

Keinen größeren Sporn hätte es für mich geben können, um dahin zu trachten, nicht mehr Pierre Bodin zu seyn. Bis hieher hatte die Liebe mein ganzes Herz erfüllt, jetzt sann ich Tag und Nacht darauf, dem Ziel näher zu kommen, wodurch ich das Glück derselben genießen könnte. Ich sah kein anderes Mittel, mich meiner jetzigen Lage zu entreißen, als die Flucht. Diese beschloß ich jetzt fest, und sobald als möglich. Ich wollte sodann nach Paris gehen, mich öffentlich für Lernard von Castro erklären, und das Vermögen meiner Eltern zurückfordern. Ich hatte keine schriftliche Beweise für meine Geburt, aber meine Gespielen in dem Kloster, worin

ich

ich zuerst lebte, kannten mich unter dem Namen Leonard von Castro und obgleich sechs Jahr seit meiner Trennung von ihnen verflossen waren, so durfte ich doch hoffen, daß sie mich wieder erkennen würden. Sie wollte ich zu Zeugen auffodern, und hoffte durch die Gerechtigkeit meiner Sache in Kurzem zu siegen.

Um meinen Entwurf auszuführen, brauchte ich etwas, das in bewohnten Gegenden die Menschen zu ihrem Gott erheben: Geld. Dies besaß ich nicht, und wußte es mir auf keine Weise im Kloster zu verschaffen. Ich gestand meiner geliebten Eugenie, so hieß das holde Mädchen, bei der nächsten Zusammenkunft meinen Kummer. Ohne sich lange zu besinnen sagte sie: ich habe mir von Jugend auf einiges Geld von den Geschenken meines Vaters gespahrt: dies will ich Ihnen das nächste Mal bringen. Vielleicht reicht es hin, wenigstens die Ausführung Ihrer Entwürfe zu beginnen.

Das vortrefliche Mädchen hielt was sie versprach. Bei der nächsten Zusammenkunft brach-

brachte sie mir einen Beutel mit einer beträchtlichen Anzahl von Gold und Silberwünzen. Hier ist alles, was ich habe, sagte sie: wenn es dazu dient, Ihre Freiheit, und Ihr Glück wiederherzustellen, so ist mein Geld besser angewandt, als ich es je auf eine andere Art hätte anwenden können.

Es war ein seltsames Gefühl, Geld von derjenigen zu empfangen, der ich eine Krone hätte anbieten mögen. Ich konnte nichts, als ihre Hand mit einer Thräne küssen, und dabei ausrufen: tausendfach will ich Ihnen vergelten, wenn das Schicksal mich begünstigt! Sie brachte mir zugleich die Botschaft, daß ihr Vater gewöhnlich den Winter in Paris zubringe, und daß er höchst wahrscheinlich auch den künftigen Winter dort zubringen werde. Sie rieth mir zu gleicher Zeit, meine Sache in diesem Zeitpunkt zu führen, weil sie vielleicht ihren Vater bewegen könnte, für mich zu wirken. Wir verabredeten noch das Nothwendige, und nahmen einen langen Abschied; denn es war heute das letzte Mal, daß wir vor meiner Flucht uns sahen. Wenn sie schon hinwegeilen wollte, so bat ich immer noch um

Au-

Augenblicke, und sie gewährte sie mir. Sie mischte ihre Thränen in die meinigen, sie erlaubte mir, den ersten Kuß auf ihre Lippen zu drücken, und gab mir selbst die Freiheit an sie zu schreiben. Endlich schieden wir, und ich blieb in einem Taumel von Schmerz und Freude zurück, von Schmerz, wegen unserer Trennung, von Freude, wegen ihrer Liebe zu mir, die nie so deutlich hervorgeschimmert war, als bei derselben.

Der Abend des folgenden Tages war zu meiner Entweichung bestimmt, und ich machte im Stillen alle Vorbereitungen dazu. Ich hatte beschlossen, zu Fuß nach dem nächsten Städtchen zu gehen, und dort Pferde nach Paris zu nehmen. Ich war von dieser Stadt ohngefehr zwölf Meilen entfernt, und konnte sie den folgenden Tag erreichen. Von dem Boden des Klosters ließ sich das nächste Städtchen entdecken, das ohngefehr vier Meilen entlegen war, und ich stieg sehr oft auf denselben, um mir die Gegend und den Weg genau einzuprägen. Es war die erste Wanderung, die ich machen, der erste Schritt, den ich in die Welt thun wollte. Es dauerte

ward

ward er mir durch die Bosheit der Menschen gemacht!

An dem Tage an dessen Abend ich entfliehen wollte, trug ich ein Päckchen mit Wäsche aus meiner Zelle, um es in meinem kleinen Garten zu verbergen. Der Pater Schaffner, der mir begegnete, fragte mich, wohin ich das Bündel tragen wolle. Ich erschrak heftig, denn ich hatte mich auf keine Antwort bereit gemacht; aber Angst und Nothwendigkeit lehrte mich sie finden. Ich sagte, daß es ein Paquet mit Wäsche sei, welches gereinigt werden sollte. Er sah mich etwas bedenklich an, und ging weiter. Ich suchte meine Fassung zu behalten, und bereitete mich auf eine neue Antwort vor, wenn jemand mein Päckchen untersuchen sollte; aber ich kam ohne weitere Prüfung in dem Garten an. Hier verbarg ich es unter einen Haufen Unkraut.

Meinen Geldbeutel trug ich in der Tasche, und es war nun alles zu meiner kühnen Unternehmung vorbereitet. Mit ängstlichem Verlangen erwartete ich den Abend, und bei der letzten Mahlzeit, die ich im Kloster that,

konn-

konnte ich kaum einige Bissen zu mir nehmen. Man fragte mich, ob ich krank sei, und ich beklagte mich über eine kleine Unpäßlichkeit. Der Pater Schaffner, der heute Abend mit an diesem Tisch speiste, sah mich scharf an, und ich wußte nicht, wohin ich meine Blicke wenden wollte. Wir standen von der Tafel auf, und die Mönche begaben sich in ihre Zellen, denn nach der Regel des Klosters mußten sie alle Abend um acht Uhr sich zum Schlaf niederlegen. Zu meinem Entsetzen schien es mir, als wenn der Pater Schaffner mich beobachtete, und meine Unruhe stieg auf den höchsten Grad. Der Gedanke: wenn ich verrathen wäre, fuhr, wie ein Blitzstrahl durch meine Seele, und ließ mir auch nicht den Trost, an einem andern Abend zu fliehen, wenn es heute nicht anginge.

Ich wollte schon voll Verzweiflung nach meiner Zelle gehen, als der Schaffner zum Prälaten gerufen wurde. Diesen Augenblick nutzte ich, und schlich in meinen Garten. Es dämmerte stark, aber noch war die Dunkelheit nicht groß genug, um meine Flucht zu begünstigen: denn ich mußte über eine hohe Mauer

steigen. In großer Herzensangst ging ich in meinem Winkel auf und nieder. Am Tage hatte ich mir alles zu meiner Flucht ausersehen, einen bequemen Ort der Mauer und die Leiter; am Abend schien mir alles fremd zu seyn. Indessen sah ich die Leiter an einen Baum gelehnt, wie ich sie mir am Tage gemerkt hatte. Es war alles still umher, und ich hörte weiter nichts, als ein entferntes Gebell von Hunden, und das Zirpen der Heuschrecken.

Nach einer Weile verbreitete sich die Dunkelheit überall, und ich begann den ersten Schritt zu meiner Rettung. Ich nahm leise die Leiter, und trug sie an die Mauer. Mein Bündel mit Wäsche hatte ich mir über die Schulter gehangen, damit ich nicht dadurch am Steigen verhindert würde. Ich zitterte am ganzen Leibe, als ich die Stufen hinaufstieg; aber ich kam glücklich auf die Höhe der Mauer an. Hier mußte ich mich einige Augenblicke erholen, denn die Angst ermattete mich sehr, und benahm mir den Athem. Sobald ich mich stark genug fühlte, zog ich die Leiter zu mir hinauf, um sie an der andern Seite wieder herunterzulassen. Es war Gefahr

fahr damit verbunden, und mehr wie einmal sah ich mich im Begriff, das Gleichgewicht zu verlieren, und hinabzustürzen. Endlich stand die Leiter, und ich machte mich fertig, aus dem drohenden Bezirk des Klosters in die Gefilde der Freiheit überzugehen. In diesem Augenblick schien es mir, als hörte ich Stimmen der Mönche durch die Stille der Nacht daherschallen. Ein Grausen überfiel mich, und ich weiß nicht mehr, auf welche Art ich die Leiter betrat. Aber als ich ohngefehr halb heruntergestiegen war, fiel sie mit mir um, und ich stürzte zu Boden. Ich empfand nichts von dem Fall, und raffte mich schnell wieder auf. Ohne es mir bewußt zu seyn, lief ich nach der Gegend, wo der Weg zu der Stadt führte. Ich fand ihn nach einer Weile, und eilte auf demselben fort. Unaufhörlich schien es mir, als vernähme ich Stimmen hinter mir.

Ich mogte ohngefehr eine halbe Stunde gelaufen seyn, als ich ausruhen mußte. Es war alles still umher, und der Mond ging mir gegenüber auf. Ich wollte eben wieder aufstehen, als ich Fußtritte von weitem hörte.

Sie kamen nicht von der Seite des Kloſters, und ich hemmte meine Flucht, die ich eben beginnen wollte, indem ich den Fußtritten entgegen ging. Ich erblickte eine unbekannte Geſtalt, und hörte eine donnernde Stimme fragen: wohin ſo ſpät noch? Ich nannte irgend einen Ort, der in der Nähe war, und der Unbekannte antwortete: da werdet ihr ſchwerlich hinkommen! Wir waren uns jetzt vorübergeeilt, und ich ging haſtig weiter. Alles ſchien mir verdächtig. Ich begann eine drohende Auslegung von den Worten zu machen, die er mir zuletzt zurief, und meine Angſt vermehrte ſich von neuem. Sie trieb mich ſehr ſchnell fort. Nach einer Stunde hörte ich Hunde in der Nähe bellen, und befand mich an einem Dorf. Ich eilte ohne angehalten zu werden hindurch, und ging jenſeits weiter. Der Mond ſchien, und ich konnte die Heerſtraße erkennen, aber da ſich oft der Weg theilte, ſo wußte ich nicht, ob ich mich noch auf der rechten Bahn nach der nächſten Stadt befand. Der Mond und die Sterne waren meine einzigen Wegweiſer.

Ich fühlte mich sehr ermüdet, und mußte oft ausruhen. Nachdem die erste Angst der Flucht überstanden war, begann der Gedanke an meine vortrefliche Eugenie zu erwachen. Er schwebte wie ein leuchtender Stern vor meiner Seele, und gab mir neue Kraft zu meinem Vorhaben. Ich sann jetzt auch nach, unter welchem Namen ich am folgenden Morgen auftreten, und wofür ich mich ausgeben wollte. So floß diese traurige Nacht hin, und der erste Schimmer des Tages zeigte sich in Osten. Als es allmählich heller ward, schaute ich nach der Stadt, die ich erreichen wollte, umher, aber vergebens; ich mußte irre gegangen seyn, denn ich sah nichts, als die Spitzen von Dorfkirchen.

Ich ging auf diejenige zu, die vor mir lag, und erreichte das Dorf, nachdem die Sonne aufgegangen war. Die Hirten trieben eben ihre Heerden aus, und ich hörte von ihnen, daß die Stadt, welche ich suchte, noch zwei Meilen entfernt wäre; ich hatte meinen Weg seitwärts von derselben genommen, und sie lag nicht mehr auf dem geraden Wege nach Paris.

Mei-

Meine Müdigkeit erlaubte mir nicht, weiter zu gehen, und ich kehrte in das Wirthshaus des Dorfs ein. Auf die Frage, wo ich herkäme, und wohin ich gedächte, antwortete ich, daß ich ein Studirender sei, der seine Eltern besucht habe, und jetzt auf die Universität nach Paris zurückkehren wolle. Zugleich forschte ich bei dem Wirthe ab, ob ich einen Wagen bekommen könnte, der mich dahin führte. Er sann einige Zeit nach, und setzte dann einen gewissen Preis, um welchen er es thun wollte. Der Preis war hoch, aber ich gestand ihm denselben mit tausend Freuden zu. Sogleich rief er seine Knechte, und gab Befehl, die Pferde und den Wagen bereit zu halten. Der Eigennutz dieses Bauers gereichte mir zu einem erfreulichem Troste.

Nach einer Stunde, in welcher ich mich durch etwas Speise erfrischt hatte, war alles bereit, und sobald ich die Hälfte des Ausbedungenen vorher bezahlt hatte konnte ich meine Reise antreten. Die Pferde liefen rasch, und mein Sitz war bequem. Als ich an diesem angenehmen und warmen Herbstmorgen durch die Gefilde dahin fuhr, und immer

neue

neue Gegenstände sich meinen Blicken darstellten, hatte ich zum ersten Mal das Gefühl der Freyheit, das sich ausserhalb den Klostermauern darbietet, und es erwachte mit solcher Stärke in mir, daß alles Ungemach, was ich bisher erduldete, ins Dunkel zu stehen kam. Ich überließ mich ganz den freudigen Empfindungen, welche der Anblick der Natur hervorbringt, und zugleich schwebte die schöne Eugenia vor meinen Augen. Ich fühlte, daß es himmlische Freuden auf der Erde geben könne, wenn die Menschen nicht selbst ihr Glück untereinander zertrümmerten.

Wir konnten an dem heutigen Tage Paris nicht erreichen, und übernachteten in einem Marktflecken. Die freundliche Aufnahme, die ich in dem Wirthshause fand, die Aufwartung und Bequemlichkeit, alles dieß war mir fremd und neu, denn ich hatte mir bei den Reisen nur Beschwerde und Mühseligkeit gedacht. Am andern Morgen reiste ich gesund, und mit ziemlich leichtem Herzen weiter. Gegen Abend kamen wir in Paris an.

Ich stieg in der Vorstadt ab, bezahlte meinen Fuhrmann, und nahm mein kleines Pa-

Paket mit Wäsche zu mir. Der Marquis von Carro ging gleich einem Handwerker in Paris ein. Das Getümmel, die wogende Menschenmenge, die Geschäftigkeit, und die Pracht die überall herrschte, ließen mich vor Erstaunen nicht zu mir selber kommen. Welch eine andere Welt, wie die Welt des Klosters! Ich fragte endlich nach einem Wirthshause, und man wies mir mit großer Bereitwilligkeit eins an. Ich ließ mir ein kleines Hinterstübchen geben, und trug meinen ganzen Reichthum dahin, der in einem Päkchen mit Wäsche, und ohngefehr hundert Thalern bestand. Sobald ich in dem Stübchen war fühlte ich mich beklemmt. Verlassen von allen Menschen, einsam unter dieser unzählbaren Menge, ohne Freunde, ohne Schutz, ohne Angehörige — wie hätte Trost in meinem Herzen wohnen können? Ich rang die Hände, und foderte Papier und Feder, um an meine Eugenia zu schreiben, an die einzige Theilnehmerin an meinem Schicksal, an meinem Leiden. Ich fühlte mich erleichtert, als ich ihr meine Reise, meine Ankunft in Paris, und meine Vorsätze erzählt hatte.

Die

Die Nacht kam heran, und ich legte mich mit einer stillen Schwermuth zur Ruhe. Am Morgen forschte ich bei dem Wirth nach einem geschickten, und rechtschaffenen Sachwalter, und ließ mich zu ihm fahren. Ich mußte eine halbe Stunde im Vorzimmer warten, ehe er erschien. Er fragte nach meinem Begehren, und sah mich mit großer Verwunderung an, als ich ihm meinen Namen und mein Schicksal mit wenigen Worten entdeckte. Leonard von Castro, der Neffe des Marquis Herbert von Castro! rief er mit Erstaunen. Ja, sagte ich, der war ich, vor allen, die mich kannten, aber durch die Bosheit der Menschen bin ich in die Todtenliste gesetzt, und gezwungen worden, mich Pierre Bodin zu nennen. Er sah mich wieder eine Zeitlang unverwandt an, und sagte hernach: Sie haben das Familiengesicht der Castro, aber eine Aehnlichkeit ist schon oft gemißbraucht worden. Die juristischen Gesetze befehlen, jeden Menschen für gut und rechtschaffen zu halten, so lange er nicht das Gegentheil bewiesen hat; zugleich aber befiehlt mir die Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß sie einen gefährlichen Schritt wa-

wagen, wenn sie eine Klage gegen den Marquis von Castro unternehmen, wobei seine Ehre, und ein großer Theil seines Vermögens in Gefahr kömmt, und daß Sie sich den härtesten Verdammungen der Gesetze bloß geben, wenn Sie nicht Leonard von Castro sind.

Ich beharrte trotz dieser drohenden Erinnerung bei meiner Aussage, und er fragte mich darauf: haben Sie schriftliche Beweise Ihrer Geburt? Ich verneinte es, nannte aber mehrere Beispielen im Kloster, mit denen ich erzogen war, und auf deren Wiedererkennung ich rechnen dürfte. Ihre Sache ist sehr wichtig, sagte er zuletzt, und ich kann mich jetzt über die Annahme derselben nicht erklären; aber kommen Sie morgen früh um diese Zeit wieder zu mir! Dann wollen wir weiter darüber reden.

Der Mann schien mir Redlichkeit, und menschliches Gefühl zu besitzen, und ich faßte Hoffnung zu meiner Sache, obwohl mir auch zu gleicher Zeit die Schwierigkeiten einzuleuchten begannen, die ich zu übersteigen haben würde. Ein Mann von Ansehen, von Rang,

von

von großem Reichthum, mußte gestürzt werden, ehe ich in der menschlichen Gesellschaft als ein unbescholtenes Mitglied derselben auftreten konnte. Dahin hatte überdachte Bosheit und Habsucht der Menschen es gebracht.

Ich begab mich am andern Morgen mit etwas unruhigen Herzen wieder zu meinem Sachwalter; denn ich befürchtete, er würde eine so gefährliche Sache nicht annehmen. Er empfing mich indessen mit einem Gesichte, das mich beruhigte, und ich mußte ihm meine ganze Geschichte noch einmal erzählen. Er zeichnete alle Puncte auf, die zur Klage nothwendig waren, und legte mir eine Menge Fragen vor, die ihm hinlängliches Licht in meiner Sache geben mußten. Dann sagte er mir, daß es am besten seyn würde, einen Mittelweg zu gehen, und den Marquis von Castro nicht gleich zu hart an seiner Ehre anzugreifen. Er wollte daher mich gleich als Leonard von Castro auftreten lassen, und bei dem Obervormundschaftsgericht in meinem Namen einkommen, daß es mir erlaubt würde, meinen wahren Namen, den ich im Kloster mit Pierre Bodin oder Placidus hätte ver-

wech-

wechseln müssen, wieder anzunehmen, von jetzt an außerhalb dem Kloster zu leben, und einen Theil von den Einkünften meines Vermögens, das bisher der Marquis Herbert von Castro verwaltet hätte, zu genießen, bis ich es bei dem Beginn der Majorennität ganz antreten könne. Er fügte hinzu, daß dem Marquis noch ein Weg übrig bliebe, seine Ehre zu retten, und sich in Güte mit mir zu vergleichen. Auch wäre es besser, den Punct, daß man mich für todt ausgegeben hätte, jetzt noch ganz zu übergehen, und unwissend darin zu scheinen.

Ich fühlte sehr gut, wie weise dieser Vorschlag sei. Ich hatte keine Beweise, daß man mich für todt ausgegeben habe, außer der Nachricht von meinem geliebten Serenus, und ich durfte nicht hoffen, daß dieser noch leben würde. Auch schien mir die Sache durch eine solche Abfassung der Klage nicht gleich aufs äußerste getrieben zu seyn, und es hing noch immer von meinem Vormund ab, sie dahin zu treiben, oder menschlichere Gesinnungen anzunehmen. Ich billigte also den Vorschlag meines Sachwalters, der St. Lorenz

hieß,

hieß, mit Freuden. Er fragte mich hierauf nach meiner Wohnung, und empfahl mir, mich ganz ruhig zu verhalten, und die Folgen zu erwarten.

Es waren noch keine drei Tage verflossen, als der Präsident des Pupillengerichts mich zu sich fodern ließ. Ich fand ihn allein. Er sah mich mit einem forschenden Blick an, und darauf erhob sich ohngefehr folgendes Gespräch zwischen uns.

Wer sind Sie?

Ich bin Leonard von Castro, der Sohn des Marquis Bernard von Castro.

Haben Sie Beweise, daß Sie der Sohn desselben sind?

Keine andern, als das Zeugniß meiner ehemaligen Gespielen im Kloster, die mich für das, was ich bin, wieder erkennen werden.

Wie heißen diese?

Ich nannte ihm die Namen, und er fragte weiter.

Werden auch Sie dieselben wieder erkennen?

Ich

Ich hoffe es, denn wir sind nur seit ohngefehr sechs Jahren getrennt gewesen.

Wie alt sind Sie?

Etwas über achtzehn Jahr.

An welchem Tage sind Sie gebohren?

Den zunzehnten August.

Kennen Sie den Marquis Herbert von Castro?

Ich kenne ihn, er ist mein Vormund.

Wo haben Sie ihn gesehen?

Im Kloster.

Sonst nicht wieder?

Nein.

Auch jetzt in Paris nicht?

Nein.

Sind Sie bereit einen Eid zu leisten, daß Sie Leonard von Castro sind?

Ja, ich bin jeden Augenblick bereit dazu.

Auf welche Art haben Sie diesen Namen verlohren?

Ich erzählte ihm hierauf meine traurige Geschichte, wie ich plötzlich im Stillen aus dem

er

ersten Kloster hinweggeführt sei, auf welche Art man mich zwang, mich Pierre Perrin zu nennen, und wie man überhaupt in beiden Klöstern mit mir verfuhr. Er that sehr viele schnelle Fragen dazwischen, und ich hätte mich nothwendig in Widersprüche verwickeln müssen, wenn ich ein Verbrecher gewesen wäre. Jetzt wußte ich ihm alle befriedigend zu beantworten, und das Bewußtseyn von der Gerechtigkeit meiner Sache gab mir einen gewissen Muth, und eine Wahrheit des Ausdrucks, den nur die Unschuld haben kann.

Junger Mensch, sagte der Präsident endlich, Ihre Sache ist von grosser Wichtigkeit; sie betrifft die Ehre, und beinahe das Leben eines angesehenen Mannes, sie betrifft ferner eine Summe von einer Million Livres, und bringt Sie in das tiefste Unglück, wenn Ihre Klage nicht gerecht ist. Haben Sie das alles überlegt?

Ich habe es, war meine Antwort; aber ich bin es mir selbst schuldig, durch keine Verachtung in der Welt, meine Ansprüche an meinen Namen, und an mein Vermögen aufzugeben.

Ich

Ich wünsche, sagte er, daß Ihre Sache gerecht und hell genug sei, um zu Ihrem Vortheil entschieden zu werden. Hierauf beurlaubte er mich, und gab mir ebenfalls den Rath, mich ganz ruhig zu verhalten.

Ich verhielt mich ruhig in meinen Geschäften, aber mein Herz war nicht ruhig. Welche Berge hatte ich zu übersteigen, ehe ich zu meinem Ziele kam! Und wenn sie nicht überstiegen wurden, wie konnte ich zu dem Besitz meiner Eugenia gelangen? Ich hatte nur einen Trost, wenn meine Sache unglücklich ginge: sterben; obwohl ich es mir nicht hell dachte, wie mein Tod erfolgen sollte.

Nach einigen Tagen kam ein Gerichtsbote zu mir, und brachte mir einen Befehl von dem Vapellengericht, mich an einem bestimmten Tage vor dasselbe zu stellen. Mir ward ängstlich ums Herz bei diesen Vorbereitungen, und wie konnte es anders seyn? Im Kloster erzogen, unerfahren, uneingeweihet in die Gebräuche der Welt, mußte ich auf einmal eine so gefährliche Laufbahn betreten. Mein Muth begann dahin zu schwinden; aber

die

die Liebe zu Eugenia gab mir ihn wieder. Ich eilte zu meinem Sachwalter, und er gab mir die nothwendigen Verhaltungsregeln. Ich bereitete mich vor, auf jede Frage bestimmte Antworten zu geben, überdachte meine ganze Sache noch einmal, und erschien an dem angesetzten Tage. Man führte mich, als ich meinen Namen genannt hatte, in ein kleines Zimmer, worinn ich lange warten mußte. Endlich rief ein Gerichtsdiener mich ab, und ich folgte ihm in einen großen Saal, wo mehrere Männer um einen Tisch saßen. Am obern Ende desselben erblickte ich den Präsidenten. An den Seiten des Saals saßen mehrere junge und ältliche Männer, worunter einige mir bekannte Gesichter waren, und unter welchen ich auch mit einem geheimen Grauen meinen Vormund bemerkte.

Der Präsident winkte mir, näher zu treten, und fragte mich noch einmal, wer ich sei, wo ich mich bisher aufgehalten habe, und weshalb ich nach Paris gekommen sei? Ich beantwortete diese Fragen nach der Wahrheit. Es wurde alles niedergeschrieben. Hierauf fragte er weiter, ob ich meinen Vormund kenne,

und als ich es bejahete, sagte er mir, ich möchte untersuchen, ob er sich hier im Saal befände.

Mein schrecklicher Vormund hatte sich so unkenntlich gemacht, wie es ihm möglich war; nie hatte ich ihn im Kloster so angezogen, nie mit einer solchen Haarkräuse gesehen. Aber ich erkannte ihn sogleich an seinen kleinen boshaft funkelnden Augen, an den buschigten Augenbraunen, und an dem furchtbaren Ernst des Mundes. Ich ging auf ihn zu, und machte ihm eine Verbeugung, wandte mich dann zum Präsidenten, und sagte: dies ist meines Vaters Bruder, und zugleich mein Vormund.

Der Marquis Herbert von Castro dankte mir nicht, sondern schien in eine unbeschreibliche Gemüthsunruhe zu gerathen, und wollte mit Heftigkeit zu reden anfangen, aber der Präsident nahm das Wort, und legte ihm folgende Fragen vor:

Kennen Sie diesen jungen Menschen?

Nein, sagte der Marquis mit bleichem Gesicht und mit zitternden Lippen, ich kenne ihn nicht, er ist ein —

Der

Der Präsident fiel ihm ins Wort, und fragte weiter: halten Sie ihn nicht für den Sohn Ihres Bruders, für Ihren Neffen, der in dem Kloster erzogen ward?

Nein, rief er, ich halte ihn nicht dafür! der Sohn meines Bruders ist todt, und dieser hier —

Der Präsident fiel ihm wieder ins Wort, und fragte: haben Sie Beweise, daß ihr Neffe todt ist?

Ja, sagte jener, das Kloster wird es mir bezeugen, daß er todt und begraben ist, und daß ich selbst bei seinem Leichenbegängniß gewesen bin.

Suchen Sie alle Beweise zusammen, fuhr jetzt der Präsident fort, die Sie für den Tod Ihres Neffen haben, suchen Sie vorzüglich darzuthun, daß bei seinem Tode und Begräbniß keine Täuschung statt gefunden habe, und bringen Sie diese Beweise bei, sobald es geschehen kann. Hierauf wandte er sich zu mir, und fragte mich: kennen Sie noch mehrere Personen hier in der Gesellschaft?

Ja, antwortete ich, indem ich mich zu einigen jungen Männern wandte, die im Kloſter meine Geſpielen geweſen waren, und die ich wieder erkannte; dies hier iſt Philipp von Montaigü, jener iſt Ludewig von Arton, und in jenem dort erkenne ich Alexander Merten.

Der Präſident fragte hierauf einen nach dem andern von meinen ehemaligen Geſpielen, ob ſie mich erkennten, und alle drei bejaheten es, und geſtanden, daß ich im Kloſter unter dem Namen Leonard von Caſtro mit ihnen aufgewachſen wäre. Er fragte weiter, ob ſie dies mit einem Eide bekräftigen könnten, welches ſie ebenfalls bejaheten. Länger hielt ſich mein Vormund nicht; er ſprang auf, und ſprach von Betrügerei, von einer täuſchenden Aehnlichkeit, und ſchien in der heftigſten Gemüthsbewegung zu ſeyn. Ich aber unterhielt mich mit meinen ehmaligen Geſpielen im Kloſter, wie mit alten Freunden, und es mußte für jeden Richter entſchieden ſeyn, daß ich der wahre Leonard von Caſtro ſei. Meine Freunde waren in Erſtaunen über mein Schickſal, und ihr Erſtaunen wuchs noch mehr, als

ich

ich ihnen etwas von dem erzählte, was mir begegnete, seitdem ich sie nicht mehr sah, wie ich in ein anderes Kloster geführt sei, und auf welche Art ich meinen Namen hätte verändern müssen. Sie betrachteten ihren ehmaligen Aufenthalt, und meinen Vormund mit grossem Abscheu, und versprachen mir, alles anzuwenden, um meine Richter von meiner wahren Geburt zu überzeugen.

Der Präsident hatte auf mein Betragen, und auf meine Unterredung mit meinen Freunden genau Acht gehabt; endlich erbat er sich Stille, erinnerte noch einmal, daß beide Partheien die Beweise für ihre Sache bis zu einer bestimmten Zeit beibringen mögten, und entließ uns.

Mein Sachwalter war äußerst zufrieden mit dem Bericht, und mir selbst schien der Anfang meiner Sache günstig für mich zu seyn. Nach einigen Tagen berichtete er mir, daß mein Vormund darauf angetragen hätte, ich mögte als ein Betrüger bis zu Ende des Processes festgesetzt werden, damit ich nicht unter ungünstigen Anzeigen entfliehen könnte, und daß dies vermuth-

muthlich deshalb geschehen sei, mir ein Schrecken einzujagen. Er fügte hinzu, daß er antworten würde: es sei allerdings offenbar, daß auf einer von den beiden Partheien sich ein Betrüger fände, daß aber eben deshalb der Proceß geführt würde, um diesen auszumitteln, und vor Entscheidung desselben keiner dafür angesehen, oder als ein solcher behandelt werden könnte, daß daher, wenn eine gefängliche Haft nöthig wäre, auf beiden Seiten eine gleiche Sicherheit geleistet werden müsse.

Ich fühlte, wie schlau diese Antwort sei, aber mein Herz ward dennoch unruhig. In welch eine gefährliche Rechtssache sah ich mich gleich bei meinem Eintritt in die Welt verwickelt! In dieser Zeit erhielt ich zu meinem Trost Briefe von meiner Eugenia, worin sie mir ihre nahe Ankunft mit ihrem Vater in Paris meldete, und mir zugleich schrieb, daß sie diesen schon zu meinem Vortheil eingenommen hätte. Ich fühlte mich unbeschreiblich aufgerichtet durch diese Hoffnung, denn ich brauchte so nothwendig kleine Stützen in meiner kummervollen Lage.

Nach

Nach vierzehn Tagen war ein neues Gericht angesetzt. Ich eilte mit meinem Sachwalter zur bestimmten Zeit hin, und fand alles wie das erste Mal, aber es waren noch mehrere Personen zugegen, und unter diesen erblickte ich Mönche aus den beiden Klöstern, worin ich meine Jugend verlebte. Mein Vormund hatte seinen Sachwalter an seiner Seite. Dieser trat zuerst hervor, und legte schriftliche Zeugnisse aus dem ersten Kloster dar, von dem Prälaten und von andern Obern des Klosters unterschrieben, worin es bekräftigt wurde, daß ich dort gestorben und begraben sei. Ferner zog er Beweise aus dem zweiten Kloster hervor, worin meine Person beschrieben, und bezeugt war, daß ich als ein armer Waisenknabe, unter dem Namen Pierre Bodin dahingebracht sei, daß ich mich selber so genannt habe, und mich keiner dort auf eine andere Art kenne. Die Mönche aus beiden Klöstern bestätigten seine Zeugnisse, und aus dem ersten erboten sich mehrere, eidlich zu erhärten, daß sie bei dem Leichenbegängniß Leonard's von Castro zugegen gewesen wären.

Die

Die Zeugnisse waren furchtbar, und ich sah mit Entsetzen, wie leicht die Unschuld bei der reinsten Sache unterdrückt werden könnte, wenn die Richter nach dem Buchstaben der Gesetze, und nicht nach dem Geist der Umstände, oder nach den kleinen untrügerischen Merkmahlen des Rechts sprächen. Ich war so erstaunt über die Beweise die gegen mich zeugten, daß ich meine Vertheidigung nicht zu beginnen vermogte. Aber mein Cadwalter trat auf, und zeigte erstlich, wie es nach meiner Aussage in Betracht kommen müsse, auf welche Art ich gezwungen worden sei, mich für das zu erklären, was ich nicht wäre. Daß ich mit dem Pater Alonsius confrontirt werden müsse, daß beide Klöster einen großen Vortheil durch die Erklärung meines Todes erhalten hätten, indem ihnen dadurch eine große Summe zugefallen sei, daß also ihr Zeugniß in ihren eigenen Sachen nicht gelten könne, und daß die Mönche aus dem ersten Kloster eidlich aussagen müßten, unter welchem Namen sie mich in demselben gekannt hätten. Hierauf foderte er die gegenwärtigen Gespielen meiner Jugend auf, zu bekräftigen, daß ich Leonard von Casiro sei, und als sie bereit waren, dies eidlich

zu

zu thun, fügte er hinzu: daß ein Mensch, der nach Aussage derer, welche ihn kennten, lebendig vorhanden wäre, auf keine Art für todt erklärt werden könnte.

Mein Herz ward wieder leicht bei dieser Vertheidigung meines Sachwalters. Aber in dem Augenblick, worin er endigte, erhob sich der Sachwalter meiner Gegnerin mit großem Ungestüm. Er schrie laut, daß es höchst verwegen wäre, das Zeugniß so vieler ehrwürdigen Männer anzutasten, und daß weder Treu noch Glauben in der Welt mehr übrig bliebe, wenn man dies nicht gelten ließe. Dagegen sei das Zeugniß derer welche mich für Leonard von Casiro erkennten, weit ungültiger, weil es auf dem täuschenden Sinn des Gesichts beruhe, und dadurch schon viele Irrungen veranlaßt worden wären. St. Croix antwortete von neuem hierauf. Die beiden Sachwalter kamen heftig an einander, indem der meinige unaufhörlich behauptete, die gültigsten Zeugen von meinem Leben wären jetzt schon vorhanden, jener hingegen immer wieder rief, daß diese Zeugen sich täuschten.

Der

Der Präsident entschied den Streit endlich dahin, daß ein Gutachten von dem Collegio der Aerzte eingeholt werden sollte, ob eine solche Aehnlichkeit in Gestalt, Sprache, und Wesen möglich sei? Beide Sachwalter mußten sich dies gefallen lassen, jedoch erinnerte der meinige, daß, wenn die Frage auch bejaht würde, es noch lange nicht entschieden sei, ob der Fall auch hier statt fände; daß dies vielmehr höchst unwahrscheinlich wäre, und schon deshalb nicht angenommen werden könnte, weil eine solche Aehnlichkeit eine Art von Wunder sei, und sich nur höchst selten auf der Erde ereigne. Der Sachwalter meines Vormunds hingegen behauptete, daß der Fall einer solchen Aehnlichkeit gerade hier angenommen werden müßte, weil so viele Beweise von dem Tode des wirklichen Leonard von Castro vorhanden wären.

Der Präsident erhob sich, und die Verhandlung endigte, nachdem ein dritter Gerichtstag angesetzt war. Ich hatte während dieses zweiten unbeschreiblich viel gelitten, und mein Herz war an so vielen Stellen verwundet worden, daß es voll bittern Kummers sich fühlte.

Ei-

Eine unglückliche Wendung, und ich konnte als der bosbatteste Betrüger erscheinen, konnte als ein solcher bestraft werden. Welche fürchterliche Aussicht! Mein Sachwalter hatte indessen guten Muth, weil der Präsident seinen Gründen zugewinkt hatte, und weil sie würklich die stärksten waren. Er suchte jetzt Nachricht von den Angehörigen Pierre Rodin's einzuziehen, um wo möglich auch von dieser Seite einen Beweis für mich aufzufinden.

In dieser Zeit kam meine Eugenia mit ihrem Vater in Paris an, und ich erhielt einen Boten vor ihnen, der mich zu einem Besuch einlud. Mancherlei Zerstreuungen, die Besorgnisse wegen meines Processes, die Unterredungen mit meinem Sachwalter, und viele andere drückende Umstände, die mit meiner Lage verbunden waren, hatten meine Liebe etwas unterdrückt; jetzt begann sie mit neuer Stärke zu erwachen. Ich ging nicht, ich flog zu dem Hause meiner Geliebten, und sie empfing mich in Gegenwart ihres Vaters, dem sie mich als den Marquis von Castro vorstellte. Er bewillkommte mich als einen solchen, und

es

es schien, als wenn er völlig von meiner Geschichte unterrichtet sei; aber er vermied davon zu sprechen. Sein biederer, herzlicher Ton nahm mich von dem ersten Augenblick an für ihn ein, und es schien, als wenn er auch an mir Gefallen fände. Aus mehrern Umständen leuchtete zugleich hervor, daß Luzenia viel Gewalt über ihren Vater habe, und nie hat vielleicht eine Tochter mehr verdient, ihren Vater zu beherrschen, als sie. In allen ihren Handlungen, und in ihrem ganzen Betragen zeigte sich so viel Lebensklugheit, so viel Scharfsinn, daß sich in meine Liebe zu ihr ein hoher Grad von Bewunderung und Verehrung mischte, wodurch sie noch unendlich stärker ward.

In dem ersten Augenblick, den wir allein beisammen waren, überreichte sie mir ein Geschenk, das nicht aus meinen Händen kommen soll, so lange meine Brust noch einen Athemzug thut. Es war ein kleines elfenbeinernes Blättchen, mit kostbaren Steinen eingefaßt, das auf der einen Seite ihr Bildniß enthielt, auf der andern zwei Bäume, die vom Sturm bewegt wurden, aber sich dadurch nur um so fe-

feſter an einander ſchlieſſen. Es ſollte eine Anſpielung auf unſern damaligen Zuſtand ſeyn, und ich erkannte auch hier den Scharfſinn ihres Geiſtes.

Sie forſchte mit groſſem Antheil nach der Lage meiner Sache, und als uns das vertrauliche Geſpräch allmählich einander näher führte, als ich in ſie drang, welche Hoffnungen ich von der Seite ihres Vaters nähren dürfte, geſtand ſie mir endlich mit einem beſcheidenen Erröthen, daß er erklärt habe, unſerm Glück nicht zuwider zu ſeyn, ſobald ich als der Marquis von Caſtro anerkannt wäre, und in die Rechte deſſelben eingetreten ſei.

Es iſt unbeſchreiblich, welche Begierde ſich bei dieſen Worten meiner bemächtigte, meinen Proceß zu gewinnen. O hätte ich in dieſem Augenblick vor meinen Richtern ſtehen, und zu ihnen reden können, ſie würden meine Unſchuld, ſie würden die Gerechtigkeit meiner Sache gefühlt haben. Aber die Stimme der Unſchuld verliehrt ſich unter dem Schall gerichtlicher Formeln, und die Gerechtigkeit verbirgt ihr Haupt unter den Gebräuchen des

rechts-

rechtlichen Herkommens. Ich sehnte mich mit jedem Tage mehr nach dem Ende meines Processes; aber ich sah ihn auch von weitem noch nicht. Die Gerechtigkeit schleicht langsam und träge dahin, als wenn sie an allen Gliedern gelähmt wäre, und zertritt während ihres Laufs das Vermögen und die Ruhe des Herzens derer, die ihre Hülfe bedürfen. Die Zögerung des Prozesses kam von der Seite meines Vormunds, indem die nothwendigen Zeugen aus den Klöstern noch immer nicht herbeigeschafft wurden. Mein Sachwalter sagte mir, daß diese Zögerung eine List sei, weil er die Hoffnung hätte, ich würde einen langen und kostbaren Proceß nicht aushalten können. Arme Menschen, die ihr von der öffentlichen Gerichtspflege Hülfe erwartet, wenn sie euch von so manchen Seiten verkümmert werden kann!

Das Gutachten der Aerzte lief indessen ein, und lautete dahin: daß zwar eine Aehnlichkeit bis zur Verkennung in dem ganzen Wesen der Menschen möglich sei, und daß dieselbe auch hie und da schon statt gefunden habe, daß dieser Fall aber so selten eintrete, daß es

schie-

schiene, als könne bei öffentlichen Verhandlungen nicht darauf Rücksicht genommen werden. Auch dies Gutachten war zu meinem Vortheil, und mein Sachwalter hatte ebenfalls durch die Angehörigen Pierre Bodins große Unähnlichkeiten an den Tag gebracht, die ich mit diesem hatte, und die mich deutlich von ihm unterschieden. Die Ruhe kehrte in mein Herz zurück, und das Flämmchen der erfreulichsten Hoffnung loderte darin auf.

Unterdeß ward meine Rechtssache in Paris bekannt, und erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Man war überall begierig zu wissen, auf welche Art sich der festverschlungene Knoten lösen würde. Ach, er sollte nicht gelöst, er sollte auf eine schreckliche Art zerhauen werden. Die Bosheit der Schuldigen sollte siegen, und die Unschuld auf ewig der frevelhaftesten und sinnreichsten Unterdrückung Preis gegeben seyn.

Eines Abends, als ich spät von meiner Eugenia kam, und meinen gewöhnlichen Weg durch eine enge Straße ging, fühlte ich plötzlich, daß ein dickes Gewand mir über den

Kopf

Kopf geworfen, und ich schnell in ein nahes Haus getragen ward. Ehe ich mich noch besinnen konnte, sah ich mich in einem Zimmer von vier verlarvten Personen umgeben, wovon der eine mir einen Degen auf die Brust setzte, mit der Drohung, mich den Augenblick zu durchbohren, wenn ich einen Laut ausstieße. Auf meine Fragen was man von mir wollte, und warum man so gewaltsam mit mir umginge, erhielt ich keine Antwort. Man band mir die Hände, und Füße, und trug mich in einen Wagen; zwei von den Verlarvten sprangen zu mir hinein, und in dem Augenblick rollte der Wagen schnell fort. Der eine Verlarvte hielt mir unaufhörlich den Degen auf die Brust, und ich sah mich unentfliehbar in ihrer Gewalt; denn der Wagen war von allen Seiten fest verschlossen.

Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren waren, hörte das Pflaster auf, und ich merkte, daß wir uns außerhalb Paris befänden. Es ging sehr schnell. Von meinen Fragen ward keine einzige beantwortet. Endlich sagte ich: es stehe mir ein Schicksal bevor, welches wolle, ich werde denjenigen vor Gott

tes Gericht dereinſt anklagen, der Schuld daran iſt, daß man jetzt mich ſo ſchändlich entführt, und mir mein Glück und mein väterliches Vermögen raubt. Wie kann ein Betrüger eine ſolche Sprache reden, ſagte der, welcher den Degen hielt; die klingt recht feierlich! Wenn du mich für einen Betrüger hältſt, antwortete ich, ſo biſt du auf einem Irrwege guter Freund! Ich bin der Marquis Leonard von Caſtro, und wer dir ſagt, daß ich es nicht bin, der ſucht mein Vermögen. Oder du das ſeinige, rief jetzt mein zweiter Begleiter. Ich fühlte, daß ich mich unter verworfenen, oder wider mich eingenommenen Menſchen befand, und ſchwieg. Aber in meinem Herzen waren die bitterſten Empfindungen über mein unglückliches Schickſal.

Wir waren ohngefehr zwei Stunden gefahren, als der Wagen umwarf. Da man mich gebunden hatte, ſo konnte ich mir nicht helfen, und ich ward am Kopf verwundet; aber ich achtete der Schmerzen nicht, und freute mich dieſes Unfalls. Denn ich hoffte, daß er vielleicht Gelegenheit zu meiner Befreiung geben könnte.

Meine beiden Begleiter fluchten heftig, und riefen um Hülfe. Der Fuhrmann öffnete den Wagen, und sie stiegen heraus, worauf sie mich ebenfalls herausheben. Ich sah um mich her, und erblickte, so weit das schwache Licht der Sterne die Nacht erhellte, eine einsame Gegend, wo in sich kein Haus, kein Dorf, und selbst nicht das kleinste Licht von weitem entdecken ließ. Die Hoffnung zu meiner Rettung schwand dahin, und ich stand trostlos unter drei Bösewichtern da, die sich zu meinem Unglück verschworen zu haben schienen. Bei dem Schein der Sterne sah ich, daß sie die Larve abgenommen hatten.

Sie beschäftigten sich unter unverständlichen Flüchen, den Wagen wieder aufzurichten, und dann fuhren wir eilend weiter. Ihre Reden, die sie jetzt zu führen begannen, zeigten mir, daß ich mich unter einer sehr niedrigen Klasse von Menschen befand; wie hätten auch andere ein solches Bubenstück, als meine Entführung war, übernommen? Bei Anbruch des Tages sah ich, daß meine Begleiter die Kleidung der Polizeibedienten von Paris,

aber

ter der Marechaußee trugen. Ich erschrak darüber, und verlohr mich in ein Labyrinth von Gedanken und Vermuthungen. Seid ihr Diener der Gerechtigkeit? fragte ich endlich. Meine Begleiter lachten, und der eine antwortete: wir sind alles, wozu man uns macht, und wer uns gut bezahlt, dem dienen wir als ehrliche Leute. Aber laß uns frühstücken, Bruder, fuhr er gegen den andern fort.

Sie zogen Fleisch, Wein und Brod hervor, und aßen. Wenn du Geld hast, so kannst du mit uns essen, riefen sie mir zu. Ich wollte mir das Vertrauen dieser Menschen erwerben, und sagte: bindet mir die Hände los, ich werde sehen, ob ich Theil an eurem Frühstück nehmen kann. Sie thaten es, denn wir befanden uns in einer einsamen Gegend, wo sie nichts zu fürchten hatten. Ich zog ein Stück Brod hervor, und gab es ihnen, worauf sie mir von ihren Thaten mittheilten. Ich that, nicht aus Bedürfniß, sondern aus Vorsicht, um nicht entrüstet zu werden, und eine Gelegenheit nutzen zu können, die sich etwa zu meiner Befreiung darböte. Unterdessen

besuchten meine Begleiter die Flasche so oft, daß der eine von ihnen aufgeräumt ward. Höre, Bruder sagte er zu mir, mach uns unser Tagewerk nicht sauer, und verhalte dich ruhig. Denn sieh, all dein Schreien und Rufen hilft dir nichts. Die ganze Welt hält uns für Diener der Polizei, und keiner wird sich unterstehen, dich aus unsern Händen zu reißen, du magst sagen was du willst. So erzähle mir doch, hub ich an, wer hat euch denn gedungen, und wohin wollt ihr mich führen? Wenn du dich ruhig verhalten willst antwortete er, so kann ich dir schon etwas sagen. Sieh, du weißt doch, daß du einen Feind an dem —

Halt! rief jetzt auf einmal der andere, welcher den Degen hielt, und machte die Flasche zu. Sogleich schwieg der Erzähler, und es ward jetzt mit keinem Wort mehr dieser Sache erwähnt. Aber ich hatte genug gehört, um wenigstens die teuflische List zu erkennen, daß man sich selbst der Kleidung der Marechaußee bediente, um mich mit Sicherheit entführen zu können. Ich ward gleichsam gefoltert durch meine Gedanken, und klagte die

Ver-

Vorsehung an, daß sie solche Bosheit unter den Menschen dulde.

Es war ohngefehr drei Stunden Tag gewesen, als wir an einen Wald kamen. Hier warteten vier Pferde auf uns. Es ward schnell umgespannt, und nun ging es mit verdoppelter Eile weiter. Ich bemerkte oft, daß wir durch Dörfer fuhren, aber der gegen mir über saß, hielt unaufhörlich den Degen in der Hand, und was half mein Rufen um Hülfe, da ich mich vor allen Menschen, dem Anschein nach, in den Händen der Gerechtigkeit befand? Ich ergab mich in mein Schicksal mit einer dumpfen Verzweiflung, die fast kein Nachdenken zuließ: aber ein Bild schwebte unaufhörlich vor meiner Seele: das Bild meiner Eugenia.

Am Mittage aßen wir, wie am Morgen, auf freiem Felde, und ich erkaufte meine Mahlzeit auch wieder auf die nemliche Art. Wenige Stunden darauf begegneten uns zum zweitenmal neue Pferde, die eilend vorgelegt wurden. Ich sah, daß mein Entführer die höchste Vorsicht gebraucht hatte; welche Hoffnung konnte mir zu meiner Rettung übrig bleiben?

Mein

Mein Blut hatte seit dem gestrigen Abend mit so großer Unruhe durch den Körper gerollt, daß es gleichsam ermattet war, und sich allmählich beruhigte. Zugleich fühlte ich eine große Müdigkeit, und entschlief. Ich erwachte nicht eher, als bis der Wagen auf einem Steinpflaster dahinrasselte. Bald darauf hielt er. Ich bemerkte, daß es schon dunkle Nacht war. Ein Mann erschien mit einer Laterne am Wagen, und öffnete ihn. Man nahm die Bande von meinen Füßen, und ließ mich aussteigen, indem jedoch meine beiden Begleiter mir zur Seite gingen, und mich in ein großes Haus führten. Ich warf meine Augen umher, konnte aber nichts von der Gegend, in welcher ich war, erkennen. Wir traten in einen großen Saal, worin Kaminfeuer angemacht war, und der Mann mit der Laterne hieß uns willkommen, indem er die Thür hinter uns verschloß. Hier bringen wir dir einen Gast, rief der eine von meinen Begleitern, und übergeben ihn dir; weiter geht unser Auftrag nicht. Thue du nun deine Pflicht!

Der Bewohner des Hauses, der ein alter Graukopf war, betrachtete mich hierauf genau, und schien in Unruhe zu gerathen, als er mein Gesicht gesehen hatte. Unwillkührlich wandten sich seine Augen immer wieder auf mich, und er ward allmählich tiefsinnig. Gieb uns zu essen, Alter, riefen meine Begleiter! Das war ein gräßliches Stückchen Arbeit! — Ihr werdet's auch wohl nicht umsonst gethan haben, antwortete dieser. Dein Lot allen Teufeln nicht, schrien sie; umsonst streift man nicht so dicht am Galgen vorbei!

In welche Hände bin ich gerathen, seufzte ich in mir selbst, und wandte mich von der schrecklichen Gesellschaft hinweg. Der Alte trug auf, und meine Begleiter aßen unter einer wilden Fröhlichkeit. Für mich setzte der Alte Speisen auf einen besondern Tisch, indem er mich immer wieder bedeutungsvoll ansah. So oft er dies gethan hatte, schimmerte so viel Unruhe aus seinem Gesicht hervor, daß ich selber unruhig ward. Er sprach wenig, und sein Tiefsinn ging so weit, daß selbst die übrigen Anwesenden ihn bemerkten, die unterdeß

den heilig gezecht hatten. Nun, Alter, wie ist's mit dir? rief einer; ist dir bange um deinen Gast? Es wird ja wohl der erste nicht seyn, den du weiter befördert hast!

Der Alte schien dem Redenden ein Zeichen zu geben, daß er schweigen sollte. Mir entging nichts, und ich ahndete das Schreckliche. Eine unbeschreibliche Angst überfiel mich, die ich nicht länger in mir verschließen konnte. Ich stand auf, und trat vor den Alten hin: sagt mir, hub ich an, wozu ich bestimmt bin, und auf welchen Befehl ich hieher geführt wurde? Sprecht, was muß ich erwarten? Nichts, nichts, antwortete der Alte mit bebender Stimme, ich handle bloß nach dem Befehl meines Herrn. Euer Herr hat keine Gewalt über mich, rief ich; ich will fort von hier, laßt mich! Ich suchte bei diesen Worten die Thür zu öffnen, aber er drängte mich hinweg, und rufte die andern zu Hülfe. Sie kamen sogleich, rissen mich hinweg, und einer von ihnen setzte sich mit dem Rücken gegen die Thür. Meine äußerst gefahrvolle Lage gab mir Muth, und ich rief dem Alten: wißt ihr,

ihr, wer ich bin? Ich bin der Marquis Leonard von Castro! Nach mir wird man fragen, und wehe euch, wenn mir ein Haar gekrümmt wird!

Die Gegenwärtigen standen voll Erstaunen um mich herum, und der Alte schien im höchsten Grade erschrocken. Jetzt besann sich derjenige von meinen Begleitern, der mir den Degen auf die Brust gesetzt hatte, daß er auch einen Brief an den Alten habe. Er gab ihm denselben, und dieser las, hatte aber nur erst eine kleine Weile gelesen, als ich ihn blaß werden und zittern sah. Dann sagte er zu mir mit großer Unruhe: ich muß Sie in Ihr Zimmer führen. Ich konnte die Ungewißheit meines Schicksals nicht ertragen, und riß ihm den Brief aus der Hand. Ich las mit flüchtigen Blicken folgende Worte:

„Führt den Gefangenen auf das
„dritte Zimmer im Thurme, und des
„Morgens, wenn er noch schläft —

In diesem Augenblick riß man mir ihn wieder hinweg, und griff mich an, mich fortzuführen. Ich war in Verzweiflung, und wehrte mich

aufs

es äußerste; aber ich hatte keine Waffen, und ward von der größern Anzahl überwältigt. Man führte, oder schleppte mich vielmehr, meines Hülferufens unerachtet, durch eine Menge Zimmer. Der Alte ging voran und leuchtete. Bald kamen wir an eine eiserne Thür, die er mühsam aufschloß. Eine steinerne Treppe fing hinter derselben an, und ich mußte eine Menge Stufen hinaufsteigen. An mehreren Stellen waren Thüren, die mit Geräusch auf- und zugeschlossen wurden. Endlich befanden wir uns vor einer kleinen eisernen Thür, wodurch wir in einen engen Gang kamen, an dessen Ende wieder eine solche Thür war. Ich that mein äußerstes, mich gegen diese schreckliche Einkerkerung zu sträuben, aber ich vermogte nichts gegen die Menge. Ich schrie überlaut über Mörder, aber es schien, als wenn dies weite Gebäude von keinem andern Sterblichen, als dem Alten bewohnt würde.

Endlich kamen wir in einem kleinen Zimmer an, worin ein Lager, ein Tisch und ein Stuhl stand. Hier ließ man mich, trotz meinem Schreien um Hülfe, hier mußte das dritte

Zim-

Zimmer des Thurms seyn, das in dem Briefe benannt war. Die ersten Worte in dem Briefe sind erfüllt, dachte ich, und was wird des Morgens früh geschehen, wenn ich noch schlafe? Es mußte ein fürchterlicher Nachsatz auf diese Worte folgen.

In starrer Verzweiflung, die mir kaum zu denken erlaubte, warf ich mich auf das Lager. Der Wind stürmte, aber außer demselben hörte ich noch ein so seltsames und fürchterliches Brausen, wie ich in meinem Leben nicht vernommen hatte. Es glich nicht dem Donner, aber es war dauernder und grausenvoller, wie dieser. Mir war zu Muth, wie einem hofnungslosen Verdammten. Nach einer Weile hörte ich eine Uhr drei schlagen. Der Ton schien von einem nahegelegenen Thurm zu kommen, und gab mir wenigstens den schwachen Trost, daß noch Menschen in der Nähe seyn müßten. Aber durch welche Kluft war ich von ihnen getrennt.

Ich durchwachte die fürchterlichste Nacht meines Lebens; in jedem Augenblick sah ich meinen Tod vor Augen. In dieser Angst dach-

dachte ich auf meine Vertheidigung. Ich besaß dazu nichts, als ein kleines Taschenmesser. Dies zog ich wie meinen letzten Freund hervor, und beschloß, mich bis auf den lezten Blutstropfen damit zu wehren.

Als der Tag angebrochen war hörte ich jemanden die Treppe herauf kommen, und die Thüre langsam hinter sich verschließen. Der ommende näherte sich meinem Zimmer, und schloß es auf. Es war der Alte, der mit einem verstörten Gesicht zu mir hereintrat, und etwas in der Hand trug. Hier bringe ich Ihnen ein Frühstück, hub er an; erholen Sie sich dabei von Ihrem gestrigen Schrecken. Bei diesen Worten sah er mich wieder sehr forschend und bedeutungsvoll an.

Dieser Alte schien mir menschliches Gefühl zu haben, und ich beschloß, einen Versuch zu machen, ob ich ihn nicht zu meinem Vortheil einnehmen könnte. Guter Alter, hub ich an, ihr scheint ein ehrlicher Mann zu seyn, aber das Geschäft, das ihr übernommen habt, ist sehr böse.

Was für ein Geschäft? fragte er mit merklicher Unruhe. Mich

Mich hier gefangen zu halten, sagte ich; das Uebrige, was ihr mit mir beginnen sollt, wird euch auch wohl bekannt seyn. Aber befleckt euer Gewissen nicht, Alter! Ihr habt schon einen grauen Kopf, und es kann nicht mehr lange dauern, so müßt ihr Rechenschaft geben von dem, was ihr hier gethan habt. Nehmt keine Todsünde mit ins Grab.

Er fing an, mit steigender Unruhe hin und her zu gehen, und sah mich dann wieder mit vieler Aengstlichkeit an.

Ihr wißt nicht, wer ich bin, fuhr ich fort, aber es würde euch gereuen, wenn ihr mir Leides zufügtet. Ich bin der Sohn des Marquis Bernard von Cosico, und ein mächtiger Feind, der nach meinem Vermögen trachtet, verfolgt mich.

Ich sehe es an Ihrem Gesicht wer Sie sind, sagte jetzt der Alte, denn ich habe Ihren Vater gekannt, und er hat mir manches Gute gethan.

Diese Worte waren kein geringer Balsam für das Schreckliche meiner Lage. Nun, wenn

wenn das ist, sagte ich, so vergeltet es jetzt seinem Sohne, der eurer Gewalt anvertraut ist. Ich versprecke euch —

In diesem Augenblick bemerkte ich, daß aus seinem Gürtel ein Dolch, und ein Pistol hervorragte, und die Worte erstarrten mir im Munde. Was ist dies, was bedeuten diese Mordgewehre? sagte ich mit dem schaudervollen Ernst, den ein solcher Anblick in mir erweckte. Hu! rief der Alte, und es schien, als wenn er selber zusammenschauderte. Hu! mehr konnte er nicht vorbringen.

Gestehet es nur, daß ihr mich ermorden sollt, fuhr ich fort; ich sehe es an diesen Werkzeugen, mit welchen ihr zu mir kommt.

Der Alte hatte so seine Fassung verlohren, daß er keine Worte finden konnte, und suchte sein Mordgewehr zu verbergen. Endlich sagte er unterbrochen und mit bebender Stimme: das — das werde ich nicht! Wie könnte ich ein Glied aus der Familie umbringen, der ich so lange gedient habe! Er war sehr blaß indem er dies sprach, und ich fühlte daß seine Worte aus dem Herzen flossen. Die-

se

sen Augenblick suchte ich zu nutzen, und sagte vertraulich zu ihm: ich sehe, daß ihr ein redlicher Mann seid, aber handelt ganz als ein solcher, und gebt mir meine Freiheit. Ich verspreche euch, wenn ich im Besitz meines Vermögens bin, euch als meinen Freund zu betrachten und euch glücklich zu machen. Ihr sollt zeitlebens ein reichliches Brod bei mir finden, und ich werde euch für meinen größten Wohlthäter halten.

Der Alte begann, wie in einem großen innern Kampf unruhig zu gehen. Ich kann nicht, ich kann nicht! rief er endlich. Warum nicht? sagte ich; warum wollt ihr keine gute That ausüben, die euch hier und dort belohnt werden wird? Ich kann nicht, ich kann nicht! rief er von neuem. Ich will meinen Mord mit ins Grab nehmen, aber ich möchte euch nicht gern einen gebrochenen Eid mit hinüber nehmen!

Hier war die Klippe, an welcher meine ganze Beredsamkeit scheiterte. Mein schrecklicher Feind hatte seine Maßregeln zu schlau genommen, und wenn er seinen Zweck nicht ganz

ganz erreichte, so verfehlte er ihn doch auch nicht. Ich war aus dem Kreise weggerissen, in welchem ich gegen ihn würken konnte, ich war sein Gefangner, und mein Glück sah ich auf ewig zertrümmert, wenn nicht ein günstiger Zufall seinen Frevel ans Licht brachte. Vergebens bemühte ich mich, den Alten zu meiner Freilassung zu bewegen; der Eid, der ihn belastete, siegte über meine Bitten, über meine Verheißungen, und alles, was ich von ihm erlangte, war, daß er meine Gefangenschaft nach seinen Kräften zu erleichtern versprach.

Als er mich verlassen hatte, war ich ruhig genug, um meine Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit meines Kerkers zu richten. Er enthielt acht Schritt im Gevierte, und war ringsum mit dicken Mauern umgeben. Ein Fenster, das sehr hoch angebracht, und mit eisernen Gittern verschlossen war, erleuchtete ihn. Ich stieg auf meinen Stuhl, um aus demselben zu sehen, und fand, daß es die Aussicht in einen viereckigten Hof hatte, der mit einem hohen gothischen Gebäude umgeben war. Ich befand mich mit dem Dachrücken desselben fast

in

in gleicher Höhe, und ich schätzte sie nahe an hundert Fuß. Bei diesem Anblick erinnerte ich mich an das Gefängniß im Kloster, zu welchem der Pater Aloysius mich führte, und konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich von der Vorsehung wohl zum Gefängniß bestimmt seyn müsse, es sey hoch über der Erde, oder tief unter derselben.

In dem Hof, worin ich hinabsah, war alles öde. Die Zimmer in dem Gebäude umher schienen gänzlich unbewohnt, und ich hörte keinen Laut von einem sterblichen Wesen. Eine unbeschreibliche Langeweile begann sich meiner zu bemächtigen, denn ich hatte auch nicht die kleinste Beschäftigung. Ich ging wie ein Gepeinigter in meinem Kerker herum, und selbst die Gedanken an Zaluma schienen mir Fantome zu seyn, die mich nur marterten, weil ich keine Hoffnung sah, mit ihr vereinigt zu werden. Die wenigen Stunden, ehe mir mein Wärter das Mittagsbrod brachte, schienen mir eine Woche zu dauern. Endlich erschien er, und ich bat ihn jetzt flehentlich, mir wenigstens Beschäftigung zu geben, wenn

er mir nicht die Freiheit geben wollte. Er versprach es, und brachte mir auf mein Verlangen Bücher, und Schreibmaterialien. Nun schrieb ich an meine Eugenia, und mahlte ihr mein Schicksal in den stärksten Zügen, obwohl ich keine Hoffnung hatte, daß es je in ihre Hände kommen würde, so wenig ich jetzt Hoffnung habe, das, was ich schreibe, werde je ein sterbliches Auge erblicken.

Ich schrieb, ich las; aber Ruhe des Herzens konnte ich mir nicht erarbeiten. Die trübe Aussicht in die Zukunft, und meine jetzige schreckliche Lage raubte sie mir. Oft sprang ich in halber Verzweiflung von meiner Beschäftigung auf, und lief wie ein Wütender in meinem Kerker umher. Es war ein unbeschreiblich peinigender Gedanke, mich von allen meinen Hoffnungen auf einmal so weit zurückgeschleudert zu sehen. Aber die Hoffnung verließ mich dennoch nicht ganz, daß mein Schicksal sich günstig ändern könnte; und hätte sie es, ich würde wahnsinnig geworden, oder gestorben seyn.

Ich bat meinen Wärter, mir zu Zeiten Gesellschaft zu leisten, und er that es. Er schien etwas auf dem Gewissen zu haben, war aber übrigens einer von den schwachen Seelen, die aus Mangel eignen Karacters, sich zu Werkzeugen Anderer brauchen lassen, und so leicht zum Guten, wie zum Bösen zu bewegen sind. Einem solchen Geschöpf war das ganze Glück meines Lebens anvertraut!

Eines Tages, als ich ihn in seiner Geistesschwachheit, unter seichten Reden, neben mir sitzen sah, fiel mir der Gedanke ein, ob ich den am Geist und Körper unfähigen Alten nicht überwältigen, ihm die Schlüssel abnehmen, und mir selber die Freiheit geben könnte. Dieser Gedanke ward plötzlich in mir so lebhaft, daß ich aufsprang, und tiefsinnig im Zimmer herumging. Er hatte einen Eid geschworen, mich nicht aus den Händen zu lassen; aber wenn ich mir selber die Freiheit mit Gewalt verschaffte, so war er seines Eides ledig. Ist es auch edel, fragte mein Herz, das Zutrauen des Alten zu mißbrauchen, die Erleichterung meiner Gefangenschaft ihm mit Un-

dank zu lohnen, und ihn der Rache meines Todfeindes auszusetzen? Edel nicht, antwortete der Verstand, aber vernünftig und nützlich; das Glück meines Lebens hängt von diesem Schritt ab, und wenn ich auch anfangs dem Alten mit Undank zu lohnen scheine, so kann ich es ihm doch nachher reichlich vergelten, und ihn der Rache seines Herrn entreißen. Auch kann ich keine Pflichten der Großmuth gegen jemanden haben, der sich gebrauchen läßt, mich unschuldig einzukerkern.

Ich beschloß, die erste Gelegenheit zu nutzen, mich der Gewalt des Alten zu entziehen. Das beste Mittel dazu schien mir, ihn zu betrauschen, ihm während des Rausches die Schlüssel abzunehmen, und eilend zu entfliehen. Zum Glück besaß ich noch einiges Geld. Ich sagte ihm also, daß mein Geburtstag in kurzem einfallen würde, und daß ich ihn in seiner Gesellschaft zu feiren wünsche. Zu diesem Endzweck wolle ich ihm Geld geben, um eine gute Mahlzeit, und guten kräftigen Wein dafür anzuschaffen. Er versprach mit Freuden, es zu thun, und nahm das Geld. Es

war Dienstag, und auf den Donnerstag hatte ich meinen Geburtstag bestimmt. Fröhliche Bilder von Freiheit, von Wiedersehen, von Gewinnen meines Processes, umgaukelten meine Einbildungskraft. Aber ach! das seltsame Wesen, das so grausam mit dem Schicksal der Sterblichen spielt, das Glück, diese leichte rosenfarbne, aber auch mitternächtlich schwarze Gottheit, spielte ein grausames Spiel mit mir. Als mir am folgenden Tage, am Mittewochen, mein Wärter das Essen brachte, schien er äusserst verstört und unruhig zu seyn. Er antwortete auf meine Fragen nicht, und eilte schnell wieder hinweg. Am Abend betrug er sich auf die nemliche Art. Ich versuchte umsonst, ihn zum Reden zu bringen. Er sah mich schüchtern und ängstlich an, rief: nichts, nichts! und eilte wieder fort. Gott! was war geschehen? Dies Wesen konnte sich nicht verstellen; es mußte sich etwas wichtiges ereignet haben. Ich schlief kummervoll ein, und alle fröhliche Bilder meiner Einbildung hatten sich plötzlich wieder in schreckhafte Fantome verwandelt.

Gegen Morgen ereignete sich etwas seltsames und schreckliches mit mir. Mir träumte, ein Mörder mit einem bloßen Eisen in der Hand stieze die Treppen meines Thurms hinauf, öfnete leise die Thür meines Kerkers, und schlich mit seinem Mordgewehr an mein Bette. Ich wollte mich vertheidigen, und aufstehen, aber alle meine Glieder waren wie gelähmt, wie mit unsäglichen Lasten beschwert. Ich vermogte mich nicht zu rühren, und arbeitete vergebens, mir zu helfen. Ein Todesschweiß brach an meiner Stirn aus. Endlich erwachte ich, und schlug die Augen auf. In diesem Augenblick ward die Angst des Träumenden in ein furchtbares Schrecken verwandelt. Ich sah einen Menschen neben mir stehen, der einen Dolch zu verbergen suchte. Voll Entsetzen sprang ich auf, und noch von dem Traum nicht zu mir selbst gekommen, rief ich: willst du mich ermorden?

Der, welcher neben mir stand, schien ebenfalls erschrocken, und steckte den Dolch in seinen Busen. Beruhigen Sie sich, sagte er, es wird Ihnen nichts zu Leide geschehen.

Als

Als ich mich etwas erholt hatte, erkannte ich in ihm den Kammerdiener des Marquis von Castro, den ich zu Paris schon öfter sah. Ich errieth sehr gut die Ursache seines Daseyns, und schauderte davor zusammen. O Gott! rief ich, will man mich denn noch immer ermorden! Was habe ich verbrochen! Nein, nein, sagte er, ich werde Sie nicht ermorden, gewiß nicht! Er war so bestürzt, daß er mich kaum anblicken konnte, und verließ mich bald darauf

Der zweite Geschäftsträger meines grausamen Verfolgers schien auch noch einen Funken Menschlichkeit zu besitzen. Dieser mußte erwacht seyn, als er mit dem mörderischen Eisen über mir stand. Aber durfte ich hoffen, daß immer die Vorsehung so wunderbar mich beschirmen, daß jeder neue Abgesandte diesen Funken von Menschlichkeit haben werde? Es waren grauenvolle Tage, die ich von diesem Zeitpunct an verlebte, und ein Missethäter, der sein Todesurtheil schon empfangen hat, kann kaum mehr Angst empfinden.

Mein alter Vater betheuerte mir zwar unaufhörlich, daß mir von ihnen beiden nichts Böses bevorstände, aber es schimmerte demohngeachtet aus seinen Reden hervor, daß er mein Leben nicht sicher hielt. Ich beschloß daher, es bis zum letzten Athemzug zu vertheidigen. Alle Abend, ehe ich mich niederlegte, verriegelte ich meine Thür mit einem hölzernen Riegel, den ich mir heimlich gemacht hatte, und neben dem Schloß anbrachte. Sodann thürmte ich alles Geräth vor derselben auf, was ich in der Stube hatte, damit sie ohne Gewalt und großes Geräusch nicht geöffnet werden konnte. Dadurch ward ich wenigstens sicher gegen einen nächtlichen Ueberfall. Mein Messer befestigte ich an einen langen Stiel, um mich in einiger Entfernung damit vertheidigen zu können, und verbarg es unter meinem Tisch. Ein Trost in meiner Lage war, daß mein grausamer Verfolger nicht zu viele Menschen in sein Geheimniß ziehen konnte, um nicht verrathen zu werden; gegen ihn allein aber hoffte ich mich vertheidigen zu können.

Bei allen diesen Zurüstungen zur Gegenwehr, bei allen Bemühungen, ruhig zu seyn, war ich es nicht. Meine Lage hatte zu viel Schrecklichangewisses, und Ungewißheit ist viel schrecklicher, als die befürchtete Sache selbst ist. Meine Nächte wurden von ängstlichen Träumen, und meine Tage von banger Ahndungen beunruhigt. Ich verlebte die schrecklichste Zeit meines Lebens.

Eine Woche war nach der Erscheinung des Kammerdieners verflossen, als ich eines Tages zu einer ungewöhnlichen Zeit die Thüren öffnen hörte, die zu meinem Kerker führten. Ein Schauder durchdrang mich bei diesem Geräusch. Es konnte mein Henker seyn, der sich nahete. Ich ergriff mein Messer, und stellte mich damit hinter den Tisch, wo ich es unter denselben verborgen hielt. Bald darauf öffnete sich die Thür meines Zimmers, und mein Vormund trat herein. Er hatte eine Menge prächtiger Federn auf dem Hut, war mit Ordensbändern behangen, und überhaupt in dem ganzen Schmuck seines Standes, und seiner Aemter. Wie furchtbar war mir dieser

Ge-

geschmückte Bösewicht! Mein Herz bebte bei seinem Anblick, und zog sich krampfhaft zusammen. Er blieb unweit der Thür stehen, und es schien mir, als wenn er mich mit einem höhnischen Lächeln ansähe. Ich schwieg, und er schwieg auch. Endlich sagte er mit einem kalten Ton: das sind die Folgen deiner Frechheit! Ich fühlte mich in der Gewalt dieses Mannes, und antwortete bloß: ich bin sehr unglücklich! So gehts, fuhr er fort, wenn ein Elender, der zum Kloster bestimmt ist, eine Rolle in der Welt spielen will! Wie konntest du Nichtswürdiger es wagen, mit mir vor Gericht zu treten, und mir meine Ehre rauben zu wollen?

Bei diesen Worten verlohr ich meine Gelassenheit. Was ich that, rief ich mit bitterm Unwillen, das kann ich vor Gott und Menschen verantworten; können Sie dies auch? Wird nur der menschliche Richter schweigen, wenn meine Unschuld ans Licht kömmt? Dafür ist gesorgt, Kind, antwortete er spöttisch; es ist schon Anstalt gemacht, daß du öffentlich für einen Betrüger erklärt wirst, denn man hat unter deinen Papieren allerhand Schelchen

eben gefunden wodurch es deutlich einleuchtet, daß du ein falscher Marquis von Cassire seist, und dich deshalb auch aus dem Staube gemacht hättest, weil du einen üblen Ausgang befürchtetest. Verstehst du mich?

Ich verstand sehr laut, welcher teufli-schen List er sich bedient hatte, um mich vor der Welt zum Betrüger zu machen, und mein Herz wollte zerspringen bei diesem Gedanken. Einigemal zuckte ich mit meinem Messer, gleichsam unwillkührlich, aber ich bezwang mich; was half's mir, wenn ich ein Mörder ward? Ich war darum nicht gerettet, und hatte noch eine Missethat auf meiner Seele. Ich begnügte mich also ihm zuzurufen: aber dort oben wohnt einer, der alles weiß, und alles richten wird! Vor dessen Richterstuhl wollen wir einst unsre Sache führen! Wenn dort oben einer wohnt, antwortete er, so wäre es ihm unstreitig lieber, wenn du im Wasser geblieben wärst. Uebrigens setzte er mit Hohnlachen hinzu, wird es ihm wohl gleichviel seyn, ob du der Marquis von Cassire, oder Pierre Bodin bist.

Ich

Ich fühlte, daß bei diesem systematischen Wahnsinn keine Rührung zu hoffen wäre, und suchte aus diesem fürchterlichen Schiffbruche meines Glücks wenigstens etwas zu retten. Wenn also das Loos über mich geworfen ist, hub ich an, wenn mir keine Hoffnung mehr übrig bleibt, in meine väterlichen Rechte einzutreten, so bitte ich wenigstens um meine Freiheit, die nun keinem mehr gefährlich werden kann. Die sollst du haben, sagte er mit bedeutendem Nachdruck, und zwar so vollkommen, wie je sie ein Mensch genossen hat. Bei diesen Worten entfernte er sich.

Ich blieb in einer unbeschreiblichen Stimmung des Gemüths zurück. Erbitterung, Gram, Hoffnung, Furcht, Liebe, Ungewißheit kämpften darin einen schrecklichen Kampf. Was mochte er mit seinen letzten Worten andeuten wollen? Sie hatten gewiß einen tiefen Sinn. Ich errieth ihn nicht.

Unter allen Gedanken, die meine Seele bestürmten, peinigte mich der an meine Eugenia am meisten. Was mußte ihr Herz empfinden, wenn sie vernahm, daß ich ein Betrü-

trüger sei, wenn meine eignen Papiere es aussagten! O Teufel, o Ungeheuer! rief ich mit wütendem Schmerz aus, wie kann die Vorsehung deinen Frevel dulden! Meine Seufzer, meine Ausbrüche der Verzweiflung verhallten in dem öden Zimmer.

Ich schleppte auf diese Art noch einige Wochen mein elendes Daseyn hin, und hörte nichts, als die Thurmuhr schlagen, und das schreckliche Damen, das mich gleich in der ersten Nacht geängstigt hatte, und wünschte von neuem den Tod, obwohl ich bei seiner Annäherung ihn fürchtete. Mein alter Wärter war seit der Zeit, daß der Kammerdiener erschien, stumm gewesen, und hatte keine meiner Fragen beantwortet. Er brachte mir bloß meine Bedürfnisse, und ging wieder. Auch meinen Verfolger sah ich nicht mehr, aber vierzehn Tage nach seiner Erscheinung kamen eines Morgens der Kammerdiener und der Alte zu mir, und hießen mich ihnen folgen. Sie führten mich stillschweigend die Treppen des Thurms hinunter, durch die Zimmer des Schlosses bis vor die Thür. Hier warteten eine Anzahl

Ma-

Matrosen auf mich, die mich in ihre Mitte nahmen und weiter führten.

Es durfte keine freudige Erwartung in meiner Seele seyn, denn die Veränderung meines Schicksals kündigte sich nicht günstig an; aber die Freiheit, in Gottes offner Luft umherzugehen, machte dennoch einen äußerst angenehmen Eindruck auf mich. Ich hatte sie so lange entbehrt, und mit einem engen Kerker vertauschen müssen.

Ich schaute forschend um mich her, und sah, daß das gothische Schloß, worin er war, nicht weit von einem Dorfe lag, welches zu demselben zu gehören schien. Ein Thurm ragte daraus hervor, dessen Glocke ich jetzt zum letzten Mal schlagen hörte. Zugleich vernahm ich das sausende Getöse, das ich mir in meinem Gefängniß nicht zu erklären gewußt hatte. Es war das bewegte Meer, in dessen Nähe das Schloß lag. Wir kamen zu dem Ufer desselben, und ich sah ein Schiff in der Entfernung vor Anker liegen. Ein Boot das am Ufer stand, nahm uns ein, und die Matrosen ruderten mit mir nach dem Schiffe.

So-

Sobald wir in denſelben angelangt waren, nahm mich der Kapitän mit ſich allein, und ſagte mir ohngefehr folgende Worte: es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß Sie als ein unruhiger Menſch aus Europa entfernt, und nach einem andern Welttheil geführt werden. Als ein ſolcher ſind Sie dem ganzen Schiffsvolk bekannt, und der künftige Zuſtand Ihres Lebens wird von Ihrem Betragen abhängen. Laſſen Sie ſich nie etwas von dem verlauten, was Sie vor kurzem zu verbreiten geſucht haben, wenn Sie Ihr Unglück nicht wollen.

Ich fühlte, daß dem Schiffskapitän keine vortheilhafte Meinung von mir beigebracht ſei, und daß Worte ihn nicht davon zurückbringen würden. Ueberdies war mein Schickſal entſchieden, denn die Anker wurden aufgewunden, und das Schiff ſegelte ſchon dahin. Ich ſchwieg alſo über ſeine Aeuſſerungen, und fragte bloß, wozu ich beſtimmt ſei? Das wird Ihr Verhalten entſcheiden, war die Antwort. Doch zu keiner Sclaverei? rief ich, denn mir fielen die höhniſchen Worte meines Verfolgers ein, daß ich ſo vollkommen frei

ſeyn

seyn sollte, wie je ein Mensch es gewesen wäre, und ich abordete den schrecklichsten Sport darunter. Wenn Sie meine Warnung befolgen — dann nicht! sagte der Kapitän, und entzog das Gesicht sich.

Ich sammelte alle meine Kräfte, um mich zu fassen, und ich wußte mir es selbst gestehen, daß meine Lage jetzt bei aller Unannehmlichkeit, nicht so schrecklich mehr war, als vorher, wo ich täglich einen gewaltsamen Tod, oder ein ewiges Gefängniß erwarten mußte. Ich konnte frei auf dem Schiff umhergehen, und meine Bedürfnisse wurden auch übrigens mit hinlänglicher Sorgfalt befriedigt. Ich beschloß also, mein Schicksal ruhig abzuwarten, und hielt dies für das einzige Mittel, es nicht zu verschlimmern.

Nach einigen Tagen fühlte ich die äußerst unangenehmen Zufälle der Seekrankheit. Während derselben ward ich ein völlig anderer Mensch, oder vielmehr eine denkende Pflanze. Ich fühlte keine Hoffnung keine Furcht, kein Verlangen nach etwas; alle Empfindungen waren in mir erstorben, bis auf die unangeneh-

nehme Empfindung der Krankheit. Seltsames Uebel, das auch über den Geist eine solche Herrschaft ausübt! Als es sich allmählich verminderte, ward ich auch allmählich wieder Mensch, und die Kräfte des Geistes kehrten zurück. Mein verflossenes Leben ging wie in einem Bilde vorüber, und in diesem Bilde trat ein Wesen vor allen übrigen hell hervor: meine Eugenia. Mögte ich doch zu den entferntesten Grenzen der Erde geführt werden, seufzte ich, wenn sie nur bei mir wäre!

Uebrigens fühlte ich eine Art von Zufriedenheit mit meinem Zustande. Das Schiff hatte mich von allen Leiden, die ich auf dem Lande erduldete, abgeschnitten, und in demselben hatten sich noch keine neue für mich angesponnen. Allmählich ward ich auch näher mit dem Schiffskapitän bekannt; er schien zu merken, daß ich nicht der üblen Meinung entsprach, die man von mir in ihm erweckt hatte, und Mitleiden mit mir zu haben. Ich versuchte daher einst, von meinem Schicksal mit ihm zu reden, aber er brach sogleich ab. Alles was ich von ihm herauszulocken vermogte, wa-

waren die Worte: ich werde Ihr Schicksal, so viel bei mir steht zu erleichtern suchen. Er schien Beobachter zu haben. Das Schiff war ein Handlungsschiff, und gehörte, so viel ich aus den Reden der Seeleute schließen konnte, dem Marquis Herbert von Castro, der in seiner Habsucht unersättlich war. Es war nach Ostindien bestimmt.

In meinem verflossenen Leben hatte ich zu viel Elend erduldet, als daß mir mein jetziger Zustand nicht hätte erträglich scheinen sollen. Der erste bittere Schmerz, den ich empfand, war am Vorgebürge der guten Hoffnung. Als wir nach einer Fahrt von mehrern Monathen hier anlangten, und alle die Freiheit bekamen, ans Land zu gehen, blieb mir allein dies Glück versagt. Meine Bitten bei dem Schiffskapitän waren vergeblich. Meine Befehle sind ausdrücklich darüber, sagte er; und ich mußte die dringende Sehnsucht nach dem Lande in mir ersticken. Indessen sorgte er dafür, daß ich die nothwendigen Erfrischungen, die zu Erhaltung meiner Gesundheit erfodert wurden, vom Lande erhielt.

Nach

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen segelten wir weiter, und richteten unsern Lauf nach der Insel Madagascar. Wir mogten ohngefehr die Hälfte des Wegs dahin zurückgelegt haben, als eine drohende und schreckliche Gefahr über die ganze Mannschaft des Schiffes hereinbrach. Durch einen unglücklichen Zufall brach eines Tages zwischen den beiden obern Verdecken ein heftiges Feuer aus, und nahete sich mit großer Wut der Pulverkammer. Es ist unbeschreiblich, welch eine grauenvolle Scene jetzt auf dem Schiffe begann. Mit todtbleichen Gesichtern liefen alle unter einander, ein Jammergeschrei stieg gen Himmel, und die Ausbrüche der Todesangst äußerten sich auf hundertfache Art. Beten, Rufen, Verwünschungen, Befehle erschollen untereinander. Der Bootsmann am Steuerruder verlohr die Besinnung und lenkte das Schiff nicht mehr; es drehte sich mit der Spitze gegen den Wind die Segel flatterten hie und dorthin, die Taue schlugen mit fürchterlichem Getöse an einander. Der Kapitän gab Befehle zur Rettung, aber die Mannschaft war nicht in einem Zustande, um gehorchen zu können.

In dieser allgemeinen Verwirrung behielten einige Wenige Besinnung genug, um an die Mittel zur Rettung zu denken. Unter diesen Wenigen war ich. Ich hatte mich schon an Schreckensscenen gewöhnt, in denen mir jeden Augenblick der Tod drohete, und vermogte mich zu fassen. Wasser trugen auch diejenigen herbei, die vor Schrecken außer sich waren, und es war bloß nothwendig, es auf eine geschickte Art zu gebrauchen. Ich bewegte mich zuerst damit überall, und wagte mich dann mit noch einigen andern zu dem Feuer, indem ich keinen Dampf und keine Hitze achtete. Wir unterstützten uns gegenseitig, und nach einer halben Stunde muthvoller und peinlicher Arbeit, hatten wir das Glück, das fürchterliche Feuer zu dämpfen. Ich war an den Händen von der Glut sehr beschädigt, aber ich achtete der Schmerzen nicht. Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, meinen Mitmenschen einen irgend etwas wichtigen Dienst zu erweisen, und der Gedanke, daß ich dies jetzt in meiner so drückenden Lage vermogt hatte, war äußerst süß für mich. Der Schiffskapitän umarmte mich, als die Ruhe wieder hergestellt war, denn er hatte meine Be-

Bemühungen sehr gut bemerkt, und das übrige Schiffsvolk bewies mir seine Dankbarkeit durch Händedrücken. Es soll nicht vergessen seyn, sagte der Kapitän nachher, als wir uns allein befanden; könnte ich Ihnen nur so vergelten, wie mein Herz es wünschte! Er sah mich mit einem traurigen Blick bei diesen Worten an.

Nach einigen Tagen ankerte das Schiff bei Madagascar, und der Kapitän erhandelte von den Eingebohrnen des Landes Kühe und Schafe, welche hier von vorzüglicher Güte waren. Dann gingen wir wieder unter Segel, und nach wenigen Tagen nahten wir uns einem andern Lande. Der Kapitän ließ die Segel dahin richten, und die Anker so dicht wie möglich an der Küste auswerfen. Hierauf gab er Befehl, eine Anzahl Kühe und Schafe, männlichen und weiblichen Geschlechts, nebst einer Menge von Geräthschaften und nothwendigen Bedürfnissen ans Land zu bringen. Ich war aufmerksam auf diese Anstalten, ahndete aber die Ursache nicht, weshalb sie gemacht wurden. Endlich nahte sich mir der Schiffskapitän, und sagte mit traurigem Tone, alles, was

was ans Land gebracht ist, können Sie als das Ihrige betrachten. Das ist der einzige Beweis von Freundschaft und Dankbarkeit, den ich Ihnen geben kann. Was ich jetzt thun muß, dazu verbindet mich ein Schwur und das Glück meines Lebens. Er umarmte mich, und entfernte sich eilend.

Bald darauf kamen die Matrosen zu mir, die mich aus dem Schlosse meines Vormunds abgeholt hatten, und nöthigten mich in ein Boot zu steigen; ich that es, indem ich kaum wußte, was mit mir vorging. Sie ruderten schnell mit mir ans Ufer, wo ich aussteigen mußte. Sobald dies geschehen war, wandten sie sich um, und fuhren eilend wieder nach dem Schiffe, indem jeder mir ein Lebewohl zurief.

Es war seit vielen Monathen das erste Mal wieder, daß ich das Land betrat, und eine seltsame Erscheinung würkte in demselben Augenblick so schreckhaft auf mich, daß ich alles andere darüber vergaß. Ich glaubte nemlich ein Erdbeben zu spühren. Die Erde schien so heftig unter mir zu wanken, daß ich

mich

mich nicht aufrecht erhalten konnte, und zu taumeln anfing. Empfangen mich die empörten Elemente am Lande, dachte ich traurig, und ſetzte mich am Ufer nieder. Endlich merkte ich, daß meine Empfindung durch Täuſchung entſtand. Ich hatte mich eine ſo lange Zeit an die wankende Bewegung des Schiffes gewöhnt, daß die Ruhe der Erde mir jetzt Bewegung ſchien, indem ich ſelber mit dem Körper wankte. Allmählich verlohr ſich dieſe Empfindung, und ich ſah mit geſammeltem Nachdenken um mich her. Ich fand mich an einer ſtillen einſamen Küſte, mit Raſen und einigen Bäumen bewachſen. An den Bäumen waren die Kühe angebunden, die Schafe weideten im Graſe umher, und unweit von mir lagen eine Menge Geräthſchaften, und Werkzeuge zum Arbeiten, nebſt einem großen Kaſten.

Wo bin ich, und was bedeutet dies? dachte ich. Wenn doch meine Eugenia hier wäre, dachte ich weiter, und der erſte Laut, der von mir an dieſer Küſte erſcholl, war der Name Eugenia! In ein Paradies hätte ſich dies Land umgeſchaffen, wäre ſie an meiner

Sei-

Leute gewesen. Aber auch ohne sie schien mein Zustand mir nicht so traurig, als er tausend andern geschienen haben würde. Ich hatte so viel Verfolgung von den Menschen geduldet, daß ein plötzliches Aufhören derselben kein unangenehmes Gefühl in mir erwecken konnte. Dabei sah ich eine Art von ländlichem Reichthum um mich, der mir die ersten Lebensbedürfnisse darbot. Der gute Schiffskapitän hatte mir vier Kühe, einen Stier, und acht Schafe nebst einem Bock ans Land bringen lassen. Die übrigen Geräthe untersuchte ich jetzt noch nicht, denn ein näheres Verlangen stieg in mir auf: ich sehnte mich, zu wissen, wo ich mich befände.

Das Land erhob sich von der Küste an allmählich und schien in keiner großen Entfernung von mir in eine schmale Bergshöhe zu enden. Dorthin machte ich mich auf den Weg, doch so, daß ich meine kleine Ausstattung an dies Land nicht aus den Augen verlohr. Die Gegend war abwechselnd, fruchtbar, und von einem kleinen Fluß durchschnitten. Nach einer Zeit von drei Viertelstunden langte ich

auf

auf der Höhe an. Sobald ich den Gipfel derselben betrat, fand ich die Lösung von dem Räthsel, das mir mein Vormund einst im Gefängniß aufgab, und sah schnell die Deutung seiner Worte ein, daß ich so vollkommen frei seyn sollte, wie je ein Mensch gewesen wäre: ich befand mich auf einer Insel, auf welcher nirgends die Spur von Menschen oder Wohnplätzen erschien, in einem gänzlich unbewohnten Lande. Ich war hier der Fürst und der Unterthan, ich machte den ganzen Staat aus; freier konnte ich nicht seyn.

Die Vorstellung von meinem jetzigen Zustande war mir zu neu, als daß ich sie in ihrem ganzen Umfange fassen, und mich darüber hätte freuen oder betrüben können. Ich mußte ihn erst kennen lernen, ehe ich ihn zu beurtheilen vermögte. Indessen fühlte ich eine gewisse Ruhe, die von der reinen Luft dieses Landes, und zugleich von dem Gedanken herzurühren schien, daß es mir an körperlichen Bedürfnissen darin nicht mangeln würde. Ich bemerkte sehr fette Weide für meine kleine Heerde, und eine Menge Fruchtbäume, wor-

un-

unter auch die Cocospalme war. Ich sah zugleich Heerden von Wild laufen, und eine Menge nutzbares Geflügel auf einem Teich schwimmen.

Bei meiner Rückkehr von der Höhe des Berges entdeckte ich einen angenehmen Ort, der zwischen dem Fluß, und einem kleinen Walde lag, und mit hohem Grase bewachsen war. Hier beschloß ich, meine Wohnung aufzuschlagen, und überschaute mit einem stillen Vergnügen die Anlage dazu. Dann eilte ich zu meinen kleinen Schätzen zurück. Ich fand alles wie ich es verlassen hatte. Mein Vieh weidete ruhig, und meine Geräthe lagen unangetastet da. Ich untersuchte diese jetzt genauer, und fand, daß sie zu einem kleinen Hausstande, und zu der Uebung von allerhand nothwendigen Arbeiten vollkommen hinlänglich waren. Ich besaß eine Menge Küchengeräth, Beile, Sägen, Schaufeln, Feilen, Nägel u. s. w. In dem Kasten lagen Kleidungsstücke von allerhand Art so wie auch das Bette, worin ich im Schiff schlief. Edler Mann, rief ich mit einer dankbaren Thräne, du hast mich nicht so unglücklich machen wollen, wie

wie mein grausamer Vormund es wünschte! Wenn ich doch je Gelegenheit fände, dir zu danken! Meine Freude stieg noch höher, als ich auch Flinten, Pulver, einige Bücher zur Andacht, und eine Menge von allerhand Lebensmitteln und Sämereien fand.

Ich nahm vor dem nothwendigsten Geräth etwas zu mir, und trieb mein Vieh vor mir her zu dem Platz, den ich zu meinem Aufenthalt bestimmt hatte. Ich kam mir wie ein Hirte aus der schönen Zeit Saturns vor. Mein Nachtlager errichtete ich auf einer Menge von Baumzweigen, und gleich am folgenden Tage begann ich mir eine Wohnung zu bauen. Da ich alle nothwendige Werkzeuge besaß, und auch Thonerde fand, um Ziegel zu brennen, so gerieth alles nach meinem Wunsch, und gab mir zugleich eine vortheilhafte Zerstreuung, daß mich nicht zu sehr nach einer Hirtin verlangte. Allmählich bearbeitete ich auch ein Stück Landes, und säete mein Getraide, und meine übrigen Sämereien, welches einen vortreflichen Boden fand, und sehr gut gedieh.

Un-

Unter diesen Beschäftigungen verflossen mehrere Monathe, und mehrere Jahre gehörten dazu, ehe meine Wohnung, und die Ställe für meine Heerden in einem vollkommnen Zustande waren. Merkwürdigkeiten ereigneten sich in dieser Zeit nicht, denn die Menschen, mit denen sie sich ereignen konnten, fehlten in diesem einsamen Lande. Meine Nahrung fand ich in Ueberfluß durch meine Heerden, meine Gewächse, durch die Früchte, das Gewild, die Fische und die Vögel des Landes. Diese letzten lernte ich auf eine seltsame Art fangen. Nachdem ich endlich einige Zeit auf der Insel gewesen war, machte ich einen Versuch mit allen Kräutern derselben, die mir eßbar schienen. Erst, als ich eine Art Wurzeln von röthlicher Farbe mit langen Blättern kochte, stieg ein starker Dunst aus denselben auf, der die Vögel umher an sich lockte, und sie, wenn sie darüber schwebten, so berauschte, daß sie wie todt zur Erde fielen, und erst nach einiger Zeit wieder zu sich selbst kamen. So oft ich ein Mahl von Vögeln haben wollte, verschaffte ich es mir auf diese Art mit leichter Mühe.

Mei-

Meine Heerde vermehrte sich, und gab mir Bequemlichkeiten verschiedener Art. Allmählich kam mein Hausstand in Flor, und ich konnte mir fast alle körperliche Genüsse der bewohnten Gegenden verschaffen.

Hier lebe ich nun seit vielen Jahren in der tiefsten Einsamkeit. Die Geschäfte in meiner Wirthschaft, und zu Besorgung meiner übrigen Lebensbedürfnisse, sind wohlthätig für mich; sie rauben mir eine Zeit, die mir zur Last seyn würde. Ich bin, wenn auch nicht glücklich, mindestens nicht unglücklich. Ich habe auf der Erde kein reizendes Schicksal kennen gelernt, um ein Verlangen danach zu haben. Obwohl die Hoffnung, ein Schiff hier landen zu sehen, mich immer getäuscht hat, so bin ich doch noch nicht in ungestüme Klagen gegen die Vorsehung ausgebrochen. Die Sehnsucht nach Menschen, nach meiner Eugenia hat zu Zeiten mein Leben verbittert; aber ich hoffe, daß auch sie sich verlieren wird, und dann will ich meine Tage, wenn Gott es beschlossen hat, ruhig in dieser Einsamkeit hinbringen. Jenseits des Grabes werde

ich

ich dann mit meinen Brüdern wieder vereint; dies ist mein Trost, und dies hoffe ich zu Gott.

---

Ich habe mich getäuscht, furcht' - getäuscht! Ich wähnte, meine Sehnsucht nach Menschen würde mit der Zeit veralten, würde dahinschwinden; ich Betrogner! Sie vermehrt sich. Je länger ich in dieser menschenverlaßnen Oede schmachte, um so tiefer wird das Gefühl davon in mir. Es wächst mit jedem Jahre, mit jedem Tage. Grausamer, unmenschlicher Vormund! Deine Rache ist sinnreich, ist schrecklich. Vielleicht wandelst du schon unter den Todten, und deine Bosheit würkt noch unaufhörlich auf der Erde fort. Wie werden meine Seufzer, wie meine Thränen dich vor dem Richterstuhl Gottes anklagen!

Ich lebe nun in diesem unbewohnten Lande seit vielen, vielen Jahren. Ich zähle sie nicht, denn der Zeit mangelts hier am Preise, an einer Reihefolge von Begebenheiten. Sie

ist

ist leer, wie die ewige Nacht. Das Jahr gleicht einem Tage, und der Tag einem Jahr.

Ich habe mich gesättigt an Speise und Trank; denn ich bin kein Thier, das nur dessen bedarf. Ich dürste nach höhern Genüssen. Freundschaft, Liebe, ihr Kinder des Himmels, wo seid ihr? Und du, süsser Ton der menschlichen Stimme, ich habe so lange, so lange dich nicht gehört; wirst du nie wieder mein Ohr erquicken?

O Gott, Gott, wie konntest du es dulden, daß die Menschen mich von sich ausstießen?

---

Meine Haare sind weiß geworden, und in meinem Busen teilt das Feuer eines Jünglings. Gott, was wird aus mir Unglücklichen werden! Ich laufe wütend am Gestade des Meers umher, und der Name Eugenia, der Name meines schrecklichen Verfolgers verhallt in diesen einsamen Wüsten. Es ist der einzige Ton von Menschenstimmen, der darin gehört wird. Aber die ewige Barmherzigkeit

ist

ist taub bei meinem Geschrei. Gott, was habe ich verbrochen, daß ich vor Millionen herausgehoben, vor Millionen elend gemacht worden bin! Ich hadere mit der Vorsehung, und sie antwortet nicht auf meinen Hader; sie ist ewig stumm, wenn ich rufe: gieb mir Menschen, gieb mir meine Eugenia!

Ich beginne zu zweifeln, ob noch Menschen außer mir sind, ob noch ein Land außer dieser Insel verhanden ist? aber ich habe sie gesehen, ich weiß alles, wie ich hieher gekommen bin, und die Erinnerung davon schwebt, wie ein Gespenst, vor meiner Seele. Es giebt Menschen, es giebt eine bewohnte Erde, nur ich bin allein, ewig allein. Schreckliches, schreckliches Verhängniß, wie soll ich dich bis ans Ende meiner Tage erdulden! O Eugenia, Eugenia!

---

Nun ist mir wohl, ach, nun ist mir so wohl! — Ich Thor, ich dreifacher und hundertfacher Thor! Juchhei! Nun weiß ich, wo es liegt! Nun wird sie bald mein seyn!

Wenn

Wenn die Elemente sich vermischen, wenn Feuer, Luft, Erde und Wasser zusammenkommen, dann geht Leben daraus hervor. Die Krautstaude ist gewachsen, und der Rosenstock so schön und roth; nun soll Eugenia wachsen, juchhei! Nun soll der Teufel wachsen, der mich verbannt hat, und dann will ich ihn in die Hölle stoßen! Du bist schon da, Eugenia, aber du lebst noch nicht. Lebe, lebe, daß du mich noch einmal herzen kannst! Ich bin alt und grau, aber ich werde wieder jung werden, wenn die Schwalbe zu Nest trägt.

Peinigen will ich ihn, bis er erwacht, und abbüßen, abbüßen! Schwarze Seele! Bin ich denn Pierre Bodin? Die alte Zeit ist vergangen, die neue kommt, und die Menschen wachsen wie Kohlköpfe. Das war klug und fein! Ausgewinselt, juchhei! Und nun komm du, Braut, zum Altar, wo das Feuer dich wärmt, und das Wasser netzt, damit du bald hüpfen kannst! Dein soll das Lamm seyn. Es ist nur ein Traum gewesen, warum willst du nicht aufwachen? Ich habe ihn ja, und ich sage dir, er soll wohl bleiben! Der

Kreislauf der Dinge hat sich gedrehet. Die Menschen werden nicht mehr geboren, sie werden gemeißelt, und wachsen im Erdreich, wo das Flämmchen lodert.

---

Er ist gekommen! Ich habe ihn gesehen! Er ist jenseits des Meers hergekommen. Hast du's gemerkt, Sünder? Nein, kein Erbarmen! Du wolltest meine Eugenia wieder haben, darum sprichst du so süß, und verstellst dich! Sirenenstimme! Kein Erbarmen! Ich kenne ihn an dem nickenden Federbusch. Du sollst büßen, diesseits, und jenseits, und ich will triumphirend daher gehn mit Eugenia, hohnlachen, und sagen: ist dies Pierre Vodin! Weiche, daß ich deine Gebeine nicht zermalme! Deine Tage sind in meine Hand gegeben, und die Rache Gottes hat gesprochen. Nun winsele du, und verstelle dich in einen Engel des Lichts, du Teufel! Ich mag dein Blut nicht, aber weiche, und laß mir meine Eugenia! Du kommst, du flehest umsonst. Sie ist mein, das Täubchen, und die Engel freuen sich, und die Vögel rufen hurrah, juchhei!

Da

Da ſteht ſie, die Traute, die Schöne! Warum biſt du ſo ſchwarz? Der Teufel hat dich angehaucht, und der böſe Feind iſt bei dir vorübergeflogen. Sei freundlich, und ſchön, ich will dir ſein Blut holen. Dann wirſt du erwärmen, du Tochter des Feldes, und mich kennen. Ich habe abgeſagt, und nun iſt mir ſo wohl. Auf dem Drachen iſt ein Lamm geworden; das will ich ſäugen, und das ſoll ſpielen mit dir, Eugenia!

---

So hießen die letzten Worte in der merkwürdigen, und äußerſt ſeltſamen Schrift des unglücklichen Marquis Leonard von Cafiro. Ich hatte ſie ſchon öfter geleſen, und jedes Mal machten ſie einen ſchauerlichen Eindruck auf mich. Sie löſten mir auf eine traurige Art das Räthſelhafte in dem Betragen meines ſcheinbaren Todfeindes. Der beſammernswürdige Mann war durch Liebe und Einſamkeit wahnſinnig geworden, und hatte mich für ſeinen grauſamen Verfolger, für ſeinen Vor-

mund gehalten. Gegen diesen müßte jede seiner Empfindungen sich bei vollem Bewußtseyn empören, wie hätte es nicht im Wahnsinn geschehen sollen! O Gott, rief ich oft schmerzlich aus, warum kam ich nicht wenige Jahre früher an diese Insel! Wie hätten wir Unglücklichen uns das Leben erleichtern, wie hätte ich meinen verlassenen Vorgänger aufrichten können, wenn ihn sein fürchterliches Schicksal zu tief beugte! Ich konnte es mir nicht verhehlen, er war unglücklicher, als ich. Hoffnungslose Liebe, und der Gedanke, aus dem glücklichsten Erdenschicksale durch die Bosheit der Menschen hieher verbannt zu seyn, waren zwei Peiniger mehr für ihn.

Aber auch ohne sie durfte ich mich nicht glücklich schätzen, und fühlte dies vorzüglich jetzt; denn der Lebenslauf des Marquis von Castro war anziehend zwar und merkwürdig, aber hatte nichts aufheiterndes für den, den ein ähnliches Schicksal von der menschlichen Gesellschaft absonderte. Zugleich stiegen, seitdem ich das Bildniß der Eugenia sah, und die heftige Sehnsucht las, die mein erblaßter

Vor-

Vorgänger nach ihr empfand, allerhand neue Empfindungen in mir auf, die bald in Leerheit, bald in heftiges Aufbrausen ausarteten. Mehr wie jemals verlangte ich nach der bewohnten Welt, und an diesem Verlangen schien nicht bloß das Süße der menschlichen Gesellschaft, sondern noch ein anderes Bedürfniß Theil zu haben. Ich fühlte, daß ich jetzt nicht so kalt gegen Marianen seyn würde, wie ich es einst war, und ein Wesen, von dem man es am wenigsten hätte vermuthen sollen, trug dazu bei, ähnliche Empfindungen in mir zu erneuern: mein Papagei. Dieser rufte oft mit klaglicher Stimme: Eugenia! ein Name, den er wahrscheinlich in diesem Ton von seinem unglücklichen Herrn gehört hatte. So oft ich dann das Bild dieser Person ansah, wallte in meiner Brust ein Gefühl, dem ich keinen Namen geben konnte.

Ich nahm jetzt Besitz von der Verlassenschaft meines unglücklichen Vorgängers, von der ich mich als den einzigen und rechtmäßigen Erben betrachten konnte. Da er mit europäischem Geräth reichlich ausgestattet war, und

selbst

selbst während seines Aufenthalts auf der Insel mehrere sinnreiche Erfindungen zu seiner Bequemlichkeit gemacht hatte, so besaß ich alles im Ueberfluß was zu meinen Bedürfnissen erfodert wurde. Ich hatte zwei Landgüter, wovon das neuererbte noch weit vorzüglicher war, als das alte, und wäre in der bewohnten Welt ein reicher Mann gewesen.

Um in meinem jedesmaligen Aufenthalt, der so bald hier, bald dort wahr, desto ungebundner seyn zu können, richtete ich es so ein, daß meine Heerden meiner nicht bedurften, wenn ich abwesend war, und ihr Futter, ihren Trank, ihre Wohnung selber finden konnten. Nur meine Hunde, mein Zebra, meinen Affen, und meinen Papagei hatte ich, als meine nähern Gesellschafter, immer bei mir, und die Thiere waren so an mich gewöhnt, erkannten meine Winke und Worte so genau, daß ich fast mit ihnen reden konnte. Ich war ein Monarch in der Thierwelt, und es bedurfte keiner Gesetze und Lebensstrafen, wie bei den Menschen, um Ordnung darin zu erhalten.

Bei

Bei meinen häufigen Reisen von einem Landgut zu dem andern, bei welchen ich immer den Bergrücken in der Mitte der Insel übersteigen mußte, entdeckte ich immer bei heiterm Wetter gegen Osten einen schwarzen Streifen tief am Horizont, der nie seine Gestalt veränderte. Diese Erscheinung ward der süßeste Trost in meiner Einsamkeit. Sie konnte kein Gewölk seyn, und mußte nothwendig Land andeuten, weil sie immer die nemliche blieb. Sie, und die Erbauung eines Flosses, waren die beiden Stützen, welche mich aufrecht erhielten, wenn die Einsamkeit mich zur Erde beugen wollte. Denn bei meinem Glück hier auf der Insel war eine fast unumgänglich nothwendige Bedingung: ich mußte fühlen, daß ich sie verlassen konnte. Wenn ich davon überzeugt war, so empfand ich Zufriedenheit, und alle Genüsse des Lebens, welche dies Land mir darbot, wurden mir schmackhaft. Sobald diese Hoffnung mich verließ, waren die tiefste Traurigkeit und Verzweiflung nahe. So sehr besteht das Glück der Menschen in der Einbildung, oder in der Meinung, die wir von unserm jedesmaligen Zustande haben.

Wenn

Wenn das traurige Vierteljahr eintrat, so beschloß ich gewöhnlich fest, im nächsten Sommer mein Floß zu erbauen, und hinüberzuschiffen zu der Küste, die in Osten lag; im Frühling boten sich dann andere Arbeiten dar, die Vorstellung von der Gefahr der Reise kühlten den Entschluß dazu in mir ab, und ein Sommer verfloß nach dem andern, ohne daß ein Boot gebaut wurde. Es schien, als wäre es ein bloßes Nothbehelf zum Glück. Hätte sich die Möglichkeit dazu verlohren, ich wäre plötzlich der unglücklichste Sterbliche geworden.

Eine geraume Zeit verfloß, ohne daß sich mit mir etwas merkwürdiges ereignete, außer daß ich die Wurzel entdeckte, wodurch mein Vorgänger auf eine so seltsame Art Vögel fing. Ich machte Versuche damit, und sie gelangen jedesmal auf dieselbe Art, wie ich es das erste Mal gesehen hatte. Die Wurzel hatte eine so durchdringende Ausdünstung, wenn sie gekocht ward, daß ich mich selber davor in Acht nehmen mußte, um nicht berauscht zu werden. Die ganze lebende Schöpfung auf dieser Insel stand also zu meinem

Ge-

Gebot, und da sich auf einigen Teichen auch Gänse und Enten aufhielten, die sich stark vermehrten, so erhielt ich dadurch nicht allein Federn zu meinen Betten, sondern auch die schmackhaftesten Gerichte von ihrem Fleisch, und von ihren Eiern.

Bei allen diesen körperlichen Genüssen kamen Tage und Wochen, in welchen ich in die tiefste Schwermuth versank, und ich würde die ewige Einsamkeit nicht lange ertragen haben wenn nicht die reine Luft dieses Landes meinen Geist erheitert, und meinen Körper gestärkt hätte Um mir auch eine Beschäftigung zu geben übersetzte ich den Lebenslauf des Marquis von Castro in die deutsche und holländische Sprache, den meinigen aber ins Französische, und Holländische. Da ich nur wenig daran arbeitete, so verflossen viele Jahre, ehe ich damit zu Stande kam. Ich mußte sparsam mit solchen Arbeiten seyn, ihre Quelle versiegte sehr leicht in meinem Zustande.

Ich war zehn Jahr auf der Insel gewesen, als mein Schicksal durch einen glücklichen Zufall einen weit höhern Reiz bekam, wie es

je in diesem Lande gehabt hatte. Ich ging nemlich eines Tages aus, um eine wilde Gans zu schießen, und um einen Vorrath von Honig zu holen, weil es mir an Lichtern zu mangeln begann, die ich mir aus Wachs bereitete. Ich überließ mich zu dem Ende der Führung eines kleinen Cicerone; denn es machte mir immer ein außerordentliches Vergnügen, meine Beute durch seine Anweisung zu erhalten. Ich war ihm schon eine Strecke nachgefolgt, und befand mich an der andern Seite des Waldes, an welchem die von mir selbst erbaute Wohnung lag, als sich etwas ereignete, wodurch ich Vogel und Honig, und die ganze übrige Welt plötzlich vergaß. Ich hörte nemlich aus dem Walde eine klagende Menschenstimme hervorschallen, und ward so heftig davon erschüttert, daß ich starr, wie ein Felsen, stehen blieb. Mein Herz schlug heftig empor, und indem ich der Stimme nacheilen wollte, fiel mir ein, daß Crocodille ein ähnliches Geschrei erheben sollen, um die Menschen an sich zu locken. In diesem Augenblick besann ich mich nicht, daß ich nie von einem Crocodill etwas in diesem Lande bemerkt hätte, und verweilte mich von neu-

neuem. Aber die Stimme ward immer ängstlicher, und es schien mir, als wenn wirkliche Worte dazwischen erschallten. Sogleich verga ß ich alle Bedenklichkeit, und eilte in vollem Lauf auf die Gegend zu, aus welcher die Stimme herkam. Je näher ich kam um o deutlicher unterschied ich eine Menschenstimme, und drängte mich mit großer Gewalt durch das Gebüsch.

Endlich kam ich an einen etwas freiern Fleck, und sah zu meinem Erstaunen zwei Menschen an der Erde liegen, die aus allen Kräften mit einander rangen. Ich trat näher hinzu, und erkannte eine Mannsperson, die ein Frauenzimmer überwältigen wollte; die letzte war es, welche die klagenden Töne ausstieß, und um Hülfe schrie. Sie wehrte sich mit der möglichsten Anstrengung, und da es mir schien, als wenn der Mann ihr mit einem Messer drohte, so rief ich ihm überlaut zu, einzuhalten. Sobald er dies hörte, sprang er eilend auf, und sah mich mit großer Erschrockenheit an, indem er sich mir gegenüber stellte, und mich betrachtete.

Un-

Unterdeß stand auch das Frauenzimmer auf, und kam auf mich zu. Sie fing in einer unbekannten Sprache mit mir zu reden an, und aus ihren Bewegungen errieth ich, daß sie meine Flinte von mir foderte. Ich reichte sie ihr, und sah mit Entsetzen, daß sie sogleich auf den Unbekannten anlegte, und schoß. Die Flinte war mit gehacktem Blei geladen. Er stieß einen lauten Schrei aus, wankte noch einige Schritte, und stürzte zu Boden, indem er in seinem Blute schwamm. Sie reichte mir hierauf die Flinte mit einem ruhigen und freundlichen Gesicht zurück, und schien mir in ihrer Sprache zu danken. O Gott! dachte ich, ist dies Land bestimmt, sobald es Menschen hat, auch Menschenblut zu sehen? Die Sterblichen sind so unendlich theuer in dieser Einsamkeit, und sie opfern sich selbst darin auf.

Ich fragte das Frauenzimmer, in französischer Sprache, warum sie den Menschen erschossen habe? Aber sie schien mich nicht zu verstehen, und antwortete mir nicht, worauf ich diese Frage in deutscher Sprache wiederholte. Jetzt antwortete sie mir etwas gebro-

brochen: er hat es mehr als zehn Mal verdient.

Unterdeß naheten wir uns dem Erschossenen. Es war ein Mensch von ohngefehr dreißig Jahren, und von sehr widriger Bildung. Seine Kleidung verrieth einen niedrigen Stand, dahingegen das Frauenzimmer mit einer gewissen Pracht bekleidet schien, obwohl ihr Gewand, an mehrern Stellen von dem Kampf zerrissen, unordentlich umherhing. Als sie sah, daß ihr Gegner leblos dalag, blickte sie mich freundlich an, und zog eine Uhr hervor, die sie mir überreichte, indem sie mich ihren Retter nannte. Ich nahm sie halb unwillkührlich an, weil ich von allem dem, was vorging noch so bestürzt war, daß ich mich kaum besinnen konnte. Jedoch fragte ich nach einiger Zeit, ob sie allein wäre? Jetzt bin ich allein, sagte sie; hierauf faßte sie mich bei der Hand, und führte mich zu einer kleinen Hütte, die von Baumzweigen gemacht war, und worin sich eine Lagerstelle befand. Sie schien sehr ermattet, und setzte sich auf die Lagerstelle nieder; ich stand neben ihr.

Ich

Ich kann es nicht beschreiben, welche Empfindung es war, als ich wieder ein menschliches Antlitz sah, und menschliche Töne hörte; seit zehn Jahren war mir dies fremd geworden, und ich vergaß in diesem Augenblick ganz daß sie ein Weib sei. Ich sah bloß in ihr den Menschen, ein Geschöpf Gottes, wie ich. Sie betrachtete mich gleichfalls mit großer Verwunderung, denn mein fremder Anzug war ganz dazu gemacht, dieselbe zu erregen, und fragte mich endlich, ob noch mehrere Menschen in diesem Lande wären? Ich antwortete ihr, daß ich durch einen Unglücksfall hieher verschlagen sei, und mich seit zehn Jahren in der Einsamkeit befände, daß aber ihre Ankunft um so erfreulicher für mich sei. Sie drückte mir bei diesen Worten theilnehmend die Hand, und stieß zugleich einen tiefen Seufzer aus. Hierauf fragte sie weiter, ob wir nicht von diesem Lande wegschiffen könnten, und als ich ihr sagte, daß dies zwar nicht unmöglich, aber sehr schwer und gefährlich sei, fing sie an die Hände zu ringen, und brach in klagende Töne in ihrer Sprache aus. Die Thränen liefen ihr dabei hell aus den Augen.

gen. Ich ſuchte ſie zu tröſten, und ſagte ihr daß dies Land alles enthalte, wovon wir im Ueberfluß leben könnten, und daß ich alles mögliche anwenden würde, um mit ihr zu einem bewohnten Lande zu gelangen. Sie ſchien ſich hierauf etwas zu beruhigen.

Als ſie ihre Kräfte wieder etwas geſammelt hatte, bat ich ſie, mir nach meiner Wohnung zu folgen, wo ich ihr mehrere Bequemlichkeit verſchaffen könnte. Sie war ſogleich bereit dazu, und reichte mir ihren Arm. Unterwegens erzählte ich ihr manches von meinen Schickſalen, und ſie hörte ſie mit großer Aufmerkſamkeit an. Ihre Theilnahme, ihre Antworten waren ſo etwas entzückendes für mich, daß ich keine Namen für dies Gefühl habe. Wenn ich mit meinen Thieren redete, ſo war unverſtändliches Schmeicheln ihre ganze Antwort, und die rührendſten Worte und Ausdrücke kehrten leer zu mir zurück; hier fand ich menſchliches Gefühl, und einen Gedankenwechſel, deſſen Reiz keiner in dem Grade wie ich zu empfinden vermögte, der ihn nicht zehn Jahr entbehrt hätte. Ich war vor Freuden

außer mir, obwohl das Antlitz meiner Gefährtin sich noch immer mit einer Wolke von Kummer bedeckte.

Als wir bei meiner Wohnung ankamen, betrachtete sie alles mit großer Verwunderung, und sah mich dann wieder mit forschendem Blick an, ob ich auch würklich der Einzige in diesem Lande sei. Meine Hunde erhoben ein großes Gebell, als wir in das Haus traten, und ich konnte nur mit Mühe verhindern, daß sie das erschrockene Mädchen nicht anfielen. Mein Affe aber fürchtete sich, und verbarg sich in einen Winkel. Dieser letzte schien ihr Vergnügen zu machen, so wie auch der Papagei.

Ich war so voll Entzücken, daß ich nicht wußte, wie ich meinen neuen Gast bewirthen sollte. Ich trug alles auf, was ich von Speisen vorräthig hatte: Milch, Früchte, Fleisch, Honig, Fische, Brod, Butter, Käse, eine gewisse Art Bier, die ich machen gelernt hatte, kurz, ich holte alles herbei, was meine Küche und mein Keller vermogten. Sie lächelte, als sie meinen Eifer, sie zu bewirthen, sah,

und

und warf einen dankbaren, wiewohl etwas traurigen Blick auf mich. Indessen aß sie mit Verlangen, und sagte, daß sie schon lange eines so erquickenden Mahles entbehrt habe. Ich setzte mich zu ihr, und so gut wie jetzt hatten mir nie die Speisen auf der Insel geschmeckt, weil ich nie in menschlicher Gesellschaft verzehren, und eine süße Unterhaltung dabei finden konnte. Meine Thiere wurden für heute nicht zu meiner Unterhaltung gezogen, und bekamen bloß ihre gehörige Nahrung.

Während der Mahlzeit betrachtete ich meine neue Gefährtin zum ersten Mal als Frauenzimmer, und bemerkte, daß es mit einer etwas stärkern Empfindung war, wie ich ehemals die zärtliche Mariane betrachtet hatte. Sie schien ohngefehr zwanzig Jahr alt zu seyn, hatte einen mehr starken als schwachen Wuchs, helle blaue Augen, aschfarbene Haare, und eine angenehme Gesichtsbildung. In ihrem Betragen war etwas Gefälliges und Ungezwungenes.

Unsere Unterhaltung brach während der Mahlzeit gar nicht ab; denn ich hatte ihr un-

beschreiblich viel zu erzählen, und obwohl sie die deutsche Sprache nicht mit Fertigkeit redete, so verstand sie doch alles. Mir war es so neu, etwas zu sprechen, welches von einem denkenden Wesen vernommen wurde, daß ich nicht müde ward, eine Erzählung an die andere zu knüpfen. Sie aber hörte alles mit großer Aufmerksamkeit an, und vorzüglich merkwürdig war es ihr, daß schon vor mir jemand auf der Insel gewesen sei. Sie seufzte tief, als ich ihr erzählte, wie lange er hier zugebracht habe, und welch einen traurigen Tod er gestorben sei.

Nach Tische bat sie mich, ihr eine Ruhestelle anzuweisen, weil sie in mehrern Nächten nicht geschlafen habe, und sich sehr entkräftet fühle. Ich wies ihr das beste Zimmer, und den besten Ruheort in der von mir selbst erbauten Wohnung an, denn hieher hatte ich sie zuerst [illegible].

Es waren sehr selige Augenblicke, die ich verlebte, als ich mich jetzt vor meiner Wohnung hinsetzte, und über das Glück nachdachte, das mir widerfahren war. Meine Thiere versam-

sammelten sich um mich her, und ich liebkoseete sie mit einer so ungemischten Freude, wie es noch nie geschehen war. Kein schwermüthiges Gefühl, daß sie bei mir die Stelle der Menschen vertreten müßten, verband sich damit.

Nach einigen Stunden kam meine Gefährtin wieder zum Vorschein, und ihre angenehmen Züge hatten nach der Ruhe einen neuen Glanz bekommen. Sie bat mich jetzt, ihr die Möglichkeit zu zeigen, auf welche Art wir uns von der Insel entfernen könnten; denn dieser Umstand schien ihr sehr dringend am Herzen zu liegen. Ich führte sie also nach der Seite zu, wo die Wohnung meines Vorgängers lag, und zeigte ihr auf der Höhe des Bergrückens den dunklen Strich am Horizont, den sie, gleich mir, für die Küste eines wilden Landes hielt. Sie erzählte mir zugleich ihre Geschichte, und aus derselben erhielt diese Entfernung noch mehrere Wahrscheinlichkeit. Nur mit abgebrochenen Sätzen vermogte sie mir ihr Schicksal mitzutheilen, allein sie wußte damit eine so passende Pantomime zu verbinden, daß ich sie vollkommen verstand.

Sie war aus England gebürtig, und die Tochter eines angesehenen Mannes, Namens Harrison, der einen wichtigen Posten bei der Ostindische Compagnie in Bengalen erhalten hatte, und jetzt in Begleitung seiner Tochter und eines jungen Mannes dahin ging, mit welchem sie noch in England verlobt war. Gleich nach ihrer Ankunft in Bengalen war die Hochzeit bestimmt. Sie kamen glücklich bis zum Vorgebürge der guten Hoffnung. Hier hatten ihr Vater und Bräutigam Geschäfte tiefer im Lande, und liessen sie unter der Aufsicht eines Bedienten in der Capstadt zurück. Nachdem sie daselbst einige Tage die Rückkunft derselben erwartet hatte, zeigte ihr dieser einen Brief von ihrem Vater, worin ihm befohlen war, sie nach einem nahen Eiland zu bringen, wo sie ihn finden würde. Sie ahndete nichts Böses, und machte sich zur Reise fertig. Es war des Nachmittags, als sie mit dem Bedienten aus Ufer ging. Hier fand sie ein eingerichtetes Fahrzeug, worin ein Knabe sie erwartete. Sie wunderte sich zwar, daß niemand weiter zur Lenkung des Bootes vorhanden sei, aber da er ihr sag-

sagte, daß es nicht weit sei, wohin er sie füh-
ren würde, und daß er es vollkommen allein
regieren könnte, so beruhigte sie sich.

Er fuhr an der Küste hinauf, und spannte
die Segel aus, worauf das Fahrzeug tiefer
ins Meer getrieben wurde. Er bemühte sich,
es dem Gestade wieder näher zu bringen, aber
umsonst. Der Abend brach heran, und das
arme Mädchen ward von einer großen Aengst-
lichkeit überfallen. Sie äußerte diese, aber
ihr Führer antwortete, daß er sie so liebe,
wie nur ein Mensch in der Welt sie lieben
könnte, und daß er gewiß für ihr Wohl besorgt
seyn würde.

Diese Worte, die mit einer gewissen
Zärtlichkeit ausgesprochen wurden, vermehr-
ten ihre Besorgniß, und als sie beym Abend-
essen bemerkte, daß das Fahrzeug auf einige
Zeit mit Lebensmitteln ausgerüstet war, so
konnte sie nicht mehr zweifeln, daß ihr Führer
sie betrogen hatte. Sie fragte den Knaben,
der mit in dem Boot war, wohin sie schifften,
aber dieser wußte es nicht, und sagte, daß
er blos gedungen wäre, einige Meilen mitzu-
fah-

fahren. Wo führst du mich hin? abscheulicher Mensch, rief sie endlich dem Bedienten zu. Wo es Ihnen gewiß gefallen wird, antwortete er, und zugleich begann er, ihr allerhand Liebkosungen zu erweisen. Sie stieß ihn mit unbeschreiblichem Widerwillen zurück. Ei, mein schönes Kind, sagte er, du wirst schon zahmer werden.

Unterdeß berauschte er sich in einer Menge von Wein, die er mitgenommen hatte, und lag endlich, wie leblos im Fahrzeuge ausgestreckt. Die Nacht brach an, und das Fahrzeug war den Wellen überlassen. Zum Glück blieb der Himmel ruhig. Auch der Knabe schlief, und das unglückliche Mädchen fühlte allein das Schreckliche ihrer Lage. Als der Tag kam, war von dem Lande nicht das geringste mehr zu entdecken. Der Bediente selber erschrak darüber, und suchte sich nach dem Lauf der Sonne zu richten, aber der Wind kam ihm entgegen, und sie wurden immer tiefer ins Meer getrieben. Der Entführer ließ sich dadurch nicht abhalten, mit neuen Liebkosungen das Mädchen anzufallen, und

end-

endlich die Maske ganz wegzuwerfen, indem er ihr gestand, daß er sie zu einer entfernten Colonie an der afrikanischen Küste, deren Besitzer sein Freund sei, führen, und daselbst als ihr zärtlicher Ehegatte mit ihr leben wolle. Abscheum der Menschen, rief sie, wie hast du es wagen können, ein solch Verbrechen zu begehen? Weißt du nicht, daß du Todesstrafe dadurch verdienst? Die Colonie, nach der wir hinfahren, war die Antwort, ist so weit von den Befehlshabern der Compagnie entfernt, daß wir ersteren nicht zu besorgen haben. Zu gleicher Zeit fing er an, sie mit neuen Liebkosungen zu bestürmen. Sie wehrte sich aus allen Kräften, vermogte aber kaum den Angriffen des Verwegenen zu widerstehen, und schrie aus allen Kräften. Der Knabe kam ihr zu Hülfe, und durch seinen Beistand befreite sie sich aus den Armen ihres Verfolgers.

Dieser gerieth darüber in eine unbeschreibliche Wut, ergriff plötzlich den unglücklichen Knaben, und warf ihn über Bord. Das entführte Mädchen wollte ihm zu Hülfe eilen, aber die Wellen schlugen über ihn zusammen, und er sank unter.

Nun

Man sah sie erst mit Entsetzen, in welcher Unmenschen Gewalt sie war. Sie ergriff ein Messer, und drohete ihm, augenblicklich ihn zu durchbohren, wenn er sich ihr nähern würde. Die begangene Mordthat schien ihn etwas abgekühlt zu haben; er nahete sich ihr jetzt nicht.

Unterdeß machte sich ein stärkerer Wind auf, und blies heftig aus Südwesten. Die Hoffnung, das Land wieder zu erreichen, ward immer schwächer, und selbst der Entführer schien in Angst zu gerathen. Auf die bittern Vorwürfe, die sie ihm machte, antwortete er, daß er ins Wasser springen, und sie ihrem Schicksale überlassen würde, wenn sie ihre Schmähungen nicht endete. Das unglückliche Mädchen mußte schweigen, denn ihr Entführer verstand mit Hülfe des Segels das Fahrzeug so zu lenken, daß sie nicht weiter gegen Osten ins hohe Meer getrieben wurden, sondern gerade nach Süden hinfuhren. Sie hatten zwar auf mehrere Tage Lebensmittel bei sich, aber dies konnte das Traurige ihrer Lage nicht mindern. Ein langsamer Tod erwartete

sie

sie nach kurzer Zeit in ihrem Fahrzeuge, und lag in jedem Augenblick rings um sie her, denn der erste Sturm mußte nothwendig ihr Boot versenken.

Am dritten Tage endlich sahen sie Land und richteten das Segel sogleich nach demselben. Gegen Abend dieses Tages erreichten sie es, und stiegen ans Ufer. Bis jetzt hatte der Entführer seine Begierde im Zaum gehalten, aber sobald er merkte, daß sie sich in einem unbewohnten und fruchtbaren Lande befänden, begann er mit verdoppeltem Eifer das Mädchen um ihre Gunst zu bestürmen. Sie ließ ihn jetzt ihren ganzen Zorn fühlen, und drohete, ihm bei dem ersten Angriff auf ihre Tugend ein Messer ins Herz zu stoßen. Da er sah, daß dies alles ernstlich gemeint sei, rief er mit Wut, daß er sie ihrem Schicksal überlassen wolle, und entfernte sich.

Das arme Mädchen blieb also in einem unbekannten Lande allein, und bauete sich eine Hütte von Baumzweigen, um darin ein vorüberziehendes Schiff zu erwarten. Sie lebte in dieser Zeit von Baumfrüchten. Nach eini-

gen

gen Tagen erschien ihr Entführer wieder, überfiel sie unvermuthet, als sie in dem Walde Cocosnüsse suchte, und suchte das mit Gewalt zu erzwingen, was er auf keine andere Art zu erwerben vermogte. Sie rang schon eine geraume Zeit mit ihm, als ich dazukam, und sie aus den Händen des Bösewichts befreiete.

Während dieser Erzählung, die sie nur mit Mühe in einer fremden Sprache vortragen konnte, und worin mir alles, bis auf die Nachricht von ihrem Bräutigam gefiel, waren wir in der Wohnung des Marquis von Castro gekommen. Sie betrachtete alles mit großer Aufmerksamkeit, alles war ihr merkwürdig. Sie ergötzte mich nicht wenig an ihrer Verwunderung, ein so eingerichtetes kleines Landgut zu finden, und führte sie überall in meinem ganzen Park herum. Unterwegens hatte ich [illegible]

Haushaltung, und ich befand mich überaus wohl dabei, denn ich durfte jetzt nicht mehr arbeiten, um meine Zeit hinzubringen; meine müßigen Stunden flossen sehr süß in Gesprächen mit Jinny, so hieß meine Gefährtin, hin.

Sie wählte sich ihre Schlafstelle in der Wohnstube meines Vorgängers, und bat mich, in der Kammer neben derselben zu schlafen, worin sie mich alle Abende einschloß. Mein Glück wäre vollkommen gewesen, nur eins fehlte ihm: Jinny hatte einen Geliebten, und ich war dieser Geliebte nicht. In den ersten Tagen meiner Vereinigung mit ihr genügte es mir, einen Gefährten in meiner Einsamkeit zu haben. Allmählich fühlte ich, daß sie mir eine Gefährtin seyn könne, und eine gewisse Unruhe begann in mir rege zu werden. In der Nacht hörte ich oft, daß sie den Namen Albertson ausrief, und da ich aus mehrern Gründen [illegible] daß ein Geliebter so [illegible], so war [illegible] Ausruf mir immer ein [illegible] [illegible]

verwischt wäre. Ich verschloß also meine Empfindung mit großer Sorgfalt in mir, indem ich bloß alle mögliche Mühe anwandte, mich ihr gefällig zu erweisen, und ihr Leben angenehm zu machen.

Unter den Vergnügungen, die ich ihr verschaffte, war auch die, daß ich ihr den Lebenslauf meines Vaterlandes vorlas. Ich hatte ihn in die deutsche Sprache übersetzt, und was sie nicht davon verstand, das erklärte ich ihr. Sie fand ein großes Behagen an der Geschichte, und äußerte eine außerordentliche Theilnahme an den Schicksalen des unglücklichen Marquis. Gewöhnlich saß sie neben mir auf einem Ruhebette, wenn ich ihr vorlas. Einst, als von seiner Liebe zur Eugenia die Rede gewesen war, und er die Sehnsucht nach ihr geschildert hatte, konnte ich mich nicht enthalten, meine reizende Nachbarin zu umarmen, und ihr einen Kuß zu geben. Zu meinem Entzücken blieb sie einige Augenblicke in meinen Armen, aber dann sprang sie schämteren auf, und lief aus dem Zimmer, indem sie

Es war der erste Kuß, den ich einem Frauenzimmer gegeben hatte, und ich fühlte mich selbst ganz bestürzt. Ich sah ihr nach, und entdeckte, daß sie vor der Thür herumging, und weinend die Hände rang. Ihre Traurigkeit hätte auch mich traurig machen sollen, aber sie bewürkte das Gegentheil. Ich glaubte in ihrem Innern einen Kampf zwischen Treue gegen einen alten Liebhaber, und beginnende Leidenschaft gegen einen neuen zu entdecken, und in diesem Kampf hoffte ich den Sieg zu behalten. Indessen fing sie von neuem an, darauf zu dringen, daß ich ein Floß erbauen mögte, und versprach, selber dabei nach ihren Kräften zu helfen. Einst hatte ich keinen heftigern Wunsch, als nach einem bewohnten Lande zu schiffen; seitdem Jenny bei mir war, fühlte ich diesen Wunsch sehr erkaltet. Ich hatte jetzt keinen süßern Gedanken, als mit diesem reizenden Geschöpf allein in der Einsamkeit zu bleiben. Demungeachtet suchte ich ihrer Neigung zu willfahren, und fällte mehrere Bäume an dem Flusse, der sie bei großem Wasser weiter nach dem Meer zu füh-

sey; aber da ein Kiel, auf welchem man durch das Meer schiffen will, nicht in einem Tage erbauet wird, und überdies mehrere nothwendige Vorbereitungen dazwischen traten, so leuchtete es ihr von selbst ein, daß wir die Insel nicht so bald würden verlassen können, als sie anfangs hoffte.

Unterdeß las ich fort, über den Lebenswandel des Marquis von Castro weiter vernommen, und sie ward bei vielen Stellen desselben so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Ihre Rührung stieg am Ende desselben, wo die Liebe zu seiner Eugenia ihn wahrsinnig gemacht hatte, auf den höchsten Grad. Ich selber empfand seinen Zustand tief, und schlang meinen Arm mit heftigem Gefühl um Jenny's Nacken. Sie duldete es. Meine Küsse brannten auf ihren Mund, auf ihren Busen; Alles ward vergessen: Natur, Einsamkeit, Liebe siegten, und Jenny ward — meine Gattin. Durch einen Priester konnte sie es nicht werden.

Als der erste Rausch vorüber war, sie

und sie nannte schmerzlich seinen Namen. Ich küßte ihn von ihren Lippen weg, und küßte ihn immer wieder weg. Von dieser Zeit an suchte sie ihn zu vergessen, und das Glück der Liebe beseligte uns in seinem ganzen Umfange. Wir waren uns selbst genug, wir bedurften keines Sterblichen mehr, denn wir fanden in unserer Liebe ein ganzes menschliches Geschlecht.

Meine Jinny hatte alle häusliche Arbeiten übernommen, ich die Sorge für die Viehzucht, und den Ackerbau. Unser Leben ward durch Beschäftigung und Muße äußerst reizend, denn Jinny hatte einen großen Gefallen am ländlichen Leben. Des Morgens, wenn die Sonne heraufgestiegen war, standen wir auf, und nach einem freudigen Morgengebet ging jeder an seine Arbeit. Ich molk das Vieh, und trieb es auf die Weide, unterdeß Jinny das Frühstück bereitete. Nach einer Stunde fanden wir uns bei demselben wieder zusammen, und vollbrachten [illegible] Stunde unter Scherz und [illegible]. [illegible] die Arbeiten auf [illegible], [illegible] die

die Küche. Bei diesen Beschäftigungen besuchten wir uns einander wechselsweise, und halfen uns gegenseitig in unsern kleinen Arbeiten. So kam der Mittag heran, und Jinny hatte dann ein sehr wohlschmeckendes Mahl von den Schätzen unserer Insel bereitet. Nach Tische machte uns das Clima des Landes eine kleine Ruhe nothwendig. Der zuerst erwachte, weckte den andern unter Schrez und Neckereien auf. Dann gaben wir uns gegenseitigen Unterricht in unsern Muttersprachen, und vollbrachten den übrigen Nachmittag mit Jagd oder Spaziergang. Den Abend nach der Mahlzeit übersetzte Jinny das Leben des Marquis von Castro ins Englische, ich aber arbeitete an meinem Lebenslauf weiter. So verflossen unsere Tage in Frieden und Unschuld, und der Bau des Flosses wurde dabei vergessen.

Es war indeß äußerst nothwendig, daß wir eine solche Lebensordnung in Geschäften und Muße befolgten, wenn uns nicht bei aller unserer Liebe die Langeweile beschleichen sollte. Jinny [illegible] dies so lebhaft, wie ich, und

zum Glück überein. Wir suchten die Arbeit, auch wenn unser Hausstand sie entbehren konnte.

Das Leben hat viel Reiz, und kann zahllose Freuden gewähren; aber zahllos sind auch die kleinen Unfälle, welche diese Freuden verbittern.

Ich lebte ohngefehr sechs Wochen mit meiner Jenny zusammen, als wir auf den Einfall geriethen, eine Lustreise um die Insel zu machen. Wir beladeten das Zebra mit einigen nothwendigen Bedürfnissen, nahmen die Hunde und den Affen zu uns, und wanderten so in einer kleinen Caravane eines Morgens frühzeitig aus. Wir wandten uns gegen das östliche Ufer, und hatten ohngefehr die Hälfte des Weges um unser Eiland zurückgelegt, als wir an den Ort kamen, wo Jenny ihren Entführer erschossen hatte. Es war uns entfallen, ihn zu begraben, und wir beschlossen, jetzt das Werk der Liebe an ihm zu thun. Aber zu unserer Verwunderung konnten wir ihn nicht finden. Die Katze, wenn Jenny einige

der Körper Jeannot's, so hieß der Bediente, war verschwunden. Umsonst suchten wir überall umher, es war keine Spur mehr von ihm vorhanden.

Dies Verschwinden schien uns beiden sehr seltsam, indeß beruhigten wir uns mit dem Gedanken, daß wahrscheinlich die wilden Hunde ihn aufgefressen hatten. Da meine alte Wohnung (wir hatten uns bis jetzt fast immer in der neuen aufgehalten) nicht weit von diesem Ort entfernt lag, so entschlossen wir uns, die Nacht dort zuzubringen. Bei unserm Eintritt in dieselbe schien es mir, als wäre jemand in derselben gewesen, und mehrere kleine Umstände trafen zusammen, mich in dieser Vermuthung zu bestärken. Ich fand mehreres verändert, und vermißte einige Dinge, die ich im Besitz gehabt hatte. Indeß glaubte ich noch immer, daß mich mein Gedächtniß trügen könnte, als ich in meiner Bestürzung auch eine Flinte vermißte, von der ich gewiß wußte, daß ich sie hier gelassen hatte. Zugleich bemerkte ich eine Abnahme des Schießpulvers [illegible]

Meine Unruhe stieg dadurch so hoch, daß Jinny sie entdeckte, und ich konnte nicht umhin, ihr meine Wahrnehmungen mitzutheilen. Sie war nicht minder bestürzt darüber, wie ich, und der erste Gedanke, der uns einfiel, war, daß Jeannot nicht tödlich müsse verwundet gewesen seyn, und ein ein Mittel gefunden habe, sich zu heilen. Wir hatten von der Rachsucht dieses Menschen, der einen unschuldigen Knaben ohne Bedenken ermorden konnte, alles zu fürchten, und geriethen in keine geringe Besorgniß. Dies war die erste kleine Wolke, die sich an unserm Ehehimmel heraufzog. Er hat vor Gott und Menschen den Tod verdient, sagte Jinny, die seine schwarze Seele näher kannte, und wir wollen ihn hinopfern, wo wir ihn finden. Ich empfand mildere Gesinnungen, und wünschte, daß wir uns von dieser Gefahr befreien könnten, ohne uns mit Menschenblut zu beflecken. Er wird unser Blut vergießen, sagte sie, wenn wir das seinige schonen.

Wir beschlossen, möglichst auf unserer Hut zu seyn, und verzehrten mit einigem Kum-

Leben Anfall gesichert zu seyn, nahm ich die Brücke über dem Waldgraben weg, und verschloß die Thüren sorgfältig. Am Morgen suchten wir aus dieser ängstlichen Ungewißheit zu kommen, und machten uns auf den Weg, die ganze Gegend zu erforschen, um den Verborgenen zu entdecken, der außer uns noch auf der Insel war. Ich hatte zum Glück meine Flinte bei mir. Wir suchten eine lange Zeit, aber umsonst. Wir verweilten noch einen Tag in meiner alten Wohnung, und setzten dann unsere Reise fort, ohne daß wir weiter das geringste von dem Daseyn unsers Feindes entdeckten.

Am andern Nachmittage befanden wir uns wieder bei der Wohnung meines Vorgängers, und hatten von unserer Reise keinen andern Vortheil mitgebracht, als die Besorgniß, daß von irgend einer Seite Gefahr auf uns warte. Indessen beruhigten wir uns allmählich, und ich suchte mich zu überzeugen, daß ich die Flinte durch einen Zufall verloren habe.

Vier Wochen verfloſſen von neuem, ohne daß etwas merkwürdiges ſich ereignete, und wir begannen ſchon, vollkommen ſicher zu werden. Aber dieſe Sicherheit ward plötzlich auf eine fürchterliche Art unterbrochen. Eines Morgens, als ich in unſerm Küchengarten arbeitete, und eben unter Scherz und Lachen einen Beſuch von Jinny erhalten hatte, hörte ich unweit von mir einen Schuß fallen, und eine Kugel dicht vor mir vorbei ſummen. Ich erſchrak, ahndete aber ſogleich die Wahrheit, und eilte mit einer eiſernen Hacke nach der Stelle des Waldes, von welcher der Schuß herkam. Ich fand hier den abſcheulichen Jeannot, wie er ſich mit ſeiner Flinte hinter ein Gebüſch verſteckt hatte, und eben im Begriff war, wieder zu laden. Halt, Böſewicht, rief ich ihm zu, willſt du noch mehrere Mordthaten begehen? Er ſchien, die Flinte verkehrt aufheben, und ſich zur Wehr ſetzen zu wollen, aber ich bemerkte, daß er ſich des rechten Arms nicht recht bedienen konnte, und riß ihm ſogleich die Flinte aus den Händen.

Die Böſewichter haben keinen Muth.

er auf die Knie, und bat um Gnade. So vielfach der Niederträchtige auch den Tod verdient hatte, so konnte ich mich doch nicht entschließen, meine Hände mit seinem Blut zu benetzen. Fort mit mir, rief ich, und trieb ihn vor mir her. Unterdeß kam meine Jinny, welche den Schuß gehört hatte, uns mit todtblassem Gesicht entgegen. Sie war so bestürzt, daß sie kein Wort reden konnte, als sie ihren Entführer sah. Dieser aber begann sehr demüthig um Gnade zu bitten, und gelobte feierlich Besserung an, wenn wir ihm erlauben wollten unter uns zu leben. Auf die Frage, warum er nach mir geschossen habe, antwortete er, es sei aus heftiger Liebe zu Jinny geschehen, um mit ihr allein hier zu leben; aber er wolle seine Leidenschaft von jetzt an bezwingen, und uns nie wieder etwas Leides zufügen.

Abschaum aller Menschen, rief Jinny, willst du noch einen Unschuldigen ermorden? Ich kann nie die Deinige werden, und wenn du das ganze männliche Geschlecht umbrächtest. Er antwortete, daß er diesen Gedanken

wolle, wenn wir ihm das Leben schenkten. Als Jinny ihm vorwarf, daß er durch ihre Entführung, und durch die Ermordung eines unschuldigen Knaben, zwiefach den Tod verdient hätte, sagte er: er habe für diese Thaten schon genug gelitten, indem ihm durch ihren Schuß der rechte Arm gelähmt sei, und er außerdem bei Heilung seiner Wunden, ohne die Hülfe eines Menschen, unbeschreiblich viel Elend erduldet habe.

Was sollten wir mit diesem Menschen beginnen? Wir fühlten beide sehr gut, daß es für unsere Ruhe am besten sei, wenn er von der Welt geschafft würde, und daß er dies auch durch seine dreifachen Uebelthaten hinlänglich verdient habe; aber wir konnten uns doch nicht entschließen, mit kaltem Blut einem Menschen das Leben zu nehmen. Wir führten ihn also in unsere Wohnung, und berathschlagten unter nicht geringer Besorgniß miteinander, was in unserer Lage das rathsamste wäre. Jinny behauptete, daß unser Glück und unser Leben in unaufhörlicher Gefahr sei, wenn [illegible]

der Mensch hatte würklich so etwas wildes, und feindliches in seinem Wesen, daß man unmöglich ruhig in seiner Gesellschaft seyn konnte. Wir hielten also für das beste, ihm meine alte Wohnung zu seinem Aufenthalt anzuweisen, und ihn auf einen gewissen Bezirk, den er nicht verlassen dürfte, einzuschränken. Indessen schien es uns zugleich rathsam, ihn nicht zu sehr zu reizen, und wo möglich im gutem Vernehmen von ihm zu scheiden. Wir ließen ihn also mit uns essen, und ich erzählte während der Mahlzeit, wie ich es angefangen hätte, glücklich zu leben, als ich ganz allein auf der Insel war.

Nach Tische nahm ich ihn hierauf mit mir allein, und sagte ihm sehr ernst: durch die Entführung Jinny's, durch die Ermordung eines unschuldigen Knaben, und durch das Trachten nach meinem eigenen Leben habe er das Glück verscherzt, in menschlicher Gesellschaft zu leben; wir könnten ihn also nicht länger in unserer Nähe dulden. Aber damit er bewahrsamer Mittel fände, sein Leben

meine alte Wohnung abzutreten, und ihm die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu lassen. Doch geschähe alles dieses nur mit der Bedingung, daß er sich nie diesseits des Bergs betreten ließe, sondern daß der Bergrücken eine genaue Grenze zwischen uns bestimme. Sobald ich ihn auf meinem Gebiet erblickte, würde ich ihn als einen Todfeind behandeln, und sein Leben sogleich zu enden suchen. Ich setzte hinzu, daß diese Entfernung von uns auch dazu dienen würde, seine Leidenschaft in kurzer Zeit zu dämpfen.

Er nahm meinen Antrag mit dem größten Dank an, und versprach alles, was ich von ihm begehrte. Um von diesem Menschen sobald als möglich befreit zu seyn, sagte ich zu Jinny, daß ich ihn noch heute an den Ort seiner Bestimmung bringen wollte. Sie drang darauf, mich zu begleiten, und wir bewaffneten uns beide mit Flinten und Säbeln, um vollkommen bei dem Transport unsers Gefangenen sicher zu seyn. Damit ihm auch bei seinem gelähmten Arm nicht zu schwer werden

ges Vieh aus meiner Heerde, und beladete mein Zebra außerdem mit Eßwaaren für ihn.

Er trieb das Vieh vor sich her, unterdeß wir ihm langsam folgten. Unterwegens gab ich ihm Anleitung, wie er sich einrichten könne, um immer seine Bedürfnisse sich gehörig zu verschaffen, wie er das Wild fangen, und das Land anbauen müsse. So kamen wir glücklich in meiner alten Wohnung an. Ich ließ ihm den ganzen Vorrath von Lebensmitteln, der hier noch war, und nahm bloß alles Schießpulver und alle gefährliche Werkzeuge zu mir, womit ich mein Zebra auf den Rückweg belud. Der Eßgewicht hatte das Loos nicht verdient, das ihm hier zu Theil ward. Beim Abschiede hörte er noch einige Ermahnungen von mir, von Jinny noch einige Drohungen, und sodann ließen wir ihn allein.

Es war eine schwere Reise für uns gewesen, diesen bösen Menschen zu begleiten, und noch auf dem Rückwege fühlten wir uns unruhig. Was drei Menschen leben in dieser [illegible]

Daseyn; wie sollte dies unter den Millionen der bewohnten Welt nicht geschehen!

Ich fand indeß bald meine ehemalige Heiterkeit wieder, aber Jinny schien seit diesem Zeitpunct eine gewisse Traurigkeit zu nähren, und als ich in sie drang, mir die Ursache davon zu entdecken, sagte sie mir, unser böser Nachbar raube ihr die Ruhe. Ich suchte sie damit zu trösten, daß er keine Flinte oder andere gefährliche Waffen besitze, und daß er so feierlich Besserung angelobt habe; aber sie antwortete mir, daß ich seine teuflische Verstellungskunst nicht kenne. Er habe sie und ihren Vater viele Jahre lang dadurch betrogen.

Unser häusliches Glück also hatte einen großen Stoß bekommen. Des Abends saßen wir oft traurig beisammen, und lauschten auf jedes Geräusch, das von unserer Heerde oder dem Walde herkam. In der Nacht aber fanden wir uns oft beide wachend, wie wir gegenseitig die Gefahr von uns wenden wollten, wenn ein Feind erschiene. Auch am Tage [illegible] sich diese Unruhe nicht ganz, und bei

den unschuldigsten Spaziergängen in unserm Gebiet haben wir uns oft ängstlich wie Missethäter um, ob nicht irgendwo Gefahr im Hinterhalt laure.

Diesen Gemüthszustand konnten wir nicht lange aushalten, und mußten nothwendig auf Mittel sinnen, mehr Sicherheit zu erhalten. Das erste, was wir thaten, war, daß ich nie ohne geladene Flinte ausging, und stets meine Hände um mich hatte. Auch richtete es Jinny so ein, daß sie, wenn meine Arbeit mich von ihr hinwegrief, mich nie aus den Augen verlohr. Dies alles war indeß nicht hinlänglich, um uns vor einem nächtlichen Ueberfall zu sichern. Damit auch dies geschehen mögte, beschlossen wir, unsere Wohnung in eine kleine Festung zu verwandeln, wie ich es einst mit meiner alten Wohnung gemacht hatte, als ich vor dem unglücklichen Marquis von Castro in Furcht war.

Sobald wir diesen Einfall gehabt hatten, begannen wir ihn auch auszuführen. Das erste war einen Graben um unsere Wohnung zu

fließenden Bachs anzufüllen. Jimmy war nicht zur Arbeit gewöhnt, aber nie habe ich jemanden mit größerer Emsigkeit sein Tagewerk verrichten sehen, als mein zartes Weib diese Befestigungsarbeit verrichtete. Und was kann man wohl mit größerem Eifer, mit mehr unermüdetem Fleiß beginnen, als das, wovon die Ruhe unsers Herzens abhängt? Sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo wir in einer Festung würden eingeschlossen seyn, so unnatürlich auch dies in einem so einsamen Lande schien. Wenn der Graben und Wall fertig wäre, so wollten wir um unser ganzes Gebiet eine zweite Einfassung von Pallisaden ziehen, und es auf diese Art wenigstens einem einzelnen Feinde unmöglich machen, uns zu überfallen.

Es war kein Geschäft von Tagen, sondern von mehrern Monathen, was wir unternommen hatten, und nächst dem Verfertigen des Floßes unsere schwerste Arbeit auf der Insel. Aber der Gedanke, wie sicher und ruhig wir hinter den Verschanzungen wohnen wollten, erleichterte uns das mühselige Geschäft. Wir [illegible] aus Liebe gegen einander.

Ohngefehr zwei Drittel von dem Graben war aufgeworfen, und wir freuten uns schon, wie wir nach gänzlicher Vollendung desselben wollten das Wasser hineinfließen lassen, als ich in einer Nacht durch ein Geräusch aufgeweckt wurde, und gleich darauf einen so heftigen Schmerz in der rechten Schulter empfand, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Zugleich schien es mir, als stünde ein Mensch vor meinem Bette. Ich ermunterte mich, und sprang erschrocken auf. Im ersten Schrecken noch faßte ich das Wesen, das vor mir stand, und warf es mit einer Kraft zu Boden, die ich mir nicht zugetraut hatte. Ich fühlte einen Menschen unter mir, und wußte nicht, ob ich nicht in jedem Augenblick einen tödlichen Stoß bekommen würde. Es war ein schrecklicher Augenblick. Ich rief unaufhörlich nach Licht, und hielt unterdessen meinen Gegner so fest und unbeweglich, als es mir möglich war. Endlich kam Jemand wieder herein, und brachte Licht. Ich erkannte das Wesen, das ich unter mir hielt, und das sich aus allen Kräften loszumachen suchte. Wer konnte es anders sein, als der wilde

bessere Bösewicht Jeanne? Unglücklicher, rief ich, vergiß du neue Wohlthaten mit neuen Verbrechen?

Ich war überall mit Blut bemalt, so wie auch mein Gegner, aber ich wußte nicht, woher es kam. Unterdeß hatten wir uns etwas gefaßt, und meine treuherzige Jenny brachte Stricke herbei. Nach einigem Sträuben gelang es uns, dem Bösewicht Hände und Füße zu binden. Ein gelehrter Arm erleichterte uns dies. Als er gebunden zu unsern Füßen lag, fing er an, um Gnade zu bitten, wir aber blickten uns einander an, und Jenny entdeckte, daß aus meiner rechten Schulter Blut floß. Jetzt fühlte auch ich den Schmerz der Wunde. Die Umwand hatte mir im Gefecht einen Stich gegeben, und wir fanden das blutige Messer neben. Er selber lag in schrecklichem Gewimmer da, und bat um sein Leben. Wir konnten den Anblick des Bösewichts nicht ertragen, und gingen in ein Nebenzimmer. Jenny verband mich unterdessen. Die Wunde war zwischen dem Arm und der Brust, und ich fühlte, daß sie

nicht gefährlich sei; aber ich empfand zugleich eine große Mattigkeit durch den Verlust des Bluts.

Um mein treues Weib nicht noch mehr zu beunruhigen, verbarg ich diese, und wir berathschlagten uns, was wir mit dem Verbrecher beginnen sollten; aber während der Berathschlagung sank ich aus Schwäche in Ohnmacht. Ein lautes Geschrei meiner Gattin weckte mich daraus, und ich fand sie, als ich wieder zum Bewußtseyn zurückkehrte, wie sie sich bemühte, mich aufs Bette zu bringen. Ich schlich ermattet dahin, aber die Empfindung meines Körpers vermogte die Sorge über unsre jetzige gefahrvolle Lage nicht zu verdrängen. Was wollen wir mit dem Störer unserer Ruhe machen? sagte ich leise. Wir beschließen, daß er sterben solle, um uns auf einmal von aller Mordsucht zu befreien; aber als wir über die Art seines Todes nachdachten, als wir entscheiden mußten, wer seinem Leben ein Ende machen sollte, da überfiel uns ein unaussprechliches Schauer. Dem fühlenden Busen graut vor Vergießung des mensch-

lichen Bluts, wenn es auch noch so gerecht flösse, und der Besitz unsers Missethäters beunruhigte mich sehr.

Laß mich, rief endlich meine Jinny, nachdem sie mich verbunden hatte, ich werde es wenigstens dahinbringen, daß er uns nicht weiter zu schaden vermag, und zugleich eine geringe Strafe für seine Verbrechen erhält. Du aber beruhige dein Herz, wenn deine Wunde nicht gefährlich werden soll, und suche sein Dasein ganz zu vergessen. Sie umarmte mich zärtlich, und eilte hinweg. Ich hörte, wie sie ihn aus dem Nebenzimmer fortschleppte, und auf seine Bitten nicht achtete.

Nach einer Weile kam sie zurück, und schien ganz heiter. Auf meine Fragen erhielt ich weiter keine Antwort, als: er ist in Sicherheit, und wir sind es auch. Zugleich bat sie mich inständigst, an die Sache gar nicht weiter zu denken, weil dies zu meiner Genesung unumgänglich nothwendig sei. Sie versprach es, und suchte mich bei einem kleinen Wundfieber, welches sich einstellte, mit einer Zärtlichkeit zu verpflegen, die mir sie noch

theurer machte. Sie schien dabei ganz leichten Herzens zu seyn. Nachher hat sie mir gestanden, daß sie wegen meines Zustandes die heftigste Bekümmerniß fühlte, daß sie aber dieselbe mit großer Sorgfalt verbarg, um mich selbst nicht unruhig über meinen Zustand zu machen. Dies ist wahre Zärtlichkeit, und erstes Erforderniß am Bette eines Kranken.

Nach einigen Tagen fand ich mich so weit erholt, daß ich aufstehen, und täglich einige Stunden umhergehen konnte. Wir hatten außerhalb unserm Bezirk ein kleines Sommerhaus in müßigen Stunden angelegt, welches dicht am Walde unter einem dicken Baume stand, und sehr kühl war. Ich fühlte jetzt ein Verlangen, dorthin einen Spatziergang zu machen, und sagte dies meiner Jinny. Sie gerieth bei dieser Aeußerung in Verlegenheit, die sie nicht verbergen konnte, und antwortete dann: dahin können wir nicht gehen; ich werde dich einen andern Weg führen. Ich merkte sehr gut, daß etwas dahinter verborgen seyn müsse, und Jeannot lag mir unaufhörlich in Gedanken; aber ich äußerte nichts

dagegen, und suchte ruhig zu seyn, wie Jinny es schien.

Wir hatten einige Lämmer, die bei unsern Spaziergängen gewöhnlich um uns herumhüpften. Sie thaten dies auch jetzt, und bei ihrem Anblick fiel uns ein, daß auch unser Vorfahrer eine Heerde besessen habe. Der Zustand dieser armen Thiere, der höchst elend seyn mußte, wenn sie eingeschlossen waren, drang uns so ans Herz, daß Jinny sogleich beschloß, hinzueilen, und ihre Retterin zu werden. Ich war zu schwach, sie zu begleiten, aber mein Mitleid mit den armen Thieren ließ mich ihre Gegenwart gern einige Zeit entbehren. Sie führte mich zu unserer Wohnung zurück, wo sie mich ruhig zu bleiben bat, und eilte fort.

Ihre Weigerung, mit mir nach unserm Sommerhause zu gehen, hatte meine Neugierde rege gemacht, und ich schlich mich jetzt in ihrer Abwesenheit zu demselben hin. Die Thür davon war offen, und schon in der Entfernung sah ich einen Menschen darin liegen. Ich näherte mich mit einem innern Grauen, um den

liegenden zu betrachten. Es war der verrätherische Jeannot. Er schlief auf einem Lager von getrocknetem Grase, und ich bemerkte eiserne Fesseln an seinen Händen und Füßen, von welchen eine dicke Kette um den Baum lief. Ich hatte diese Fesseln einst auf dem gestrandeten Schiff gefunden, und sie als nützliches Eisenwerk zu mir genommen. Jetzt wurden sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung gebraucht. Wohl, dachte ich, wenn diese Kette ihn hält, so bedarf es des Blutvergiessens nicht. Der Anblick des Missethäters erweckte indessen ein sehr widriges Gefühl in mir, und ich schlich mich bald von seinem Aufenthalt wieder hinweg. Betrachtungen über die Verderbenheit der menschlichen Natur füllten mein ganzes Herz.

Nach einigen Stunden kam meine Jinny wieder zurück, und trieb die kleine Heerde vor sich. Es war ein reizender Anblick, diese schöne Hirtin zu sehen, die zu ganz anderen Geschäften erzogen war, und ich blickte ihr schon von weitem mit grossem Wohlgefallen entgegen. Vorzüglich fühlte ich nach einer kleinen

Abwesenheit von ihr, welche Wonne es sei, ein solches Weib zu besitzen. Wir wären in einem Eden gewesen, hätte der verrätherische Jeannot nicht unsere Tage verbittert.

Sie erzählte mir, daß sie alles in der größten Unordnung gefunden habe, daß einiges Vieh wild umhergelaufen, und das andere in den Ställen beinahe verschmachtet sei. Wohl uns, setzte sie hinzu, daß der Wüterich der unserer Ruhe drohte, uns nicht mehr schaden kann! Wo hast du ihn denn gelassen, fragte ich ganz unbefangen. Nun, sagte sie du scheinst mir jetzt Kraft genug wieder erlangt zu haben, um seinen Anblick zu ertragen; wisse also, ich habe ihn in unserm Sommerhause an dem Baum angekettet, und bringe ihm alle Tage seine Nahrung. Willst du ihn sehen? Ich habe ihn lange gesehen, antwortete ich lächelnd; glaubst du, daß wir Männer gar keine Neugierde haben? Ei, du loser, rief sie, kann man nichts vor dir verbergen? Ich küßte ihre zärtlichen Vorwürfe weg.

Unter ähnlichen kleinen Erheiterungsscenen war unser Leben bis hieher verflossen,

von

von jetzt an mischte sich eine gewisse bittere Empfindung darin, wie oft ein angenehmer Wein einen herben Geschmack nachläßt. Einen Verbrecher an der Kette zu haben, gleich einem wütenden Hunde, war für uns friedliche Seelen etwas sehr Schweres; und dennoch sahen wir keinen Weg, uns von ihm zu befreien. Sehr oft ergriff Jinny eine Flinte, seinem Leben ein Ende zu machen, aber eine innere Stimme, daß sie seine Richterin nicht seyn könne, hielt sie zurück.

Das Sommerhaus, worin unser Gefangener wohnte, lag außerhalb unserm Bezirk, und sobald ich ganz wieder hergestellt war, setzten wir den Bau unserer Festung fort. Denn da wir immer fürchten mußten, daß Jeannot Mittel finden könnte, sich loszumachen, so hatten wir hinlängliche Ursache, auf unsre nächtliche Sicherheit bedacht zu seyn. Zwar bat er täglich um seine Freiheit, gelobte täglich an, uns nie wieder nahe zu kommen, wenn wir ihm seine alte Wohnung einräumen wollten, aber wie durften wir den Worten eines solchen gewissenlosen Menschen trauen?

Jenny widersetzte sich jeder Erleichterung ihres Schicksals, und behauptete, daß nichts auf der Welt ihn bessern könne, als geschärftes Leiden.

Unsere Festung kam endlich zu Stande, und die süße Ruhe des Schlafs hat jetzt uns ihren ganzen Balsam wieder dar. Die ängstlichen Sorgen, und keiner von uns fuhr im Schlaf mehr auf. Auch war es beinahe unmöglich, daß uns jetzt einer in der Nacht überraschen könnte, besonders jemand, der, wie Jeannet, am rechten Arm gelähmt war. Aus dem Graben hatten wir nach der äußern und innern Seite einen hohen Wall aufgeworfen, so daß seine beiden Ufer sehr steil und unzugänglich waren. Der Graben selbst hatte eine Tiefe von acht Fuß Wasser, und eine Breite von sechzehn Fuß. Damit wir selbst hinüber kommen konnten, hatte ich eine künstliche schmale Zugbrücke angelegt, die von dem innern Wall nach dem äußern konnte heruntergelassen werden, und die ich in der Nacht aufzog. Nächstdem hatten wir unser Wohnhaus rings umher mit hohen Palliaden umgeben, die sich ebenfalls nicht überklettern

ließen. Endlich wurden auch die Thüren und Fenster unsers Hauses zur Nachtzeit fest verschlossen, und alle unsere Hunde um uns her vertheilt.

Bei diesen Vorsichtsmaaßregeln waren wir wenigstens vor schnell einbrechender Gefahr gesichert. Unser Aufenthalt verlohr freilich viel von seinem Reiz. Er glich nicht mehr einem kleinen lachenden Meyerhof in den unschuldigen Schäferzeiten, sondern einer Burg, in welcher räuberische Ritter sich verbergen; aber die innere Sicherheit unserer Behausung machte, daß wir gern über den äußern drohenden Schein hinwegsahen.

Ich lebte nun schon über ein Jahr mit meiner Jinny als Ehegatte, aber es zeigten sich keine Früchte unserer Liebe. Dies trübte unsere Ruhe oft etwas, und die Sehnsucht nach mehreren Menschen, die sich im Anfang unserer Liebe fast ganz verlohren hatte, begann allmählich wieder zu erwachen. Einst, da wir bei heiterem Wetter einen Spaziergang nach der Mitte der Insel gemacht hatten, und uns auf dem Berge befanden, der sie durch-

durchschneidet, sah Jinny nach; Osten ins Meer hinnein; von dort, hub sie an, bin ich hergekommen, dort ist mein Vater. Eine Thräne glänzte bei diesen Worten in ihrem Auge. Die Thräne war leicht zu deuten. Hat meine Jinny, fragte ich, ein Verlangen, ihren Vater wiederzusehen? O ein großes, antwortete sie, und heftiger stegen ihre Thränen an zu strömen. Ich ward selber innigst gerührt. Was hindert uns, hub ich an, diese Sehnsucht zu erfüllen? Wir wollen unser Floß vollenden, und in die bewohnte Welt zurückkehren. Sie umarmte mich bei diesen Worten mit starker Empfindung, und es war leicht zu merken, wie angenehm sie ihr klangen. Ich selber fühlte einen Trieb das Eiland zu verlassen. Einen Bösewicht in der Nähe zu haben, der wenigstens eine entfernte Gefahr droht, eine Schlange freiwillig zu ernähren, deren Gift bei der nächsten Gelegenheit tödtlich werden kann, hat etwas sehr bittres. Ich fühlte nicht die beseligende Ruhe mehr die ich anfangs mit Jinny empfunden hatte. Den ersten Sterblichen verbitterte der Teufel ihr Paradies, uns verbitterte es ein Mensch.

Der

Der schwarze Fleck, der im Osten am Horizont lag, und nothwendig Land andeuten mußte, entflammte unsern Muth zur Fahrt, und wir beschlossen, uns durch kein Geschäft mehr an die Vollendung unsers Floßes hindern zu lassen. Gleich am andern Tage fingen wir unsere Arbeit von neuem an, und ich hatte wieder an Jinny eine höchst eifrige Gehülfin. Die meiste Arbeit bestand darin, Bäume zu fällen, und sie in den Fluß zu schaffen. Von hier trieben sie weiter nach dem Meer, wo ich sie alle in einer kleinen Bucht versammelte. Da unser Gefangner beständig unthätig war, so kündigte ich ihm seine künftige Freiheit an, unter der Bedingung, daß er nach seinen Kräften zur Verfertigung des Floßes beitrüge. Er war sogleich bereit dazu, und arbeitete emsig, obwohl wir nicht wagten, ihn von seiner Kette zu befreien. Bei unserer Abreise wollten wir ihm die Freiheit geben, und ihn an dem Eilande zurücklassen. Mehr Glück, als der Bösewicht durch seine Thaten verdient hatte.

Ob wir gleich fast alle andere Geschäfte unterließen, und bloß an dem Floß arbeiteten,

so verging doch eine geraume Zeit, ehe ich nur die Grundlage zusammensetzen konnte. Ich brauchte dazu mehrere hundert Bäume, denn ich machte sie dreißig Fuß lang, und zwanzig Fuß breit. Damit das Fahrzeug um so sicherer ginge, so legte ich vier Schichten Bäume übereinander, und befestigte sie so gut an einander, als es mir möglich war. Ketten, Seile, Nägel, Querbalken, alles wandte ich an, ihm die äußerste Festigkeit zu geben. Denn vor dem Zertrümmern desselben bei einem Sturm mußte ich am meisten besorgt seyn; umgeworfen konnte es nicht werden, denn die Fläche war zu groß, und es versenkte sich ohngefähr zwei drittel in das Wasser.

Damit wir auch vor den Wellen etwas gesichert seyn mögten, so errichtete ich in der Mitte des Flußes einen kleinen hölzernen Verschlag, gleich einem Zimmer, worin wir uns bey starkem Winde verbergen konnten.

Drei Vierteljahre verflossen, ehe das Fahrzeug vollendet war, und es bekam ganz die Gestalt des Kasten [illegible] den in Bildern gesehen zu haben [illegible]

Dieser Zufall gewährte mir einen gewissen Trost bei meiner Unternehmung. Der erste gewagte Schritt bei derselben mußte jetzt gethan werden. Die Gegend, wo das Floß erbaut war, lag an der Südseite der Insel, und von der Ostseite wollten wir unsere Fahrt beginnen. Wir mußten also zuerst das Floß nach dieser Seite hinbringen, und ich verfertigte dazu ein bequemes Segel und ein Ruder. Als der Wind günstig ward, wollte mich meine Minny nicht verlassen, und betrat mit mir das Fahrzeug, um jede Gefahr mit mir zu theilen, um mit mir zu sterben, wenn uns etwa ein unerwarteter Windstoß ins hohe Meer triebe. Damit wir wenigstens auf eine Zeitlang vor dem Hunger geschützt wären, belabete ich das Fahrzeug mit einer Menge Lebensmittel, so wie auch mit Wasser, und nun bestiegen wir es unter Anrufung des göttlichen Namens, um den ersten Versuch zu machen.

Sobald ich vom Lande abgestoßen hatte bemerkte ich, daß sich das Fahrzeug nur mit großer Langsamkeit bewege; dies konnte nicht anders seyn, denn seine viereckigte Form verhinderte jedes schnelle Segeln. Der Wind

günstig, und ich spannte das Seegel aus; aber auch mit Hülfe des Seegels ging die Fahrt sehr langsam. Indessen bewegten wir uns doch fort, und ich konnte vermittelst des Ruders das Fahrzeug immer in einer gewissen Entfernung vom Lande erhalten.

Wir hatten ohngefähr drei Meilen bis nach der andern Seite der Insel zu machen; aber es war schon Mittag, als wir erst die Hälfte davon zurückgelegt hatten. Demohngeachtet verzehrten wir unsere Mahlzeit mit großem Vergnügen; wir sahen doch, daß wir auf unserm selbsterbauten Schiff auf dem fürchterlichen Element dahinschwimmen konnten. Zum Glück war an dieser Seite der Insel kein heftiges Brechen der Wellen, und wir kamen gegen Abend glücklich an den Ort an, den ich zu dem Hafen meines Fahrzeuges ausersehen hatte. Es war eine niedrige Landzunge, wo sich das Meer im Sande verlohr.

Als wir wieder ans Land getreten waren, umarmten wir uns mit inniger Freude, daß der erste Versuch so gut gelang. Von jetzt an war die Ausrüstung unsers Fahrzeu-

Kabel um ein großes vermindert. Eine große Menge Vieh kauften wir, und noch mehr salzten wir in Tonnen ein. Die Reise bis zu dem Lande am Horizont konnte bei einer günstigen Fahrt vielleicht in wenigen Tagen zurückgelegt werden; aber um in keiner Rücksicht etwas zu unserer Sicherheit zu vernachlässigen, versorgten wir uns auf mehrere Monathe mit Proviant. Denn es war nichts leichter, als daß ein widriger Wind uns ins hohe Meer trieb.

Unterdeß hielten wir unsern Gefangenen noch immer in Ketten. Er freute sich indeß sehr auf seine baldige Freyheit, und bewies kein Verlangen, mit uns die Insel zu verlassen; denn es stand ihm kein günstiges Schicksal in einem bewohnten Lande bevor, nachdem er die Tochter seines Herrn entführt, und einen Knaben ermordet hatte.

Es war jetzt die schönste Jahrszeit in dieser Weltgegend, nemlich der December, wo auf dem Weihnachtseilande alles im schönsten Wachsthum stand. Ich hatte beschlossen, in derselben Zeit wieder von hier abzureisen, in welcher ich gekommen war. Wir schafften also al-

alles Nothwendige eilend auf unser Floß, und machten uns gänzlich zu unserer Abreise fertig. Eine geheime Furcht bemächtigte sich freilich meiner nicht selten, wenn ich an die gefährliche Fahrt dachte, aber ich verbarg meine Empfindungen vor Jenny, und sie that das nemliche, wie sie mir hernach gestanden hat.

Die lebendigen Geschöpfe, die wir mit uns zu nehmen beschlossen, waren mein Affe, und der Hund, den ich einst in der Grube gefangen, und nur eben beim Leben erhalten hatte. Er war vor Alter ganz stumpf geworden, und bedurfte einen Pfleger, wenn er nicht vor Hülflosigkeit umkommen sollte. Deßhalb konnte ich ihn unmöglich von mir lassen. Er war mein erster Freund gewesen, und hatte mir viele einsame Stunden erleichtert. Dies wollte ich dem treuen Jakal gerne noch im Alter vergelten, und umarmte ihn oft, wie einen alten Freund. Auch kehrten seine Lebenskräfte nie mit mehrerer Munterkeit zurück, als wenn ich mit ihm spielte. Er verließ mich auch nie, und schlich überall hinter mir her, wenn ich es ihm nicht untersagte. Der Affe las

er zu meinen Füßen unbeweglich; aber sobald ich aufstand war auch er gleich munter, und beobachtete jeden meiner Winke. Wie hätte ich dieses treue Thier zurücklassen können!

Es war in der Mitte des Decembers, als unser Fahrzeug mit allen Bedürfnissen ausgerüstet war, und wir halb mit bangem, halb mit freudigem Herzen günstigen Wind zur Abfahrt erwarteten. Es war besonders für mich ein großer Schritt nach so langer Einsamkeit zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren. Jinny hatte nur zwei Jahre auf dem Eilande zugebracht, und nur wenige Tage den Zustand einer gänzlichen Einsamkeit erduldet; sie konnte nicht ganz empfinden, was ich empfand.

Den neunzehnten December gegen Abend wendete sich der Wind nach Westen, und blies am andern Morgen noch aus derselben Gegend. Wir machten uns bereit, unsere Fahrt zu beginnen. Zuerst empfahlen wir Jeannot die zurückgebliebenen Heerden, und redeten ihm zu, von jetzt an seine begangenen Thaten zu bereuen, und ein gottesfürchtiger Mensch zu werden. Hierauf ergriff ich meine Jinny bei

bei der Hand, und wir wanderten nach dem Ufer des Meeres zu. Jafal und Jak begleiteten uns; auch Jeannet war bei uns, obwohl noch immer in Ketten. Ich wagte es nicht, uns diesem Menschen nur einen Augenblick anzuvertrauen. Deshalb war ich auch mit Flinte und Degen versehen, als wir nach dem Schiff gingen.

Ehe wir dasselbe betraten, fiel ich mit meiner Finny auf die Knie zu einem demüthigen Gebet. Wir dankten Gott für die Erhaltung in diesem einsamen Lande, und baten um seinen Segen bei der bevorstehenden Fahrt. Dann löste ich die Ketten Jeannots auf, und wir bestiegen unser Fahrzeug. Wir hatten die Zeit der beginnenden Ebbe abgewartet, und mit ihr stießen wir vom Lande, um desto schneller fortgeführt zu werden. Der Wind war hinter uns, und in einer gemäßigten Bewegung entfernte sich das Schiff vom Ufer. Mein Herz pochte laut, als ich das Land immer weiter hinter mir erblickte, und meine Finny hielt mich unaufhörlich umschlungen, wenn die Lenkung des Fahrzeuges mich nicht beschäftigte. Ich war zwölf Jahr auf der Insel gewesen,

und hatte in den letzten beiden Jahren sehr glückliche Tage genossen, ich konnte sie unmöglich ohne Wehmuth verlassen.

Wir waren ohngefähr eine halbe Meile vom Ufer entfernt, und wünschten uns schon Glück zu der so günstig beginnenden Fahrt, als ich auf einmal wahrnahm, das Floß bewege sich mit großer Schnelligkeit nach Süden, obgleich der Wind nach Osten blies. Ich erschrak heftig, und bemerkte bald, daß wir in eine Seeströmung gerathen waren. Kein Rudern, kein Segelaufspannen half hier; das unschädliche Fahrzeug folgte unwiderstehlich dem Zuge des Wassers. Der heftigste Wind hätte es nicht so schnell treiben können. Jetzt fühlten wir zum ersten Mal, wie gut es gewesen sei, uns auf mehrere Monathe mit Lebensmitteln zu versehen; denn wohin konnten Ströme und Seeliebe uns treiben, da wir keinen Compaß hatten, und in der Schiffarth gänzlich unbewandert waren.

Wir umschlungen uns weinend, und empfahlen uns dem Schutz der Vorsehung, unterdeß unser schweres Fahrzeug pfeilschnell

nach

nach Süden trieb. Wie sehnlich schauten wir nach einem Schiff umher! Aber nirgends erblickte das Auge etwas anders, als das unermeßliche Meer. Selbst unser Eiland verlohr sich allmählich vor unserm Blick. Selten mögen Menschen in einer Lage gewesen seyn, wie die unsrige war. Sogar die Thiere schienen das Traurige davon zu empfinden. Sie sahen beide schüchtern umher, und stießen nicht selten einen klagenden Ton aus; dann schmiegten sie sich wieder an uns, als wollten sie Trost und Hülfe bei uns suchen. Jinny weinte, und mir wollte das Herz zerspringen.

Nach drei verzweiflungvollen Stunden minderte sich die eilende Bewegung des Floßes. Sogleich sonnte ich das Segel aus, und ruderte aus allen Kräften. Jinny half, so viel sie vermogte. Es gelang uns endlich, dem reißenden Strome zu entgehen, und nun segelten wir wieder gegen Osten, wo wir den dunkeln Fleck am Horizont von unsrer Insel gesehen hatten. Jetzt sahen wir nichts davon, obwohl wir alle Augenblicke unser Auge sehnlich dahinwendeten.

Es war schon lange Nachmittag, und noch hatten wir nicht das mindeste genossen; der traurige Lauf unsers Schiffs hinderte uns daran. Jetzt stärkten wir uns von neuem zur Arbeit; denn wie viel konnte uns noch bevorstehen, wobei menschliche Kräfte nöthig waren! Und wir hatten keinen Helfer ausser uns.

Der Abend kam heran, und nebligte Schatten senkten sich auf die Oberfläche des Meers herunter. Keiner vermag die Empfindung zu fassen, die wir hatten, als es nun rings um uns her dunkel ward, und wir einsam in dieser Finsterniß über den Abgrund dahinschwammen. Unser Auge sah nichts, als ein mattes Sternchen flimmern; unser Ohr hörte nichts, als das Schlagen der Wellen. O damals fühlten wir, wie viel Ruhe es mit sich führe, wenn man fromm gelebt hat, und sich in die Arme Gottes werfen darf.

Zum Glück blieb der Wind in Westen; aber er konnte unser schweres Fahrzeug nicht schnell dahinführen. Er hatte nicht so viele Gewalt darüber, als ein Meersturm, der es

ganz

ganz umgab. Die Nacht kam nur wenig Schlummer in mein Auge, obwohl wir uns ein bequemes Lager in dem hölzernen Verschlage bereitet hatten. Sie dauerte mir unendlich lang, und bald stieß eine menschliche Brust einen Seufzer aus, bald hörte man einen klägliche Laut von unsern Thieren. Endlich dämmerte es, und die Sonne flieg in Osten herauf. Nie hat wohl ein Ehepaar mit tieferer Andacht, mit herzlicherem Gefühl, sein Morgengebet verrichtet, als wir Einsamen. Wir dankten Gott innig, daß er uns eine so gefährliche Nacht hindurch erhalten habe, und uns näher zu unserm Ziele führe. Denn der Wind blies noch immer aus Westen; aber Land konnten wir nicht entdecken, ob wir gleich bis zum Erblinden nach der Gegend hinschauten, wo wir es zu entdecken hofften.

Der Morgen verfloß und ziemlich heiter, denn das Fahrzeug bewegte sich mit dem frischen Winde schneller als vorher. Auch unsere Thiere wurden munterer. Jakal fing wieder an zu gaukeln, und Jakal schmeichelte wieder. In Gesellschaft dieser beiden Vogel der wir-

verzehrten wir unser Mittagsbrod, und theilten freudig mit ihnen, was wir hatten.

Es mogte ohngefehr zwei Uhr seyn, als der Himmel, der sich am Morgen etwas getrübt hatte, wieder heiterer zu werden anfing. Wie die Israeliten, die an Schlangenbissen danieder lagen, zu der aufgerichteten Schlange emporschauten, so sehnsuchtsvoll sahen wir nach Osten, um das ersehnte Land zu entdekken. Es war drei Uhr, und die Sonne schien nach der Gegend hin, zu welcher wir eilten, als wir am Horizont einen Berg wahrnahmen. Ich kann es nicht beschreiben, welch ein Gefühl in meiner Brust bei diesem Anblick erwachte. Jener Berg war der erste Vorbote der bewohnten Welt. Je mehr uns der Wind nach Morgen hintrieb, je gewisser wurden wir, daß es ein Berg sei. Aber bald entzog uns die einbrechende Dämmerung den trostvollen Anblick.

In der Nacht achtete ich auf nichts ängstlicher, als auf den Wind. Der Allmächtige war uns gnädig, und er blies jetzt schon acht und vierzig Stunden aus Westen. Als der

der Morgen anbrach, entdeckten wir zu unſerer unausſprechlichen Freude eine Küſte, über welche der Berg, den wir am Abend vorher geſehen hatten, anſehnlich hervorragte. Jetzt erhob ſich unſere Bruſt erſt recht zu einem vollen Dankgebet gegen Gott; denn gottesfürchtige Gemüther ſind nie freudiger im Glauben, und eifriger in der Andacht, als wenn ſie Spuren von der Hülfe und Gnade Gottes entdecken.

Um Mittag fiel ein Regen, der uns den Anblick der Küſte entzog, aber als die Luft ſich wieder erheiterte, erkannten wir ſie mit der größten Deutlichkeit wieder. Wir näherten uns derſelben heute noch um ein Großes, und durften die freudige Hoffnung faſſen, ſie am folgenden Tage zu erreichen. Wir ſtrengten beide auf das äuſſerſte unſere Kräfte an, um durch Rudern dazu beizutragen, und hörten nicht eher zu arbeiten auf, als bis wir gänzlich ermattet waren. Die Nacht blies der Wind weniger ſtark, aber wir waren dennoch der Küſte am Morgen ſo nahe gekommen, daß wir einen Menſchen an derſelben hätten bemerken können. Es ließ ſich niemand entdek-

decken, und die Küste hatte ein ödes unfruchtbares Ansehen. Um Mittag war sie von uns erreicht, aber nun sahen wir erst, daß dadurch noch lange nicht alle Gefahr überwunden sei. Das Ufer hatte eine beträchtliche Höhe, und das Meer brach sich daran so heftig, daß eine fürchterliche Brandung entstand, die unser Fahrzeug zu zertrümmern drohte. Nirgends war ein Landungsplatz zu entdecken. Ich suchte mich in einer gewissen Entfernung vom Ufer nach Norden zu bewegen, und Jinny half aus allen Kräften rudern. Nachmittags um drei Uhr entdeckten wir die Mündung eines Flusses, und in dieser Gegend brachen sich die Wellen mit weniger Ungestüm. Dies war ein günstiger Vorbote, und hier schien mir der einzige Ort zu unserer Rettung zu seyn. Wir ergriffen also das Ruder mit verdoppelten Kräften, und spannten das Seegel aus. Aber der Wind war zu schwach, und der Strom ergoß sich mit zu großer Eile ins Meer, als daß wir vermocht hätten, uns gegen ihn hinauf zuarbeiten. So nahe waren wir unserer Rettung, und so weit entfernt zugleich von ihr. Ein einziger Windstoß konnte uns wieder ins hohe Meer hinausführen.

Wir

Wir hatten uns eine halbe Stunde ohngefehr vor der Mündung des Flusses umgedreht, als ich mit grosser Freude bemerkte, daß der Strom nicht mehr mit solcher Stärke ins Meer sich drängte. Sogleich fiel mir ein, daß er bei der kommenden Flut nothwendig zurücktreten müsse, und daß wir dann ohne Widerstand ihn hinaufahren könnten. Das Glück warf uns einen lächelnden Blick zu unserer Rettung auf uns. Die Flut kam gegen Abend mit immer stärkerer Gewalt, und mit ihr gelangten wir ohne Aufenthalt zwischen die Ufer des Flusses, die allmählich enger wurden. Vermittelst der uns nacheilenden Flut konnten wir eine ziemliche Strecke den Strom hinauffahren, und wir arbeiteten mit grosser Freudigkeit, obwohl wir noch immer kein Ufer zum Aussteigen entdecken konnten.

Die Nacht brach darüber an, und nun befestigten wir unser Fahrzeug mit Ketten und Seilen an eine hervorstehende Felsklippe des Ufers. Wenn es auch möglich gewesen wäre, auszusteigen, so würden wir es doch in diesem uns gänzlich unbekannten Lande gegen die

Nacht

Nacht nicht gewagt haben. Wir waren zufrieden, unser Fahrzeug in Sicherheit zu sehen, und aßen zum ersten Mal unser Abendbrod mit Ruhe, legten uns zum ersten Mal wieder mit Heiterkeit auf unser Lager. In der Nacht weckte mich Zippy mit einiger Aengstlichkeit, und nun sahen wir, wie heilsam es für uns war, daß wir nicht gegen die Nacht in dieser unbekannten Gegend ans Land getreten waren: wir hörten eine Menge Löwen brüllen, mit deren Donnerstimme sich das Geschrei vieler andrer wilden Thiere vermischte. Gegen Morgen verlohr sich das Gebrüll, und wir schliefen, bis die Sonne schon heraufgestiegen war, ruhig fort.

Nun aber mußten wir mit Eifer das Land untersuchen, in welchem wir uns befanden. Wir fuhren den Fluß noch eine Strecke hinauf, bis wir einen bequemen Platz zum Aussteigen fanden. Dann nahmen wir einige Lebensmittel, und was wir sonst an Werth bei uns hatten, zu uns, und betraten mit einer freudigen Empfindung die Erde. Unsere Thiere folgten uns, und sprangen mit großem

Ver-

Vergnügen umher. Als wir auf die Höhe des Ufers hinaufkamen, sahen wir ein flaches Land mit Gebüschen und Gras bewachsen. Aber wohin sollten wir uns wenden, wo waren Menschen zu finden? Unser Herz ward uns wieder schwer, als wir alles so einsam sahen. Wir nahmen indessen einen Entschluß fassen, und wandten uns gegen Norden, wo die Gegend uns am freundlichsten schien, indem wir uns jedoch den Weg genau merkten, um im Nothfalle zu unserm Fahrzeuge zurückkehren zu können. Gegen Mittag kamen wir auf eine grasreiche Ebene, und sahen zu unserer unbeschreiblichen Freude Kühe und Schaafe weiden. Als wir näher zu dieser Heerde hinzutraten, entdeckten wir an der Seite eines Gebüsches eine Anzahl niedriger Hütten, die von Baumzweigen gemacht, und eben zusammengebogen waren. Welche Menschen werden darin wohnen, fragten wir uns mit einiger Aengstlichkeit. Uns blieb keine Wahl übrig, wir mußten uns nahen. Als wir ohngefehr noch zwanzig Schritte von den Hütten entfernt waren, sahen wir einen Schwarzen aus einer derselben hervorkriechen. Er war fast ganz nak-

nakkend, und trug bloß auf dem Rücken ein Schaaffell, am Unterleibe aber hatte er einen dürftigen Gürtel, und in der Hand einige Wurfspieße.

Sobald er uns gewahr ward, blieb er stehen, und sah uns einige Zeit aufmerksam an. Dann kroch er in die Hütte zurück, und nicht lange hernach kamen mehrere Männer und Weiber aus der Hütte hervor. Uns war nicht ganz wohl bei dieser Erscheinung, aber da ich mit Flinte und Degen bewafnet war, so faßten wir Muth, und gingen gerade auf diese Wilden zu. Wir erstaunten sogleich, da wir näher kamen, daß es Hottentotten wären, die hier in einem kleinen Dorf beisammen lebten. Ich redete sie an, aber sie antworteten mir in einer seltsamen schallenden und schnatternden Sprache, die ich nicht verstand. Unterdeß lief einer von ihnen zu einer etwas größeren Hütte, und bald darauf kam ein Hottentotte aus derselben auf uns zu, der einen Stab in der Hand hatte, und auf dem Rücken eine Löwenhaut trug. Er redete mich in holländischer Sprache an, und fragte, woher wir kämen. Es war eine süße Musik in mei-

nen

nen Ohren, diese Sprache in einem so öden Lande zu hören, und ich sah nun mit Gewißheit, was ich schon immer vermuthet hatte, daß wir uns an der Küste von Africa befänden.

Ich hielt es nicht für rathsam, ihm unsere ganze Lage zu entdecken, und antwortete ihm, daß wir auf einer Reise in das Innere des Landes von unserer Gesellschaft getrennt worden wären, und jetzt nach der Capstadt zurückzukehren wünschten. Zugleich fragte ich, wie weit wir noch bis dahin hätten, und er sagte uns sieben bis neun Meilen. Dann begab sich dies träge Volk wieder in seine Hütten; und schien sich nicht weiter um uns zu bekümmern.

Zum Glück hatten wir einige große Münzen bei uns, die auf dem Vorgebirge in Umlauf waren. Wir wahlten uns also den Zeit, worin der Hottentotte mit der Löwenhaut sich aufhielt, und zeigten ihm die Münzen. Die Hütte war so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte, und er saß mit noch andern bei einem Feuer auf der Erde. Aber sobald er das Geld sah, kam er wieder heraus, und betrachtete es mit Aufmerksamkeit. Wir

frag-

fragten ihn hierauf, ob er uns nicht einen Wegweiser nach der Capstadt verschaffen könnte? Er besann sich eine Weile, und sagte dann, so weit könne er nicht mitgehen, aber zehn Meilen von hier wohne ein holländischer Colonist, dahin wolle er uns bringen, wenn wir ihm ein Stück von dem Gelde geben wollten. Ich gab ihm sogleich mit Freuden ein kleines Silberstück, und versprach ihm ein mehr grösseres, wenn er Wort hielte. Der träge Hottentotte ward hierauf williger; er wies uns einen Sitz an, und brachte uns Milch in einem Körbchen, welches so dicht geflochten war, daß kein Tröpfchen herauslief. Wir hatten seit dem Morgen einen weiten Weg gemacht, und wir labten uns also mit einiger Begierde an dem Getränk, obwohl die Reinlichkeit bei dem Körbchen sich sehr vermissen ließ. Hierauf brachte er uns ein grosses Stück gebratenes Fleisch, und einen runden Brodtkuchen dazu; aber das Fleisch war so übelriechend, und der Kuchen so mit Asche überzogen, daß wir kaum davon zu essen vermogten.

Un-

Unterdeß versammelten sich die übrigen Bewohner des Dorfs um uns her, und begafften uns von allen Seiten, indem sie zugleich ein großes Geschnatter erhuben. Mir war nicht ganz wohl dabei, denn die Männer hatten alle Wurfspieße in der Hand, und mein einziger Trost dabei war mein Schießgewehr. Die Männer waren bis auf einen kleinen Gürtel und ein Schaaffell ganz nakkend; die Weiber aber hatten außerdem noch mancherlei Putzwerk. Um den Hals und um die Arme trugen sie Glascorallen, und die Füße hatten sie regelmäßig mit Riemen umwunden. Uebrigens waren Männer und Weiber äusserst schmutzig, und verbreiteten einen so übeln Geruch um sich her, daß wir ihn kaum zu ertragen vermogten. Wir sehnten uns unbeschreiblich aus der Mitte dieser ekelhaften Wilden hinweg, und mußten uns untereinander Trost einsprechen, um nicht den Muth zu verliehren.

Nach einer Stunde kam der Hottentotte, der unser Begleiter seyn wollte, und hatte drei Ochsen bei sich. Er bestieg einen davon, und hieß uns die andern beiden besteigen. In

unserm Leben hatten wir einen solchen Ritt nicht gemacht, aber in der Lage, worin wir waren, mußten wir uns zu allem bequemen. Ich half meiner Jinny auf den Rücken des kleinsten Ochsens hinauf, und setzte mich auf den andern. Hierauf ritt der Hottentotte vor uns her, und unsere beiden Ochsen folgten ihm ruhig nach.

Jinny konnte sich nicht enthalten über den seltsamen Ritt zu scherzen, und wünschte, daß ihr Vater in der Nähe seyn mögte, um seine Tochter auf einem Ochsen in die gebildete Welt zurückkehren zu sehen. Mir war immer noch nicht ganz scherzhaft zu Muth, denn unser Hottentotte schien sehr verlegen, und redete fast gar nicht. Führte er uns auch an einen sichern Ort, oder lockte er uns in eine Schlinge, um uns unsere Schätze abzunehmen? Diese Fragen konnte ich nicht aus meiner Brust verdrängen. Endlich löste sich seine Zunge, und er fing an, mit einiger Ruhmredigkeit zu erzählen, daß er von der holländischen Compagnie zu einem Hottentotten Capitän bestimmt, und ihr eine ganze Dorfschaft gesetzt sei. Zugleich zeigte er den Com-

man-

mandoſtab vor, den er von der Compagnie erhalten hatte und fügte hinzu, daß alle Anführer ein ſolches Abzeichen hätten.

Dieſe Sprache gefiel mir ungemein, denn ſie zeigte mir die ſicherſten Spuren von dem Anfange eines durch Geſetze eingerichteten Volks. Ich fing auch an von ſeiner Löwenhaut zu reden, und ſie als ein Abzeichen anzuführen, das er vor den andern Hottentotten voraus hätte. Ja, ſagte er, dieſe Haut wäre mir beinahe theuer zu ſtehen gekommen, hat mir aber auch einen Commandoſtab eingebracht. Hierauf erzählte er, er hätte einſt mit ſeinen Gefährten wegen Mangel an Weide ſeinen Kraal (Hottentottendorf) an einem Ort aufgeſchlagen, wo ſich bald nachher ein Löwe eingefunden, und große Verwüſtungen unter ihrer Heerde angerichtet habe. Sie hätten ihn lange nicht erlegen können, und ſchon anders wo ihren Wohnort nehmen wollen, als ein Europäer, der in der Gegend gereiſt ſei, und mehrere Begleiter mit Feuergewehr, auch Hunde bei ſich gehabt habe, zu ihnen gekommen wäre. Er hätte ſich ihnen zu helfen an-

geboten, und am andern Tage hätten sie alle den Busch umringt worin der Löwe sich aufzuhalten pflegte. Sobald er diese Umzingelung gemerkt habe, habe er fürchterlich gebrüllt, und die Hunde hätten lange nicht gewagt, ihn aufzusuchen. Endlich hätte sich einer in den Busch getraut, und durch viele Schüsse und vieles Bellen sei der Löwe zum Vorschein gekommen. Sogleich habe man ihn mit Kugeln und Wurfspießen empfangen, worüber er aber so wütend geworden wäre, daß er gerade auf die Umzingenden losgegangen sei. Unterwegens sei er noch von einigen Wurfspießen getroffen worden, aber demohngeachtet habe er seinen Lauf in großer Eile fortgesetzt, und sei gerade auf ihn zugekommen. Er habe sogleich die Vordertatzen in seine Seite eingeschlagen, und ihn zu Boden geworfen. Er aber habe seine letzten Kräfte zusammengenommen, in den Löwen mit der Hand in den aufgesperrten Rachen hineingefahren, und habe die Zunge desselben in den Hals hinuntergedrückt, um ihn zu erwürgen. Unterdeß wäre die Bestie von einem glücklichen Schuß getroffen, und habe die Kraft verlohren.

ren. Als man ihn darauf aus den Klauen des Thieres losgemacht habe, sei er ohnmächtig geworden, aber seine Wunden wären nicht tödtlich gewesen, und in wenigen Wochen geheilt worden. Er zeigte uns noch die Spuren in der Seite von den Klauen des Löwen, und an der Hand von den Zähnen desselben. Von diesem Löwen hatte man ihm die Haut geschenkt, und bald nachher war er Hottentottenkapitän geworden.

Die Geschichte war mir etwas schauerlich, und ich sah mich nicht selten um, ob ein Löwe hinter uns herkäme, zumal da wir sie in der Nacht so fürchterlich brüllen hörten, und auch unser Führer sagte, daß sich viele dieser wilden Thiere in der Gegend aufhielten. Es kam indeß keiner zum Vorschein, und unser Ritt ging immer langsam vorwärts. Gegen Abend mußten wir durch einen Fluß reiten, und an der andern Seite fanden wir wieder einen Kraal von Hottentotten, wo unser Führer die Nacht zu bleiben beschloß.

Wir waren von dem seltsamen Ritt sehr ermüdet, und nach Ruhe begierig, aber auf

Bequemlichkeit durften wir keine Rechnung machen. Die Hütten der Hottentotten waren so niedrig, so schmutzig und übelriechend, daß wir uns unmöglich entschließen konnten, hineinzugehen. Wir sammelten also Gras und Baumzweige zusammen, um uns ein Nachtlager daraus zu bereiten. Unterdeß ließ mein Kaffer Anstalt zum Abendbrod machen. Ein Hottentotte nahm ein flaches Stück Holz, das in der Mitte ein rundes Loch hatte, legte es auf die Erde, und steckte ein anderes Holz durch das Loch. Hierauf legte er trockenes Gras unter, und fing an, das letzte Holz zwischen den Händen so schnell hin und her zu wirbeln, daß ein Dampf von der Reibung aufstieg, und endlich die Flamme hell aus dem dürren Grase hervorbrach. Auf diese Art machte er Feuer an, das ich ihm durch meine Flinte weit leichter hätte verschaffen können. Hierauf sah ich, daß er Steine hineinlegte, und einen irdenen Schlauch mit Wasser anfüllte, worin er eine Menge Fleisch steckte. Als die Steine glühend waren, legte man den Schlauch mit dem Fleisch darauf, und suchte es auf die Art zum Kochen zu bringen, welches auch durch öftere Wie-

Wiederholung gelang. Bald darauf brachte uns unser Führer Milch, aber ebenfalls in einem Schlauch, der zugleich so unreinlich aussah, daß er auch einen geschärften Appetit hätte vertreiben können. Welchen Vorzug hat doch der gebildete Mensch vor dem ungebildeten, sagte Jimmy; wir lebten auch im Stande der Natur, aber wie weit anders war es bei uns!

Da wir indessen kein anderes Abendbrodt hatten, so mußten wir uns bequemen, die Milch zu genießen. Sie war äusserst sauer, aber doch von keinem ganz unangenehmen Geschmack. Als das Fleisch nach Art der Hottentotten gar gekocht war, brachte man uns ebenfalls davon. Es war Büffelfleisch, und noch sehr hart, auch ganz ohne Salz zugerichtet. Bei diesem frugalen Abendbrodt konnten wir nichts anders thun, als uns auf den folgenden Tag freuen, wo wir zu den ersten gesitteten Menschen wieder kommen sollten. Wir sehnten uns unbeschreiblich darnach, und unser Herz durfte auch nicht eher völlig ruhig über unsere Sicherheit seyn. Denn wir

waren in diesem Kraal nicht minder der Gegenstand des Beschauens, als in dem vorigen, und das unverständliche lebhafte Geschnatter um uns her, wobei die Zunge der Wilden sehr unangenehm an den Gaumen schlug, beunruhigte uns nicht wenig. Es widerfuhr uns indeß nichts, und als die Nacht heraukam waren bald alle Hottentotten in tiefem Schlaf. Wir suchten uns in unsere Kleider überall zu verhüllen, um vor den Insecten geschützt zu seyn, und schliefen wenigstens einige Stunden. Zu Zeiten weckte uns das Gebrüll der Löwen, und im Ganzen war es eine schauderhafte Nacht. Wir sahen die Sonne mit großer Freude heraufkommen.

Bald nach Aufgang derselben kam auch unser Führer zum Vorschein, und nach einem kleinen Frühstück von Milch und Brodkuchen, der in der Asche gebacken war setzten wir unsere Reise fort. Das Reiten auf den breiten Rücken der Ochsen ermüdete uns unbeschreiblich, aber die Hoffnung, bald zu gebildeten Menschen zu gelangen, versüßte uns alles. Wir mußten heute wieder durch einen Fluß,

der

ber so tief war, daß wir bis an den halben Leib benetzt wurden, und selbst in einige Gefahr geriethen. Jenny ertrug alles mit einem Muth, den ich in einem weiblichen Wesen kaum gesucht hätte. Sie zeigte bei jeder Gelegenheit, daß sie eine Engländerin sei, und meine Liebe zu ihr wurde auf diesem Wege gleichsam wieder verjüngt.

Am Mittage mußten wir mit einem sehr dürftigen Mahle zufrieden seyn, das aus etwas hartem Büffelfleisch und gerösteten Brodkuchen bestand. Unser Führer hatte sich indeß an einen kleinen Wasserbehälter mit uns gelagert, wo wir wenigstens ohne Ekel trinken konnten.

Wir hatten jetzt noch zwei Meilen bis zu dem Colonistenhofe, und unser Führer ward immer gesprächiger und freundlicher, je näher wir demselben kamen. Er erzählte uns, daß er sich ehmals einige Jahre in der Capstadt aufgehalten, und dort das Holländische gelernt habe. Er sei Aufwärter bei einem reichen Holländer gewesen, und habe recht gutes Brodt gehabt; aber die Freiheit und ein herumziehen-

des

des Hirtenleben wäre ihm doch angenehmer gewesen, und er habe sich wieder zu seinen Landsleuten gesellt. Der Hottentotte habe eine kurze aufstehende Nase, einen sehr dicken Mund, krause Haare, und eine schwarzgelbe Farbe. Sein Rücken war tief eingebogen. Wenn wir bei ihm ritten, so mußten wir uns an der Seite des Wagens halten, sonst konnten wir den üblen Geruch von dem vielen Fett, womit sein Körper beschmiert war, nicht ertragen.

Es war gegen Abend, als wir an Weizenfelder kamen, und hie und da große Heerden weiden sahen. Zugleich erblickten wir ein Haus, das auf europäische Art gebaut war, und mehrere Ställe und Scheunen um sich her liegen hatte. Ich kann es nicht beschreiben, welch eine angenehme Empfindung sich meiner bei diesem Anblick bemächtigte. Der Eingang in die gebildete Welt zeigte sich mir, und die völlige Gewißheit, daß unser Führer uns nicht getäuscht habe, kam jetzt zum ersten Mal in meine Seele.

Wir waren jetzt vor dem Wohnhause, und ein großer Mann, den ich sogleich für einen Europäer erkannte, trat auf die Thür. Wir waren auf eine ungewöhnliche Art gekleidet, und er sah uns verwundrungsvoll an, hieß uns aber in holländischer Sprache freundlich willkommen und bat uns, daß wir absteigen möchten. Ich sagte ihm, daß wir verirrte Reisende wären, die gegen schuldige Dankbarkeit ein Nachtlager bei ihm suchten. Hei! Klaas, Peter, herbei! rief der freundliche Wirth, und sogleich kamen einige Bedienten, die uns von den Pferden herunterhalfen, und sie in den Stall führten. Er drückte uns freundschaftlich die Hand, und führte uns in das Haus. Unterdeß kam auch die Hausfrau, und zwei Töchter herbei, die uns alle auf gleiche Art ein herzliches Willkommen sagten. Diese Familie hatte so etwas vertrauliches und gutmüthiges in ihrem Betragen, daß sich mein ganzes Herz öffnete, und ich mit großer Lebhaftigkeit fühlte, wie schön es sei, unter Menschen zu leben.

Das Zimmer in welches man uns führte, war nur dürftig mit Hausgeräth versehen, aber

aber Reinlichkeit war in dem kleinsten Winkel zu spühren. Dies hatte vorzüglich für uns etwas reizendes, da wir eben von den schmutzigen Hütten der Hottentotten kamen. Jinny hatte auf unserer Insel holländisch gelernt, und liess sich mit den Töchtern des Hauses in Unterredung ein, ich aber mit dem freundlichen Wirth. Zum ersten Mal empfanden wir wieder das Süsse der Unterhaltung mit andern Menschen. Ich hatte es durch eine lange Reihe von Jahren theuer erkauft; aber Jinny konnte auch jetzt das nicht fühlen, was ich empfand.

Unterdess wir in süsser Vertraulichkeit schwatzten, besorgte die Hausmutter Erfrischungen für uns, und trug uns Thee, Milch, Kuchen und Wein auf. Es herrschte eine Gastfreundschaft bei diesen Menschen, die entzückend war, und unser Herz öfnete sich immer mehr. Kein Wunder, wenn wir endlich unsere Schicksale ohne weitern Hehl ans Licht brachten, und beide unsere seltsamen Begebenheiten zu erzählen anfingen. Die guten Leute waren voll Erstaunen darüber, und zogen gleichsam jedes Wort von unsern Lippen.

In

In dieser menschenleeren Gegend hörten sie so selten etwas neues, wie groß und wen mußte ihnen das wirklich Wunderbare seyn, das wir zu erzählen hatten! Sie waren vor Freuden außer sich, daß uns das Schicksal zu ihnen führte, und fingen nun erst recht an, uns als ihre theuersten Freunde zu behandeln. Mir war unbeschreiblich wohl bei diesen entschen, und eine geheime Ahnung lief mich wünschen, daß ich immer bei ihnen bleiben könnte, als wenn ich hier am glücklichsten seyn würde.

Am Abend kam der Sohn des Hauses von der Jagd zurück, und hatte eine Gazelle über dem Rücken hängen. Er reichte uns eben so vertraulich die Hand, wie seine übrige Familie, und schürzte dieselbe mit einem freundlichen Willkommen. Es lag etwas patriarchalisches in dieser Familie, das äußerst glücklich machte. Am Abend ward gekocht und gebraten, als wenn sie ein Hochzeitfest feiern wollten. Lebensmittel waren hier im Ueberfluß, und die Gäste so selten, daß man gern jedermann für uns anrichtete. Wir konnten diesen guten Leuten nicht genug essen, nicht

genug erzählen: aber sobald sie merkten, daß die Ermüdung nach der Reise uns überfiel, wiesen sie uns sogleich ein bequemes Nachtlager an, und wir schieden mit herzlichen Küssen von ihnen.

Am andern Morgen, wo unsere Sinne ganz heiter waren, fühlten wir erst recht wie glücklich wir wären, daß uns das Schicksal zu diesen Leuten geführt hatte. Ihr Morgengruß war so freundschaftlich, daß wir uns ganz zu Hause bei ihnen fühlten. Sie betrachteten uns als zwei Wundermenschen, und wir waren es wohl nach der seltsamen Schicksalen, die uns betroffen hatten. Jeder kleine Umstand schien ihnen wichtig davon, und wir fanden sie jetzt selbst so reichhaltig, daß wir mit Erzählen nicht fertig werden konnten. Als wir an den Umstand kamen, daß wir unser Fahrzeug mit mancherlei Sachen in dem Fluß zurückgelassen hätten, rief unser Wirth freudig: die müssen wir holen. Er gab sogleich seinem Sohn und einigen Hottentottensklaven zu dieser Reise Befehl, und ehe noch der Mittag herankam, waren sie schon mit einem Wagen, mit Ochsen bespannt, unterwegens.

Wir hatten unsern gastfreundlichen Wirthen viel Neues zu hinterbringen, aber sie erzählten uns von ihrer Seite auch manches Anziehende. Sie entdeckten uns, daß sie schon seit vier und zwanzig Jahren in dieser Colonie lebten. Sie wären damals als ein paar junge Eheleute aus Holland gekommen, und hätten diese Stelle um geringes Geld von der Compagnie gekauft. Sie hätten hier Lebensmittel im Ueberfluß, aber manche andere Bedürfnisse würden ihnen sehr schwer anzuschaffen, als Kleidung, Hausgeräth, Ackerwerkzeuge u. s. w., welches sie alles vom Cap sechzig Meilen weit verholen müßten. Alle Jahr machten sie eine Reise dahin, um ihr Getraide und überflüßiges Vieh dort zu verkaufen, und um ihre übrigen Bedürfnisse von da mitzunehmen; aber es würde ihnen schwer, sich auf ein ganzes Jahr mit dem Nothwendigen zu versorgen. Uebrigens lebten sie hier ruhig und froh. Ihre einzigen Feinde wären die wilden Thiere, und die Buschhottentotten, die ihnen manchen Schaden an ihren Heerden zufügten, und ihnen selbst oft gefährlich würden. Sie brauchten deshalb vorzüglich Schießpulver und Fangeräth.

Bei diesen Worten erinnerte ich mich, daß von beiden ein ziemlicher Vorrath auf unserm Fahrzeuge wäre, und freute mich innig, daß wir dadurch unserm Wirth uns etwas dankbar beweisen könnten. Ich wäre gern lange unter diesen gastfreundlichen Menschen geblieben, und eine geheime Neigung lud mich dazu ein; aber Jinny sehnte sich, ihren Vater zu sehen, und wir fingen allmählich an, von unserer Reise nach dem Cap zu sprechen. Unsere Colonistenfamilie war sehr traurig darüber, aber sie zeigte sich dennoch menschenfreundlich genug, um uns eine bequeme Gelegenheit dazu vorzuschlagen.

Am dritten Tage kam der Sohn des Hauses, der zu unserm Fahrzeuge abgesandt war, zurück. Er hatte, nach unserer Beschreibung, richtig die Stelle getroffen, und alles von demselben mitgebracht, was er fortzubringen vermogte. Darunter waren einige Gewehre, einige Tönnchen mit Schießpulver, und eine Menge Kleidungsstücke, die ich theils von dem Marquis von Castro geerbt, theils auf dem Schiff gefunden hatte, das an der Insel gestrandet war. Wir schenkten das mei-

meiste davon unsern Wirthen, die unbeschreiblich darüber erfreut waren; denn sie konnten sich dergleichen Sachen um keinen Preis in dieser Entlegenheit verschaffen. Von den Lebensmitteln auf dem Fahrzeuge hatten die wilden Thiere einen Theil gefressen, den andern hatte er den Hottentotten geschenkt; aber die Gerüste brachte er alle sorgfältig mit. Der ganze große Wagen war beladen, und wir hatten das süße Glück, die Wohlthäter unserer Wohlthäter zu werden.

Nachdem wir acht Tage in einem sehr vergnügten Zustande auf dieser Colonie verlebt hatten, ward unsere Abreise beschlossen, und damit der Weg nach der Capstadt nicht zu ermüdend für uns wäre, hatte unser Wirth folgenden Plan dazu gemacht. Er wollte uns mit seinem Wagen bis zu der nächsten Colonie schicken, und die Bewohner derselben, die seine guten Freunde waren, bitten lassen, uns, nach hinreichender Erholung, auf gleiche Art weiter zu befördern. Da die Colonien allmählig immer näher zusammen lagen, so besserte er, auf diese Weise die bequemste Reise für uns

und zu bewirken. Wir nahmen den Vorschlag mit Dank an, und schieden unter herzlichen Thränen von diesen vortrefflichen Menschen, die unsern ersten Rückritt in die gebildete Welt so versüßten. Ich kann mich nicht enthalten, den Namen dieser theuren Familie zu nennen; sie hieß Vallerí, und ihr Andenken wird ewig in meinem Herzen bleiben.

Wir hatten zehn Meilen bis zur nächsten Colonie, und mußten die Nacht unterwegens bleiben. Wir schliefen ziemlich bequem auf unserm Wagen, denn auch dafür hatte unser gütige Wirth gesorgt. Um vor wilden Thieren sicher zu seyn, machten wir rings um uns her Feuer an; aber es blieb immer schrecklich in unserer Lage, sie auch nur von weitem brüllen zu hören. Wir empfanden jetzt recht lebhaft, welch ein Glück es für uns sei, daß wir zu so guten Menschen gekommen waren. Was würde in diesem öden Lande aus uns geworden seyn, wenn wir uns selbst überlassen geblieben wären! Nicht auf dem Meer allein, auch auf dem festen Lande noch konnten uns die schrecklichsten Gefahren treffen.

Am

Am folgenden Tag um die Mittagsstunde kamen wir bei der neuen Colonie an, und obwohl wir nicht die Herzlichkeit und gutmüthige Zutraulichkeit fanden, wie in der Familie Valleri, so wurden wir doch mit vieler Gastfreundschaft aufgenommen, und das ganze Haus freute sich über unsern Besuch. Wir mußten auch hier viel erzählen, hielten uns aber nicht länger auf, als bis an den folgenden Morgen. Wir reisten auf die nehmliche Art weiter, wie von der Familie Valleri, und fanden überall gastfreundliche Menschen. Je näher wir der Spitze von Africa kamen, um so angebauter war das Land, um so näher lagen die Colonien beisammen. Einige Colonisten ließen uns mit einem Tage nicht fort, und unsere Reise zog sich dadurch merklich in die Länge. Während der Zeit ward unsere Geschichte in der ganzen Gegend bekannt, und man sprach fast von nichts anderem, als von den beiden Insulanern. Oft kamen von entfernten Colonien Menschen zu dem Orte, wo sie wußten, daß wir bleiben würden,

bloß um uns zu sehen, und erzählen zu hören. In langer Zeit waren so merkwürdige Reisende nicht durch diese Gegend gekommen.

Es ist leicht zu errathen, daß diese allgemeine Aufmerksamkeit auf uns nicht angenehm für uns seyn konnte, und wir sehnten uns herzlich nach dem Ziel unserer Reise. Aber vor dem Ende derselben sollten wir auf einmal sehr bitter daran erinnert werden, daß wir uns wieder in einem eingerichteten Staat befänden. Wir hatten noch zehn Meilen bis zur Capstadt, und ruhten eben in einem angenehmen Colonichause aus, als plötzlich fünf Soldaten mit einem Unteroffizier eintrafen, und einen Befehl vom Gouverneur der Hauptstadt vorzeigten, worin ihnen aufgegeben war, den Begleiter der Tochter des Kaufmann Harrison gefangen zu nehmen, und in Ketten zu legen. Ich erschrak bei dieser Nachricht, als wenn mich der Donner gerührt hätte, und Jinny ward todtenblaß. Das werde ich nimmer zugeben,

rief

rief sie mit zitternder Stimme; er ist mein Gemahl. Unterdeß trat noch ein anderer Bevollmächtigter herein, und brachte an Jinny einen geschriebenen Befehl von ihrem Vater, worin ihr aufgegeben wurde, sich unverzüglich mit dem Ueberbringer nach der Hauptstadt auf den Weg zu machen. Der Wagen dazu hielt schon vor der Thür.

Ich war wie betäubt, als ich meine Jinny wegführen sah; sie warf einen thränenden Blick auf mich und gieng. Gleich darauf ward ich in Ketten gelegt, auf einen Wagen gesetzt, und man gieng so schnell fort. Bin ich ein Mörder, ein Räuber, ein Bösewicht? war alles was ich denken konnte. Dann dachte ich wieder: o glückliches Weihnachtsfeiland! Sie waren schon eine Strecke gefahren, als ich den Unteroffizier fragte, was ich verbrochen habe, daß man mich so behandle. Das würde ich selber am besten wissen, war die Antwort. Weiter vermogte ich von meinen Begleitern nichts zu erfahren.

Es war eine schreckliche Reise. In Ketten zu seyn, das hatte für mich etwas so furchtbares, daß ich hätte jeden Augenblick vergehen mögen. Nur ein Trost war in meiner Seele: das Gefühl der Unschuld, das Bewußtseyn, eine solche entehrende Behandlung in keiner Rücksicht zu verdienen. Aber nicht immer war dieser Trost lebendig in mir. Es gab Augenblicke, wo ich der Verzweiflung nahe war.

Am zweiten Tage kamen wir in der Capstadt an, und ich ward in ein öffentliches Gefängniß geführt. Hier verwandelte sich meine Empfindung in eine schwarze Melancholie, und ich glaube, der Gram hätte in kurzer Zeit meinem Leben ein Ende gemacht, wenn sie anhaltend gewesen wäre.

Ich war erst einige Stunden in meinem Gefängniß, als man mich abholte, und zum Gouverneur brachte. Ich fand bei demselben einen etwas ältlichen Mann, der bei meinem Anblick in große Unruhe zu gerathen schien. Er sah mich starr an, und brach

brach endlich in die Worte aus: das iſt Jeannot nicht. Dieſer Ausruf zündete mir plötzlich ein groſſes Licht an; aber ich fühlte mich zu tief gekränkt, um darauf zu achten.

Nach einer Weile fragte der Gouverneur: wer biſt du?

Ein rechtſchaffener Mann, war die Antwort, der weder die Behandlung verdient, die er ſchon erlitten hat, noch die, welche er jetzt von Ihnen leidet.

Der Gouverneur ſah mich verwunderungsvoll an, und fragte den ältlichen Mann neben ihm: iſt dies nicht der Entführer Ihrer Tochter? Nein, ſagte dieſer mit vieler Verlegenheit, ich kenne ihn nicht. Hierauf wandte der Gouverneur ſich wieder zu mir und fragte: wer ſind Sie?

Ein Schiffsſchreiber, antwortete ich, bei der holländiſchen Compagnie in Oſtindien.

Warum ſind Sie nicht in Ihren Geſchäften an dem Ort Ihrer Beſtimmung?

Weil ich durch einen Unglücksfall an ein unbewohntes Land verschlagen worden bin.

Wo war es?

Ein eine kleine Insel, der ich den Namen Weihnachtseiland gegeben habe.

Wie sind Sie zu der Tochter des Herrn Harrison gekommen?

Ich bin nicht zu ihr, sie ist zu mir gekommen.

Unter welchen Umständen?

Ein Bösewicht hatte sie durch List zu einer entfernten Colonie entführen wollen, war aber mit ihr an das Eiland verschlagen worden, auf welchem ich lebte.

Wie hieß dieser Bösewicht?

Jeannot: Er war Bedienter bei dem Vater Jenny's gewesen.

Wo ist er jetzt?

Er lebt noch auf dem Weihnachtseilande.

Kann man Ihren Worten Glauben beimessen, und können Sie alle Ihre Aussagen eidlich bekräftigen.

Das

Das kann ich in jedem Augenblick.

Der Vater meiner Jenny hatte während dieser Zeit die Hände oft vor Verwunderung zusammengeschlagen. Wie hat meine Tochter, rief er endlich, mit dem Bösewicht Jeannot auf der Insel gelebt?

Sie hat ihn erschießen wollen, sagte ich, sobald er Angriffe auf ihre Tugend machte.

Also ist sie nicht freiwillig mit ihm davongegangen? rief er.

Er hat sie, antwortete ich, durch einen Brief getäuscht, und sie auf ein Boot gelockt, worauf er sie zu ihrem Vater führen wollte.

O meine Jenny, rief er jetzt, Du wärst also unschuldig? Der Bösewicht, der unerhörte Bösewicht! O lassen Sie meine Tochter kommen, Herr Gouverneur!

Der Gouverneur klingelte, und gab den Befehl dazu. Harrison fieng in der größten Gemüthsbewegung auf und ab, und ich bemerkte jetzt, daß noch ein junger Mann hinter

hinter einer kleinen Wand zugegen war. Nach wenigen Augenblicken kam Jinny. Sie sah sehr blaß aus, und warf ihre Augen sogleich auf mich, der ich in Ketten dastand. Gleich darauf kam der junge Mann hinter dem Teppich hervor, und fiel Jinny zärtlich um den Hals: o meine Jinny, rief er, Du bist unschuldig? Sie wickelte sich eilend los von ihm, und sagte: ich bin eine Gattin.

Eine schnelle Blässe trat in das Gesicht des jungen Mannes. Wie? was? rief der Vater, eine Gattin? Von wem? Von diesem meinen Erretter dort, setzte sie, indem sie auf mich wies. Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich, und jeder schwieg. Endlich sagte der Gouverneur: wir müssen die Sache genauer untersuchen, und gab zugleich Befehl, mich in ein Nebenzimmer zu führen. Ehe ich hineingieng, sagte ich: ich bin unschuldig in Ketten; Jinny ist meine Gattin.

Es war eine sehr peinliche halbe Stunde, die ich in dem Nebenzimmer zubrachte.

Als sie verflossen war, führte man mich wieder in das Verhör. Der Gouverneur befahl, daß man mir die Ketten abnehmen sollte, sagte, daß man sich in meiner Person geirrt habe, und fügte einige Entschuldigungen hinzu, wegen der Behandlung, die ich erlitten hätte. Dies war die ganze Entschädigung für das entehrende Ungemach.

Unterdeß man mir die Ketten abnahm ward Jinny von ihrem Vater weggeführt, und der junge Mann folgte ihr nach. Sie warf einen unbeschreiblich traurigen Blick auf mich, und es schien, als folgte sie nur durch Gewalt gezwungen. Der Gouverneur kündigte mir hierauf meine Freiheit an, und versprach, mir auf dem nächsten Schiffe, das nach Ostindien gienge, einen Posten zu verschaffen. Ich hörte seine Reden schweigend an, und gieng.

Auf mein Fragen wies man mir ein Haus, wo ich Aufenthalt und Beköstigung finden könnte. Ich gieng, und miethete mir ein Zimmer, und einen Sclaven, ohne daß

ich

ich hell wußte, was ich that. Es geschah, wie im Traum. Erst als mein Sclave mich fragte, was ich zu Abend essen wollte, besann ich mich etwas. Ich foderte ein Gericht, das hier nicht zu haben war, und überließ es endlich seiner Wahl. Ich merkte jetzt zum ersten Mal, wie nothwendig mir das Geld sei, das ich einst auf dem Schiff, das an meiner Insel strandete, gefunden hatte. Ich trug es während der Reise beständig um den Leib, und es war hinreichend, mich in einem gebildeten Lande bequem zu erhalten; aber ich konnte mich nicht darüber freuen. Auch das Versprechen des Gouverneurs, mir eine Stelle auf einem Schiffe zu verschaffen, wonach ich doch einst so sehnlich getrachtet hatte, war mir vollkommen gleichgültig. Ich hatte nur einen Gedanken, der es nicht war: den Gedanken an meine Heimath, nur einen Wunsch, der in meiner Seele wohnte, das Verlangen nach ihrem Besitz. Sie von mir gerissen, sie in den Händen ihres ehemaligen Bräutigams, dann der junge Mann, der sie umarmte,

konnte

konnte kein andrer seyn) zu sehen, das war eine Höllenpein für mich.

Ich befand mich jetzt wieder in einem gebildeten Lande, wieder unter Menschen, nach denen ich mich so herzlich gesehnt hatte; aber nie, nie war ich auf meinem einsamen Eilande so unglücklich gewesen. Nie hatte ich Jinny mehr geliebt, als jetzt, da sie mir entrissen werden sollte. Es war als wenn meine Seligkeit an ihrem Besitz hinge. Und was sollte ich beginnen? Ich wußte nicht, was sie unter den Drohungen beschließen, ob sie ihrem verfolgten Geliebten treu bleiben würde. Ich hatte keine gerichtlichen Ansprüche auf ihre Hand; ich war durch keines Priesters Einsegnung mit ihr verbunden, und man konnte sie mir ohne die kleinste Gefahr nehmen.

Diese Gedanken zermarterten mich, und mit aller Anstrengung der Vernunft konnte ich sie keinen Augenblick aus meinem Gedächtniß verbannen. Die Mitternacht fand mich wachend, und voll Angst. Ich

sprang auf, und lief in meinem einsamen Zimmer, wie ein Gequälter umher. Ich legte mich wieder nieder, und stand noch einmal auf. Es war eine fürchterliche Nacht. Gegen Morgen schlief ich eine Stunde lang, aber dann erwachte ich wieder, und mit meinem Erwachen sank es, wie eine Felsenlast auf mein Herz. O Quaal unglücklicher Liebe, du bist die schrecklichste!

Ich konnte keine Trostgründe fassen, denn die Ungewißheit ließ es nicht zu. Worüber sollte ich mich trösten? Ueber ein Unglück, das noch nicht geschehen war? Die Furcht vor diesem Unglück war meine Quaal, und gegen die Furcht giebt es kein Mittel. Tausendmal wünschte ich mich mit Jinny auf das einsame Eiland zurück, tausendmal bereute ich den kühnen Schritt, auf einem unsichern Floß den Fluten des Meers getrotzt zu haben. Alles umsonst! Vergebliche Wünsche, vergebliche Reue!

Ich hatte den Vormittag in halber Verzweiflung durchgekämpft, als ein Mädchen

ken in mein Zimmer trat, und mir einen Zettel mit den Worten überreichte: er iſt von Jinny Harriſon. Sie entfernte ſich dann ſogleich wieder. Ich öffnete zitternd das Billet, und las folgende Worte:

„Mein Theurer!

„Man will mich abtrünnig von Dir „machen; aber ſei unbeſorgt! Deine Jinny „bleibt Dir treu, den der Himmel ihr zum „Gatten zugeführt hat. Vielleicht iſt es „mir möglich zu einer Unterredung mit Dir „zuſammenzukommen; dann will ich Dir „mehr erzählen. Unterdeß halte Dich ganz „ruhig in Deiner Wohnung. Ewig Deine „Jinny.“

Was war es, das auf einmal den ſchwarzen laſtenden Nebel von meiner Seele verſcheuchte? Waren es dieſe wenigen Worte? Sie waren es. Was die höchſte Anſtrengung meiner Vernunft, was das mühſamſte Sammeln meiner Philoſophie nicht vermogte, das vermogte ein kleines Stück

Papier.

Papier. O armer Mensch! Federball, den jeder Windstoß unwiderstehlich herumwirft!

Es war eine große Veränderung in meinem Innern vorgegangen. Hier in diesem Briefchen lag Trost, in keiner Vernunft, in keiner Philosophie. Ich las die Worte: „Deine Jinny bleibt Dir treu" unaufhörlich von neuem, und dann las ich wieder das Ende „ewig Deine Jinny." Wie viel Balsam lag darin! Mein Herz fing an, ruhiger zu schlagen, und ich bestellte bei meinem Sclaven das Mittagessen. An so etwas konnte ich vorher nicht denken; jetzt aß ich selbst mit Lust. Ich war wieder ein Mensch mit Unbefangenheit, ich hatte wieder Gemüthsruhe; darin liegt unbeschreiblich viel.

Nach Tische las ich Jinny's Brief wieder, und abermals wieder; dann fiel mir ein, ihn zu beantworten. Ich schrieb folgende Worte:

„Dein Brief hat den ersten Balsam „auf mein wundes Herz gegossen, hat den

„ersten

„ersten Strahl von Ruhe in meine Seele ge„sandt. Bleibe mir treu, Jinny! Es hängt „mein Leben daran. Ohne Dich kann ich „nicht in dieser Welt bleiben, und Trennung „von Dir ist Aufruf zur Verzweiflung. „Ewig, ewig der Deinige. Ich sehne mich „unaussprechlich nach einer Zusammenkunft „mit Dir. Veranstalte sie! Ich komme, „und wenn es am Rande eines Abgrundes „wäre. Ewig, ewig Dein Gatte.“

Ich hatte nie so leidenschaftlich geschrieben; auch war ich nie so leidenschaftlich gewesen. Ein Schatz, den man uns zu rauben droht, wird uns zehnfach theuer; darum war mein ganzes Wesen in Spannung. Demohnzeachtet fühlte ich mich ruhig. Vielleicht war es nur Ruhe in Vergleich mit dem, was ich vorher empfand. Aber auch dieser Zustand schien mir jetzt köstlich, und ich fürchtete nichts, als daß er wieder gestört werden mögte. Kaum wagte ich mich ans Fenster, aus Besorgniß, etwas zu entdecken, das mich von neuem unruhig

machen

machen könnte. Ich blieb immer in der Tiefe meines Zimmers, und weil ich genug Ruhe wieder fühlte, so arbeitete ich an meinem Lebenslaufe, den ich immer bei mir trug, weiter. Ich war gerade an dem Ort, wo ich die seltsamen Auftritte mit dem Marquis von Castro hatte, und alles schwebte meinem Gedächtniß noch hell vor. Ich schrieb mit Lust an meinem sonderbaren Lebenslaufe, denn seitdem war wieder vieles Merkwürdige hinzugekommen. Selbst die Palmblätter, worauf ich anfangs schrieb, verwahrte ich mit großer Sorgfalt. Sie waren eine sehr lebendige Erinnerung an meine einsamen Tage auf der Insel.

Am Abend dieses Tages kam das Mädchen wieder, das mir den ersten Brief von Jinny gebracht hatte. Sie brachte mir einen neuen, und ich drückte ihr dagegen den meinigen in die Hand, worauf sie sogleich wieder forteilte. Mit welcher Begierde ich den Zettel von Jinny aufriß, bedarf des Erwähnens nicht. Ein Himmel,

und

und eine Hölle konnte darin seyn. Ich las folgende Worte:

„Heute Abend um zehn Uhr, mein „innig Geliebter, warte vor Deiner Thür. „Meine treue Babet wird Dich zu mir füh„ren. Deine Jinny.“

Ich war vor Freuden außer mir. Heute Abend noch sollte ich meine Jinny sehen! O wie theuer war mir jetzt eine Stunde ihrer Gesellschaft, die ich sonst immer genoß. Nach vielen gezählten Stunden und Minuten schlug es zehn. Babet kam in einem langen Mantel gehüllt, und sagte zu mir: folgen Sie mir in einiger Entfernung nach! Ich folgte ihr durch einige Straßen leise nach. Sie blieb endlich an einer Mauer stehen, und öffnete eine Thür. Wir traten in einen Garten. Der Mond schien, und zeigte mir, daß alles ringsumher einsam sei. Babet ließ mich allein, und nach einer Weile kam eine weibliche Gestalt aus einer Laube hervor, und nahte sich mir. Es war meine Jinny. Wir flogen einander in die

Arme, und hingen mit ſtummen Thränen Mund an Mund gedrückt an einander. Es war eine heiſſe Umarmung. Nie vorher hatte ich ſo etwas gefühlt. Auf der Inſel liebte ich Jinny, jetzt, da ſie mir geraubt werden ſollte, betete ich ſie an.

Nachdem wir unſerer Zärtlichkeit eine Weil. freien Lauf gelaſſen, erzählte mir Jinny, der Böſewicht Jeannot habe einen Brief zurückgelaſſen, worin die Nachricht enthalten geweſen ſei, ſie wäre freiwillig, und aus Liebe zu ihm, mit ihm entflohen, um ſich an einem entfernten Orte mit ihm zu verbinden. Dies wäre der Grund zu der anfänglichen Härte ihres Vaters gegen ſie geweſen. Jetzt ſuche er durch Zureden, durch Liebe und Strenge ſie zu bewegen, von mir abzulaſſen. Affection ſei in ſeiner Liebe feuriger, wie je, und wolle alles vergeſſen, wenn ſie von neuem ſich entſchlöſſe, ſeine verlobte Braut zu ſeyn. Aber ſie würde ſich durch nichts von mir abwendig machen laſſen. Ich ſei vor Gott ihr Gemahl, ich ſolle es auch vor Menſchen ſeyn.

Der

Der Anfang dieser Worte setzte mein ganzes Blut in Wallung, aber das Ende beruhigte es wieder. Bleibe fest, rief ich, ich kann ohne Dich nicht leben. Gott hat uns wunderbar zusammengeführt, laß uns zusammenbleiben! Wir wollen es, sagte sie ernst, und wenn man mir auch das Herz darüber zu brechen suchte. O mein Geliebter, setzte sie wehmüthig hinzu, mein Vater ist sehr strenge, und Albertson ward einst feurig von mir geliebt.

Ich fühlte, was in diesen Worten lag. Jinny hatte einen großen Kampf zu bestehen, und ich zitterte vor dem Gedanken, daß sie unterliegen könne. O wären wir auf unserm Eilande, rief ich schmerzlich aus, wären wir in der Colonie Vallery! Wo? wo? fragte Jinny hastig; bei der Familie Valleri? Martinet, (so pflegte sie mich zu nennen) das war ein großes Wort! Wer hindert uns, dahin zu fliehen? Dort sind wir sicher! Ein Strahl von Hoffnung, von Trost, von Freude, durchbebte mich bei diesen

Worten. Ich wünschte nichts sehnlicher, als mit Jinny in stiller Verborgenheit zu leben. Ich paßte nicht mehr unter einen großen Haufen von Menschen, da ich so lange Zeit in der Einsamkeit gewesen war. O Jinny, rief ich, Du hast einen herrlichen Gedanken. Wenn wir ihn ausführen können, so bin ich der glücklichste der Menschen.

Wir unterredeten uns noch lange über unser Vorhaben, aber es war fast unmöglich, es zu vollbringen, ohne entdeckt zu werden. Wie sollten wir eine so weite Reise machen, ohne daß die Nachricht davon nach der Capstadt käme. Aber wenn auch, sagte Jinny; sind wir nur erst in dieser Entfernung von der Stadt, wer kann uns zurückzukehren zwingen?

Ich fand mich unbeschreiblich glücklich, daß Jinny so eifrig bei ihrem Gedanken beharrte, und umarmte sie freudig. Wir brachten eine sehr zärtliche Nacht hin, und die Morgenröthe erst erinnerte uns, zu scheiden. Wir gaben uns gegenseitig das Versprechen

sprechen auf Mittel zu unserer Flucht zu sinnen, und kennten uns, wie die zärtlichsten Ehegatten. O wie ganz anders war mir jetzt, als mir vor zwei Tagen gewesen war! Wie viel entzückendes hatte schon der Gedanke, daß ich mit meiner Jinny im stillen bei der Familie Valeri leben sollte! Wie gern that ich auf alle Freuden der Welt Verzicht, um in einem Winkel von Africa mit ihr meine Tage hinzubringen!

Es war zehn Uhr am andern Morgen, und ich war noch nicht lange aufgestanden, als der junge Mann zu mir ins Zimmer trat, den ich bei dem Gouverneur gesehen hatte, und der meiner Jinny um den Hals gefallen war. Sein Gesicht, und sein ganzes Wesen verrieth große Unruhe. Kaum vermogte er die gewöhnlichen Begrüßungen vorzubringen. Nachdem er mich eine Weile angesehen hatte, sagte er: wissen Sie, daß ich der verlobte Bräutigam von Jinny Harrison bin? Ich weiß es, war meine Antwort. Nun so wissen Sie auch ohne Zwei-

sei, fuhr er fort, welche Ansprüche mir dies auf ihre Hand giebt. Sehr gültige, sagte ich, aber die meinigen sind noch weit gültiger: ich bin ihr Gemahl. Welcher Priester hat Ihnen das Recht gegeben? fragte er. Bis jetzt noch kein Priester, antwortete ich, denn auf einer unbewohnten Insel sind keine Priester; aber der Wille Jinny's hat mich vor Gott zu ihrem Gemahl gemacht, und sobald sie ihre Freiheit erhält wird dies auch ein Priester vor Menschen thun.

Er fing an, unruhig im Zimmer umher zu gehen, und ich befand mich in keiner behaglichen Lage. Ich sah den großen Kampf, der in seiner Seele vorgieng, und konnte fast nicht umhin, ihn zu beklagen. Nach einer Weile kam er auf mich zu, ergriff mich bei der Hand, und sagte: Mann, sind Sie edler Aufopferungen fähig? Edler? antwortete ich; ja! Wohlan denn, rief er mit Feuer, treten Sie mir meine Verlobte, meine Jinny, ab! Machen Sie mich zu dem Glücklichsten unter den Sterblichen, und ich

will

will Ihnen ewig meine Dankbarkeit zu beweisen streben.

Er sah mich bei diesen Worten mit einer bittenden Miene an, und meine Lage ward dadurch noch peinlicher. Wie gern hätte ich die Wünsche dieses jungen Mannes, der mir edel zu seyn schien, erhört; aber meine Liebe zu Jinny überwog alle andere Empfindungen zehnfach. Ich nahm meine ganze Standhaftigkeit zusammen, um mich so gut wie möglich von dieser drückenden Scene zu befreien, und sagte: edler Aufopferungen bin ich fähig, aber es würde keine edle seyn, wenn ich meine Gattin einem andern überlassen wollte.

Er fing an, mit noch größerer Unruhe im Zimmer herumzugehen, und sagte dann mit großem Ernst: wissen Sie denn, daß ich von Jinny nicht lassen kann? Auch ich kann nicht von ihr lassen, antwortete ich mit dem nemlichen Ernst und ich fühlte tief, was ich sagte. Nun so steh uns Gott bei! rief er, und schien einen großen Kampf in der

Seele

Seele zu haben. Der junge Mann dauerte mich im Innersten, und ich hätte ihm alles aufopfern können, nur Jinny nicht. Ich ergriff ihn theilnehmend bei der Hand: edler Unglücklicher, sagte ich, Zeit und Entfernung wird Ihren Schmerz heilen. Sie haben Jinny zwei Jahr entbehren müssen, sollte es Ihnen nicht noch länger möglich seyn? Ich bin ihr Gatte, mich erkennt sie dafür, mit mir will sie leben, und ich liebe sie unaussprechlich; wie ist es möglich, daß ich auf ihren Besitz Verzicht thun kann? Eher kann ich Ihnen mein Blut und mein Leben geben. Fassen Sie sich junger Mann! Es giebt noch schöne und edle Weiber, durch die Sie glücklich werden können, genug auf der Erde. Bei diesen Worten riß er seine Hand los: für mich, rief er mit Heftigkeit, ward außer Jinny kein Weib geboren!

Die Scene ward immer drückender für mich, und ich hätte alles darum gegeben, sie zu enden. Um sie auf den höchsten Grad der Spannung zu bringen trat Al-

bertine

bertson vor mich hin, und sagte feierlich: hören Sie nun auch mich! Ich war der Verlobte Jinny's, und fand meine Seligkeit auf der Erde darin. Ich zählte Stunden und Minuten bis zu ihrem Besitz, als ein grausames Schicksal sie mir entriß. Seit diesem Augenblick fühlte ich keine Ruhe, kein Glück, keinen Strahl von Freude. Sie genossen indessen, wofür ich ein Königreich gegeben hätte, genossen es zwei Jahr, und müssen gesättigt seyn. Ich stehe da nach langer unaussprechlicher Sehnsucht, mit der ganzen Neuheit meiner Empfindung. Wer muß dem andern weichen, wer darf den Besitz Jinny's fodern?

Ich schwieg, denn ich hatte keine Antwort auf die Worte des feurigen Jünglings. Als er mich in Nachdenken vertieft sah, fragte er mich mit großem Nachdruck: wollen Sie mir Jinny abtreten? Ich kann nicht, ich kann nicht! war meine Antwort. Nun so sei es denn, rief er, und trat wieder vor mich hin. Wissen Sie, fuhr er fort,

daß

daß einer von uns sein Blut lassen muß! Lieber todt als ohne Jinny!

Meine Empfindung war bei der ganzen Scene so schmerzlich, und mein Kummer wegen Entscheidung der unglücklichen Streitsache so groß gewesen, daß mir das Mittel, das Albertson wählte, nicht schreckend schien. Wohl, sagte ich, lieber todt, als ohne Jinny.

Es war eine seltsame Lage, worin wir uns befanden. Wir haßten uns beide nicht, und waren demohngeachtet im Begriff, gegenseitig unser Blut zu vergießen. Auch zeigte sich kein anderer Ausweg. Albertson trotzend vor Liebe zu Jinny und ich selbe, zog den Tod der Trennung vor ihr vor. Wir wollen also das Schicksal entscheiden lassen, sagte er feyerlich, damit wenigstens einer von uns glücklich werde. Ein schneidender, schreckhafter Gedanke traf bei diesen Worten mein Herz. Wird er glücklich seyn, sagte ich, wenn er einen Mord auf der Seele hat? Nichts, nichts von so etwas, rief er mit Ungestüm; um Gottes willen keine

Eine

Einwendung gegen dies letzte Mittel, zu sterben, oder glücklich zu seyn! Er verließ mich bei diesen Worten, und die höchst drückende Scene endigte.

Ich blieb in einer Gemüthsstimmung zurück, die ich nicht beschreiben kann. Wie oft wechseln die Empfindungen der armen Sterblichen! Ein Wort, ein Blick, ein beschriebenes Stückchen Papier kann ihn über die Wolken erheben, oder in einen Abgrund von Kummer versenken. Noch vor einer Stunde war ich so glücklich in dem Gedanken, einsam mit meiner Jinny auf der Colonie Valleri zu leben; jetzt sah ich plötzlich nichts als Blut, Tod, und Trennung von ihr vor Augen. Ein schrecklicher Wechsel! Ich sehnte mich unbeschreiblich mit ihr zu reden, und konnte dennoch keinen Schritt dazu thun.

Nach Tische kam Babet, und brachte mir die Nachricht, daß heute Abend ein großes Gastmahl bei dem Vater Jinny's seyn würde, wobei sie zugegen seyn müßte, daß

sie

sie aber in der folgenden Nacht mich gewiß in dem Garten erwarten würde. Ich ließ ihr sagen, daß ich eine wichtige Nachricht ihr mitzutheilen hätte, und daß mich sehnlichst verlangte mit ihr zu reden.

Um meiner Unruhe etwas zu entfliehen ließ ich mich am Nachmittage in der Gegend der Capstadt herumfahren. So schön kam sie mir nicht vor, wie die auf meiner Insel, aber dafür sah ich Menschen wandeln, und in dem Garten der Compagnie schimmerte die Kunst sehr reizend. Die frische heitre Luft erquickte mich, und ich kam erst spät zu Hause.

Am andern Tage hörte ich nichts von Albertson. Ich wünschte keine Nachrichten von ihm und fürchtete sie auch nicht. Die schreckliche Lage worin er sich befand, hatte mich gegen mein eignes Leiden stumpf gemacht, und ich erwartete halb betäubt, was kommen würde, ohne Furcht davor zu empfinden. Ich fühlte fast nichts, als die Sehnsucht, meiner Jinny die neue Gefahr mit-

mitzutheilen. Am Nachmittage endlich kam Babet, und brachte mir die tröstende Nachricht, daß Jinny um zehn Uhr Abends mich erwarten würde. Es war der erste Strahl von Freude, der wieder in meine Seele kam, als ich dies hörte. Um nicht die Stunden und Minuten zu ängstlich zu zählen, strich ich den Nachmittag wieder in den Feldern der Capstadt mit meinem Sclaven herum. Er war mein einziger Gesellschafter, und ich sehnte mich nach keinem andern. Wir entfernten uns ziemlich weit von der Stadt, und kamen endlich an eine holländische Colonistenwohnung, die sehr einsam nicht weit vom Ufer des Meers lag. Ich gieng hinein, um mich etwas zu erfrischen, und fand ein altes Ehepaar, das hier mit einigen Dienstboten sehr einsiedlerisch lebte. Sie waren Beide voll Freude, einen Besuch zu erhalten, und nahmen mich mit großer Gastfreundlichkeit auf. Ich glaubte etwas ähnliches bei diesen guten Leuten zu entdecken, wie bei der Familie Valleri, und verweilte mich in ihrem kleinen Zirkel mit vielem Vergnügen.

gnügen. Da sie so vertraulich waren, so konnte ich nicht umhin, ihnen etwas von meiner Geschichte zu erzählen. Sie hatten schon manches davon gehört, und freuten sich nun zwiefach, daß ich derjenige sei, von dem man ihnen viele wunderbare Dinge berichtete.

Ich wäre gern bei diesem alten Ehepaar geblieben, denn ich fühlte mich so ruhig in seiner Mitte; aber der anbrechende Abend erinnerte mich an meine Rückkehr. Sie baten mich beim Abschiede recht innig, ja wieder zu ihnen zu kommen, und ich versprach es mit großem Vergnügen.

Um zehn Uhr nahm Babet mich in Empfang, und führte mich zu Jinny. Und was ist das Wichtige, war ihre Anrede, was Martinet mir zu entdecken hat? Ich bin so begierig darauf, daß es mich unruhig macht. O meine Jinny, rief ich, noch unruhiger wird Dich das Wissen davon machen. Ich erzählte ihr hierauf alles, was zwischen mir und Albertson vorgegangen war, und sie

hörte

hörte mich mit einer traurigen Stille an. O Gott, rief sie dann, müssen denn alle Leiden über uns zusammenschlagen, sobald wir wieder unter Menschen auftreten? Ich ahnete etwas Drohendes in Albertsons anscheinender Ruhe, und meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Laß uns fliehen, mein Theurer, dies ist der einzige Weg, der uns zum Heil führen kann.

Ich fühlte dies selbst, aber ein feindliches Schicksal setzte sich unserm Glück entgegen. Wie durfte ich jetzt fliehen, da Albertson in Verzweiflung zurückblieb, da er mein Wort hatte, unser Schicksal unter einander zu entscheiden? O Jenny, rief ich, in diesem Augenblick noch wollte ich mit Dir bis an die Grenze der Erde fliehen, wäre Albertson nicht bei mir gewesen. Aber mit einem befleckten Gewissen kann ich nicht fliehen; es würde mein Glück untergraben. Du willst also Blut vergießen, rief sie, Dein, oder Albertson's Leben soll aufgeopfert werden? Grausamer, Du hast nie die

Liebe

Liebe gekannt! Du drückst den Dolch in das Herz einer Gattin! Geh, und laß Deine Brust im wüthenden Zweikampf durchbohren, aber wisse, das Eisen, das noch von Deinem Blute raucht, soll auch mein Herz treffen!

So viel ertrug ich nicht. O meine Jinny, rief ich, komm, ich will mit Dir fliehen, ich will alles andere vergessen, ich will nur Dir leben. Ich schloß sie in meine Arme, und es war eine lange schmerzlich freudige Umhalsung. Nun erkenne ich meinen Martinet wieder, sagte sie; er war mir schrecklich fremd geworden, er wollte sich und mich aufopfern.

Ich begriff jetzt selbst nicht, wie ich den Gedanken hatte fassen können, einen so traurigen Zweikampf einzugehen, und war zu allem bereit, was Jinny in Absicht unserer Flucht beschloß. Ich erzählte ihr von der Bekanntschaft, die ich auf einer einsamen Colonie am Meer gemacht hatte, und wir hielten es für das beste, uns zuerst dahin

hin zu begeben, und uns dort so lange zu verbergen, bis der erste Aufruhr wegen unserer Flucht vorüber wäre. Sodann wollten wir uns im Stillen nach der Colonie Baldei auf den Weg machen, und dort unser Leben in der Einsamkeit zubringen. Wir verabredeten so viel, als wir in unserer Lage konnten, zu unserer Flucht, und beschlossen, sie sobald als möglich zu unternehmen. Zu diesem Endzweck wollte ich mich noch einmal zu den alten Colonisten begeben, um mich ihres Beistandes zu versichern. Da der Garten, in welchem wir unsere Zusammenkunft hatten, am Ende der Stadt lag, und durch eine kleine Pforte aufs Feld führte, so durften wir um so mehr auf einen glücklichen Erfolg rechnen. Auch sollte Jinny sich Mannskleider zu verschaffen suchen, damit wir keinem fliehenden Ehepaar ähnlich sähen.

Noch einmal schied ich von Jinny mit leichtem Herzen. Der größte Wechsel von Empfindungen folgte bei mir auf einander. In zehn Jahren, die ich auf der Insel allein zubrachte, waren so viel Stürme nicht über

mich gekommen, als jetzt in dem kurzen Zeitraum mich trafen, den ich unter Menschen verlebte. Das gesellschaftliche Leben muß wohl ein stürmisches Meer seyn, dachte ich, wenn es seine Theilnehmer so unaufhörlich herumwirft.

In meinem Leben war indessen zuletzt eine Windstille gewesen, und ich schlief ziemlich ruhig. Es war eine Windstille auf dem Ocean, dem ein Ungewitter oft auf dem Fuß zu folgen pflegt. Den Vormittag hindurch genoß ich noch die sanfte Ruhe der Seele, die das Leben so lieblich macht; am Nachmittage ward sie durch einen einzigen Anblick verscheucht. Albertson trat zu mir herein. Ich entsetzte mich vor ihm, denn er war ein unglückweissagender Bote. Er goß eine Schaale Blut zwischen mich und Jinny. Ich komme sagte er, mit sichtbarem, tiefem Gram, mein Leiden zu enden; länger kann ich es nicht ertragen. Sind sie bereit?

Es war ein schrecklicher Abstand zwischen dem, was ich mit Jinny beschloß, und dem, was mir jetzt bevorstand. Ich fank aus meinem Himmel herunter. Aber wer konnte

mich

mich zwingen, eine so schreckliche Entscheidung zu wählen? Ich beschloß sie zu vermeiden, wenn es mir möglich wäre. Werden Ihre Leiden geendet seyn, sagte ich, wenn Sie mein Blut vergossen haben, wird Jinny den Mörder ihres Gatten lieben können? Er schlug sich vor die Stirne, als ich dies sagte. Das war ein schreckliches Wort, rief er, und es könnte eine ganze Hölle darin liegen. Aber es ist nichts, als ein schadenfroher Einfall. Jinny hat mich einst unaussprechlich geliebt, und wird mich wieder lieben; Sie nur sind das Hinderniß dieses Glücks! — Und soll sich dieses Hinderniß, sagte ich entrüstet, gutwillig aus dem Wege räumen lassen, sobald es seinem Nebenbuhler gefällt? Soll ich meine Brust Ihrem Eisen darbieten?

Ich verlange Ihr Blut nicht, sagte er kalt, ich will das meine darbringen, oder meine Quaalen enden. Ich kann nicht in der Welt bleiben, wenn jemand außer mir mit Jinny verbunden ist.

Ich will mich nicht morden lassen, antwortete ich, und noch minder soll man mich zwingen, der Mörder eines Andern zu seyn.

Ich merkte, wie ihn bei diesen Worten seine ganze Fassung verließ. Verbirgt sich so die Feigheit, und die niedrige Seele! rief er; ist das Dein Versprechen, das Du mir gabst! Elender, Du hast keine Ehre, keine Menschlichkeit, wenn Du Dich mir nicht stellst!

Mein Blut fing gewaltig an zu kochen, aber ich versuchte das äußerste, mich kalt zu erhalten. Ich weiß, wohin diese Schmähungen zielen, sagte ich, aber ich werde mich nicht dahin bringen lassen, eine Gattin in Verzweiflung zu stürzen, und unnöthes Blut zu vergießen.

Unmensch, ohne Gefühl, ohne Mitleid, rief er; glaube nicht, daß du je in Ruhe diese Gattin besitzen wirst. Und wenn sie dir zehn Mal ihre Hand reicht, bis ans Ende der Erde will ich euch folgen. Mit blassem Antlitz und mit starrenden Augen will ich dastehen, wenn ihr aus dem Schlafgemach kommt, meine Seufzer sollen euch zur Tafel begleiten, und mein Fluch euer Gefährte seyn. Wie eine Schlange will ich zu euren Freuden kriechen, und sie vergiften. Und wenn dann meine ver-

ver-

dorrende Gestalt dem Tode nahe ist, will ich ihn segnen, daß er sich meiner erbarmt. Aber mein Seegen wird Fluch für Dich seyn, der Du mich langsam und schrecklich hingemartert hast.

Ich weiß nicht, was es war, das mich bei allen Schmähungen, bei aller übertriebener Empfindung des unglücklichen Jünglings tief rührte. Er hatte ein edles Feuer in seinem Wesen, und jedes seiner Worte schien aus dem Herzen zu kommen. Armer, unglücklicher Jüngling, sagte ich, Sie haben mein ganzes Mitleid, und ich wünschte nichts sehnlicher, als Ihnen helfen zu können.

Diese Worte scheinen mir von einem Menschen zu kommen, antwortete er, und zog einen Dolch heraus. Sie können mir helfen, fuhr er fort, und gab mir den Dolch. Hier, hier! indem er auf die Brust wies. Ich bitte Sie um Gottes willen, lassen Sie mich nicht umsonst flehen, und enden Sie meine Quaal! Ich kann die schlaflosen Nächte, und die jammervollen Tage nicht mehr ertragen. Um Gottes willen stoßen Sie zu, ich will Sie als meinen größten Wohlthäter betrachten.

Er

Er bot mir bei diesen Worten seine Brust dar, und jeder Ton seines Mundes sagte mir, daß er wahr sei. So viel ertrug ich nicht. Meine Standhaftigkeit ward erschüttert, ich vergaß Jinny, ich vergaß die Flucht mit ihr, ich vergaß alles. Ich gehe mit Ihnen, rief ich, kommen Sie! Nun wohl denn, sagte er, Sie sind mein Engel. Wir giengen schweigend fort. Ich gab meinem Sclaven einen Wink, mich zu begleiten. Vor der Thür fanden wir einen Bedienten von Albertson, der in einen Mantel gewickelt war. Wir giengen, noch immer schweigend, durch die Stadt, und kamen vors Thor, wo Albertson mich an einen abgelegenen Ort führte. Ich weiß nicht mehr, was ich während des traurigen Weges empfand. Ich war in einem halben Rausch, und meiner mir nicht ganz bewußt.

Als wir an dem Ort unserer Bestimmung waren, nahm Albertson seinem Bedienten zwei Degen, und zwei Pistolen ab, und ließ mir die Wahl. Mit einer Flinte

war

war ich sehr geübt zu schießen, mit einer Pistole nicht. Aber in Embden und in Amsterdam hatte ich einst Fechten gelernt, und obwohl mehr als zwölf Jahr ohne Uebung verflossen wären, so glaubte ich doch noch einige Fertigkeit darin zu besitzen. Ich wählte den Degen. Wir legten uns in die Parade, unterdeß unsere Bedienten mit Fittern dastanden, und fielen auf einander aus.

Ich weiß nicht mehr, wie mir zu Muth war, aber es scheint mir, als wenn ich etwas ähnliches empfand, wie bei einer Uebung in der Fechtschule. Ich hatte keinen Haß gegen meinen Feind, und parirte bloß seine Stöße aus. Ich bemerkte, daß sie unkräftig waren, und daß er sich den meinigen Preis gab. Endlich fühlte ich einen Schmerz am rechten Arm, und sah Blut fließen. Dies machte mich etwas entrüstet. Ich focht mit größerer Anstrengung, ohne jedoch meinen Gegner zu drängen; al er ehe ich mir's versah stürzte er sich mit einer schnellen Bewegung in meinen Degen, und

lief

ließ die Hände sinken. Nach wenigen Augenblicken taumelte er, und sank zu Boden. Mein Degen war ihm durch die linke Seite gegangen.

Haben Sie Dank für den Stoß, sagte er mit matter Stimme, mit einer Stimme, die mir durch die Seele gieng. Ich konnte das ganze Gefecht hindurch nicht verkennen, daß er einen solchen Stoß suchte. O Gott wie schrecklich schien es mir, daß ich das Werkzeug dazu seyn mußte! Als ich den Quell von Blut rieseln sah, der in seiner Seite entsprang, fiel es mir wie ein Centnerlast aufs Herz. Kerker und Fesseln schwebten vor meinem Blick. Der Sterbende reichte mir die Hand, drückte sie, und sagte leise: retten Sie sich! diese Worte erinnerten mich an meine Sicherheit, und ich sah mich ängstlich umher. Indem ich meine Augen wieder auf Albertson wandte, bemerkte ich, daß er todtenblaß ward, und die Augen schloß. Ich ließ ihn in den Armen seines Bedienten, und eilte fort. Mein Sclave folgte mir.

Als ich so dahingieng, war es mir, als sagte jemand: da schleicht der Mörder. Es war eine schreckliche Empfindung, und ich fing unwillkührlich an, zu laufen. Wohin? Ich war an der Spitze von Africa, und konnte in kein anderes Land fliehen, als in eine Oede, von Hottentotten bewohnt, wo wilde Thiere mich in jeder Nacht zu zerreissen drohten.

In der fürchterlichen Lage, worin ich mich befand, genoß ich dennoch eines Glücks: mein Sclave war mir treu. Ich sah, daß er mich auch jetzt nicht verließ, und mir zu folgen entschlossen war. Wie theuer ward mir jetzt dieser einzige Mensch! Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu umarmen, und an mein Herz zu drücken. Es war ein gelbbrauner, ungebildeter Hottentotte, aber er hatte große Anhänglichkeit für seinen Herrn, und dies ersetzte mir alles.

Er war in der ganzen Gegend bekannt, und führte mich zu einer verborgenen Höhle, die ohnweit des Tafelberges zwischen einigen

gen Felsen lag. Hier sank ich kraftlos auf die Erde nieder, und befand mich übel. Es war eine Ohnmacht, die mich überfiel. Als ich wieder zu mir selbst kam, bemerkte ich, daß mein Sclave sehr mit mir beschäftigt war. Er trocknete mir den Schweiß von der Stirn, und freute sich herzlich, daß ich wieder zu athmen anfing. Ich fühlte mich jetzt etwas leichter, und dachte heller über meinen Zustand nach. Wie sollte ich mich retten? Wo bleiben? Ein guter Geist gab mir einen Gedanken dazu ein. Ich wollte meine Jinny zu meiner Höhle einladen, und mit ihr zu den alten Colonisten fliehen. Aber wie sollte sie meinen Aufenthalt erfahren? Meinen Sclaven durfte ich nicht in die Stadt schicken; ich mußte befürchten, daß man ihn festhalten würde. Aber es blieb mir kein Ausweg übrig, und ich wagte es dennoch, in der Hoffnung, daß sich die Duellgeschichte noch nicht verbreitet haben würde. Ich gab ihm zwei Aufträge. Der erste war, Jinny Nachricht von mir zu geben, und der zweite, mein Geld, und mei-

nen

nen Lebenslauf aus meiner Wohnung zu holen.

Ich setzte die Treue meines Sclaven auf eine grosse Probe. Fast ohne alle Gefahr konnte er jetzt mit meiner ganzen ziemlich ansehnlichen Baarschaft davongehen, und ich blieb mit einer wachsenden Unruhe, daß er es thun mögte, in meiner Höhle zurück. Was sollte ich beginnen, wenn dieser einzige Letzte mich verließ, mir zugleich meine ganze Habe nahm, und mich zum Bettler machte? Meine Lage war vorher schon schrecklich genug. Aber nein, mein Sclave war treu; doch nicht mehr mein Sclave, mein Arol, mein Freund war treu. Nach einer Stunde kam er zurück, und brachte mein Geld, meinen Lebenslauf, und manche andere von meinen Sachen. Nur Jinny hatte er auf keine Weise Nachricht geben können. Sie war mit ihrer treuen Babet ausgegangen, und er mußte eilen, um nicht angehalten zu werden; denn man brachte eben den verwundeten Albertson getragen, und das Gerücht

rücht davon verbreitete sich durch die ganze Stadt. Dennoch war er besorgt gewesen, einige Lebensmittel, und eine Flasche Wasser mitzubringen. Dies erquickte mich unbeschreiblich, denn ich hatte schon vielen Durst gelitten. Arol war ein Schutzgeist für mich, der mich in der größten Verlassenheit nicht verließ. Ich konnte ihm jetzt meine Dankbarkeit nicht anders beweisen, als daß ich ihn, wie einen Freund herzte und küßte, und der gutmüthige Hottentotte war außer sich vor Freuden darüber.

Der Abend kam heran, und ich mußte einen Entschluß fassen. Sobald es dunkel geworden war verließ ich meine Höhle, indem ich meine Sachen durch Arol hinter mir hertragen ließ. Ich wandte mich nach der Seite der Stadt, wo der Garten lag, in welchem ich mit Jinny zusammen zu kommen pflegte, und eine freundliche Hoffnung sagte mir, daß sie auch heute mich dort erwarten würde. Die Dunkelheit hat etwas trauriges, aber dem Flüchtigen, dem Verjagten

jagten iſt ſie willkommen. Sie gleicht einem weiten Gewande, in welches ſie ihn einhüllt, und dem Blick ſeiner Verfolger entzieht. Ich kam unbemerkt an die Pforte, die aus dem Garten auf das Feld führte. Sie war verſchloſſen. Ich pochte leiſe an, und vernahm nichts. Der Muth ſank mir. O Jinny, Jinny, rief ich, ſoll ich ohne Dich fliehen! Ich klopfte ſtärker an, und nun ſchien es mir, als wenn ein Fußtritt ſich nahte. Er nahte ſich würklich, und eine leiſe Stimme fragte: wer iſt da? Mach auf, ſagte ich, denn ich wollte aus Beſorgniß meinen Namen noch nicht nennen. Biſt Du es, Martinet? fragte die Stimme Jinny's. Ich bin es, rief ich freudig. Die Thür öffnete ſich, und ich trat herein. Unglücklicher, was haſt Du begangen, waren die erſten Worte, die ich aus dem Munde Jinny's hörte. O ſchone mich, Jinny, rief ich, ſchone mich, und mache den Unglücklichen nicht noch unglücklicher! Was ich that war gezwungen, war meiner innerſten Empfindung abgepreßt. Ich will Dir alles erzählen:

zählen; aber komm, laß uns fliehen! Die Gerechtigkeit lauert auf mich!

Wohin? fragte sie. Zu den alten Colonisten am Ufer des Meers, antwortete ich. Es brauchte keiner langen Ueberredung, Jinny war bereit, mit mir zu entfliehen. „Begleitest Du mich, Babet, fragte sie. Ich gehe mit Ihnen bis ans Ende der Welt, war die Antwort. Jinny küßte das treue Geschöpf, und gab ihr den Auftrag, die nothwendigsten von ihren Sachen zusammen zu packen, und herunterzubringen.

Nach einer halben Stunde, die in einer höchst bangen Erwartung verfloß, kam Babet zurück, und hatte ein groſſes Paket. Alles Geschmeide, und alle Baarschaft Jinny's war darin. Wir giengen, und die Nacht nahm uns in ihr deckendes Gewand auf. Unsere beiden Getreuen folgten uns. Sie hatten beide schwer zu tragen, und unsere Wanderung war nur verweilend. Unterwegens erzählte ich Jinny die schrecklichen Auftritte mit Albertson, und sie vergab mir das

ver-

vergossene Blut. Zugleich hörte ich die tröstende Nachricht, daß er nicht todt sei, und daß die Wundärzte einige Hoffnung gegeben hätten, wenn das viele verlohrne Blut seine Genesung nicht hindere. Dies war viel Lindrung meines Schmerzes, und ohne sie würde diese Nacht unendlich schrecklicher für mich gewesen seyn.

Der Tag dämmerte schon, als wir bei der einsamen Colonistenwohnung, die einige deutsche Meilen von Capstadt entfernt lag, anlangten. Es war alles still rings umher, und die Bewohner derselben lagen in tiefem Schlummer. Uns drückte noch immer der bange Gedanke, ob man uns aufnehmen würde; und wohin sollten wir uns wenden, wenn sie uns aus Besorgniß von sich wiesen. Indem wir darüber voll Kummer berathschlagten, sagte Aiol: wenn man uns hier nicht aufnehmen will, so gehen wir weiter. Ich baue eine Hütte an einem sichern Ort, und wir leben dort so lange, bis wir ruhig weiter ziehen können.

Es waren nur Worte, aber sie gaben uns vielen Trost, und wir klopften nun mit etwas mehr Muth an das Haus. Wir wünschten am liebsten mit den alten Eheleuten zuerst allein zu reden, und da ich die Seite wußte, wo sie ihr Schlafzimmer hatten, so klopfte ich dort mit einem Stabe an. Das gute Ehepaar schlief ruhig neben einander, und erwachte erst, nachdem ich einige Mal vergeblich angeklopft hatte. Dann aber hörte ich zu meiner Freude die Stimme des Alten fragen, ob jemand draußen sei? Ich nannte ihm meinen Namen, und er war sogleich bereit mir zu öffnen. Nach einer Weile schloß er die Thür auf, an welcher wir mit nicht geringem Herzklopfen standen. Er war voll Verwunderung, vier Personen mit Anbruch des Tages vor sich zu sehen, hieß uns aber demohngeachtet herzlich willkommen, und führte uns in das Wohnzimmer. Unterdeß fand sich auch die alte Hausfrau ein, und das erste, was sie nach einer gutmüthigen Bewillkommnung that, war, ein Frühstück für uns alle zu bereiten.

Wie

Nie habe ich den Werth von Menschenliebe, von Gastfreundschaft, von zuvorkommender Güte mehr empfunden, als in diesem einsamen Hause. Es war für mich gleichsam ein Versöhnungsaltar mit der Menschheit, und ich lernte hier zum ersten Mal wieder fühlen, daß ich noch angenehme Empfindungen haben könnte.

Bei dem Frühstück theilten wir unsern biedern Wirthen unsere traurige Geschichte mit, und sie hörten dieselbe mit großer Aufmerksamkeit an, und ich sah dann und wann eine Thräne in dem Auge des Alten glänzen. Dies gab mir Muth, und ich trug ihnen am Ende derselben unser Anliegen mit großem Zutrauen vor. Die beiden guten Menschen sahen sich einander an, um sich gegenseitig zu befragen, was ihre Meinung sei? Es war ein drückender Augenblick für uns, indem dies geschah; denn wie leicht konnte die Vorstellung irgend einer Gefahr sie von ihrer gewohnten Menschenliebe zurückbringen? Ich setzte also hinzu, daß wir

nur so lange uns einen Aufenthalt bei ihnen erbäten, bis wir mit Sicherheit nach der Colonie Vallert reisen könnten.

Sie mußten die Sprache ihrer Augen verstehen, denn der Alte hub jetzt vertraulich an: warum sollten wir unglückliche Flüchtlinge, die kein Verbrechen begangen haben, nicht aufnehmen? Gott hat uns keine Kinder gegeben, aber Sie uns auf eine wunderbare Art zugesandt; wir wollen Sie dafür ansehen. Bleiben Sie bei uns, so lange es Ihnen gefällt, und versüßen Sie unser Alter.

In diesen Ton stimmte seine Ehegattin mit ein, und gab eine ungeheuchelte Freude zu erkennen, daß wir bei ihnen bleiben wollten. Unsere Besorgnisse schwanden dahin, wie der Nebel von der Spitze eines Berges herabsinkt, und dann eine freundliche Aussicht sehen läßt. Herzliche Umarmungen folgten auf die Erklärung des Alten, und wir nannten unsere gastfreundliche Wirthe von jetzt an nicht anders, als Vater und Mutter.

Wir verabredeten jetzt noch das Nothwendige zu unserer Sicherheit, und beschlossen, uns für ein paar Anverwandten der Colonisten auszugeben, die auf einige Zeit, sie zu besuchen, hergekommen wären. Die alten Warbecks, so hießen unsere Wohlthäter, stimmten damit überein, und stellten uns ihrem Gesinde als Geschwisterkinder von ihnen vor. Wir waren überdies ziemlich sicher in dieser Colonie, denn sie stand nur in sehr geringer Verbindung mit der Capstadt, und ward auch von andern Colonisten nicht besucht. Alle Monathe schickte Vater Warbeck einen Wagen mit Getraide, Butter, Fellen u. s. w. zum Verkauf nach der Stadt, und ließ das Nothwendige dagegen einkaufen; übrigens kam hier keine Nachricht von der bewohnten Welt an.

Es hatten uns, seitdem wir unsere Insel verließen, sehr schmerzhafte, und bittre Schicksale getroffen; aber, wir konnten es uns nicht verhehlen, es begleiteten sie immer noch glückliche Zufälle. Welch ein Glück

war es für uns, daß wir bald nach dem Anlanden an ein wüstes Land zu der Familie Vallert kamen, wie glücklich war unsere Reise nach dem Cap, welche Vortheile gewährte es uns, daß ich einen treuen Sclaven, und Jinny eine treue Dienerin hatte, und welches Glück war es, daß wir jetzt, in der verzweiflungsvollsten Lage, einen Zufluchtsort bei so edlen Menschen fanden! Wir faßten daher Muth, und überzeugten uns, die Vorsehung, die uns durch so viele wunderbare und gefährliche Schicksale glücklich hindurchführte, würde noch ferner über uns wachen. In dieser süßen Ueberzeugung begannen wir ein ziemlich ruhiges Leben. Wir waren hier gleichsam auf ein Schiff von einem Erdbeben am Lande gerettet, und die Unruhe der Natur konnte sich nicht zu uns verbreiten. Wir erfuhren hier nichts von dem, was in der Welt außer uns vorgieng, und waren herzlich froh darüber, denn wir durften keine süße Nachrichten von dorther erwarten.

Um Geschäfte zu haben halfen wir unsern Wohlthätern in ihren Wirthschaftssachen, denn wir waren sehr geübt darin. Ich hatte in zwölf Jahren, und Jinny in zwei Jahren viel davon gelernt, und da das Leben in dieser einsamen Colonie, wo man nicht gleich zu andern Menschen seine Zuflucht nehmen, sondern fast alles durch sich selbst bewirken mußte, eine große Aehnlichkeit mit unserm Leben auf dem Weihnachtseiland hatte, so konnten wir unsern alten Wirthsleuten sehr nützlich seyn, und sie bewunderten oft unsere leichte Art, uns selbst zu helfen. Ich wenigstens hatte sie durch eine lange Uebung gelernt.

Es lag jetzt fast nichts schweres auf meinem Herzen, als das Schicksal Albertson's. Lebt er? ist er todt? das waren zwei wichtige Fragen für mich. Ich wollte so ungern das Werkzeug seines Todes, so ungern eine Beute der Gerechtigkeit seyn. Nach drei verflossenen Tagen konnte ich meiner Sehnsucht, aus dieser drückenden Ungewißheit

wißheit gerissen zu werden, nicht länger widerstehen, und sandte meinen treuen Arol aus, Nachrichten einzuziehen. Dieser brave Hottentotte hatte auf vielen Colonien Bekanntschaft, und war sogleich bereit dazu: Daß er in meinen Diensten sei, wußte fast niemand, denn ich hatte in der Capstadt sehr verborgen gelebt, und so konnte er sich, ohne Aufsehen zu erregen, in manche Gesellschaften mischen. Er war in der Stadt ein Lohnbedienter gewesen.

Nach einem halben Tage Abwesenheit kam er wieder zurück, und brachte mir die freudige Nachricht, daß Albertson noch lebe, obwohl noch immer Gefahr vorhanden sei. Denn er habe einige Mal den Verband von der Wunde gerissen, und von neuem viel Blut verlohren. Aber jetzt sei er ruhiger geworden, und schlummre sehr viel. Zugleich erzählte er, daß dieser Vorfall überall die Geschichte des Tages sei, daß in allen Häusern davon gesprochen würde, daß man aber viel Antheil an dem Schicksal der Entflohe-

flohenen nähme, und ihnen ein glückliches Loos wünsche. Der Kaufmann Harrison aber sei äußerst aufgebracht, über das Entweichen seiner Tochter, und mit Hülfe des Gouverneurs wären auf allen Wegen Gerichtsdiener ausgesandt, die Flüchtlinge einzuholen.

Wenn der Anfang dieser Nachrichten unsere Brust erweiterte, so engte das Ende derselben sie wieder zusammen. Wir glichen verfolgtem Wilde, das sich in einen Schlupfwinkel verborgen hat, aber mit jedem Augenblick die Ankunft des Jägers erwartet. Die Lage war drückend, und wir berathschlagten mit unsern Wohlthätern, wie wir uns retten könnten, wenn unsere Verfolger hier einträfen. Wie wär es Mutter, hub Walter Wark zu seiner Ehegattin an, wenn wir unsern Kindern das Lusthäuschen am Jungfernbusch so lange anwiesen, bis die größte Gefahr vorbei ist? Du hast Recht Vater, antwortete die gute Alte; den Gedanken hat Dir der liebe Gott eingegeben.

Da

Da kömmt gewiß keiner hin, denn da gehe weit und breit kein Weg vorbei.

Wir horchten mit groſser Aufmerksamkeit auf diesen Ort, und hörten von unserm Ehepaar, daß sie sich in jüngern Jahren dies Lusthaus in einer angenehmen Gegend auf ihrem Gebiet erbaut, und oft einige Zeit daselbst zugebracht hätten. Seitdem sie alt geworden wären, besuchten sie es nicht mehr, aber es wäre bewohnbar, und läge sehr verborgen. Es sei niemals jemand dahin gekommen, und ihre Nachbarn wüßten kaum, daß es da sei.

Dies war kein geringer Trost für uns, und wir nahmen mit Freuden das Anerbieten an, uns dahin zu begeben. Noch heute besuchten wir diesen einsamen Ort, und fanden ihn ganz vortreflich zu unserer Absicht. Er lag eine halbe deutsche Meile von der Colonie entfernt, und war beinahe ganz mit Gebüsch umgeben. Bloß an der Seite nach dem Meer zu hatte es eine offne Aussicht; übrigens entdeckte man es nicht eher, als

bis

bis man nahe dabei war. Es hatte einen kleinen verwilderten Garten neben sich, einige Wohnzimmer, und außerdem die Bequemlichkeiten eines Wohnhauses.

Keinen bessern Ort hätten wir uns in unserer Lage wünschen können. Wir küßten und drückten unsere Wohlthäter für diese neue Aussicht zu unserer Rettung herzlich, und machten sogleich Anstalt, durch Arol und Babet unsere nothwendigsten Bedürfnissen nach dem einsamen Lusthause, welches wir das kleine Weihnachtseiland nannten, hinzuschaffen. Sobald dies geschehen war, nahmen wir in Gegenwart des Gesindes Abschied von unsern Wohlthätern, als wenn wir nach unserm Wohnort zurückkehrten, indem wir jedoch versprachen, nach einiger Zeit wieder zu kommen, und uns dann länger bei ihnen aufzuhalten. So schieden wir von dem ehrwürdigen alten Ehepaar, und begaben uns mit Arol und Babet nach unserm neuen Zufluchtsort.

Wir wären keine Missethäter, aber wir mußten uns als solche verbergen. Demohngeachtet hatte unsere Lage manchen Reiz. Wir liebten uns zärtlich, und durften jetzt hoffen, von allen Verfolgungen frei zu leben; denn unser Aufenthalt war so verborgen, daß er bloß durch einen Zufall gefunden werden konnte. Dabei hatten wir unsere getreuen Begleiter bei uns, und Arol vertrieb uns oft durch seine gutmüthige Geschwätzigkeit sehr angenehm die Zeit. Die Einsamkeit konnte uns nicht drücken, wir hatten sie härter empfunden, und waren daran gewöhnt. Jetzt hatten wir wenigstens zwei treue Menschen um uns, die unser Leben zu versüßen suchten. Ueberdies kam das alte Ehepaar nicht selten in unsere Einsiedelei, und brachte einige Stunden bei uns zu.

Wir waren acht Tage in unserer neuen Behausung gewesen, als ein seltsamer Umstand unsere Ruhe zu stören drohte. In einer Nacht nemlich erwachten wir beide, von etwas aufgeschreckt, und als wir uns

ganz

ganz besannen, hörten wir verschiedene Menschenstimmen, die nahe bei uns zu seyn schienen. Mein erster Gedanke war, daß unsere Verfolger unsern Aufenthalt entdeckt hätten, und zu unserer Gefangennehmung herbeieilten. Ich sprang voll Bestürzung aus dem Bette, und ergriff ein geladenes Pistol, das immer neben mir hing. Jinny stand ebenfalls unter großer Aengstlichkeit auf, und wir erwarteten nun jeden Augenblick, daß man die Thür mit Gewalt öffnen, und zu uns eindringen würde. Aber es geschah nicht, und die Stimmen fuhren fort, sich zu durchkreuzen, ohne daß wir auf irgend eine Art entdecken konnten, woher sie kamen. Bald schienen sie neben uns, bald unter, bald über uns zu seyn. So fremd mir auch die Stimmen vorkamen, so gerieth ich doch auf den Gedanken, daß vielleicht Ariel mit Babet in einem Wortwechsel begriffen wäre, und gieng, sie zu suchen. Aber ich fand beide in tiefem Schlaf. Ich weckte sie auf, und sie giengen mit mir in unser Zimmer. Das verwirrte Stimmengetöse dauer-

te

te noch fort, und meistens schien es, als wenn es aus den obern Zimmern herkäme. Allmählich verlohren sich die Menschenstimmen, und wir hörten nur noch ein dumpfes Geräusch, welches endlich auch schwieg.

Seltsam genug! Auf dem Weihnachtseiland gerieth ich in Versuchung bei dem Betragen des Marquis von Castro an Zauberei zu glauben, jetzt hätte ich können auf Gespensterfurcht gerathen. Babet und Arol, der sich lange unter den Holländern aufgehalten hatte, waren schlechterdings der Meinung, daß hier etwas unnatürliches zum Grunde läge. Und was sollte ich ihnen antworten? In dieser einsamen Gegend, wohin kein Sterblicher kam, so viele Menschenstimmen zu hören, sie so nahe, so laut zu hören, und auf keine Weise entdecken zu können, wo sie herkamen, das blieb wenigstens seltsam.

Wir legten uns wieder zur Ruhe, aber der Schlaf wich von uns, ob wir gleich nichts weiter vernahmen. Am andern Tage untersuchten wir alles im Hause genau, und wa-

vorzüglich die obern Zimmer, von welchen der Schall herzukommen schien; aber wir entdeckten auch nicht das kleinste Merkmahl, wodurch wir auf die Gegenwart von Menschen hätten schließen können. Die seltsame Erscheinung blieb ein Geheimniß, und unsere Ruhe ward dadurch etwas gestört. Hätte ich allein bemerkt, so würde ich mich vielleicht der Täuschung überredet haben; aber wir alle waren Zeugen davon, und sie ließ sich nicht wegläugnen.

Sobald die alten Wärbecks uns wieder besuchten theilten wir ihnen unser Abentheuer mit. Sie waren selbst im höchsten Grade verwundert darüber, und betheuerten, daß sie oft die Nacht daselbst zugebracht, aber nie die kleinste Spur von Menschen vernommen hätten. Wir mußten uns beruhigen. Es war wenigstens noch kein wirkliches Uebel vorhanden, obgleich die Einbildungskraft uns manche fürchterliche Dinge vorspiegelte.

Acht Tage verflossen, ohne daß wir weiter beunruhigt wurden; dann hörten wir eines Abends, als wir eben zu Bette gehen wollten, ein dumpfes Geräusch, und bald darauf die Menschenstimmen. Wir waren jetzt etwas gefaßter, und suchten mit Aufmerksamkeit zu erforschen, woher sie kämen. Aber dies war unmöglich. Bald drang der Schall von oben her, bald schien er ins Kayster hereinzukommen, und bald war er unter uns. Es hatte etwas grauenhaftes, so nahe bei sich menschliche Wesen zu bemerken, ohne zu wissen, wo sie sind, und was sie beginnen wollten. Ich legte endlich meinen Kopf auf die Erde, und nun schien es mir, als wenn ich die Stimmen weit deutlicher hörte. Um nichts unversucht zu lassen giengen wir auch in die obern Zimmer. Sobald wir in das eine eingetreten waren, schallten uns die Stimmen so deutlich entgegen, daß wir uns recht davor entsetzten. Demohngeachtet war nirgends ein Schlupfwinkel vorhanden, wo sich menschliche Wesen hätten aufhalten können. Nach einer

halben

halben Stunde verlohren sie sich allmählich, und es ward alles stille.

Es blieb ein unangenehmes und drückendes Räthsel, was dahinter verborgen sei. Sollten wir denn nirgends Ruhe haben? Arol und Babet baten uns flehentlich, diesen Ort zu verlassen, indem sie fest überzeugt wären, daß Geister hier hausten. Ich hätte es gerne mit ihnen geglaubt, um nicht etwas schlimmeres zu befürchten; aber ich hatte die Nähe von menschlichen Wesen zu deutlich bemerkt, um nicht an diese zu glauben. Indessen suchte ich Jinny zu trösten, und meine Unruhe so viel als möglich zu verbergen; aber im Stillen forschte ich unaufhörlich nach der Ursache der merkwürdigen Erscheinung. In den nächsten acht Tagen fand sie sich dreimal wieder, da wir indessen keine weitere Folgen davon spührten, so beruhigten wir uns etwas mehr darüber.

Eines Tages, als ich in unserm kleinen Garten arbeitete, bemerkte ich einen Busch, der sich an das Haus lehnte, und

indem

indem ich ihn von ohngefehr zurückbog, sah ich eine Oeffnung mit einem Gitter verwahrt, die in die Tiefe hinuntergieng, wie in einen Keller. Ich kannte alle Behältnisse des Hauses, aber dies unterirdische kannte ich nicht. Wo mogte der Eingang dazu seyn? Wir hatten unsern Keller an der andern Seite des Hauses, und diese Oeffnung führte nicht zu ihm. Ich rief sogleich Jinny herbei, und auch sie war voll Verwunderung, diese Seite unseres Hauses gehöhlt anzutreffen. Wir ahneten, daß dies unterirdische Behältniß Zusammenhang mit dem Geheimniß der nächtlichen Erscheinungen haben könnte, und eilten sogleich in das Haus, um den Eingang dazu zu suchen. Unsere Bemühung war umsonst. Nirgends ließ sich eine Thür, nirgends eine Oeffnung entdecken, die in diese Höhle führen konnte. Endlich fiel mir ein, daß wir die Stimmen in einem obern Zimmer stärker gehört hatten, und wir begaben uns dahin, es so genau wie möglich zu untersuchen. Es war mit alten Tapeten ausgeschlagen, die sich an einigen Stellen auf-

aufheben ließen. Ich that dies überall, wo es anging, fand aber nichts, als die Wand. Endlich entdeckten wir mit Verwunderung an der Seite der Feuermauer eine kleine Thür hinter den Tapeten, die auf eine schmale dunkle Treppe stieß. Die Thür stand etwas offen, und hatte kein Schloß.

Es kam mir ein unwillkührlicher Schauer an, als ich die dunkle, steile Treppe hinab sah, aus welcher eine kühle Luft hervordrang. Aber es erfoderte schlechterdings die Klugheit, die Sache genauer zu untersuchen. Wir zündeten Lichter an, und Arol ward mit Babet herbeigerufen. Sie erschraken nicht wenig, als sie diesen finstern Gang erblickten, und um alle Schätze der Welt hätte ich keinen von beiden vermogt, hinunter zu steigen. Ich nahm also in der rechten Hand einen Degen, in der linken ein Licht, und in den Gürtel steckte ich ein geladenes Pistol. Jinny waffnete sich ebenfalls, denn sie wollte mich nicht verlassen. Unsere beiden Getreuen baten uns um Gottes willen, nicht hinunter zu steigen, aber wie hätten wir in

einer so ängstlichen Ungewißheit bleiben können? Ich ging voran, und Jinny folgte. Die Treppe war so schmal, daß gerade nur eine Person Platz darin hatte, und so steil, daß man mit großer Behutsamkeit hinunter steigen mußte.

Ich hatte schon eine Menge Stufen hinter mir, und war noch immer nicht zu Ende. Die Luft hatte etwas schweres und drückendes, und ein Schauder wollte mich einige Mal zwingen, zurück zu kehren. Die Lichter brannten nur dunkel. Nachdem ich ohngefähr funfzig Stufen hinabgestiegen war, fand ich eine Thür, die mir das weitere Vordringen versagte. Sie war nicht verschlossen, ließ sich aber dennoch nicht öffnen; ein Hinderniß an der innern Seite schien sie unbeweglich zu machen. Da alles in tiefer Stille blieb, so lehnte ich mich mit Gewalt gegen sie, und es gelang mir, sie etwas abzubiegen. Nach einigen wiederholten Versuchen war sie so weit geöffnet, daß ich mit dem Körper hindurchdringen konnte. Jinny, die sonst vielen Muth besaß, ermahnte mich

mit

mit ängstlicher Stimme zur möglichsten Vorsicht. Ich hielt es indessen für weiser, jetzt lieber einer Gefahr mich auszusetzen, als unaufhörlich in Furcht zu schweben.

Indem ich mich durch die Thür hindurchdrängte, berührte etwas weiches meine Hände und mein Gesicht. Ich fuhr erschrocken zurück, untersuchte aber doch bald die Sache näher, und fand, daß ein alter Vorhang hinter der Thür angebracht sey. Ich hob ihn in die Höhe, und sahe vor mir ein ziemlich geräumiges Gewölbe, in welches nur sehr wenig Tageslicht einfiel. Da ich weiter nichts gefahrvolles bemerkte, so wagte ich mich hinein, und Jinny folgte mir. Mit Hülfe der Lichter konnten wir das unterirdische Behältniß genau untersuchen, und fanden nur deutliche Spuren, daß erst kürzlich Menschen hier gewesen wären. Es lagen Thierfelle, wie zum Lager bereitet, da; wir sahen Ueberbleibsel von Mahlzeiten, und zu unserm nicht geringen Grauen entdeckten wir auch Spuren von Blut. War dies eine Räuberhöle? Es hatte wenigstens allen Anschein

dann. Indem wir noch weiter untersuchten, bemerkten wir eine zweite kleine Thür, die halb offen stand. Sie führte in einen niedrigen völlig dunkeln Gang der etwas bergan zu laufen schien. Ich wollte auch hier eindringen, aber Jimny bat mich flehentlich, mein Glück nicht weiter auf die Probe zu stellen, da ich so leicht unter Räuber oder Mörder gerathen könne. Ich ließ mich zurückhalten, und wir untersuchten nun dies geheimnißvolle Gewölbe noch näher. Es war dasselbe, in welches die Oeffnung hinter dem Busch im Garten ging, und durch diese selbe fiel ein sparsames Licht herein. In einer Ecke sahen wir Hassagaien oder Wurfspieße stehen, und in einer andern stand eine verrostete aber geladene Flinte. Die Anzeigen waren nicht erfreulich, und da wir weiter nichts entdecken konnten, so eilten wir zurück, um uns keinem Ueberfall auszusetzen. Der Vorhang vor der Thür, durch welche wir gekommen waren, sah, durch Schimmel und Schmutz, fast ganz der Mauer ähnlich, und wir suchten ihn so viel wie möglich wieder in seine vorige Lage zu bringen, auch die Thür fest zuzumachen.

Nach

Nach einer halben Stunde kamen wir unbeschädigt, wiewol etwas blaß, wieder ans Licht. Arol und Babet hatten Todesangst ausgestanden, daß die unterirdischen Geister uns erwürgen möchten; aber als wir ihnen unsere Entdeckungen näher mittheilten, da bekam Arol Muth, denn er fürchtete sich bei weitem mehr vor bösen Geistern, als vor bösen Menschen. Er versprach jetzt feierlich, nicht eher nachzulassen, bis er entdeckt habe, was es für eine geheime Gesellschaft sey. Indeß hatte er doch keine Lust, jetzt in das Gewölbe hinabzusteigen, und ich nöthigte ihn auch nicht dazu. Im Gegentheil vermachten wir die obere Thür an der Treppe mit großer Sorgfalt, und legten für den, der sie von außen öffnete, einen Selbstschuß, um uns so viel wie möglich vor einem Besuch von unsern unterirdischen Gästen zu schützen.

Ruhig konnten wir nicht seyn, obwol das Geheimniß halb aufgeklärt war, und wir brannten vor Begierde nach einem Besuch von den alten Warbecks. Wir wußten nicht,

was wir von dem Gewölbe, und der verborgenen Treppe, wovon sie uns nie etwas gesagt hatten, denken sollten. Kennen mußten sie dieselbe, da sie das Haus gebaut hatten.

Nach einigen Tagen kamen sie, um uns zugleich einige Bedürfnisse zu bringen, und wir erzählten ihnen alles, was vorgegangen war. Ach Martha, sagte Vater Warbeck zu seiner Ehegattin, das ist die Treppe, die wir damals zu unserer Sicherheit anlegten. War sie mir doch ganz entfallen. Er erzählte hierauf, daß in ihren frühern Jahren sich eine Menge Buschhottentotten in ihrer Gegend aufgehalten, und sie oft beunruhigt hätten. Um bei einem Ueberfall in dem Lusthause ihnen nicht in die Hände zu fallen, hätten sie die Treppe samt dem Gewölbe angelegt, aus welchem sie durch einen unterirdischen Gang in die Mitte des umliegenden Buschs kommen konnten. Sie wären aber nie in den Fall gerathen, sich desselben zu bedienen, und hätten das Daseyn davon ganz vergessen.

Nun wußten wir das Entstehen der verborgenen Anlage, aber zu welchem Gebrauch

brauch sie jetzt bestimmt war wußten wir noch lange nicht; selbst der alte Warbeck begriff nichts davon. Die Buschhottentotten, die einst diese Gegend unsicher machten, hatten sich seit langer Zeit verlohren, und kein anderer Sterblicher war außer ihnen in diese Einsamkeit gekommen. Je unbegreiflicher es war, was es für Menschen seyn mogten, die hier unter der Erde zusammenkamen, um so begieriger wurden wir, sie kennen zu lernen. Ehemals hatten wir uns vor der nächtlichen Erscheinung entsetzt, jetzt wünschten wir sie beinahe.

Da der alte Warbeck uns Aufschluß über den dunkeln Weg gegeben hatte, der aus dem Gewölbe führte, so war ich demselben nachgegangen, und glücklich wieder an das Tageslicht gekommen, indem ich mich mitten in dem Busch befand. Mir fiel jetzt ein, daß wir keinen bessern Schlupfwinkel haben konnten, wenn wir etwa von unsern Verfolgern in der Capstadt entdeckt würden. Wer konnte uns finden, wenn wir in das Gewölbe, oder von da ins Freye gehen?

Nur

Nur vor der nächtlichen Versammlung mußten wir erst sicher seyn.

Nachdem wir ohngefähr acht Tage vergeblich darauf gewartet hatten, wurden wir einst durch ein großes Lermen in der Nacht aufgeschreckt. Ich weckte sogleich Arol, und rief ihn in unser Schlafzimmer, welches sich gerade über dem Gewölbe befand. Die Stimmen schienen wieder von oben herzukommen, und die Ursache davon war jetzt leicht zu erklären. Durch die Treppe drang der Schall in das obere Zimmer hinauf, und verbreitete sich von dort wieder nach unten.

Das erste, was wir thaten, war, uns in den Garten zu schleichen, um die fremden Gäste hinter dem Busch zu belauschen. Wir bemerkten Licht in dem Gewölbe, und sobald wir näher kamen, erkannten wir die Sprache der Hottentotten. Sie hatten Feuer angemacht, und schienen überaus lustig. Es waren ihrer eine beträchtliche Anzahl. Als ich den Busch etwas zurückbog, und ins Gewölbe hinuntersah, entdeckte ich ohngefähr zwölf Männer, die ein fürchterlich wil-

wildes Ansehen hatten. Sie waren fast ganz nackend, und hatten bloß eine Thierhaut über dem Rücken hängen. Einige Weiber, die unter ihnen sich befanden, sahen eben so aus. Sie waren beschäftigt ein Thier zu schlachten, und zerrissen es beinahe vor Begierde. Es war ein gräßlicher Anblick, und ich konnte ihn nicht lange ertragen. Aber Arol hatte ein großes Verlangen, diese fürchterliche Versammlung näher kennen zu lernen, und legte sich mit dem Ohr an die Oeffnung des Gewölbes, um ihre Reden genau zu verstehen. Ich verstand nichts davon, und begab mich ins Zimmer zurück, wo Jinny voll Unruhe auf mich wartete.

Das Getöse, das die unterirdische Gesellschaft machte, war heute ärger als sonst, und es fand auch kein Augenblick Ruhe statt. Eine unangenehmere Nachbarschaft konnten wir nicht haben, und je größer der Lerm unter uns war, um so stiller verhielten wir uns.

Nach einer halben Stunde kam Arol herein, und wir waren sehr begierig ihn zu hö-

hören. Nun kenn' ich die Vögel, hub er an, es sind Sclaven, die ihren zu strengen Herren entlaufen sind, und jetzt an verborgenen Oertern von Jagd und Raub leben. Wenn sie in der Nacht einen guten Fang bei irgend einem Colonisten gemacht haben, so eilen sie damit hieher, wo sie ihn am sichersten verzehren können.

Dies war die Auflösung des ganzen seltsamen Räthsels. Angenehm konnte uns der Besuch von diesen Gästen nicht seyn, aber wie sollten wir sie vertreiben? Mit Gewalt, das schien zu gefährlich, weil wir ihre Anzahl nicht wußten; ihr Daseyn in der Capstadt bekannt zu machen, das paßte jetzt nicht in unsere Lage. Arol dachte etwas nach, und sagte dann: nicht verrathen an ihre Herren, keine Gewalt, sondern List, List! Ich will sie schon vertreiben. Er mußte seine Landsleute besser kennen, als ich, und ich ließ ihn machen.

Er verfertigte hierauf ein Gespenst von einer fürchterlichen Gestalt. Den Kopf und den Bauch machte er von Papier mit Oel getränkt, und

und in die Hand gab er ihm einen ungeheuren Wurfspieß. Diesen Popanz trugen wir in das Gewölbe hinunter, und stellte ihn der Thür gegenüber, die auf das Feld führte. Alle Abend ward in den Kopf und in den Bauch des Gespenstes eine Lampe gesetzt, und dadurch bekam es eine so fürchterlich feurige Gestalt, daß auch ein Europäer davor würde erschrocken seyn. Wir verhielten uns nun ganz ruhig, und erwarteten, was weiter geschehen würde. Es geschah nichts, und wir vernahmen nie wieder eine Spur von dem Daseyn unserer Gäste, ausser daß wir an einem Abend ein dumpfes Geheul hörten. Wahrscheinlich hatte die drohende Gestalt ihre Würkung gethan; denn die Hottentotten glauben zwar an keinen Gott, aber doch an böse Geister.

Nachdem wir von unsern unangenehmen Besuchen befreit waren, erwachte in uns das Verlangen, Nachrichten von Albertson und von dem Lauf unserer Verfolgung zu haben. Wir sandten also Aroi aus, einige Erkundigungen einzuziehen. Er kam erst am folgen-

genden Tage zurück, aber seine Berichte hätten viel Angenehmes für uns. Albertson war von seiner Wunde hergestellt, und zugleich von seiner Liebe. Das viele verlohrne Blut hatte seine ganze Natur verändert und seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Doch schweifte er oft im Felde mit seinem Bedienten umher, und bezeigte noch keine Lust, nach Ostindien abzugehen. Unsere Verfolgungen hatten aufgehört, weil die Hofnung, uns zu finden aufgehört hatte. Jinnys Vater lebte im Stillen in der Capstadt, und machte sich bereit nach Batavia zu gehen.

So hatte Arel erzählen hören, und es lag viel Beruhigendes in diesen Nachrichten. Es schien, als wolle uns endlich eine Friedenssonne leuchten, und wir beschlossen, nach der Colonie der alten Warbecks unter dem Titel ihrer Anverwandten zurück zu kehren. Wir wußten, daß zu gewissen Zeiten im Jahr ein lutherischer Geistlicher bei ihnen einträte, und diesen Umstand wollten wir nutzen. Denn unsere Ehe war noch immer nicht durch die Einsegnung eines Priesters bestätigt, obwohl wir

ein

ein großes Verlangen darnach hatten. Die edlen Warbecks empfingen uns mit offenen Armen, und wir lebten von jetzt an in ihrer Mitte so ruhig, wie Kinder im Schooß ihrer Eltern. Ich dachte oft über die verschwundene Liebe Albertsons nach, und gerieth auf den Gedanken, daß sie auch bei andern vielleicht durch ein häufiges Aderlassen vertrieben werden könnte, da der Blutverlust auf diesen feurigen Jüngling einen solchen Einfluß hatte.

Wir befanden uns so wohl in unserer jetzigen Lage, daß wir die Reise nach der Colonie Valleri fast gänzlich vergaßen; bloß der Umstand, daß wir hier etwas gar zu eingezogen leben müßten, erneuerte oft das Verlangen nach unsern alten Wohlthätern in uns. Aber bald sollte ein stärkerer Antrieb uns dazu hinreissen. Ich machte an einem heitern Tage einen Spatziergang am Ufer des Meers mit meiner Jinny, und wir setzten uns an einem Felsenabhang, von welchem wir ins Meer hinschauen konnten. Wir waren eben in einem Gespräch über unser voriges Leben auf dem Weihnachtseilande begriffen, als

plötz-

plötzlich Albertson mit seinem Bedienten um eine Ecke des Felsens herum kam, und uns erblickte.

Er sah blaß aus, aber noch blässer ward er bei unserm Anblick. Er fuhr erschrocken auf, und rief: o Gott, Gott! Dann wandte er sich schnell um, und eilte zurück. Wir waren nicht minder erschrocken, als er, und sahen uns halb erstarrt an. Mein Gott, sagte Jimmy endlich, das war Albertson. Ich konnte ihr nicht widersprechen. Hinweg war von jetzt an unsere Sicherheit, und wir eilten kummervoll zu Hause. Zwar glaubte ich an Albertson bemerkt zu haben, daß er sich vor unserm Anblick scheue, gleich als wenn er befürchtete, seine alte Feindin, die Liebe, möchte wieder erwachen; aber was konnte uns diese Bemerkung für Trost gewähren. Albertson besaß viel Edelmuth, allein gewiß durften wir nicht darauf rechnen, daß er unsern Aufenthalt verschweigen würde.

Voll Unruhe theilten wir Warbecks unsere Entdeckung mit, und machten sogleich Anstalt, nach unserm kleinen Weihnachtsei-

lande

lande zu entfliehen. Die rechtschaffenen Alten verließen uns auch jetzt nicht, und standen uns nach ihren Kräften mit allen möglichen Hülfsmitteln bei. Aber auch in diesem einsamen Zufluchtort waren wir nicht ruhig; die Nähe der Capstadt schreckte uns. Zwar schliefen wir in dem Zimmer, aus welchem die verborgenen Gänge uns ins freie Feld führen konnten; aber der Schlummer ist nicht ruhig, wenn man unaufhörlich zur Flucht bereit seyn muß. Wir entschlossen uns jetzt, so eilig als möglich unsere Reise nach der Colonie Valleri anzutreten, die eine falsche Sicherheit uns so lange hatte verschieben lassen. Wir kauften von Warbeck einen Wagen, und einen Zug Ochsen, und rüsteten uns im Stillen mit allem Nothwendigen zur Reise aus. Babet und Arol waren auch jetzt bereit mit uns zu gehen, und der letzte erbot sich unser Führer zu seyn, denn er kannte die Gegenden. Wie viel Trost war es in unserer unglücklichen Lage, diese beiden treuen Menschen zu besitzen!

Drei Tage nach der Erscheinung Albertsons waren wir zur Reise bereit, und schie-

den

den unser tausend Thränen von den edlen Warbecks. Sie hatten für Betten und für jede mögliche Bequemlichkeit auf unserer Reise gesorgt, und kaum vermogten wir sie, nur eine geringe Bezahlung dafür anzunehmen. Wir reisten ohne die Einsegnung des Priesters ab, die wir, ohngeachtet unsers großen Verlangens, nicht abzuwarten gewagt hatten. Auch mußte ich noch etwas zurücklassen, welches mir keine geringe Betrübniß verursachte: mein Affe und mein Jakal, waren in der Capstadt bei meinem Wirth zurückgeblieben, ohne daß ich hatte Gelegenheit finden können, sie mir wieder zuzueignen. Beide waren mir so theuer, daß ich mich nicht scheue, freimüthig zu nennen, was mir dieser Verlust erleichterte: Arol und Babet waren an ihre Stelle getreten.

Wir hatten uns zu unserer Reise, wie zu einem Feldzuge ausgerüstet. Wir hatten zu unserm Unterhalt Federvieh, Mehl, Eier, gesalzenes Fleisch, und zwei Ziegen mitgenommen, zu unserer Vertheidigung aber zwei Flinten, einige Degen, drei Pistolen und

einen

einen ansehnlichen Vorrath von Pulver. Sollten wir auch das nicht alles gebrauchen, so wußte ich doch, daß wir der Familie Valleri ein angenehmes Geschenk damit machen könnten. Auch hatten wir ein Zelt bei uns, und einen Vorrath von Küchengeräth.

Alles dies war nothwendig in einem so wenig bebauten Lande, zumal, da wir nicht wagten, in die bekannten Colonien einzukehren, um nicht verrathen zu werden, sondern mehr die unbetretenen Straßen wählten. Unser Wagen war so breit, daß ich neben Jinny sitzen konnte. Hinter uns saß Babet, und vor uns Arol, der die Ochsen lenkte. Das übrige des Wagens war mit unsern Lebensmitteln angefüllt. Hinter demselben hatten wir die beiden Ziegen angebunden, zwei große Hunde liefen neben uns, und auf diese Art setzten wir langsam unsern Weg fort. Wenn es Mittag war, und keine Wohnung sich zeigte, wo wir mit Sicherheit einkehren konnten, so suchten wir einen grünen Anger, oder einen schattigten Busch, wo wir abstiegen, und unsere Mahlzeit bereiteten.

Einen Vorrath von Wasser führten wir immer mit uns, und da wir gewohnt waren, für uns selbst zu sorgen, so ward es uns nicht schwer, auch in der Entfernung von Menschen unsere Bedürfnisse hinlänglich zu befriedigen. Unsere Thiere weideten um uns her, und wir bildeten eine kleine Familie von Nomaden, die überall ihr Vaterland, überall ihren Unterhalt finden. Zu Zeiten stießen wir auf eine Heerde Gazellen, wie ich sie häufig auf meiner Insel gesehen hatte, und erlegten einige davon. An Lebensmitteln konnte es uns also nicht fehlen, und wenn wir in eine sichere Colonie einkehrten, so versorgten wir uns ebenfalls mit frischem Vorrath.

Hätte die Sonnenhitze uns nicht zu stark gedrückt, und wäre nicht eine kleine Unruhe, wegen Verfolgung unserer Feinde in uns übrig geblieben, so hätte ich mir nie ein glücklicheres Leben gewünscht. Es hatte ausserordentliche Reitze. Die gesunde Luft und die Bewegung machte uns heiter, und ein gewisses Freiheitsgefühl, das nothwendig mit unserm Zustande verbunden seyn mußte, gab

uns

uns Muth. Es ist fast nicht möglich, daß Menschen freier leben konnten, wie wir jetzt. Wo eine schöne Gegend kam, ruhten wir aus, und ergötzten uns an der Natur, wo eine Quelle oder eine angenehmere Lage war, schluzen wir unser Zelt auf, und verweilten die Nacht daselbst. Ja, oft brachten wir noch einen Tag an einem solchen Orte zu, und ich ging mit Arol auf die Jagd, unterdeß Jinny und Babet für Reinlichkeit und wirthschaftliche Geschäfte sorgten. Wir fühlten uns zu Zeiten unbeschreiblich glücklich, und unser ehemaliger Aufenthalt auf dem Weihnachtseilande erleichterte uns alles, was für einen Stubenbewohner etwa unbequem gewesen wäre. Wir verbanden Cultur und Wildheit mit einander, und vielleicht ist kein reitzenderer Zustand auf der Erde.

In den Colonien, wo wir einkehrten, gaben wir uns für Bewohner der Capstadt aus, die einige entfernte Anverwandte besuchen wollten. Jinny war als Mannsperson gekleidet, um desto weniger verrathen zu werden, und dabei vermieden wir sorgfältig alle die

Colonien, über welche wir auf unserer Hinreise nach dem Cap gekommen waren.

Je weiter wir uns von der Capstadt entfernten, um so einzelner wurden die Colonien, und da wir mit unsern Ochsen nur kleine Tagereisen machen konnten, so mußten wir oft in einer Wiloniß unser Lager aufschlagen, wo weit umher kein Sterblicher hauste. Eines Abends, als die Nacht schon angebrochen war, und wir uns eben zum Schlaf legen wollten, bemerkten wir, daß unsere Ochsen sehr unruhig wurden, und sich dicht zusammendrängten. Die Ziegen gesellten sich zu ihnen, und die Hunde kamen voll Angst in unser Zelt, indem sie sich verkrochen, und ein banges Aechzen ausstießen. Mir ward seltsam bei diesen Erscheinungen zu Muthe, und ich wußte nicht was ich davon denken sollte, als Arol kam, und sie mir aufklärte. Er sagte, es sey ein Löwe in der Nähe, den die Thiere witterten, und verließ mich hastig wieder. Man kann denken, daß wir bei dieser Nachricht nicht ruhig blieben. Jinny war die erste, welche die Waffen ergriff,

griff, und ich bewunderte ihre Entschlossenheit. Um den Angriffen des Löwen nicht zuerst ausgesetzt zu seyn, band ich die Hunde vorn in unserm Zelte an, und stellte mich dann ebenfalls bewafnet in den Hintergrund: Ich rief Arol, erhielt aber keiner Antwort von ihm; Babet antwortete mir. Sie befand sich auf dem Wagen, und traute sich nicht herunter zu kommen.

Nach einer Weile wurden die Hunde immer unruhiger, und die Ochsen fingen an ängstlich zu brummen. Gleich darauf hörten wir eine Ziege heftig schreien. Es waren fürchterliche Augenblicke. Nach wenigen Minuten sah ich unweit von unserm Lager einige Feuer auflodern, und bald darauf kam Arel zurück. Der edle Hottentotte hatte die Gefahr nicht geachtet, und die Feuer angezündet, um das fürchterliche wilde Thier abzuhalten; aber es war zu spät. Der Löwe hatte eine von unsern Ziegen entführt, und wir hörten ihn nach einer Stunde in der Entfernung brüllen. Vermuthlich war ihm die Beute zu geringe.

Am andern Morgen fanden wir Spuren von dem Blut der armen Ziege, und sahen daran, welchen Weg der Löwe genommen hatte. Wir folgtem demselben aus Neugierde nach, und wenige hundert Schritte von unserm Lager entdeckten wir die Spuren, daß er die Ziege zerrissen und gefressen hatte.

Dieser Vorfall störte die Freuden unserer Reise etwas, und wir hüteten uns künftig so viel wie möglich, in einer Wildniß zu übernachten; wo es aber unumgänglich nöthig war, da machten wir rings um uns her Feuer an, und bewirkten dadurch soviel, daß wir die Stimmen der wilden Thiere nur von weitem hörten.

Wir waren jetzt schon acht Tage unterwegens, hatten aber erst die Hälfte des Weges bis zur Colonie Valleri zurückgelegt. Wir sehnten uns jetzt allmählich nach dem Ende unserer Reise; zumal da die Gegenden immer unwegsamer wurden. Oft stießen wir in einer Strecke von zwölf deutschen Meilen auf keine menschliche Wohnung, und mußten zwei Nächte hinter einander im Freien bleiben.

ben. Wir suchten uns zwar immer durch häufig angemachtes Feuer vor den wilden Thieren zu schützen, aber es behielt immer viel Schreckliches, sie auch nur in der Ferne brüllen oder heulen zu hören. Zu Zeiten erblickten wir am Tage einen Tiger, und einst lief eine Heerde wilder Ochsen unter einem fürchterlichen Geräusch bei uns vorbei. Es war ein groſses Glück für uns, daß die Richtung ihres Weges sie nicht gerade auf uns zuführte; sie würden uns insgesamt zertreten haben.

Nach sechzehn Tagen endlich, wovon die letzten sehr gefährlich waren, langten wir bei unsern alten Wohlthätern wieder an. Ich kann die Freude nicht beschreiben, welche diese edeln Menschen äußerten, als sie uns wiedersahen. Sie ergriff uns mit, und wir weinten insgesammt, ohne reden zu können. Unsere ersten Bewillkommer in der cultivirten Welt, als wir verlassen von dem Weihnachtseilande kamen, empfingen uns auch jetzt wieder so zärtlich, als sie die geliebtesten Anverwandten hätten empfangen können, und

ihr

ihr Vergnügen stieg bis auf den höchsten Grad, als sie vernahmen, daß wir bei ihnen bleiben würden. Die Menschen waren theuer in dieser Gegend, und jeder neue Zuwachs von ihnen war ein neuer Zuwachs von Genuß. Wir bildeten jetzt, ohne das Gesinde der Familie Valleri, einen Zirkel von neun Personen, und diese vermogten schon etwas Abwechslung in diese Einsamkeit zu bringen.

Als wir von dem Weihnachtseilande hieher kamen, hatten wir viel Wunderbares zu erzählen; jetzt war uns, wenn auch nichts Wunderbares, doch viel Wichtiges übrig, und die ersten Tage flossen in unaufhörlicher Unterhaltung hin. In dieser Zeit theilten wir auch die Geschenke aus, die wir mitgebracht hatten. Sie bestanden in unsern sechs Ochsen, in der übriggebliebenen Ziege, in Pulver, Blei, einer Menge Zeugen und Küchengeschirren, die sehr schwer in dieser entlegenen Gegend zu bekommen waren. Unsere Wohlthäter hatten eine herzliche Freude darüber, und räumten uns zur Dankbarkeit ein ansehnliches Stück urbar gemachtes Land ein, das wir

nach unserm Gefallen anbauen konnten. Denn wir waren auf keine Weise willens, unser Leben hier müßig hinzubringen; im Gegentheil wollten wir so zu leben fortfahren, wie auf dem Weihnachtseilande, und bloß dabei die Freuden einer größern Gesellschaft genießen. Zu unserm Trost erfuhren wir auch, daß unsere lange noch übriggebliebene Sehnsucht bald befriedigt werden sollte, weil nach einem halben Jahr der lutherische Prediger hier eintreffen würde. Wir freuten uns auf diesen Augenblick, wie die zärtlichsten Verlobten sich nur auf ihre gänzliche Verbindung freuen können.

Es war jetzt die schönste Jahrszeit, und in dieser sandte Valleri immer eine kleine Caravane nach der Capstadt, um das überflüßige Getraide, Vieh u. s. w. zu verkaufen. Der Sohn des Hauses machte gewöhnlich diese Reise mit drei beladenen Wagen, einigen Hottentottensclaven, und einer kleinen Heerde von Schafen, Kühen und Ochsen. Er mußte auch jetzt sich zu dieser Reise bereiten, und wir gaben ihm allerhand Aufträge

mit

mit nach einer Stadt, worin wir so viel traurige Erfahrungen gemacht hatten. Vorzüglich empfahlen wir ihm, sich genau nach dem Kaufmann Harrison, und nach dem jungen Albertson zu erkundigen, so wie überhaupt nach allem, was unsere Flucht und uns selbst betreffen könnte. Zugleich trug ich ihm auf mir wo möglich meinen Jak und Jakal mitzubringen, die ich bei meinem Wirth in der Capstadt hatte zurücklassen müssen.

Als er abgereist war, richteten wir uns zu unserer neuen Lebensart vollends ein, und wurden nun aus den Bewohnern einer unbekannten Insel afrikanische Colonisten. Der Unterschied war nicht groß, aber sehr reizend für uns; denn es hat etwas unbeschreiblich angenehmes, mit edlen, herzlichen Menschen vereint zu leben, zumal, wenn man so lange der menschlichen Gesellschaft beraubt war. Wir lebten hier an den äussersten Grenzen der cultivirten Welt, aber eben diese Entfernung von den drückenden Einrichtungen, den Cabalen, den Verleumdungen, den Verfolgungen, und tausend andern Unannehmlichkeiten derselben,

machte

machte unser Glück. Wir bildeten einen eignen kleinen Staat, ohne Gesetze, und also auch ohne Uebertretung derselben. Das Verbotene reizte hier nicht, und wurde daher nicht begangen. Wir führten hier eine patriarchalische Lebensart, und vielleicht ist diese unter allen die glücklichste. Wir machten hier in Absicht des Orts den Uebergang von der Cultur zur Wildheit; im moralischen Sinn machten wir ihn ebenfalls. Es schien mir, als wenn wir auf keinem glücklichern Standpunkt stehen könnten. Unser Leben floß äusserst einfach, aber um so ruhiger und heitrer dahin. Wir standen früh auf, und arbeiteten zuerst nach Gefallen im Freyen, oder auf unserm Zimmer. Wenn dies letzte wegen unbequemer Witterung geschah, so beschäftigte ich mich gewöhnlich mit meinem Lebenslauf, den ich sehr oft umarbeitete, um ihn möglichst treu zu machen. Zum Frühstück fanden wir uns alle in ein Zimmer zusammen, und dies war eine sehr angenehme Stunde. Die Heiterkeit des Morgens füllte noch aller Brust, und wir verlängerten diese Zusammenkunft oft unter den süßesten Gesprächen. Nachher zerstreuten wir uns hie und dort, nach unsern

ſten Geſchäften, bis uns die Mittagsmahlzeit wieder zuſammen rief. Das Clima machte nach derſelben eine kleine Ruhe nöthig, und den Nachmittag und Abend brachten wir oft in einem geſellſchaftlichen Spiel hin. Dabei athmeten wir eine geſunde Luft, waren im höchſten Grade frei, und führten ein unſchuldiges Leben, ohne zu kränken, ohne gekränkt zu werden. Wie viel Sterbliche mögen in den Hauptſtädten der Erde leben, die dies von ſich ſagen können!

Nach ſechs Wochen kam die kleine Caravane von der Capſtadt glücklich zurück, und brachte eine Menge Bedürfniſſe mit. Begieriger, wie auf dieſe, waren wir auf Nachrichten von dort; und auch dieſe erhielten wir. Jinny's Vater und Albertſon lebten noch dort, aber ganz im Stillen. Der erſte könne das Schickſal nicht vergeſſen, das ihm ſeine Tochter geraubt habe, und er laſſe deshalb jetzt ein Fahrzeug ausrüſten, um nach dem Weihnachtseiland zu ſegeln, und den Böſewicht Jeannot zur verdienten Strafe abzuholen. Wohin wir uns als Flüchtlinge gerettet hätten, wiſſe man nicht,

nicht, und alle Nachforschungen hätten aufgehört. Meinen Affen und meinen Jakal brachten sie nicht mit. Der letzte war gestorben und den ersten hatte der Besitzer um keinen Preis verkaufen wollen, ob man ihm gleich eine ansehnliche Summe darauf geboten hatte. Es that mir sehr leid um diese Thiere, die mir von so großer Wichtigkeit in meinem einsamen Zustande auf der Insel gewesen waren; indessen konnte ich sie jetzt unendlich eher entbehren, wie damals, und die frühern Nachrichten trösteten mich über ihren Verlust. Vorzüglich Theil nahm ich an der Aufsuchung Jeannots, denn das Weihnachtseiland lag mir noch immer sehr am Herzen, und jede Nachricht von dort, war mir theuer.

Unterdeß wir in der Colonie Vallori lebten, hatte sich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Arol und Babet angesponnen, die allmählig in Liebe ausartete. Die Erscheinung war uns nicht unangenehm; denn je mehr Bewohner dieses Landes entstehen, um so erfreulicher ist es. Wir gaben mit Freuden unsern Willen in ihre Heirath, und vorzüglich war

Arol

Tirol vor Freuden auſſer ſich, eine Europäerin zur Gattin zu erhalten; denn dieſer Fall geſchah äuſſerſt ſelten, und man hatte faſt kein Beiſpiel davon.

Noch eine andere Liebe, die den alten Valleri's ſehr angenehm war, begann ihren Anfang zu nehmen. Der Sohn hatte unterwegens auf einer Colonie eine junge Holländerin getroffen, die ſeinem Herzen gefährlich geworden war, und da beiderſeitige Eltern nichts dagegen einzuwenden wußten, ſo wurden ebenfalls Maßregeln zu einer ernſthaften Verbindung getroffen. Es waren alſo drei Paare, die auf die Ankunft des Predigers hoften, und es iſt leicht zu erachten, mit welchem Verlangen er jetzt von allen Seiten erwartet ward. Wir rüſteten uns alle zu einem groſſen Feſte, und um die Sache recht feierlich zu machen, ward in dem gröſten Zimmer des Hauſes ein Altar errichtet, an welchem die Ceremonien vor ſich gehen ſollten. Unterdeß war ein ſtarker Botenwechſel zwiſchen der Colonie Valleric, und derjenigen, wo die Braut des jungen Valleri ſich befand. Auch erſchien

ein-

einmal die Braut selbst, um ihren künftigen Schwiegereltern den Besuch zu machen. Sie war nicht schön, aber ein gesundes, kernhaftes Mädchen, von großer Lustigkeit.

Endlich kam die sehnlich erwünschte Zeit, in welcher der Prediger erschien. Es war ein alter biedrer Mann, der auf allen entfernten Colonien herumreiste, Gottesdienst mit den Colonisten hielt, und die priesterlichen Gebräuche besorgte. Denn bis nahe am Cap war keine Kirche zu finden, und die Landbewohner mußten alle ihre geistlichen Bedürfnisse bis zur Ankunft des Priesters spahren. Er ward also überall, wie ein Engel Gottes aufgenommen, und es herrschte eine wahre patriarchalische Herzlichkeit zwischen ihm und den zerstreuten Familien. Die Menschen waren sich hier einander theurer, als in den bewohnten Gegenden, und schlossen sich näher zusammen.

Der Prediger hielt jetzt alle Tage eine Erbauungsstunde mit uns, und am dritten Tage empfingen wir alle das heilige Abendmahl. Ich hatte es seit mehr als zwölf Jah-

ren nicht genossen. Den Tag darauf erschien die Braut des jungen Valleri mit ihrer Familie, und nun wurden die lebhaftesten Anstalten zu der dreifachen Heirath gemacht. An dieser äussersten Grenze der gebildeten Welt, von Hottentotten und wilden Thieren umgeben, herrschte jetzt die innigste Freude und blitzte aus Aller Augen. Es wurden Ochsen, Schafe, Schweine, und eine Menge Federvieh geschlachtet. Die Colonisten, die auf zehn Meilen weit in der Gegend wohnten, wurden eingeladen, und erschienen. Nie waren so viel Menschen, nie so viele Freudensbezeugungen in dieser einsamen Gegend gewesen. Da in dem Wohnhause nicht Platz für alle Gäste war, so mußten viele ihr Nachtlager in den Scheunen nehmen, und die unverdorbenen Menschen waren zufrieden mit jeder Bewirthung.

Der glückliche Tag erschien, und die drei Paare waren festlich geschmückt. Ich mußte mit Jinny zuerst zum Altar treten, und der Prediger, der manches von unserer Geschichte wußte, hielt eine sehr passende Rede.

Rede. Sodann ward der junge Valleri getraut, und zuletzt Arol mit Babet. Die gegenwärtigen Hottentotten beneideten ihren Mitbruder laut über sein Glück, denn Babet war wenigstens ein niedliches Mädchen, und gegen eine Hottentottin ein Engel.

Nach der Trauung setzten sich die Gäste an drei Tische, und an jedem saß ein Brautpaar. Es schien mir, als wenn ich in einer andern Welt war; denn wie lange hatte ich mich nicht in einer so zahlreichen Gesellschaft befunden, wie lange nicht so viel Freude um mich wahrgenommen! Bei dieser Feierlichkeit fand ich auch Gelegenheit, nähere Bekanntschaft mit den Colonisten zu machen. Sie waren fast alle groß, und stark, und von dauerhafter Gesundheit, auch ehrlich und bieder; aber alle schienen mir auch etwas trägen Geistes zu seyn, und Phlegma war der Hauptkaracter dieser Menschen. Demohngeachtet ließ es sich sehr angenehm unter ihnen leben, und die ruhige Behaglichkeit, die sie in ihrem Aeußern zeigten, verbreitete sich auch auf andere.

Im Ganzen war das Fest sehr fröhlich, und dauerte einige Tage hindurch. Wir, auf dem Weihnachtseilande schon vermählten, wünschten nichts davon als daß die Einsegnung des Priesters Wirkung haben, und uns eine zahlreiche Nachkommenschaft ankündigen möge. Es fehlte fast nichts zu unserm Glück, als Kinder um uns zu haben; aber hier schien die Vorsehung auch uns zeigen zu wollen, daß nichts Vollkommnes auf der Erde sei. Wir würden zu unbegrenzt an dies Leben gehangen haben, wenn uns dies Glück noch zu Theil geworden wäre.

Die Bewohner der Colonie Valleri hatten sich jetzt noch um zwei Personen vermehrt, denn die Gattin des jungen Valleri hatte noch eine Holländerin zu ihrer Bedienung mitgebracht; und bald zeigte sich die Hoffnung die Colonie nach bevölkerter zu sehen. Cecilie, so hieß Valleri's junge Gattin, und Babet befanden sich beide schwanger. Da das Wohnhaus der Colonie nicht für so viele Menschen eingerichtet war, so

mußte für den jungen Valleri ein neues gebauet werden. Maurer und Zimmerleute konnte man in dieser einsamen Gegend eben so wenig haben, wie auf dem Weihnachtseilande; wir mußten also selber ihre Stelle vertreten. Es kam mir hier von neuem zu statten, daß ich zehn Jahr allein auf einer Insel gewesen war, wo ich alles selber seyn mußte: Baumeister, Gärtner, Ackermann, Koch, kurz Handwerker, Künstler, und Weiser. Ich leitete den ganzen Bau, und er machte uns außerordentlich viel Vergnügen; denn in dieser Einsamkeit machte alles unschuldige Vergnügen. Selbst die Frauenzimmer halfen bauen, und nach wenigen Monathen stand ein bequemes Wohnhaus da. Das Nothwendige zur Auszierung sollte nächstens vom Cap geholt werden.

Durch die Heirath des jungen Valleri waren wir in Verbindung mit mehreren Colonisten gekommen, und dies hatte die Folge, daß wir mehr Neues erfuhren. Denn von der Capstadt aus verbreiteten sich alle

Vorfälle allmählich über die Colonien umher, so wie die kreisenden Wellen von einem gesunkenen Wurfe endlich auch an das entfernte Ufer anschlagen. Wir erfuhren daher auch, daß der Kaufmann Harrison glücklich von dem Weihnachtseilande zurückgekehrt sei, und den Verbrecher Jeannot in Ketten mit sich gebracht habe. Dieser verruchte Mensch war noch auf der Insel gewesen, hatte aber alles, den Ackerbau, die Viehzucht, und seine eigne Reinlichkeit so vernachläßigt, daß er in kurzem ein halbes Thier würde geworden seyn.

Da Harrison unbeschreiblich aufgebracht über diesen Menschen war, so hatte er den Proceß gegen ihn mit möglichster Strenge getrieben, und es war ihm die Todesstrafe zuerkannt worden; aber wegen der merkwürdigen Umstände, wovon sein Verbrechen begleitet war, und wegen dessen, was er auf dem Weihnachtseilande schon litt, hatte man ihm diese erlassen, jedoch auf eine andere Art sehr hart gestraft. Er war drei

Tage

Tage auf einer Schandbühne ausgestellt, mit der Anzeige seines Verbrechens als Mädchenräuber und Mörder, sodann gebrandmarkt, und hernach auf immer nach dem Robbeneiland *) verwiesen worden. Mitleid konnten wir mit ihm nicht haben, denn er hatte sich in jeder Rücksicht als ein verruchter Böswicht gezeigt, und durfte nicht in der menschlichen Gesellschaft bleiben. Nach einiger Zeit erfuhren wir, daß Jinny's Vater und Albertson nach Ostindien abgereist wären. Wir hatten zwar in dieser weiten Entfernung vom Cap nicht viel von ihnen zu fürchten, aber es war uns doch eine angenehme Nachricht, daß wir jetzt aller Sorgen in dieser Rücksicht überhoben seyn konnten.

Es beginnt jetzt ein langer Zeitraum in unserm Leben, in welchem so wenig merkwürdiges vorfiel, daß er nur mit wenigen Worten berühret werden darf. Wir lebten sechzehn Jahr in der Colonie Valleri so glück-

*) Eine kleine Insel nicht weit vom Cap, wohin die Missethäter von dort zur Strafe und Arbeit geschickt werden.

glücklich, wie vielleicht nur Menschen auf der Erde zu seyn wünschen dürfen. Denn obwohl wir keine Kinder bekamen, so sahen wir doch Kinder um uns her aufwachsen. Der junge Valleri bekam drei Söhne, und eine Tochter, Arol aber hatte mit seiner Babet sechs Kinder im Ganzen, wovon aber vier starben, und nur zwei Töchter übrig blieben. Sobald diese Kinder herangewachsen waren verheiratheten sie sich in der Nähe, und die Gegend schien sich von der Colonie Valleri aus stark bevölkern zu wollen. Allmählich beschlich uns das Alter, aber Kälte, oder Gleichgültigkeit beschlich uns nie. Ich war nahe an funfzig Jahr, und Jinny schon über vierzig; demohngeachtet hätten wir noch für einander das Leben aufgeopfert. Was unserer Liebe an jugendlichem Feuer abgieng, das ersetzte die Gewohnheit einer so langen Reihe von Jahren, wo wir uns jeden Tag sahen.

Wer sechzehn Jahre hindurch in fast ununterbrochenem Glück lebte, darf der kla-

gen,

gen, wenn auch das Leiden seinen Becher wieder füllt? Darf er, ein Sterblicher, einen Himmel auf der Erde verlangen, ohne sich erinnern zu wollen, daß er noch im Stande der Prüfung ist? Demohngeachtet fließen mir noch jetzt, nach vielen entflohenen Jahren, bittere Thränen aus den Augen, und jene Fragen verneint mein Verstand, aber mein Herz bejaht sie.

Ich war eines Tages mit Arol auf die Jagd gegangen, und wir befanden uns eben auf einem engen Fußsteig in einem Gebüsch, als ich plötzlich ein großes Geräusch hörte. In demselben Augenblick sah ich einen Büffelochsen uns entgegenkommen. Arol war ohngefehr zehn Schritt vorangegangen, und das fürchterliche Thier, das durch eine Krümmung des Weges daherlief, stand vor ihm, ehe er sich noch besinnen konnte. Ohne sich einen Augenblick zu verweilen faßte ihn der Büffelochse mit seinen Hörnern, und schleuderte ihn hoch in die Luft über sich weg. Ich behielt so viel Zeit, mich in ein dichtes

dichtes Dorngebüsch seitwärts zu drängen, und das schreckliche Thier lief bei mir vorbei. Als ich es entfernt genug glaubte kam ich aus meinem Schlupfwinkel hervor, und suchte meinen Getreuen, meinen Freund. Ich fand ihn ausgestreckt in einem Gebüsch liegen, und einen Strom von Blut um ihn her. Er war völlig ohne Leben, und bewegte kein Glied. Ich versuchte durch alle Mittel, ihn zu sich selbst zu bringen, und es gelang mir endlich. Er schlug die Augen auf, aber er vermogte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Das Ungeheuer hatte ihm mit seinen Hörnern den Bauch aufgerissen, und von dem heftigen Fall waren die Eingeweide herausgetreten. Er sah mich mit sterbendem Blick an, drückte mir matt die Hand, und sagte leise: trösten Sie meine Babet! Nicht lange darauf kamen die Zuckungen des Todes, und er verschied in meinen Armen.

Dies war der erste Trank wieder, den mir das Schicksal aus dem Kelch des Lei-

heus reichte. Mein Arol, mein Freund, mein Retter, der so viel zu einer günstigen Wendung meines Schicksals beigetragen hatte, der mich nicht verließ, als ich von allen verlassen war, dieser lag todt vor mir, und hörte meine Klagen nicht mehr. Ich küßte seinen erkaltenden Mund mit einiger Wehmuth, und nahm ihn auf meine Schultern, um ihn zur Colonie Valleri zurückzutragen. Es schien mir, als wenn ich durch diesen letzten Dienst ihm noch meine Dankbarkeit beweisen könnte.

Man erstaunte nicht wenig, als ich mit meiner traurigen Last ankam; Babet war vor Schmerz außer sich, und alle übrigen Bewohner der Colonie trauerten. Es war etwas seltenes, hier einen Todesfall zu erleben, und um so mehr Eindruck machte er. Wir verfertigten ihm seinen Sarg, öffneten ihm an einer Seite des Gartens ein Grab, und begleiteten unter vielen Thränen seinen Leichnam zur Erde. Alle Morgen und Abend setzte sich Babet auf seinen Grabhügel,

hügel, und weinte, und ich selber besuchte ihn oft in tiefer Wehmuth. Es war mir, als wenn das Glück meines Lebens seinem Ende sich nahe. Nur in Jinny's Zärtlichkeit, und in dem Umgang so vieler herzlichen Menschen um mich her fand ich Trost.

Ein halbes Jahr nach diesem Verfall fehlten uns fast alle Tage einige Stücke von unserer Heerde, und wir konnten davon nicht anders, als auf die Nähe eines wilden Raubthiers schließen. Nach einiger Zeit fand sich's zu unserm Schrecken, daß ein Tigerpaar in einem Busche nicht weit von der Colonie Junge hatte. Diese Raubthiere schienen ihr Lager recht in der Absicht hier aufgeschlagen zu haben, um Heerden in der Nähe zu wissen, und ihre Jungen recht bequem ernähren zu können.

Diese Erscheinung war für alle Bewohner der Colonie schreckhaft, denn die Tiger sind bei weitem verwegener und grausamer, wenn sie Junge haben. Aller Vorsicht ohngeachtet fehlte uns fast alle Tage ein

Ochse,

Ochse, eine Kuh, wenigstens ein Schaf. Wenn er einen Ochsen geholt hatte, so blieben wir einen Tag verschont, aber am zweiten Tage ließ er sich auf keine Weise abhalten, und brach in Hürden und Ställe ein. Wir sahen dem traurigen Augenblick entgegen, wo unsere Heerden vernichtet seyn, und unser Lebensunterhalt einen großen Stoß bekommen würde. Wenn in der Nähe eines Hottentottendorfs sich solche wilde Thiere ansiedeln, so ziehen sie mit ihren Zelten und Heerden weiter; dies konnten wir nicht, und mußten uns entschließen, einen offenen Krieg mit der Tigerfamilie anzufangen. Es waren jetzt eine Anzahl von zwanzig Menschen mit Weibern, Kindern und Gesinde auf der Colonie Välleri. Alle Erwachsenen davon beschlossen, die Tiger anzugreifen, selbst die Weiber nicht ausgenommen, weil sie alle in gleicher Gefahr sich befanden. Wir suchten alle Waffen, Flinten und Pistolen, herbei, und rüsteten uns, wie zu einer kleinen Schlacht. Wir mußten die Raubthiere vertreiben, oder sie vertrieben uns.

An einem Morgen also, nachdem wir alles zu dem Kampf in Bereitschaft gesetzt hatten, zogen wir aus. Jinny und Cecilie, die Gattin des jungen Valleri, wollten sich schlechterdings nicht zurückhalten lassen, Theil an der gefährlichen Jagd zu nehmen; um aber die Gefahr für sie zu mindern, bekamen sie die beiden einzigen Pferde, die auf der Colonie waren. Jede von ihnen hatte ein Pistol, und eine Pike, vorne mit einem scharfen Eisen beschlagen. Mit solchen Piken waren wir alle versehen, und zogen getrost aus. Sobald wir an den Busch kamen vertheilten wir uns in einer gewissen Entfernung von demselben, und ließen fünf Hunde los, um den Feind wo möglich aufs Freie herauszulocken. Die Hunde näherten sich dem Busch, und fingen an, eifrig umher zu spähren; aber keiner von ihnen traute sich hinein. Um sie desiomehr anzufeuern thaten wir einige Schüsse nach der Gegend des Busches, wo wir das Lager der Tiger vermutheten, und nun erhoben die Hunde ein fürchterliches Gebell; aber noch immer wagten sie nicht,

eins

einzudringen. Bald darauf ließ der Tiger seine schreckliche Stimme hören, und brüllte einige Mal in einem klagenden Tone. Wir suchten die Hunde auf alle mögliche Art aufzuhetzen, und sie wagten sich auch allmählich etwas näher, aber bei dem geringsten Geräusch fuhren sie erschrocken zurück. Sie kannten die Uebermacht ihres Feindes.

Wir hatten schon eine Stunde bei dem Busch verweilt, und noch immer wollte keins von den Raubthieren zum Vorschein kommen. Wir mußten also auf ein anderes Mittel sinnen, sie auf den Kampfplatz zu bringen, und ein Hottentotte erbot sich, sie hervorzulocken, wenn man einen Theil des Busches aufopfern wollte. Der alte Valleri entschloß sich dazu, und nun machte der Hottentotte an der einen Seite des Busches ein großes Feuer an, so daß die Hitze und der Dampf nach der Gegend hingetrieben wurden, wo die Tiger ihr Lager hatten. Das Feuer ergriff den nassen Busch und der Rauch ward dadurch noch verstärkt. Alsobald

bald erhob ſich in demſelben ein anhaltendes Gebrüll, und man unterſchied zwei Tigerſtimmen, die mit dem Gähnen eines Menſchen, wenn es hundertfach verſtärkt würde, eine große Aehnlichkeit hatten. Die Hunde ſchienen allmählich etwas mehr Muth zu bekommen, und bellten beſonders an einer Stelle ſehr heftig. Endlich kam die Tigerin an dieſer Stelle zum Vorſchein, und ſogleich flohen die Hunde zurück. Wir erkannten ſie an den hangenden Brüſten; ſie hatte zwei Jungen bei ſich, und ſperrte den Rachen mit einem ſchrecklichen Grimm gegen uns auf. Ich ſehe noch die fürchterliche Geſtalt, und ſie iſt mir ewig wichtig geworden. An einer andern Stelle des Buſches, ohngefehr zwanzig Schritte von ihr, zeigte ſich der Tiger, der nicht ſo grimmig ſchien. Beide wußten eine Stellung anzunehmen, daß weder die Wurfſpieße der Hottentotten, noch unſere Schüſſe ihnen gut beikommen konnten; denn ſie erſchienen immer nur Augenblicke.

Endlich kam die Krisis des Kampfs, und mit ihr die schrecklichsten Augenblicke meines Lebens. Ein Hund hatte sich weiter vorgewagt als die andern, und reizte die Tigerin durch unaufhörliches Bellen. Auf einmal sprang sie mit einem unbeschreiblich schnellen und wenigstens zehn Schritt langen Satz auf ihn zu, ergriff ihn mit den Klauen, und zerfleischte ihn sogleich, unter einem jämmerlichen Geheul des armen Thiers. Während dem geschahen mehrere Schüsse auf sie, und ein Wurfspieß fuhr ihr in den Rücken. Dadurch stieg die Wuth des ergrimmten Thiers auf den höchsten Grad, und sie kam mit aufgesperrtem grinzendem Rachen auf uns zu. Bei diesem Anblick stob alles zurück, und ich selber rettete mich so schnell ich konnte. Ich hatte in diesem Augenblick keinen andern Gedanken, als an Jinny, und obwohl ich sie zu Pferde wußte, so vermochte ich mich doch, nach ihr hinzublicken. Zu meinem Entsetzen sah ich das Pferd mitten im Lauf stürzen, und Jinny ausgestreckt an der Erde liegen. Die Tigerin war nicht weit

von

von ihr, und eilte bei diesem Anblick gerade auf sie zu. In dieser fürchterlichen Angst schoß ich mein letztes Pistol ab, und traf nicht. Es geschahen mehrere Schüsse, aber unterdessen hatte sich das Raubthier schon auf meine unglückliche Gattin geworfen, und die Klauen in ihre Brust eingeschlagen. Meiner mir kaum bewußt rannte ich mit einer Pike herbei, und stieß sie in die Seite des Ungeheuers. Es war von mehrern Schüssen und Wurfspießen getroffen worden, fing an zu taumeln, und umzusinken; aber Jinny lag entseelt da, ihr Gewand war zerrissen, und von ihrer Brust rannen Ströme von Blut herab.

Es waren Augenblicke des Erstarrens, und einer beinahe gänzlichen Bewußtlosigkeit, die ich von jetzt an verlebte. Ich war zur Colonie Valleri zurückgekommen, konnte mich aber nicht recht besinnen, wie? Man sagte mir, ich hätte einige Ohnmachten unterwegens gehabt. Darauf gab man mir einige stärkende Medicin, und ich kam ganz

zu mir selbst. Wo ist Jinny? fragte ich. In dem Augenblick war es, als wenn ein Donnerschlag mich erschütterte, denn ich besann mich, daß ich sie zuletzt unter den Klauen des Tigers gesehen hatte. Wo ist sie? rief ich heftig, und man führte mich an ihr Bett. Ich fand mehrere Personen beschäftigt, sie zu verbinden, und sie war wieder zu sich selbst gekommen. Sobald sie mich sah winkte sie mit der Hand, und sagte leise: ich sterbe recht gern, Martinet, und bin ganz ruhig. Ich bitte Dich sehr, sei Du es auch! Sie konnte aus Schwachheit nicht weiter reden. Ich kniete vor ihrem Bette, und hielt ihre Hand in der meinigen, aber weinen konnte ich nicht, auch nicht beten, ob ich gleich sah, daß ihr Tod nahe war. Der alte Valleri that dies, und betete sehr feierlich aus dem Herzen. Meine unglückliche Gattin sprach ihm leise nach. Sie hatte sehr viel Blut verlohren, einige innere Lebenstheile waren verletzt, und ihre ganze Brust zerrissen. Demohngeachtet sagte sie: ich leide nicht, nicht am Körper, nicht an der Seele. Aber

bald darauf bekam sie Verzuckungen, und der Tod nahte sich eilend. Nach einer Viertelstunde kehrte noch einmal ihr Bewußtseyn zurück, aber ihre Augen waren schon dunkel geworden, und sie konnten mich nicht mehr erkennen. Wo ist Martinet? fragte sie leise; hier bin ich, sagte ich, und ergriff ihre Hand. Sie drückte die meinige schwach, und sprach: habe Dank, Martinet, für den langen Weg, den Du mit mir auf der Bahn des Lebens gegangen bist! Er war mit Blumen bestreut! Jenseits wollen wir einen noch schönern Weg wandeln. Diese Worte lösten meine Empfindung in eine unbeschreibliche Wehmuth auf, und ein Strohm von Thränen stürzte hinterher. Unterdeß hauchte Jinny sehr sanft ihren Geist aus, denn das viele verlohrne Blut erleichterte ihren Todeskampf; ihre Natur hatte keine große Angst zu besiegen.

Die wohlthätigen Thränen milderten meinen Schmerz, der mich sonst vielleicht überwältigt, und mit ihr ins Grab gestürzt hätte.

hätte. Ich wünschte es wenigstens oft; aber das Schicksal hatte meinen Tod noch nicht bestimmt. Ich mußte meine Jinny ins Grab versenken sehen, und blieb selber allein auf der Erde. Dies schien mir kaum möglich zu seyn, aber es war dennoch so. Von dieser Zeit an fand ich keine Ruhe auf der Colonie Valleri. Ein Ort, wo ich einen so unersetzlichen Verlust erlitten hatte, war mir ein Ort der Pein geworden, so reitzend er mir sonst schien. Alles ringsumher erinnerte mich an meine erblaßte Gattin, und ich konnte es noch immer nicht fassen, daß sie nicht mehr da sei, sie, die so lange an meiner Seite gegangen war. Und wenn ich es dann wieder faßte, so war mein Schmerz beinahe unerträglich. Ich entschloß mich also, eine Gegend zu verlassen, wo künftig nur Gram und Kummer für mich zu erndten war, und wo ich immer einem neuen Verlust entgegen sehen mußte. Denn die alten Valleri's waren schon in sehr hohen Jahren, und ich suchte dem Schmerz zu entfliehen, alles, was mir theuer war, um

mich allmählich sterben zu sehen. Als deßhalb zum ersten Mal wieder Wagen nach der Capstadt fuhren, schied ich von meinen alten Wohlthätern unter tausend Thränen, und kehrte nach einem Ort zurück, den ich einst unter ganz andern Umständen verlassen hatte.

Babet war bei mir. Sie hatte ihre beiden Töchter verheirathet, und wollte mich nicht verlassen. Ihre Gegenwart war ein kleiner Trost in meiner Lage; aber ich fand nicht die Milderung meines Schmerzes, die ich von der Zerstreuung der Reise gehofft hatte. Er wohnte nicht in den äußern Dingen, er wohnte in mir selbst. Auch auf Reisen war sonst Jinny bei mir gewesen, und ich vermißte sie überall.

Nach vierzehn Tagen kamen wir in der Capstadt an. Meine Geschichte war beinahe vergessen, aber mein Jack lebte noch, und ich fand ihn bei dem zweiten Erben. Das Thier hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er mich zuletzt wieder erkannte.

kannte. Anfangs that er ganz fremd gegen mich, aber als ich ihm einige Worte sagte, die ich auf der Insel oft zu ihm gesagt hatte, sah er mich erst scharf an, und begann alsdann in eine laute Freude auszubrechen, und mir die größten Liebkosungen zu erweisen. Ich kaufte ihn seinem jetzigen Herrn ab, und hatte nun selbst noch ein lebendiges Denkmal von einem Lande, das mir immer noch theuer war, obwohl ich viel unbeschreiblich trübe Tage in demselben verlebte. Das Weihnachtseiland kam mir nie aus dem Herzen; es war mir unendlich wichtig, und schloß einen Zeitraum von zwölf wunderbaren Jahren meines Lebens in sich. Es unterschied mich von Millionen anderer Sterblichen. Aber mit der Empfindung, die jetzt in meinem Busen war, sehnte ich mich dennoch nicht zurück zu demselben; ich würde ein Marquis von Castro darauf geworden seyn.

Auch in der Capstadt fand ich keine Ruhe, und entschloß mich, nach Europa zurück-

rückzukehren. Aber da kein Schiff zu dieser Reise bereit lag, so mußte ich mich bequemen, einige Monathe an der Spitze von Africa zuzubringen. Mich kannte niemand, und ich gab mich auch nicht zu erkennen, denn ich wollte kein Aufsehen machen. Im Stillen aber nahm ich das Geld auf, das ich auf eine vortheilhafte Art hier untergebracht, und wovon ich bis jetzt die Zinsen genossen hatte. Es war ebenfalls ein Andenken von der Weihnachtsinsel, und ein sehr wichtiges. Es reichte hin, mich in der bewohnten Welt zu ernähren, und wie hülflos wäre ich ohne dasselbe gewesen! Auch durfte ich es nach dem Strandrecht völlig als mein Eigenthum betrachten. Ich war ja der unumschränkte Besitzer des Eilandes, an welches das gescheiterte Schiff geworfen ward.

In dieser Zeit erinnerte ich mich mit großer Dankbarkeit an meine ehemaligen Wohlthäter Warbecks, bei welchen ich in der größten Verlegenheit einen so sichern Zu-

Zufluchtsort gefunden hatte. Ich eilte hin, sie zu besuchen, aber sie waren beide gestorben, und ich hatte bloß das traurige Vergnügen, ihren Grabhügel zu besuchen. Ich benetzte mit meinen Thränen die Blumen, die darauf wuchsen, denn ein jeder Grabhügel erinnerte mich an den, unter welchem Jinny schlief.

Endlich kam der ersehnte Zeitpunct, in welchem ich aus einem Lande abreisen konnte, wo ich das höchste Glück, und den höchsten Schmerz empfunden hatte, wo mein Eintritt und mein Ausgang von so schrecklichen Umständen begleitet gewesen war. Ich schiffte mich mit Babet auf einem Schiff ein, das nach Amsterdam bestimmt war, und konnte die Zeit nicht erwarten, wenn es absegeln würde; denn ich wollte immer meinem Gram entfliehen. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben, und nach wenigen Stunden befanden wir uns auf dem hohen Meer.

Die Umstände der Seereise hatten so wenig wichtiges für mich, daß ich nicht Acht

darauf

darauf gab. Ich beschäftigte mich im Stillen mit meinem Lebenslauf, und meine übrige Zeit brachte ich zu, mit Babet von Jinny zu sprechen, so wie ich auch gern in ihre Klagen einstimmte, wenn sie von Arol zu reden begann. Wir hatten beide eine ähnliche Wunde, und wußten also, wie sie zu behandeln sei. Auch mein Jack gab mir manche Zerstreuung, indem er mich sehr lebhaft an das Weihnachtseiland erinnerte.

Wir landeten, wie gewöhnlich, an den Canarieninseln, und kamen nach einigen Monathen, ohne beträchtliche Unfälle, in dem Hafen bei Amsterdam an. Ich war fast ohne Plan nach Europa zurückgekehrt, und besann mich nun erst, was ich hier beginnen wollte. Seit mehr als dreißig Jahren war ich aus meinem vaterländischen Welttheil entfernt gewesen, und in dieser Zeit hatte sich überall unbeschreiblich viel geändert. Ich kannte nichts, als das Lebloſe wieder, und auch mit diesem hatte die Zeit große Wandlungen vorgenommen. Am-

sterdam

sterdam war schöner geworden, und hatte seine Bewohner verändert. Eine neue Generation von Menschen war in die Stelle der alten getreten, und es schien mir, als wenn ich in diese neue nicht paßte. Der Herr von Fleet, mein ehemaliger Patron, war lange todt, und ich sah auch nicht ein einziges bekanntes Gesicht. Dies hatte etwas so drückendes für mich, daß ich es nicht lange ertragen konnte. Ich ging nach Emden, um bekannte Menschen zu suchen. Dieser Ort war mir nach einem so langen Zeitraum noch immer sehr merkwürdig. Dort hatte ich meine erste Laufbahn betreten, dort hatte ich die ersten feinern Leiden der Menschen kennen gelernt, dort waren meine Wohlthäter, dort war das Mädchen, das mich einst in meinen blühenden Jahren so zärtlich geliebt hatte. Ich fühlte ein großes Verlangen, diesen Ort wieder zu sehen, und Madam Philippson, dies edelmüthige Weib, das mich einst als verlassenen Knaben so liebreich aufgenommen hatte, schwebte vorzüglich in meinen Gedanken. Ich weiß nicht, woher es kam, daß mir nicht einfiel, sie würde längst todt seyn, da ein so langer

Zeit-

Zeitraum seit meiner Trennung von ihr verflossen war; ich freute mich bloß auf ihren Anblick. Denn ich suchte etwas Theures wieder auf der Erde zu finden, da mein Herz jetzt an gar nichts hing.

Ich kehrte in Emden in einen Gasthof ein, und das erste, wonach ich mich erkundigte, war nach dem Hause des Kaufmann Philippson. Der Gastwirth besann sich eine Zeitlang, und sagte dann, daß kein Kaufmann dieses Namens in der Stadt wäre, doch könne er sich irren. Er rief daher einen alten Hausknecht, der mir Auskunft geben sollte. Von diesem erfuhr ich, daß ehmals ein Kaufmann dieses Namens in der Stadt gewesen wäre, daß er aber samt seiner Frau schon seit funfzehn Jahren todt sei. Diese Nachricht rührte mich so innig, daß ich kaum weiter forschen konnte. Also alles war todt, alles todt für mich, und ich nur noch übrig geblieben? An wen sollte ich mich anschliessen? Endlich erfuhr ich, daß noch eine Tochter von Herrn Philippson lebe, aber auch schon Wittwe sei. Wenn das Mariane wäre, fiel mir plötzlich

ein,

ein. Ich forschte genauer nach, und nach allen Umständen war sie es. Sogleich ließ ich mich zu ihr führen, und mich bei ihr unter dem Titel eines alten Freundes anmelden. Ich ward angenommen und trat ein zu ihr. Sie war allein, und stand bei meinem Eintritt auf. Welche Ueberraschung, welche seltsame Empfindung! Die, welche ich einst, als ein junges aufblühendes Mädchen verlassen hatte, fand ich jetzt als Matrone wieder. Aber ich erkannte sie in dem ersten Augenblick. Eine gewisse Wohlgenährtheit hatte die Züge des Alters gemildert, und sie äusserst kenntlich erhalten. Ihr Anblick erschütterte mich so, daß ich nichts als eine stumme Verbeugung machen konnte, und dann betroffen stehen blieb. Auch sie sah mich mit großer Bestürzung an, und da ich nicht redete, [illegible] sie an: ein alter Bekannter müssen Sie seyn, und ein wichtiger alter Bekannter, denn Ihre Züge machen einen tiefen Eindruck auf mich, aber ich besinne mich dennoch nicht, wo und wann ich Sie gesehen habe. Reissen Sie mich aus dieser Ungewißheit!

Unter-

Unterdeß hatte ich mich etwas gefaßt, und da diese Wiedererkennungsscene mir einiges Vergnügen machte, so sagte ich: vergißt man die alten Freunde so bald, daß man auch bei ihrem Anblick sich ihrer nicht mehr erinnert? Mein Gott, rief sie, auch die Stimme ist mir bekannt, und mein ganzes Innere bewegt sich dabei; sagen Sie mir, wer sind Sie!

Ich bemerkte, daß sie in eine würkliche Unruhe gerieth, und wollte sie nicht länger darin lassen. Erinnern Sie sich nur, fing ich lächelnd an, an den ersten Geliebten Ihrer Jugend, und Sie werden mich bald wieder erkennen. O Himmel, rief sie erstaunt, ist es möglich, sind Sie der gute liebe Martin? Ja, Sie sind es, mein Herz und mein Auge sagt mir es. Sie faßte mich bei diesen Worten bei der Hand, und fuhr fort: aber ich begreife kaum, daß Sie es sind; ich habe Sie für todt gehalten. Wo sind Sie gewesen, wo kommen Sie her, und warum sind Sie so lange ausgeblieben?

Es iſt leicht zu erachten, daß unſer Geſpräch nicht viel abriß, wenn ich ihr auch nur eine von ihren Fragen aufklären wollte. Aber an eine umſtändliche Erzählung konnte ich jetzt nicht denken. Wir waren beide zu freudig überraſcht, um einen langen zuſammenhängenden Faden des Geſprächs fortzuſpinnen. Wir hatten von ſo vielen Dingen mit einander zu reden, daß uns immer Fragen einfielen, die noch wichtiger waren, als die vorhergehenden. Endlich erinnerte ſie ſich an ihre frühe Liebe zu mir, und fing an, darüber ſo launigt zu ſcherzen, daß ich zum erſten Mal wieder mit in einen vergnügten Ton einſtimmte. Sie erzählte mir, auf welch eine feine Art ihr Vater ſie von ihrer Liebe zurück gebracht habe, und ſein Verfahren dabei war würklich ſo zweckmäßig geweſen, daß es empfohlen zu werden verdient.

Sie hatte mir viel zu erzählen, ich noch unendlich mehr, und es gereichte meinem Herzen zu keiner geringen Erleichterung, daß ich mich recht herzlich bei einem theilnehmenden Weſen ergieſſen konnte. Sie vermogte kaum über

ſich, meine Schickſale für wahr zu halten, ſo wunderbar ſchienen ſie ihr, und ich muſte ihr vieles zweimal erzählen, ehe ſie ſich davon überzeugen konnte.

Wir wurden noch heute ſo vertraut mit einander, wie wir es je geweſen waren. Ich lernte in ihrer Geſellſchaft fühlen, daß es noch Freuden für mich in der Unterhaltung mit andern gäbe; in ihr fand' ich ein Weſen aus der Vorzeit, das einzige Weſen, das noch von den Bekannten meiner Jugend übrig war, und dies feſſelte mich um ſo mehr an ſie.*)

Wir waren noch im Geſpräch begriffen, als ein Knabe von ohngefehr zwölf Jahren herein trat. Er hatte den Hut auf, und aus der Art wie ſie ihn anredete, ſah ich, daß es ihr Sohn ſei. Sie foderte ihn auf, mich höflich zu begrüſſen; ſtatt deſſen trat er vor mich hin, betrachtete mich mit einer frechen Miene, fieng überlaut an zu lachen, und lief dann mit

*) Hier folgt in dem Manuſcript die Geſchichte der Verheirathung Marianens mit dem jungen Kaufmann, die ſchon im erſten Bande erzählt iſt, und hier alſo ausgelaſſen wird.

mit großem Geräusch wieder zum Zimmer hinaus. Ich konnte nicht umhin, meine Verwunderung über diese Erscheinung zu bezeigen; aber Madam Elsaeth (so hieß Mariane jetzt) schwieg einige Augenblicke, und brach dann in Thränen aus. Sie klagte mir hierauf sehr schmerzlich, daß sie keinen größern Kummer in der Welt hätte, als einen ungerathnen Sohn erzeugt zu haben. Der Knabe, den ich so eben gesehen hätte, setzte sie hinzu, wäre es, und sie habe schon um seinetwillen so viel Kummer empfunden, daß ihr Leben dadurch gleichsam vergiftet würde.

Es schien mir unnatürlich und seltsam, daß ein so minderjähriges Geschöpf seiner größten Wohlthäterin, seiner Mutter, ihre Tage verbittern sollte, und ich gab ihr zu erkennen, daß es wohl Mittel geben müßte, einen so kleinen Knaben zu bändigen. Sie sind alle versucht worden, und alle umsonst gewesen, antwortete sie. Ich habe ihn den strengsten Aufsehern zur Zucht übergeben; und habe ihn auf auswärtige Anstalten geschickt und überall hat man ihn mir als unverbesserlich zurück ge-

Er-

gesandt. Die Natur hat ihn an Geist und Körper fühllos gemacht, und ihn mir zur Strafe in die Welt gesetzt.

Da ich merkte, daß dies Gespräch sie sehr angrif, so brach ich davon ab, aber es erweckte ein großes Verlangen in mir, sie von diesem bösen Buben zu befreien. Ich mußte ihr versprechen, am folgenden Tage wieder zu ihr zu kommen, und auch ohne dies Versprechen würde ich gekommen seyn; sie war das erste bekannte und theilnehmende Wesen, das ich in Europa wieder fand. Allmählig schlossen wir uns immer fester an einander. Ich merkte, daß nicht der ehemalige blühende Jüngling allein, daß auch der alternde Mann ihr noch theuer war. Und wenn ich meine Empfindungen untersuchte, so fand ich mehr noch; ich fand, was vielen wunderbar scheinen möchte, mehr Zuneigung in mir zu der alternden Matrone, als zu dem schmachtenden Mädchen. Mein Herz suchte etwas auf der Erde, woran es sich noch hängen könnte, und ich fand es in ihr. In frühern Jahren verbreitete sich meine Neigung über alles, was mir Vergnügen mach-

machte, und mir machte vieles Vergnügen; jetzt im beginnenden Alter waren die Gegenstände zur Freude seltner geworden, und ich heftete mich um so fester an den, der es noch für mein Herz war.

Nach diesen Bemerkungen wird es nicht schwer seyn, zu errathen, daß wir immer näher zusammen kamen, und endlich so nahe, um eine unzertrennliche Verbindung mit einander einzugehen. Eine lange schmachtende Liebschaft ging nicht vorher, sondern Mariane sagte, als ich meine Absicht äußerte: nun wohl, lieber Martin, wenn wir uns nicht im funfzehnten Jahre heirathen konnten, so wollen wir es im funfzigsten thun. Sie besiegelte diese Worte mit einem Kuß, und von dieser Zeit an betrachteten wir uns als Versprochene. Mariane hatte eine erwachsene Tochter, und einen erwachsenen Sohn, die beide schon verheirathet waren, und die eine zweite Verbindung ihrer Mutter nicht gern sahen; aber als sie hörten, daß ich die erste Liebschaft ihrer Mutter sei, und daß ich selber noch ein beträchtliches Vermögen besitze, so

beruhigten sie sich. Unsere Verbindung ward in der Stille vollzogen, und ich, der ehemals so sehnlich wünschte, Vater zu werden, ward jetzt auf einmal Vater und Großvater; denn die Kinder Mariannens hatten schon wieder Söhne und Töchter gezeugt.

Ob Jinny durch diese neue Verbindung aus meinem Herzen verdrängt ward, das würde vielleicht jedem, der diese Blätter sähe, zu fragen einfallen. Ich fragte mich selbst so; aber nein, eine achtzehnjährige Gewohnheit, mit einander zu leben, ließ sich sobald nicht verdrängen. Ich würde haben errathen müssen, hätte Mariane ganz in meinem Herzen lesen können: ich heirathete zum zweiten Mal, um meinem Gram Grenzen zu setzen, um durch Zerstreuung es dahin zu bringen, daß ich nicht ganz unglücklich sey Demohngeachtet empfand ich auch für Mariane eine innige Zärtlichkeit, und wenn es eine Person in der Welt gab, die meinen Schmerz lindern konnte, so war sie es. Die Rückerinnerung an längst verflossene Zeiten hat etwas sehr süßes, und das konnten wir im vollen Maaß mit einander genießen.

Wir hatten uns eben nach unserer Verbindung etwas eingerichtet, und lebten in großer Stille, als der jüngste Sohn Marianens wieder zum Vorschein kam, und zwar auf keine ganz ehrenvolle Art. Mariane hatte ihn seit unserer neuen Bekanntschaft auf eine Schulanstalt geschickt, und jetzt, nach einem Vierteljahre, sandte man ihn mit einem sehr niederschlagenden Briefe von dem Vorsteher der Schule zurück. Er meldete seiner Mutter, daß er sich zu diesem Schritt unumgänglich genöthigt gesehen hätte, damit seine übrigen Untergebenen nicht durch diesen Einen verdorben würden.

Ich war jetzt der Vater zu diesem Knaben, und wenn ich vorher nur den Wunsch hatte, ihn zu bessern, so hatte ich jetzt auch die Verpflichtung dazu. Mariane wollte ihn nach seiner Zurückkunft nicht sehen, und übergab ihn mir, nachdem sie ihm vorher hatte bekannt machen lassen, daß ich jetzt sein unumschränkter Gebieter sey.

Ich suchte erst das Uebel in seiner Quelle zu erforschen, und nahm den verrufenen Su-

seb mit in mein Zimmer. Ich nahm mir vor, schlechterdings so zu verfahren, als wenn ich nichts von seiner Verdorbenheit wüßte, und sprach mit ihm über mancherlei Dinge, wobei er mir immer eine dreiste, oft etwas freche Antwort gab. Es leuchtete aus seinen Reden Verstand und eine richtige Beurtheilungskraft hervor, zu gleicher Zeit aber zeigte sich auch in seinem Wesen eine gewisse Unverschämtheit, die kein Uebergewicht erkennen will. Um ihm dies demohngeachtet, wenigstens von Seiten der Kenntnisse, etwas fühlen zu lassen, gab ich ihm ein französisches Buch, und wies ihm eine Stelle zum Uebersetzen an. Das werde ich nicht thun, sagte er mit einer großen Kälte, und gab mir das Buch wieder zurück. Ich hatte Mühe, meine Fassung zu behalten, fragte aber dennoch ebenfalls mit Kälte: warum nicht? Weil ich Lust habe, jetzt etwas anders zu thun, war die Antwort. Wozu hast du denn jetzt Lust, fragte ich; ich will in den Garten gehen, und mir ein Beet umgraben, sagte er.

Ich wollte es nicht gleich anfangs auf das äußerste kommen lassen, und antwortete bloß:

bloß: gut, du kannst gehen, und wenn du Lust bekömmst, französisch zu lesen, so komm wieder hieher. Das werde ich, sagte er, und sprang hinweg.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Gärtner, und beklagte sich, daß Eusеb ihn geschlagen habe, weil er ihm keine Melonenpflanzen hätte geben wollen. Ich ließ ihm durch den Gärtner befehlen, daß er sogleich heraufkommen sollte, aber der Gärtner brachte mir die Antwort zurück: wenn ich was mit ihm zu reden hätte, so mögte ich zu ihm in den Garten herunter kommen.

Ich erstaunte über die unerhörte Keckheit eines so jungen Knaben, und klingelte sogleich nach einem Bedienten, dem ich samt dem Gärtner Befehl gab, ihn mit Gewalt heraufzubringen. Er hatte dies nicht so weit kommen lassen, sondern sobald er die Uebermacht merkte, erschien er freiwillig. Aber er stellte sich vor mich hin, und fragte in dem Ton eines Beleidigten, warum ich ihn mit Gewalt aus dem Garten hätte heraufholen las-

lassen, da er noch Lust gehabt hätte unten zu bleiben?

Die Dreistigkeit dieses Knaben setzte mich immer mehr in Erstaunen, und machte mir es schwer, nicht in Verlegenheit zu gerathen. Ich antwortete indessen noch immer mit Kälte: weil ich über dich zu befehlen habe, und du meinen Worten entweder mit Güte oder mit Gewalt gehorchen mußt. Er sah mich sehr trotzig an, und sagte: befehlen können Sie wohl, aber das Gehorchen bleibt in meinem Willen, sobald mir der Befehl nicht gefällt.

Du wirst künftig erfahren, antwortete ich, ob du recht geurtheilt hast. Jetzt will ich dir nur sagen, daß du mir nicht allein gehorchen mußt, sondern daß ich auch das Recht habe, dich zu bestrafen, wenn du etwas Böses gethan hast. Warum hast du den Gärtner geschlagen? Weil er es verdient hat, war seine Antwort. Wodurch? fragte ich. Dadurch, antwortete er, daß er mir keinen Gefallen erzeigen, und mir keine Melonenpflanzen geben wollte. Wenn er noch einmal ungefäl-

fällig ist, und mir so etwas versagt, so werde ich ihn noch mehr schlagen.

Dies alles wurde mit einem so zuversichtlichen Ton gesagt, als wenn er nicht vor seinem Vorgesetzten stände, sondern selbst der Befehlende wäre. Ich glaubte, daß ich mich diesem trotzigen und furchtlosen Knaben gleich von einer etwas strengen Seite zeigen müßte, ohne mich weiter mit ihm in Gründe einzulassen, und sagte: wenn ein Knabe, der unter meinem Befehl steht, einen alten Mann schlägt, so habe ich die Gewohnheit, ihn zwanzigmal so viel wieder schlagen zu lassen. Ich ließ ihn hierauf entkleiden, und bis aufs Blut mit Ruthen streichen. Der Gärtner, dem er schon sehr viel Leides zugefügt hatte, verwaltete sein Amt gut, und die Züchtigung würde selbst für einen Mann derb gewesen seyn. Ich bemerkte deutlich, daß er die Schmerzen empfindlich fühlte, denn er zuckte, und ward blaß; aber er gab keinen Laut von sich. Als er zwanzig Streiche empfangen hatte, ließ ich aufhören, und sagte, wofern er sich unterstünde, noch einmal jeman-

den

den im Hause zu schlagen, oder eine andere Bosheit auszuüben, so würde ich die heutige Züchtigung wiederholen, und vielleicht noch verstärken lassen. Er kleidete sich unterdeß ruhig wieder an, und sagte dann zu meinem Erstaunen folgende Worte zu mir: Scharfrichter! Wenn du in Afrika Sclaven besitzest, so kannst du sie so behandeln lassen, aber ich bin ein freigebohrner Mensch, und bei mir wirst du mit dieser niedrigen Tyrannei nie etwas würken. Bei diesen Worten ging er aus dem Zimmer.

Ich blieb in einer nicht geringen Verwunderung, selbst mit einigem Verdruß zurück. Ich fühlte, daß ich mir zu dem Anfange meines Geschäfts nicht Glück wünschen konnte, und wußte nicht, auf welche Art ich es fortsetzen sollte. Nach dem Schmähwort, das er mir beilegte, hätte ich eine neue noch empfindlichere Züchtigung über ihn müssen ergehen lassen; aber darunter hätte offenbar seine Gesundheit gelitten. Auch mußte ich fürchten, daß sein Herz noch erbitterter und unbiegsamer werden mögte, ohne die Hoffnung, etwas

was bei ihm auszurichten. Denn seine letzten Worte zeigten viel Entschlossenheit, und es lag ein Sinn darin.

Ich eilte zu Marianen, um ihr alles Vorgefallene zu erzählen. Daran erkenne ich ihn, rief sie; von seinem zartesten Alter an, hat er immer unumschränkt frei seyn, und ganz nach seinem Gutdünken handeln wollen, und keine Züchtigung hat ihn gebessert. Wir überlegten zusammen, welche Maaßregeln wir mit dem seltsamen Knaben ergreifen wollten, denn ich fühlte, daß der Weg, den ich eingeschlagen hatte, nicht zum Ziel führen würde. Aus seinem ganzen Betragen leuchtete hervor, daß er sich eher durch körperliche Züchtigungen würde aufreiben als bessern lassen, und dies konnte unser beider Wunsch nicht seyn; denn in dem Herzen der Mutter wohnte noch immer Zärtlichkeit für ihn, und ich selbst fühlte eine gewisse Zuneigung zu dem außerordentlichen Knaben, der so viel Verstand, so viel Entschlossenheit und so viel Muth zeigte. Es mußte also ein anderes Mittel zu seiner Erziehung ersonnen werden. Alles schien mir da-

von abzuhängen, daß er sich Zwang anthun, und mit etwas beschäftigen lerne, das ihm auch nicht gefiele. Mir fiel ein Mittel dazu ein, und Mariane billigte es; indem wir uns aber noch davon besprachen, liefen neue Klagen über Ungezogenheiten ein, die er verübt hatte, und die alle ihren Grund darin zu haben schienen, daß er in völliger Unabhängigkeit leben, und alle seine Wünsche befriedigen wollte.

Ich ließ ihn wieder in mein Zimmer rufen, oder gab vielmehr den Befehl, ihn mit Gewalt herbei zu bringen, wenn er nicht kommen wollte. Er erschien, und sah mich mit vielem Unwillen an. Ich aber erklärte ihm mit dem möglichsten Ernst und mit großer Kälte, da seine Mutter die Begegnung wäßte, die mir von ihm widerfahren wäre, und da beständig neue Klagen über ihn einliefen, so habe sie sich entschlossen, die Hand gänzlich von ihm abzuziehen, und sie würde sich künftig um seinen Unterhalt nicht bekümmern. Er mögte daher in der Folge selbst zusehen, wie er sein Brod verdienen wollte, da er auf die

Liebe

Liebe seiner Mutter, die ihn bis jetzt ernährt habe, nicht mehr ernähren dürfte. Auf meine Fürsprache indessen wäre sie willens, ihm noch ein Obdach ferner zu geben, damit er nicht auf einmal ganz verlassen wäre; aber für seinen Lebensunterhalt müsse er künftig selbst sorgen.

Er hörte mich mit grosser Aufmerksamkeit an, denn die Sache war ihm neu, und an der Art, wie ich sie vortrug, merkte er wohl, daß sie ernstlich gemeint sey. Wovon soll ich denn leben? fragte er, als ich geendigt hatte. Hast du nichts gelernt, womit du was verdienen kannst? war meine Gegenfrage. Er besann sich eine Weile und sagte dann: ich kann schreiben. Kannst du recht leserlich und richtig schreiben, fragte ich, damit die Sachen gebraucht werden können? O ja, sagte er. Gut, antwortete ich, geh auf dein Zimmer, ich werde sehen, ob ich dir einigen Verdienst zuweisen kann. Er ging sehr gedankenvoll weg, denn sein richtiger Verstand sagte ihm, daß ihm nicht Unrecht geschähe.

Um ihm keine ganz unangenehme Beschäftigung zu geben, brachte ich ihm den Lebenslauf des Marquis von Castro zum Abschreiben. Meine Absicht war, ihn zugleich zu unterhalten, und Geschmack an der Arbeit beizubringen. Dabei versprach ich ihm einige Groschen für jeden Bogen, den er gut geschrieben liefern würde

Es war Abend, und er hatte nichts zu essen; er setzte sich also gleich wieder zum Schreiben. Ich wunderte mich über diese Biegsamkeit, denn ich hatte geglaubt; er würde Einwendungen gegen die neue Einrichtung machen; aber zum Glück besaß er einen gewissen Ehrgeiz, und der Gedanke, sich selber schon sein Brod zu verdienen, schien ihm nicht unangenehm. Der Abend wurde also mit Schreiben hingebracht, wiewol ohne Essen, und am andern Morgen hatte ich die Freude, daß er mir einen ziemlich gut geschriebenen Bogen überlieferte. Ich tadelte einiges daran, gab ihm aber sogleich das bestimmte Geld dafür, welches er denn auch sogleich anwendete, sich Frühstück holen zu las-

lassen. Der Anfang war gut. Auch den Vormittag hindurch beschäftigte er sich einige Stunden, und vollendete einen neuen Bogen, wofür denn das Mittagsbrod geholt ward.

Als er mir ihn brachte, fragte ich ihn über manches in dem Lebenslauf des Marquis von Castro, und ich merkte, daß er ihn mit Nachdenken las. Aber zugleich machte er auch eine Anmerkung darüber, die mich in ein unangenehmes Erstaunen setzte. Er sagte nehmlich, der Marquis von Castro sei schon in der Jugend ein grosser Thor gewesen, daß er ein solches Leben ertragen habe. Was hätte er denn thun sollen? fragte ich ihn. Sich ein Messer ins Herz stoßen, antwortete er ganz kaltblütig.

Diese Aeusserung bei einem zwölfjährigen Knaben, fiel mir so auf, daß ich eine Zeitlang verstummte, und ihn bloß mit Verwunderung ansah. Dann fragte ich ihn: wüßt du den Grund wissen, warum ers nicht that: ja, sagte er; weil er frömmer und besser, wie du war, antwortete ich ganz trocken. Dämmer,

mer, wollen Sie sagen, entgegnete er, und gieng zur Thür hinaus.

Ich hatte eine Reise um die halbe Welt gemacht, aber etwas ähnliches war mir in zweien Welttheilen nicht vorgekommen. So viel Verstand, so viel Ruchlosigkeit, so viel Frechheit in einem zwölfjährigen Knaben schien mir unerhört. Ich fühlte immer mehr, welch ein schweres Geschäft ich übernommen hatte, ob es mir gleich deuchte, daß sein Herz nicht ganz verdorben sei.

Am Nachmittage liefen Klagen über ihn ein, daß er eine Hausmagd geschlagen habe, weil sie ihm nicht auf Vorschuß Chokolade kochen wollen; auch hatte er in der Wuth einige kostbare Gefäße zerbrochen. Ich gab sogleich Befehl, daß er nach seinem Zimmer gebracht würde, und begab mich bald darauf zu ihm. Ohne meinen innern Verdruß weiter zu verrathen, kündigte ich ihm an, daß seine Mutter beschlossen hätte, ihn künftig als Gefangenen in seinem Zimmer zu behalten, weil er in der Freiheit bloß Bosheiten ausübte, oder, wenn ihm dies nicht anstünde, ihn sogleich aus dem

Hause

Hause zu verweisen, ohne daß er es je wieder betreten dürfte. Er möchte wählen, und sich künftig in sein Schicksal zu finden suchen, das er sich selbst zugezogen habe.

Er wählte das erste, denn sein Ehrgeiz ließ es nicht zu, sich aus dem Hause stossen zu lassen, und blieb in seinem Zimmer. Ich ließ sogleich seine Bücher und andere Bedürfnisse dahin schaffen, so daß er es nie zu verlassen brauchte, aber zugleich ließ ich ihn auch, wie einen wirklichen Gefangnen fest einschliessen, denn es schien mir, daß ich gegen diesen Knaben nicht anders, wie gegen einen erwachsenen Ruchlosen verfahren könnte. Er ließ alles mit vieler Ruhe über sich ergehen, lieferte aber gegen Abend einen so schlecht geschriebenen Bogen, daß er fast ganz unbrauchbar war. Ich sandte ihm indessen das bestimmte Geld, und ließ ihm dabei sagen, daß er künftig besser schreiben müsse, widrigenfalls könne ich das Geschriebene nicht gebrauchen. Am andern Morgen erhielt ich einen noch weit schlechter geschriebenen Bogen, äusserst weitläuftig, schmutzig und unleserlich. Ich schickte

ihm

ihm denſelben ſogleich zurück, mit dem Bedeuten, daß ich ihn für eine ſo unbrauchbare Arbeit nicht bezahlen könne.“ Er hatte ſich gegen dieſe Zurückſendung aufgelehnt, und hartnäckig behauptet, daß er ſeine Arbeit nicht umſonſt wegwerfen könnte, aber da ich bei meiner Weigerung beharrte, ſo mußte er ſeinen verdorbenen Bogen behalten.

Es war Mittag, und der kleine Gefangene, der nicht gefrühſtückt hatte, mußte wenigſtens ſein Mittagsbrod zu verdienen ſuchen. Er ſchickte mir würklich gegen Mittag einige Bogen, aber als ich ſie unterſuchte, ſo war der verdorbene mit dabei, und ein neuer gänzlich unbrauchbarer. Demohngeachtet ließ er für beide beſtimmt das Geld fodern. Ich glaubte, daß ich hier ſchlechterdings keine Nachgiebigkeit zeigen müſſe, wenn ich nicht alles wieder verderben wollte. Ich ſandte ihm alſo beide Bogen zurück, und ließ ihm dabei ſagen, wenn er mir keine beſſere Arbeit liefern wolle, ſo könnte ich ihm ferner nichts auftragen, und er möge ſorgen, wie er auf eine andere Art ſein Brod verdiene. Er hatte bei dieſer Nachricht

eicht fürchterlich getobt, und der Bediente war nur eben seinen Mißhandlungen entsprungen.

Es war Nachmittag, und Eusebh hatte weder gefrühstückt, noch zu Mittag gegessen; denn daß das Gesinde ihm nichts heimlich zustecken würde, davon war ich überzeugt, weil er zu sehr von demselben gehaßt wurde. Um drei Uhr schickte er eine Magd mit dem nämlichen Bogen zu mir, und ließ äusserst trotzig fragen, ob ich ihn nicht bezahlen wolle? Ich verneinte es von neuem, und ließ ihm zugleich sagen, für so schlechte Arbeit würde er nie etwas von mir erhalten, und wenn er verhungern müßte, aber so bald er einen so guten Bogen liefere, wie die beiden ersten gewesen wären, solle er sogleich seine Bezahlung haben.

Es dauerte nicht lange, so kam die Magd mit großem Geschrei zurück, und rief mit todtblassem Gesicht: Eusebchen hat sich erstochen, Eusebchen hat sich erstochen! Ich erschrak heftig, denn so weit ich den Knaben kannte, durfte ich dies für keine Unmöglichkeit halten. Als ich zu seinem Zimmer kam, fand ich ihn

an der Erde in Ohnmacht liegen, und eine Menge Blut um ihn her. Er hatte sich mit einem Federmesser einen Stich in die Brust gegeben. Ich ließ ihn sogleich auf das Bette bringen, und sandte nach einem Wundarzt; aber ich verbot, daß der Mutter etwas von dem Vorfall gesagt würde.

Eine heftige Unruhe bemächtigte sich meiner, indem ich nicht wußte, ob seine Wunde nicht tödtlich sei. Man wandte indessen einige Mittel an, ihn zu sich selbst zu bringen, und er schlug die Augen wieder auf. Wo bin ich denn? fragte er mit etwas matter Stimme, und schien sehr schläfrig, denn er hatte viel Blut verlohren. Ich bekam etwas Hofnung, da er wenigstens reden konnte, und sagte: Du bist in dem Hause Deiner Eltern, die sehr vielen Kummer um Dich haben.

Unterdeß kam der Wundarzt, und untersuchte die Wunde. Ich war wie gepeinigt während der Zeit, und meine Unruhe sollte noch länger anhalten, denn der Wundarzt erklärte, daß er erst nach dem zweiten Verbande be-

bestimmen könnte, ob sie gefährlich sei. Ich hatte einst mit Jinny so sehnlich gewünscht, Kinder zu bekommen, jetzt sah ich, daß man mit ihnen noch unendlich unglücklicher seyn könne, und daß man sich wenigstens gute Kinder wünschen müsse. Meine Hofnung verließ mich jetzt beinahe ganz, je diesen Knaben für die menschliche Gesellschaft zu bilden, da er zu einer solchen That fähig war. Demohngeachtet konnte er unmöglich so aufwachsen. Unter den Hottentotten, und unter einer noch wildern Nation, konnte er bei seinem Betragen nicht in Frieden leben; wie hätte dies in einem gebildeten Staat geschehen können, wo so viele Zwangsverhältnisse sind? Ich begann allmählig die Liebe zu diesem Knaben zu verliehren, als er mir so vielen Kummer machte.

Als das zweite Verband aufgelegt war, hörte ich von dem Wundarzt, daß die Wunde zwar nicht tödtlich, aber langwierig zu heilen seyn würde, weil sie tief in die Brust gegangen sei, und durch das Athemholen immer von neuem gereizt würde. Ich benachrichtigte nun Mariane mit der gehörigen Vorsicht von

diesem Vorfall, und zu meiner Verwunderung bezeigte sie kein so großes Schrecken darüber als ich vermuthete. Wenn es nur zu seinem Besten anschlägt, sagte sie, so mag er sich immer gestochen haben! Er bestraft sich selbst für seine Bosheiten. Sie mußte unbeschreiblich viel von dem Buben gelitten haben, daß sie bei einer so äusserst traurigen Nachricht so gelassen blieb, und ich konnte selbst von der kurzen Zeit an, die ich mit dem ungerathnen Knaben zu thun hatte, auf ihre Leiden schließen.

Das verlohrne Blut, und die Stiche, die er in der Brust fühlte, machten ihn ziemlich ruhig bei seiner Krankheit, und das Gesinde berichtete, daß nie so gut mit ihm umzugehen gewesen sey, wie jetzt. Ich besuchte ihn nach einigen Tagen, aber da ich glaubte, der Schein, als wenn er uns durch einen Selbstmord großen Kummer verursachen könne, müsse schlechterdings vermieden werden, so sagte ich ihm: wenn er sich einmal hätte umbringen wollen, so hätte er seinen Ort besser wählen sollen, um uns auf einmal von sich zu befreien. Denn an dem Verlust eines Kin-

des

des, das uns so vielen Kummer machte, könne uns unmöglich viel liegen. Wenn wir ihm jetzt Hülfe leisteten, so geschähe es aus Mitleiden, und um ihn einer künftigen Bestrafung zu entreißen, welche die Selbstmörder in jener Welt zu erwarten hätten.

Er hörte mich mit großer Aufmerksamkeit an, und blieb gelassener, als ich vermuthete. Die Krankheit schien einen großen Einfluß auf seine Seele zu haben, und dies war mir nicht unangenehm. Ich verhinderte dabei, daß Mariane nicht zu ihm ging, um nicht durch eine zu frühe Nachgiebigkeit alles wieder zu verderben. Ihm sagte ich aber, daß seine Mutter ihn nicht sehen wollte, weil er ihr vor der Welt so viele Schande gemacht habe.

Nach sechs Wochen war er so weit hergestellt, daß er wieder ausserhalb dem Bette seine Zeit zubringen konnte, und nun ward er auch allmählich wieder ungestümer. Von allen Seiten liefen Klagen über ihn ein, und das Gesinde wollte ihn nicht länger warten. Es war jetzt alles mit ihm versucht, körperliche

liche Züchtigung, Drohung, Gefängniß, Entziehung seiner Bedürfnisse, und von diesem letzten Mittel hatte ich mir am meisten versprochen; was blieb noch übrig, wenn auch dies fehlschlug? Ich schämte mich fast, daß ich nicht im Stande seyn sollte, einen zwölfjährigen Knaben zu bändigen. Was ist denn das, dachte ich, wodurch die Menschen am tiefsten gebeugt werden? Seelenleiden! Diese waren bei ihm noch nicht angewandt, und zu ihnen hatte ich das meiste Zutrauen. Unter den Seelenleiden schien mir Furcht vor einem künftigen Uebel das schrecklichste, und dies beschloß ich auf ihn würken zu lassen. Denn ich glaubte, daß jetzt die Zeit sey, ihn zu bessern, oder nie.

Ich entwarf folgenden Plan. Als er beinahe gänzlich wieder hergestellt war, und ich mich bei ihm befand, trat ein Mann ins Zimmer, der wie ein Gerichtsdiener gekleidet war, und machte von Seiten der Obrigkeit bekannt, daß ihr zu Ohren gekommen sey, wie Eusebius Eleuterius sich selbst habe ermorden wollen, jetzt aber von der Wunde, die er sich

sich zu diesem Behuf beigebracht habe, wieder hergestellt sey; sie sey also entschlossen, die Strafe über ihn zu verhängen, die gewöhnlich für Selbstmörder bestimmt wäre. Wie? Was? fragte ich voll Verwunderung. Es thut mir leid, antwortete der Gerichtsdiener, daß ich Ihnen eine so unangenehme Nachricht bringen muß, aber ein hochedler Magistrat glaubt, daß er diese unerhörte Bosheit eines zwölfjährigen Knaben nicht ungestraft lassen dürfe, sondern andern zum warnenden Beispiel aufstellen müsse, damit kein Unglück über die Stadt komme.

Der Mann spielte seine Rolle vortreflich, und ein Erwachsener würde sich von seinem nachdrücklichen Vortrage haben täuschen lassen. Ich aber wandte mich zu Eusеb, und sagte: da sind die Folgen Deiner Unthat! Du wirst deine beiden Eltern noch vor Gram ins Grab bringen. — Kann die Sache nicht mehr abgeändert werden? fragte ich darauf den Gerichtsdiener. Ich glaube nicht, antwortete dieser, denn ein hochedler Magistrat ist zu aufgebracht, daß hier in der Stadt ein solches

ches Aergerniß gegeben ist. Worin besteht denn die Strafe eines Selbstmörders? fragte Eusebb jetzt ziemlich ruhig. Ich habe zwar nicht die Erlaubniß, junger Herr, antwortete der Gerichtsdiener, so etwas vorher zu sagen, aber damit Sie sich darnach richten können: er wird drei Tage hinter einander auf einer Schandbühne ausgestellt, mit einem Zettel an der Brust, woran mit großen Buchstaben die Worte stehen: Strafe eines Selbstmörders. Wann wird denn das geschehen? fragte Eusebb dringend. In sechs Wochen, am Jahrmarkte, wo die meisten Menschen in der Stadt sind, antwortete der Gerichtsdiener.

Ich sah, daß Eusebb zuerst blaß, und sodann feuerroth ward. Ehrgeiz war das einzige noch übrige Gefühl, wodurch er angegriffen werden konnte, und hiebei war er jetzt sehr scharf gefaßt. Wohl, dachte ich, wenn nur eins würkt. Der Gerichtsdiener überreichte mir, nachdem er Eusebb seine Strafe angekündigt hatte, einen großen Bogen mit dem Siegel und der Unterschrift des Magistrats, worin mir aufgegeben ward, mei-

den Stiefsohn bis zum Termin des nächsten Jahrmarkts in strenger Verwahrung zu halten, und bei 100 Thlr. Strafe dafür zu stehen, daß er sodann dem Magistrat ausgeliefert werde. Sobald ich dies gelesen hatte, warf ich das Papier dem bestürzten Knaben hin, und ging voll Unruhe auf und nieder. Welche Schande werden wir an dem ungerathnen Buben noch erleben, rief ich schmerzlich; was wird die arme Mutter empfinden!

Unterdeß las Euseb die Schrift, und da ich genau auf ihn Acht gab, so schien es mir, als wenn plötzlich in sein Gesicht, das vorher voll Angst und Verlegenheit war, die Ruhe wiederkehrte. Er gab mir sie zurück, und fragte: werden Sie zugeben, daß man mich so behandele? Ich kann gegen die Befehle der Obrigkeit nicht, antwortete ich, und überdieß muß ich gestehen, daß Du Dein Schicksal verdient hast, wenn auch wir unverdient dabei leiden. Gut! sagte er; wo werden Sie mich gefangen halten? Auf dem Zimmer, wo Du vorher gewesen

bist,

bist, war meine Antwort. Ich will gleich dahin, rief er.

Unterdeß sagte der Gerichtsdiener: ich bekomme etwas für meine Mühe; und als er es empfangen hatte, gieng er weg. Eusseb drang darauf, sogleich nach seinem Zimmer gebracht zu werden, und ich gab es zu. Indeß sorgte ich dafür, daß weder ein Messer, noch irgend ein andres Werkzeug da war, womit er sich hätte gefährlich verletzen können. Die Fassung, womit er in sein Gefängniß gieng, war mir, fast könnte ich sagen, fürchterlich. Sie schien mir anzudeuten, daß auch dies letzte so raffinirte Mittel ohne Würksamkeit seyn würde. Tausendmal dachte ich jetzt daran, wie ungestüm ich einst mit Jinny Gott um Kinder gebeten hatte, und tausendmal fühlte ich, daß es unendlich besser sei, keine Kinder zu haben, als so vielen Kummer mit ihnen zu erleben. Es schien recht, als wenn mir die Vorsehung dies Leiden zuschickte, um mir zu zeigen, wie weise oft Gott die Gebete der Menschen nicht erhöre.

Eusseb

Eusebb blieb mit großer Gemüthsruhe in seinem Gefängniß, und ich sann darauf, ob kein Seelenleiden in der Welt sei, das diesen Knaben niederzubeugen vermögte. Er überhob mich der Mühe, denn eines Morgens meldete der Bediente, daß das Zimmer Eusebs von inwendig verschlossen sei, und daß es weder auf sein Rufen noch auf sein Anklopfen geöffnet würde. Es ahnete mir gleich ein neues Unheil, und ich eilte hin, es zu erfahren. Ich rief Eusebb, aber umsonst; ich klopfte mit großem Geräusch an, und das Zimmer blieb verschlossen. Meine Unruhe stieg sehr hoch, und ich ließ Anstalt machen, die Thür mit Gewalt zu erbrechen. Da sie inwendig verriegelt war, so konnte dies nur mit großer Mühe geschehen. Endlich sprang sie auf, und ich trat in ein leeres Zimmer, denn Eusebb war fort. Mein Erstaunen konnte nicht geringe seyn. Das Zimmer lag zwei Treppen hoch, und gieng in den Garten, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Ein Fenster stand offen, und als ich heran trat, sah ich, daß

Bett-

Betttücher, Hemden und Schnupftücher an einander geknüpft waren, die bis auf die Erde herabhingen. An diesen hatte sich der kühne Knabe heruntergelassen, und ich konnte keine Spur mehr von ihm entdecken. Auf dem Tisch lag ein Zettel mit folgenden Worten:

„Um Ihnen und mir die Schande zu „ersparen nehme ich die Flucht. Die hun„dert Thaler, die Sie als Strafe bezahlen „müssen, können Sie als meine Erziehungs„kosten rechnen.

„Euseb Elésleeth."

Trotz der unangenehmen Empfindung, die ich hatte, alle meine Pläne gescheitert zu sehen, mußte ich die Entschlossenheit des Knaben bewundern, der erst eben von einer so schmerzlichen Krankheit wieder hergestellt war. In allem, was er that, lag etwas, das keinen gemeinen Menschen verrieth. Große Anlagen schimmerten aus ihm hervor, das konnte ich mir nicht verhehlen; aber leider traf auch hier die Bemerkung ein,

ein, daß sehr oft große Anlagen von großen Fehlern begleitet sind. Die Genies glänzen auf der einen Seite und auf der andern starren sie von Schmutz.

Mein erstes aber herbes Geschäft, nachdem man die Flucht Eusebs entdeckt hatte, war, Marianen davon zu benachrichtigen. Ich glaubte, daß sie jetzt äußerst unzufrieden mit meiner Erziehung seyn, und den Verlust ihres Sohns bejammern würde. Ich irrte mich. Ihre mütterliche Zärtlichkeit ward von dem Kummer überwogen, dem sie bei seiner Erziehung entgegensah. Ist er entlaufen, sagte sie, so bin ich ihm weiter keine mütterliche Pflichten schuldig, und wenn ich ihn nie wieder sehe, so erspare ich mir den tiefsten Gram, der je mein Herz angegriffen hat.

Wir fanden im Garten eine Leiter an die Mauer gelehnt, vermittelst welcher er über dieselbe gestiegen war, und von dieser Zeit an erfuhren wir nie das geringste, was aus ihm geworden sei. Von dieser Zeit an,

endig-

endigten auch die merkwürdigen Begebenheiten in meinem Leben gänzlich. Ich brachte meine Tage in Ruhe und Stille mit Marianen hin, wozu wir beide geneigt waren; ich aber am meisten. Das viele Wunderbare, das ich erlebt hatte, brachte in mir den Wunsch hervor, nichts dergleichen mehr zu erleben, wegen der Unruhe, die gewöhnlich sich damit verband. Wir sahen fast niemanden, als die Kinder und Enkel Marianens, denn ich empfand in mir eine fast unüberwindliche Neigung zur Einsamkeit, und gleichsam eine Furcht vor einer Anzahl von Menschen. Meine Geschichte ward wie ein Familiengeheimniß aufbewahrt, und ich verbarg sie sorgfältig vor der Welt, um nicht Neugierige zu mir zu locken. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, das Augenmerk der Menschen zu seyn.

Zehn Jahr verflossen in meiner Verbindung mit Marianen in einem stillen Glück, wo ein Tag dem andern glich, und ich genoß auch in dieser Zeit einen Vorzug, den

ich

ich mein ganzes Leben hindurch genossen hatte: ich wurde nicht krank. Wäre ich mit Marianen verbunden worden, als sie im achtzehnten Jahr eine so heftige Neigung zu mir empfand, und mich Herr Philippson nach Amsterdam schickte, so hätten wir unsere goldene Hochzeit gefeiert; aber meinen Lebenslauf hätte ich nicht schreiben können. Er wäre wie so vieler Tausender Lebenslauf verflossen, ohne große Leiden, ohne großes Glück. Jetzt bin ich vor allen, die ich kenne, herausgehoben, und die Merkwürdigkeiten meines Lebens füllen einen großen Raum. Auch für diese seltneren Schicksale danke ich der Vorsehung, denn sie hat mich auch aus den verzweiflungsvollsten Lagen mit großer Gnade errettet.

Ein herber Schlag stand mir noch bevor. Eines Abends, als ich mit Marianen eben mich zur Ruhe begeben wollte, rief sie plötzlich: o Gott wie wird mir! und in dem Augenblick sah ich sie umsinken. Ich hatte kaum so viel Zeit, sie in meinen Armen

men aufzufangen, und sie lag erstarrt an meiner Brust. Ich rief um Hülfe, und der Arzt ward geholt. Er erklärte, daß der Schlag sie gerührt habe, und daß sie schon todt sei.

Also auch meine zweite Gattin mußte ich begraben, und es geschah mit blutendem Herzen. Nun schien ich mir ganz einsam auf der Erde, und meine Abneigung vor der Gesellschaft der Menschen wuchs noch mehr. Ich suchte einen Ort, wo ich in der tiefsten Stille mein noch übriges Leben hinbringen könnte, und ein gewisses inneres Gefühl rief mich nach Wesel. In dieser Stadt hatte meine erste Wohlthäterin, die damalige Wittwe des edlen Pfarrers, meines Pflegevaters, mich so mitleidsvoll aufgenommen, als ich dem ungerechten Magister entfloh, hier hatte ich den ersten Schritt zu meiner nachmaligen wunderbaren Laufbahn gethan, und hier wünschte ich mein Leben, von niemanden gekannt, zu enden. Ich eilte, meine Sachen in Ordnung zu bringen, nahm

von

von meinen wenigen Bekannten Abschied, und reiste nach Wesel. Zwei Geschöpfe aus meiner alten Bekanntschaft waren bei mir: die treue Babet, die mich nicht verlassen wollte, und der Affe, der einst in dem Walde auf der Weihnachtsinsel zu mir kam, und der noch immer lebte. Dies Thier hätte ich um keinen Preis von mir gelassen; es war ein äußerst lebhaftes Andenken an mein ehmaliges Schicksal.

Der Zufall wollte es, daß an einem Ende der Stadt Wesel ein Haus mit einem Garten zu verkaufen war. Ich kaufte es, ließ in der Tiefe des Gartens ein Haus nach der Form und Einrichtung erbauen, wie mein erstes Haus auf der Insel gewesen war, und bezog es mit meinen beiden Gefährten. Das Leben auf dem Weihnachtseilande hatte trotz den mancherlei Beschwerden, die damit verbunden waren, einen so angenehmen Eindruck in mir zurückgelassen, daß ich ein ähnliches noch einmal zu führen wünschte, und ich suchte meinen

äußern Zuſtand darnach einzurichten. Ich ſuchte mir alle Thiere wieder zu verſchaffen, die damals um mich her waren, und ſie mußten mir noch einmal die Menſchen erſetzen. Dabei ſuchte ich alle Früchte der wärmern Länder um mich her zu erziehen, und mein Geiſt und Körper fand eine angenehme Beſchäftigung dabei. Ein zweites Weihnachtseiland entſtand in einem Garten zu Weſel.

Ich lebte eine lange Reihe von Jahren in der tiefſten Einſamkeit. Das Schickſal, das die erſte Hälfte meines Lebens mit ſo wunderbaren Begebenheiten durchwebt hatte, ließ die zweite Hälfte um ſo ruhiger und einförmiger verfließen.

Dreißigmal hatte ich ſchon den Frühling in meinem Garten aufblühen ſehen, ohne ihn zu verlaſſen, und war jetzt neunzig Jahr alt, als ein Fremder, trotz allen Vorkehrungen, die ich gemacht hatte, nicht überraſcht zu werden, mich dennoch überraſchte, und in meine Einſamkeit eindrang. Ich erſchrak

über

über seine Gegenwart, und würde darüber erschrocken seyn, wenn ich auch mehr an menschliche Gesellschaft gewöhnt gewesen wäre; denn sein Anblick war mindestens auffallend. Er hatte viele Narben im Gesicht, die von Säbelhieben herzukommen schienen, und dabei einen etwas wilden Blick. Sein Alter schien mir ohngefehr funfzig Jahr alt zu seyn. Er fragte mich, ob ich der Herr Bubold sei, der mit der verwittweten Elsfleeth, gebohrnen Mariane Philippson, vor vielen Jahren vermählt gewesen wäre? Als ich ihm dies bejahte, fragte er weiter, ob ich ihn kenne? Ich konnte mich schlechterdings auf keinen Menschen besinnen, der mit diesem Fremden aus meiner Bekanntschaft Aehnlichkeit gehabt hätte, und verneinte es. Es ist kein Wunder, sagte er, daß Sie mich nicht kennen, denn der ehmalige Knabe Enseb, der Ihrer Erziehung übergeben war, mag wohl sehr von dem Manne verschieden seyn, der jetzt vor Ihnen steht. Ich bin Ihr Stiefsohn, der aus dem Fenster im zweiten Stockwerk entwischte, und in die Welt

gieng. Hier können Sie mehr von mir erfahren. Er überreichte mir bei diesen Worten ein Paket Schriften, und ehe ich noch meine Verwunderung über seine Gegenwart zu erkennen geben konnte, war er verschwunden.

Ich untersuchte die Papiere, die er mir gab, und fand seinen Lebenslauf, einen merkwürdigen, wichtigen Lebenslauf; da mein Geist noch hell dachte, und ich Muße genug in meiner Einsamkeit hatte, so übersetzte ich ihn in die französische Sprache, und legte ihn zu meinem Lebenslaufe, und dies soll die letzte anhaltende Arbeit seyn, die ich hier auf der Erde vollbringe. *) Körper und Geist sehnen sich nach Ruhe.

* * *

Die Vorsehung hat mich noch einige Jahre auf der Erde erhalten, und ich lebe in

*) Vielleicht daß auch dieser Lebenslauf einst ans Licht tritt.

in dem höchſten menſchlichen Alter. Meine Seele iſt ruhig, wie ein Bach, der auf einer ebnen Fläche langſam hinfließt, und bald im Sande ſich verliehren wird. Auch mein Körper leidet keine Schmerzen, aber er iſt hinfällig, wie ein welkendes Blatt im ſpäten Herbſt. Mein Ohr hört ſchwer, und mein Auge wird ſo dunkel, daß ich kaum dies noch hinzuſchreiben vermag. Ich habe kein anderes Vergnügen mehr auf der Erde, als an jenes Leben zu denken. Auch iſt es eine ſtille Wonne für mich, die Größe Gottes im Geiſt anzuſchauen, und meine nahe Vereinigung mit dieſem unbegreiflich erhabenen Weſen zu betrachten. Ich fange das Leben jenſeits des Grabes ſchon hier an. Lange hat mein irdiſches Leben gedauert, und ich bin geſättigt davon; jeden Augenblick bin ich bereit, mich in mein Grab zu legen und zu ſterben. Aber nach dem künftigen Leben durſtet mein Geiſt, nach dem ewigen, ewigen Leben. Denn nur ein ewiges Leben iſt genug für meinen Durſt. Da werde ich meine Jinny, meine Mariane wiederſehen.

derſehen, nicht als Gattinnen, ſondern als verklärte Weſen, die eine unnennbare Freude mit mir empfinden. Ich habe oft in den Stunden der Mitternacht, wenn mein Auge nicht ſchlummern kann, einen Vorſchmack von dieſer Freude; ſie überſtrömt meine ganze Seele, und alle Freuden der Erde, alle Genüſſe des Körpers ſind ein Schatten dagegen. Darum verlangt mich nach der Auflöſung dieſes Leibes, und ſein allmähliges Hinſinken verkündigt mir, daß ſie bald kommen wird. Gute Nacht, du Leben der Erde! Gute Nacht, du Sonne, du Mond, und ihr ſchönen glänzenden Sterne! Es wird dunkel, und die ganze Schöpfung geht mir unter; aber bald geht ſie mir wieder hell auf, und der Morgen wird ſchön ſeyn.

## Bücher in Joh. Chr. Hendels Verlage.

Abentheuer des Prieſterfeindes Beelzebub. Eine Geiſtergeſchichte der neueſten Zeit, von C. L. A. v. Sennert. Mit Kupf. 8. 16 Gr.

Andrä, F. H. Die Familie im Schwarzwalde; wahre Geſchichte. Zwey Theile. (Mit einer Kupferſcene.) 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ausſchweifungen. Heft 1. 2. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Bemerkungen über die Sämſt Forſtwirthſchaft und Forſtkultur, nebſt den Qualitäten einiger Waldbeſitzer, ſo wie deren Forſtbedienten. Auch Vorſchläge gegen ſo vielerley Uebel, welche die Forſtkultur verhindern. Von einem durch Sachſ. reiſend. Forſtmann. 8. 6 Gr.

Blumenau, F. W. ſtatiſtiſch-geographiſch-topographiſche Beſchreibung von Egypten. Aus den Nachrichten der neueſten und beſten Reiſenden zuſammengetragen. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Catharina II. Kaiſerin von Rußland und Selbſtherrſcherin aller Reuſſen; ein biographiſch-karakteriſtiſches Gemälde v. H. K. Andrä. 8. 12 Gr.

Diana, das Kind der Natur. 8v. 12 Gr.

Elpin. Eine Geſchichte in Briefen. 8. 8 Gr.

Entzifferung der drey wichtigſten Vorurtheile unſerer heutigen Welt. Von einem Schleſiſchen Edelmanne. 8. 8 Gr.

v. *Groſſe*, C. Mq. Geſchichte der Schweiz. B. I. 8. 1 Thlr.

—— die Schweiz; (geographiſch- und ſtatiſtiſchen Inhalts.) 2 Bände. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

—— der Genius, aus den Papieren des M. v. G. 3 Theile, nebſt 4ten Theils 1ter u. 2ter Abſchnitt. *complet.* 2 Thlr. 8 Gr.

—— kleine Romane. 4 Bde. 8. 3 Thl. 14 Gr.

—— Briefe über Spanien. 2 Bde. 8. 16 Gr.

—— la Paliniere. 8. 6 Gr.

—— Liebe und Treue. 2 Bde. 8. 1 Thl. 4 Gr.

Hand-

Handbuch für den Bürger u. Landmann. 1ter Theil, für Oeconomen. 2ter Theil, für Baum- Blumen- und Gartenliebhaber. 3ter Theil, enthält Mittel gegen Krankheiten der Menschen und Thiere. 4ter Theil, ist nützlicher Anhang zu den vorigen 3 Bänden. 8. 1 Thlr.

Ildefon, ein Lebens- und Sittengemälde, aus ächten Quellen geschöpft. 8. 10 Gr.

Karl und Klärchen. Eine Szene aus dem letzten Kriege. 8. 20 Gr.

Liderich, Graf v. Flandern; eine historische Novelle aus dem 7ten Jahrhundert. 2 Thle. 8. 16 Gr.

Reisebemerkungen, neue, in und über Deutschland. 1—5ter Band. 8. compl. 3 Thlr. 18 Gr.

—— 6ter Band: oder unterhaltende topographisch-statistische Beschreibung einer Sommerreise durch die Provinzen Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg und Barby. 3 Theile. 8. (jeder Theil 12 Gr.) 1 Thlr. 12 Gr.

Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer; oder der größte Abentheurer unsers Jahrhunderts. 4 Thle. 8. 3 Thl. 2 Gr.

Sinnenis, S. mütterlicher Rath an meine Tochter, wie sie die glücklichste Gattinn, Mutter und Hausfrau werden könne. 2te vermehrte Auflage. 8. 20 Gr.

Szenen aus dem Leben Friedrichs des Großen, dramatisch bearbeitet. Erster Band. 3 Szenen enthaltend. Erste Szene: Katts Hinrichtung. — 2te. Schlacht bei Kunnersdorf und Kleists Tod. — 3te. Die Verbannung des Schauspiels aus Halle. 8. 14 Gr.

—— 2ter Band: 1) Friedr. Regierungsantrit. 2) Warkotsch Verschwörung gegen Friedr. 3) Schlacht bey Collin. 20 Gr.

Zayre, ein Trauerspiel des Hrn. von Voltaire. Neu bearbeitet. 8. 6 Gr.

# Abbadonna,

ein

## Buch für Leidende.

Aus

fremden und eigenen Schriften gesammelt

von

dem Verfasser des Natalis.
/ L. H. Lewitzky /

Du, dessen Brust der Schmerz durchwühlt,
Du, dem der Seelenleiden Qualen
Das Dasein mitternächtlich mahlen;
Der schon die Höll' auf Erden fühlt;
Komm, nahe dich zu dieser Stunde,
Und lerne, wie auch deine Wunde
Dennoch des Balsams Linderung fühlt.

Erster Theil.

Leipzig, 1804.
bey Heinrich Gräff

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Vorrede.

Der ehrwürdigste Theil unter den Menschen ist der Theil der Leidenden. Gewöhnlich sind sie sanfter, edler, frömmer und wohlthätiger, als andere; denn Leiden sind die besten Erzieher zum Guten. Erfodert es nicht die Pflicht, auf diesen bessern, und doch so beklagenswürdigen Theil unsers Geschlechts unsere Aufmerksamkeit zu richten?

Wer für die Glücklichen schreibt, thut etwas gutes; etwas besseres, wer den Unglücklichen seine Feder widmet. Ach, einen Stachel aus ihrem Herzen zu reißen, eine Thräne

in dem verweinten Auge zu trocknen, einen Tropfen lindernden Balsam in die brennende Wunde zu gießen, ist warlich etwas Größeres, als den Frohen zu einem erschütternden Gelächter hinzureißen.

Aber wer für die Leidenden schreibt, schreibt gleichsam für alle Menschen; denn wo ist der, der nicht mehr oder weniger leidet, der nicht mindestens ehemals schon den heißen Becher des Schmerzes an die Lippen setzen mußte? Dennoch sammelte ich nicht für das All der gewöhnlich Leidenden, sondern vorzüglich für die Tieftraurenden, die mit ihrem Gram das bethränte Auge schließen, und es unter Schmerz wieder öffnen, von deren Seele der Strahl der Freude, wie von einer Eisscholle zurückzittert, und die kein Glück, die nur Ruhe, nur Linderung, nur Erholung von langem Jammer suchen. Sie werden in diesem

Buche manches Plätzchen der Ruhe finden, und mit einem andern leidenden Pilger sich mindestens Augenblicke darauf niederlassen.

Wer mag trösten, wenn er nicht helfen kann? Ich will nicht trösten, ich will etwas anders. Wann das Herz gepreßt voll von Jammer ist, und nur der Thränenquell sich ergießt, so sinkt ein großer Theil der Last von dem Leidenden herunter. Etwas ähnliches sollen die folgenden Blätter bewirken. Ich will Thränen der Seele hervorlocken, und ihre Bürde dadurch leichter machen; ich will jedem Leidenden einen Gefährten geben, der in seine Gefühle einstimmt, und mit ihm jammert. Ich will dem Unglücklichen einen noch Unglücklichern zeigen, und ihn dadurch zufriedner mit seinem Schicksal machen. Was auch kalte Philosophie sagen mag, es liegt für den armen schwachen Menschen immer

eine kleine Beruhigung in dem Gedanken, wann andere litten, was er litt, wann er nicht der einzige Pilger auf der dornigten Bahn ist, wann er auch anderer Herzen neben dem seinigen bluten sieht. Ach, wie schrecklich wäre das Unglück, läge es auf einem einzigen, und sähe er alles um sich her froh und glücklich. Die Verzweiflung würde sein ganzes Wesen mit fürchterlichen Seelenkrämpfen durchbeben, bis er ihnen erläge.

Das Gegentheil nun von dem, was so fürchterlich ist, muß etwas Beruhigendes mit sich führen. Ich wollte das Gegentheil aufstellen; ich wollte den Leidenden zur Rechten und Linken mit Wesen umgeben, die seine Klagelaute sanft mitlispelten, und sie in einen stillern, ruhigern Seufzer auflösten. Dazu sammelte ich die folgenden Blätter.

Fragt man, warum ich blos sammelte, und nicht selber schrieb, so könnte ich antworten: ich war nicht fähig dazu. Aber nein! Ich will dies nicht antworten, und darf es nicht. Ich habe einige Fähigkeit, für Leidende zu schreiben. Ach, wer so viel litt, wie ich, der hat sie, und hat sie theuer erkauft. Ich würde die Stelle finden, wo das Herz des Tieftraurenden blutet, wenn ich selber schriebe. Aber würde ich so viel Vollkommnes und Geistvolles haben zusammendrängen können, als jetzt, da ich nur sammelte? Wer hört die Namen Young, Klopstok, Addison, Schubart, Zimmermann, Rosegarten, Hölty u. s. w. und fühlt nicht, daß aus ihrer Feder Balsam für eine Seelenwunde fließen kann? O warlich, manche von denen, welchen dies Buch seinen Inhalt verdankt, haben die Kraft, tief an die Seele zu greifen, und sie in ihren

geheimsten Empfindungen zu berühren. Dies, wo es geschieht, herauszusuchen, und manches von dem meinigen hinzuzufügen, das nicht zu unvortheilhaft von dem Gesammelten sich unterscheide, ist der ganze Ruhm, den ich bei Herausgabe dieses Werks suchte. Aber von dem Leidenden, dessen lindernde Thränen sich bei Lesung desselben ergossen, erwarte ich wehmüthigen Dank und ein stilles Gebet, daß auch mir nicht mehr möge aufgelegt werden, als ich zu tragen vermag.

Eile denn dahin, Bote des Trostes, und trockne einige von den brennenden Thränen, die auf Erden geweint werden, erquicke einige von den jammervollen Herzen, die hienieden zertreten daliegen, hilf einige von den zahllosen Seufzern aus dem Busen der Unglücklichen hervor, damit er sich erleichtere, und fröhlicher Gottes Himmelsluft einathme. Ich fühle,

daß tauſend Thränen von denen geweint wurden, die das Folgende ſchrieben, aber eben deshalb hat es die Kraft, Thränen zu trocknen. Wer nie litt, hat kein Organ mit Leidenden zu reden; die Liebe macht zum Dichter, aber das Unglück giebt die Sprache des Herzens, und dieſe nur verſteht der Leidende.

Es giebt manche treffliche Bücher, worin durch philoſophiſche Beruhigungsgründe, und durch den Verſtand auf den Unglücklichen zu wirken geſucht wird; ich habe einen andern Weg betreten, und auf das Herz zu wirken getrachtet, da hier gewöhnlich die größte Quaal wohnt.

Ich nannte das Buch Abbadonna, weil dies der größte Leidende iſt, der darin erſcheint, weil überhaupt Abbadonna das intereſſanteſte Weſen genannt werden darf, das je von einem Dichter oder Schriftſteller erfunden wurde.

Ich füge nichts hinzu, als die einzige Wiederholung, daß das Ganze mehr für den Tiefbetrübten, als den gewöhnlich Leidenden geschrieben sei.

# Inhalt.

## Für Traurende, die den Tod, oder die Trennung von geliebten Angehörigen und Freunden beweinen.


Der einsam Klagende. Klopstok. . Seite 1

Ruhe durch Einsamkeit und den Anblick der Natur. Zimmermann. . . 3

Laura. Hölty. . . 7

Hectors Abschied. Schiller. . . 9

Die Trennung. Benkowitz. . . 11

Trost bei entrissenen Theuren durch Wiedersehen in jener Welt. Young. . . 16

Die beiden Unglücklichen. Benkowitz. 18

An Giseke. Klopstok. . . 34

Schreiben eines Wittwers über den Verlust seiner Gattin. Steele. . . 36

Klagen des Bewohners einer öden Insel, dessen Geführte gestorben ist. Benkowitz. . 45

Der Tod von Klopstocks Gattin. Klopstock. 49

Geschäftsvolle Einsamkeit, ein hoher Trost für Trauernde. Zimmermann. . 53

Auf Zollikofers Tod. . . Seite 58
Der Tod. Denkewitz. . . 59
Der Frommen Wiederſehen. Schubart. 71

## Für Kranke, die an Leib und Seele dulden.

Ruhe der Seele in Krankheit. Steele. . 79
Süßigkeit der Muße in Krankheit. Zimmermann. 83
An Elisa. Kosegarten. . . 86
Von der Herzhaftigkeit in der Todesſtunde. Addiſon. . . . 87
Anweiſung zu allmählicher Abhärtung des Körpers. Salzmann. . . . 95
Der Tod. . . . 103
Klage im Gefühl der Krankheit. Denkewitz. 105
An Regina, als ſie krank war. Schubart. 107
Die Geneſung. Klopſtok. . . 110
Hiobs Klage und Troſt. Schubart. . 112
Nachtgeſang eines Kranken. Schubart. 115

## Für zweifelnde Denker, die Beruhigung in den theuerſten Wahrheiten der Religion ſuchen.

Der Glaube des alten Mönchs auf dem St. Gotthardsberge. Denkewitz. . . 121
Die Engel auf der Erde. Salzmann. . 135
Ueber die Unſterblichkeit der Seele. Addiſon. 143
Hoffnung. Schiller. . 151

Der zweifelnd Sterbende. Klopſtok. Seite 152
Hiob. Young. . . . 158
Chriſti Rede am Weltgerichtstage. Klopſtok. 170
Brief an Andreas. Claudius. . 172
Was folgt, wenn die Seele ſterblich iſt? Benkowitz. 178
Von der Beſtändigkeit im Glauben. Addiſon. 181
Sterbebetrachtungen des Herrn von Haſſewitz. Haſſewitz. . . . 189
Tod und Unſterblichkeit. Ungenannter. 195

## Für unglücklich Liebende von der edleren Gattung.

Des Mädchens Klage. Schiller. . 199
Sehnſucht nach Laura. Benkowitz. . 201
Molly's Abſchied. Bürger. . . 203
Friedel und Elſe. Benkowitz. . 205
Lazarus und Cidli. Klopſtok. . 209
Die unglücklichen Neger. Addiſon. . 223
Das Liedchen von der Ruhe. Weitzen. . 225
Die Unglücklichen auf dem Meer. Benkowitz. 227
Hymne an den Schlaf. Roſegarten. . 231

## Für Gefangene.

Um Erbarmung. Schubart. . 239
Graf Lauzun. Blumauer. . . 243
Morgenlied eines Gefangenen. Schubart. 249
Ruhe der Einſamkeit. Zimmermann. . 252

Klagen eines Eremiten auf einer unbewohnten Inſel. Benkowitz. . . Seite 254
Troſt eines Gefangenen. Schubart. . 257

## Für große Sünder.

Herzensergüſſe an Gott. Schubart. . 265
Abbadonna in der Hölle. Klopſtok. . 272
Die Perle der Ruhe. Moritz. . 276

## Für Unglückliche aller Art, zur Stärkung in den mannigfaltigen Leiden des Lebens.

Ausbruch der Verzweiflung im Januar 1791. Kotzebue. . . . 279
Der Unglückliche an den Tod. Ueltzen . 292
Selbſtgeſpräch. Rouſſeau. . . 293
Klagen Abbadonna's des Gefallenen um den ungefallenen Adriel. Klopſtok. . 300
Hypochondrianne. Ueltzen. . . 305
Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Waage. Benkowitz. . . 307
Abbadonna am Oelberge. Klopſtok. . 339
Der Tiefbetrübte. Moritz. . . 357

Für

# Trauernde,

welche

den Tod oder die Trennung von geliebten Angehöri-
gen und Freunden beweinen.

## Der einsam Klagende.

— — — Ja bitter ist doch von Geliebten,
Jammervoll ist die Scheidung, der keine Stunde gesetzt ward,
Ach! zum Wiedersehen, ist seelenerschütternd, durchdringet
Bis zu dem innersten Mark und Gebein des Bleibenden Leben,
Senket es, stürzet es nieder; zu welcher Wonne der Freund auch
Komme: denn ach! weit weg in der Fern ist des Wiedersehens
Stunde, gehüllt, verborgen in Nacht. Kein Engel erbarmt sich,
Und verräth nur mit einem leisen Laut, wenn mit ihrer

Freude Schrecken sie kommen werde! Kein Tod-
ter erbarmt sich,
Und verräth von fern nur, in Dämmrung er-
scheinend, mit einem
Laute, wenn kommen werde die theure, die hei-
lige Stunde,
Wie kein Morgen sie brachte, kein Tag be-
strahlte, kein Abend
Sie mit Schatten, oder umgab mit Schimmer
des Mondes.
Und ihr waret doch unsere Brüder, ihr Todten
Gottes,
Kanntet das Schicksal der Menschen, und wein-
tet unsere Thränen.

Klopstok,
Messias.

## Ruhe durch Einsamkeit und den Anblick der Natur.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewähret diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränket, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, alles mit Gelassenheit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr höret, als das Fallen des Wassers von den Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Wie reinigen sich unsere Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber sind, wenn alles verschwunden ist, was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundschaft und Frieden, Einfalt und Unschuld, Freyheit

und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, so blutet es doch gerne im Stillen; um süße Melancholie giebt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige sanfte Thräne der Liebe.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, und allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt.

Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine sanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verschwinden nach und nach. Der Geist widersteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weise Gelassenheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor, im Genusse der stillen Anmuth des Landlebens.

Es giebt Betrübte, die bey jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die

ſchauern und zittern, wenn ſie eine von der erblaßten verſchwundenen Hand geſehr ebene Zeile ſehen, die ſtumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verſchlang. Ach die Sonne lächelt nicht für ſie. Keinen Reitz hat für ſie die erſte Viole, der Geſang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausſtehen; und Gärten, auf die man ſie in den Zeiten ihrer tiefſten Traurigkeit einlud, ſind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Geſicht ab von der lieben Hand, die ſie führen will aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein ſind ſolche Betrübte, Menſchen von heftiger Gemüthsart, dabey ſind ſie gewiß krank; ihre Behandlung fodert treue Liebe, und großes Nachgeben.

Einſamkeit hat hingegen mächtige Reitze für ſanftere Gemüther, deren Verluſt auch eben ſo groß iſt, als jener, welche denſelben ſo gewaltig empfinden. Sie denken ſich ihr Unglück auch eben ſo groß; aber ſie theilen es mit der ganzen

ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhaftesten und aufrichtigsten Traurigkeit, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Traurigkeit störet, so sehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seyen nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der erschrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beynahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irthum ein Unmensch, und das willst du nicht, und bist du nicht. Aber ich nenne solche Betrübte glücklich; denn ihre Nerven sind so gebaut, ihr Blut ist so gemischt, daß solcher Schmerz und solche Trübsale ihren Verstand nicht erwürgen. Sie genießen, was

jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beſtändigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Zimmermann,
über die Einſamkeit Tom. IV. S. 1. u. 222.

---

## Laura.

Kein Blick der Hoffnung heitert mit trübem Licht
Der Seele Dunkel! Nimmer, ach nimmer wird
Dein Auge, Laura, meinem Auge
Wieder begegnen, und Liebe ſprechen!

Dein ehrner Fußtritt hallte mir oft, o Tod!
In meiner Kindheit tagender Dämmerung,
Und manche Mutterthräne rann mir
Auf die verblühende Knabenwange.

Komm endlich, Tröſter, welcher den Sterblichen
Die Ketten ablöſt, komm, und entfeſſle mich,

O Wonneteb! Dann ſchweb' ich Lauren,
Lauren entgegen, und bin ihr Engel!

Du ſollſt getröſtet werden, du Weinender!
Ruft, Palmen tragend, freundlich um Mitter-
nacht
Der Tod; mir ſchallt der Sterbeglocke
Dumpfes Geläut, und des Grabes Schaufel.

Bald ſchweb' ich ſchützend, Wonne mir!
Wonne mir!
Um meine Laura; ſtröme, wo Laura kniet,
Anbetung über ſie und Andacht,
Wann ſie vom Kelche des Bundes trinket.

Hölty's Gedichte Seite 97.

## Hektors Abſchied.

Andromache.

Will ſich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orkus dich verſchlingt?

Hektor.

Theures Weib! gebiete deinen Thränen;
Nach der Feldſchlacht iſt mein feurig Sehnen;
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig ich nieder zu dem ſtygſchen Fluß.

Andromache.

Nimmer lauſch' ich deiner Waffen Schalle,
Nutzlos liegt dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt.
Du wirſt hinabſteigen, wo kein Tag mehr ſcheinet,
Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt.

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe ſtillen Strom verſenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauern,
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht.

Schillers Gedichte Seite 301.

## Die Trennung.

Welch Schreckenbild, welch eine Mißgestalt
Geht dort hervor mit schärfgewetztem Eisen?
O, rettet mich vor ihrer Allgewalt!
O, Brüder, wagt's, das Schreckbild abzuweisen.

Es kömmt, es kömmt! ich kniee fruchtlos hin;
Ist dir kein Schmerz, sind dir nicht Thränen theuer?
Rührt dich kein Flehn, kein hoffnungsloser Sinn?
Was drohst du mir? wer bist du, Ungeheuer?

O weh! ich kenn' an der Verzweiflung Wuth,
An deinem Gram, an der verbleichten Wange,
Am stummen Schmerz, und an der Thränenflut
Des hohlen Aug's, Verderberin, dich lange.

Du bist es, Irenumna! ha! die dürre Hand
Seh ich voll Graus das wilde Schwerdt bekleiden,
Um Lieb' und Freundschaft, jedes heil'ge Band,
Das Menschen knüpft, allmächtig zu zerschneiden.

Was hab ich dir, Verderberin, gethan?
Was hab' ich denn als Jüngling schon verbrochen?
Warum seh' ich so oft dich gräßlich nahn?
Hab' ich vielleicht der Tugend Hohn gesprochen?

Hab' ich voll List mit räuberischer Hand,
Von Minna's Haupt der Unschuld Kranz gerissen?
Ist Haß und Neid in meiner Brust entbrannt?
Belastet Trug und Frevel mein Gewissen?

Hab' ich die Treu, die Redlichkeit verkannt?
Ach, oder wenn mein Freund im Unglück weinet,
Hab' ich mich kalt von ihm hinweggewandt,
Nicht seinen Schmerz mit meinem Schmerz vereinet?

O, hab' ich dies, so wüthe, Rächerin!
O, wüthe fort, und lache meiner Schmerzen,
Und reiß hinweg, mit diamantnem Sinn,
Das Theuerste aus meinem wunden Herzen.

Ich schaue lächelnd auf die Wunde hin,
Und sehe sie verdient mit Gleichmuth bluten,
Und stähle den verzweiflungsvollen Sinn,
Ersticke gern der Thränen heiße Fluthen.

Ach, aber wenn, bei schwacher Kraft, mein Herz
Sich vor dem Kampf zum Guten nimmer scheute,
Wenn ich das Unrecht bald mit bittrem Schmerz,
Und, konnt' ich es, bald mit Ersatz bereute;

Was siehst du gegen mich, o Wütherin!
So gräßlich auf? Was zuckt dem blinkend Eisen
So furchtbar oft auf meinen Busen hin?
Hast du auf mich nur Vollmacht aufzuweisen?

Und hätt' ich mehr, als jene Thaten all,
In meines Lebens Frühling schon verbrochen,
So hätte doch für meinen jähen Fall
Dein Mund zu hart das Urtheil ausgesprochen.

Ach alle Lieben, die des Blutes Band,
Dies heilige, dies ewig feste Siegel
Mir gab, hast du tyrannisch mir entwandt,
Und über sie sinkt schon der Rasenhügel.

Oft hing ich fest an einem treuen Freund;
Du aber schlugst in unsre Brust die Klauen,
Und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
Bald in das Grab, bald hin zu fernen Auen.

Einst wohnte Lieb' in meiner heißen Brust,
Um Minna's Herz vertauscht ich eine Krone;
Du nahmst sie mir mit schadenfroher Lust
Und führtest sie zu einer fremden Zone.

Bald nimmst du auch, ich seh' dem Schreckenbald
Von weitem schon, die traulichen Gespielen

Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint,
Ein Hauch wird ihn, wie herbstlich Laub verwehen;
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie selbst zahllos fließen sehen.

O, mußtest du, bei so viel andrer Pein,
Der Erde Leben! auch die Trennung haben?
So laß uns härter, laß uns fühllos seyn,
Sonst wird ihr Schmerz das Grab uns früher graben.

Zu theuer wird der Freundschaft Hochgefühl
Von uns erkauft, uns armen Erdensöhnen;
Die Trennung steht voll Schadenfreud am Ziel,
Und wird das Band der treusten Freundschaft höhnen.

So höhn' uns dann, nimm die Geliebten hin,
Und wenn die Thrän' auch unversiegbar quölle;
Kurz ist dein Reich, einst weist man, Wütherin!
Mit anderm Weh, auf ewig dich zur Hölle!

Benkowitz.

---

## Trost bei entrissenen Theuren
### durch Wiedersehn in jener Welt.

Warum sollte ich den Verlust derer beweinen, die nicht verlohren sind? Warum irrt der unglückselige Gedanke in ungläubiger Betrübniß um ihre Gräber herum? Können dort Engel seyn? Schlummert, in Staub verscharrt, ein ätherisches Feuer?

Nein! Sie leben; sie leben wahrhaftig ein auf Erden unentzündetes, unbegriffenes Leben; und lassen aus einem Auge voller Zärtlichkeit himmlisches Mitleiden auf mich herabfließen; auf mich,

mich, den ſie mit größerm Rechte unter die Todten zählen. Dieſes iſt die Einöde, dieſes iſt die Einſamkeit: Wie volkreich, wie lebendig iſt nicht das Grab! Dieſes iſt die melancholiſche Gruft der Schöpfung, das Leichenthal, die traurige Cypreſſen-Dunkelheit; das Land der Erſcheinungen nichtiger Schatten. Alles, alles auf der Erde iſt Schatten, alles über ihr iſt Weſen; das Gegentheil iſt der Thorheit Glaubensbekenntniß. Wie wahr und feſt muß alles ſeyn, wo keine Veränderung mehr ſeyn wird!

Dieſes iſt die Knoſpe des Daſeyns, das dunkel anbrechende Licht, die Dämmerung unſers Tages, der Vorhof. Der Schauplatz des Lebens iſt noch verſchloſſen, und der Tod, der ſtarke Tod allein kann den ſchweren Riegel wegheben, kann dieſes grobe Hinderniß von Thon wegräumen, und uns, Embryonen des Daſeyns, in Freyheit ſetzen. Der, welcher das Licht noch nicht erwartet, der künftige Embryo, der noch in ſeinem Vater ſchlummert, iſt vom wirklichen Leben nicht viel weiter entfernt. Und wir müſſen Embryonen bleiben, bis wir die Schaale

jene Wolkenschaale, womit wir umgeben sind, durchbrechen und ins Leben hervorspringen; ins Leben der Götter, und, o entzückende Freude! ins Leben des Menschen.

Youngs Nachtgedanken.

---

## Die beiden Unglücklichen.

An einem der heitern und lustigen Sommerabende, an welchen die ganze Natur nach der sengenden Hitze des Tages sich von neuem mit der kommenden Dämmerung zu erfrischen scheint, war es, als ein wohlgebildeter Mann, dessen Jahre nahe noch an dem Jünglingsalter grenzten, einsam und in sich selbst verlohren, auf ein kleines Dorf zuwanderte. Auch der flüchtigste Beobachter hätte in seiner Miene mehr als Ernst und gewöhnlichen Tiefsinn, hätte Spuren von Traurigkeit und tiefem Kummer darin entdeckt,

und so einladend zur Freude auch alle Gegenstände um den einsamen Pilger waren, so vermochte doch nichts, seinen bewölkten Blick aufzuheitern. Er ging, wie ein ängstlich Träumender, mit gesenktem Haupte auf seinem Pfade fort, bemerkte weder die anmuthige Gegend, die in lieblicher Abenddämmerung um ihn verbreitet lag, noch die melodischen Sänger in den Gebüschen neben ihm, noch den leuchtenden Vollmond, der freundlich und zwiefach größer scheinend gegen ihm über am Horizont heraufstieg, und kam nun mit einbrechender Nacht am Eingange des ruhig liegenden Dorfes an. Unbekümmert, wohin der Weg ihn führen und unter welchem Dache er die Nacht ruhen würde, ging er jetzt bei dem Kirchhofe des Dörfleins vorbei, und siehe: er, dessen Ohr kurz vorher taub für Vogelgesang und Rauschen des Baches, dessen Auge blind für den reizenden Abend und jeden erheiternden Anblick war, den nichts aus seiner tiefen Verschlossenheit erwecken konnte, diesen erweckte jetzt ein kleines, fast unmerkliches Geräusch daraus: ein Seufzer, der von dem Ruheplatze der Todten

herzukommen ſchien. Er horchte plötzlich auf, ſtand ſtill und ſah mit forſchendem Blick um ſich herum. Bald hörte er der ſtillen Seufzer noch mehr, die mit einer leiſen klagenden Stimme vermiſcht waren, und erkannte nun in dem bleichen Schein des Mondes ohnfern von ſich auf dem Kirchhof einen Mann, der mit geſenktem Haupt auf einem Grabhügel ſaß. Die geheime Sympathie, die Unglücklichen zu einander hinzuziehen, die gefühlvolle Theilnehmung, die fremdes Leiden, wenn wir ſelbſt unglücklich ſind, in uns zu erwecken pflegt, war es, die jetzt auch in unſerm Wanderer ſich regte und ihn mächtig zu dem Klagenden hinzog. Er ſuchte den Eingang zu dem ſtillen Begräbnißplatze, und ging mit leiſen Schritten auf ihn zu. Der einſame Kläger war ſo tief in Gedanken verſunken, daß er den Kommenden erſt dann bemerkte, als dieſer ſchon ganz nahe vor ihm ſtand, und blickte mit den Zeichen einiger Verwunderung zu ihm auf. Beide Unbekannte ſahen ſich nun lange ſtillſchweigend, doch mit ſprechender Zuneigung einander an, und wenn es Menſchen giebt, deren Seelen

durch Vorgefühl ſchon für einander beſtimmt ſind, die ſich nur zu finden brauchen, um ſich von dem erſten Augenblick an wie Brüder zu lieben, um dann keine Trennung der Seelen mehr zu kennen, warlich ſo wirkte dies ſympathetiſche Gefühl bei dieſen beiden, die in einer feierlichen Einſamkeit mit der kommenden Nacht im Mondſchein mitten unter Gräbern ſich fanden. Beide freuten ſich ſichtbar ihrer Zuſammenkunft, und warteten wechſelſeitig, daß der andere die Stille unterbrechen möchte. Endlich ſprach der Wanderer mit vertraulichem Tone:

Warum Sie hier trauren, lieber unbekannter Mann, iſt vielleicht mit wenigem Scharfſinn zu errathen; Sie beklagen gewiß eine geliebte Gattin, einen edlen Freund oder ein blühendes Kind unter dieſem Grabhügel. Ich kam zu Ihnen, um Sie dieſen traurigen Betrachtungen zu entreißen, oder mit Ihnen zu trauren; denn auch ich bin der Glücklichen keiner. Vielleicht giebt es uns etwas Troſt, wenn wir uns gegenſeitig unſer Herz und unſere traurigen Schickſale eröffnen.

„Sie kommen mir mit vieler Freundſchaft „und Güte zuvor, mitleidiger Fremdling, aber „des Troſtes giebt es wohl hier nicht viel mehr „für mich; vielleicht erſt dann wieder, wenn „auch ich erſt unter einem ſolchen Hügel ſchlum„mere, auf welchem ich jetzt ſo oft verweile. Und „dieſe Hoffnung, glaube ich, wird mich nicht „lange mehr täuſchen.“

Ihr Kummer ſcheint tief gewurzelt zu ſeyn, daß Sie in ſo traurigen Gedanken Troſt ſuchen; aber wir jungen Männer können uns nur mit der Hoffnung nicht ſchmeicheln, daß ein kleiner Hügel ſo früh unſer ganzes Leiden bedecken werde; wir haben vielleicht der trüben Tage noch viel zu erwarten. Sonſt hätte auch ich Urſache genug, mich mit dieſem Gedanken zu tröſten. Laſſen Sie uns lieber gegenſeitig Theil an unſern Schickſalen nehmen! Unglückliche ſind am meiſten fähig, einander ihre Leiden zu erleichtern. Vielleicht wird Ihr Schmerz gelindert, wenn Sie ſich einem Freund anvertrauen, wenn ſie auch von ihm hören, daß Sie nicht der einzige Unglückliche ſind.

„Eine Wunde, die mit einem Schlage ge-
„öffnet wird, die dann, ohne fernere Streiche,
„des heilenden Balsams immer mehr empfängt,
„kann vielleicht bald verharschen; aber wenn sie
„langsam aufgerißt wird, wenn sie statt des
„Balsams zwiefache Streiche erhält, wenn ihr
„der letzte noch bevorsteht, dann ist wohl sobald
„noch keine Linderung und Heilung zu hoffen:
„dann kann der arme Verwundete wohl eher
„dem Tode als der Genesung entgegen sehen.
„Doch, theilnehmender Mann, Sie haben den
„Weg zu meinem Herzen gefunden, und wenn
„auch meine Wunde unheilbar wäre, so em-
„pfängt doch die Ihrige der Linderung vielleicht
„um so mehr. Kommen Sie mit in meine
„Wohnung. Wenn Sie selbst der Unglücklichen
„einer sind, so werden Sie die Gegenwart ei-
„nes andern um so leichter ertragen. Sie sollen
„dort den unglücklichsten Menschen kennen ler-
„nen, und sich selbst gegen ihn für glücklich und
„neidenswerth halten.“

Der unglückliche Einwohner des Dorfs faßte jetzt den Wanderer freundschaftlich bei der Hand

und führte ihn stillschweigend von dem Ruheplatze der Todten hinweg; doch seufzte er tief, als er bei einigen noch frischen Gräbern vorbeiging. Sie kamen bald in ein mittelmäßig grosses Haus an, das sich in der Bauart vortheilhaft von den übrigen Wohnungen des Dörfchens unterschied; aber inwendig war eine todte Stille: keine freundliche Gattin, keine aufblühenden spielenden Kinder kamen dem betrübten Besitzer des Hauses entgegen und freuten sich seiner Rückkunft, sondern eine bejahrte Magd saß auf der Schwelle und brachte auf seinen Befehl dem angekommenen Gaste einige Erfrischungen, um ihn nach seiner Wanderung wieder zu stärken. Nach wenigen Augenblicken der Unterredung waren die beiden Unbekannten so vertraut und herzlich gegen einander, als hätten sie sich vorher schon jahrelang gekannt, wären jahrelang schon Freunde gewesen, und kämen nun nach einer langen Trennung unvermuthet wieder zusammen. Aber jeder brannte auch nun um so mehr, die Schicksale des andern und ihn selbst näher zu kennen. Endlich kam der trübsinnige Wirth seinem einge-

ladenen Gaſte zuvor, und ſtillte mit melancholiſchem Tone die Neugier des Fremdlings:

Daß ich der Prediger in dieſem Dorfe bin, hub er traurig an, werden Sie wohl längſt aus meiner Kleidung und manchen andern Umſtänden geſchloſſen haben. Vor einem Jahre noch konnte ich mich vielleicht zu den glücklichſten Bewohnern der Erde zählen; jetzt haben die Streiche eines feindlichen Schickſals mich ſo niedergebeugt und unglücklich gemacht, daß warlich zwiſchen meiner Gemüthslage und der Verzweiflung nur noch ein kleiner Schritt ſeyn kann. Doch hören Sie die Reihe meiner Unfälle von meinem erſten Beginn an. Sechs Jahre lebe ich hier ſchon als Lehrer einer kleinen Dorfgemeinde, und die fünf erſten davon verfloſſen mir ſo ſüß, ſo ununterbrochen glücklich, als wäre ich in Elyſium geweſen. Alles, was ein ſtilles unbeneidetes Landleben, was die Liebe einer unverdorbenen Gemeinde, was das Geſchäft, ſie zu belehren und glücklicher zu machen, was die Verbindung mit einer freundlichen unſchuldvollen Gattin, was das allmählige Aufkeimen und die Erziehung ei-

ner heranwachsenden Familie, was der häusliche Genuß des Lebens in dem Schooße geliebter Personen, was der herzliche Umgang mit wenigen ausgesuchten Freunden Süßes und Angenehmes haben, das alles genoß ich in reichem Maaß, und hätte mein Glück unmöglich mit den Staaten des großen Moguls vertauschen können. So weit mein Glück; jetzt die Erzählung meiner Leiden. Vor einem Jahre ohngefähr war es, als durch Versehen einer Magd plötzlich Feuer in meinem Hause auskam und es völlig einäscherte. Was ich rettete, war meine Bibel, eine zärtliche Gattin und vier liebenswürdige unmündige Kinder. Immer noch unendlich viel! Bald darauf machte ein angesehener Kaufmann in einer nahen Stadt bankerot; er hatte unser ganzes Vermögen in seinem Handel, und wir verlohren es, weil mächtigere Gläubiger zu befriedigen waren, und weil der Kaufmann in der christlichen Absicht, seinen mißlichen Umständen wieder aufzuhelfen, mit vieler Spekulation den Schritt that. Das der Anfang meines schrecklichsten Lebensjahres. Als kaum der erste Schmerz

über den Verluſt unſerer Güter, der allerdings bei einer aufblühenden Familie zwiefach bitter iſt, etwas verwunden war, verbreitete ſich eine äuſſerſt giftige Art von Blattern in unſerm Dörflein. Die Sprößlinge meiner geſunden Gemeinde ſanken, wie vom Peſthauche getroffen, dahin, und warum hätten die meinigen verſchont bleiben ſollen? Ach! ich ſah bald meinen Liebling, einen fünfjährigen Knaben, von giftigen Geſchwüren verunſtaltet, auf einem ſchmerzhaften Siechbette, und kannte meinen Sohn nicht mehr. Er lag hoffnungslos, und weder die zärtliche Pflege der Mutter noch die Kunſt der Aerzte vermochte, mir ihn wiederzugeben. An ſeinem Begräbnißtage legten zwei der Uebriggebliebenen ſich, und wurden nun auch die unſchuldigen Werkzeuge, unſer Herz zu zerreißen. Ihr Anblick war gräßlich, und wir mußten erſt lange ihren Qualen zuſehen, ehe der Tod ſie davon befreiete. Nun war uns noch ein einziger hoffnungsvoller Knabe übrig, und wir glaubten, wenigſtens dieſen zum Troſt in ſo vielen Trübſalen zu behalten. Aber auch ihn ſchonte die verderbliche Seuche

nicht, und nach wenigen Wochen mußten wir ihn seinen entschlafenen Gespielen zugesellen. Diese wiederholten Stöße eines erzürnten Schicksals beugten uns, die wir der Leiden noch so wenig kannten, tief; aber ich würde mich dennoch jetzt für unendlich glücklich halten, wenn dies die letzten gewesen wären. Ach! die bittersten und schmerzlichsten sollten noch folgen. Meine Gattin, deren zarter Körper durch öftere und schmerzhafte Geburten schon geschwächt war, hatte in den Krankheiten ihrer geliebten Sprößlinge so viel gelitten, hatte der schlaflosen Nächte, der Angst und des Kummers so viel gehabt, hatte den innern Gram, als sie nun ihre zarten Pflanzen bei aller mütterlichen Wartung und Pflege nach einander dahin welken sah, so tief in ihrem Herzen wurzeln lassen, daß ihr Körper allen diesen Stürmen und ungewohnten Leiden erlag. Eine langsam verzehrende Krankheit entspann sich in ihrer Brust, in welcher ich sie wie eine welkende Knospe dahin sterben sah.

Vor einigen Tagen habe ich sie, nachdem sie lange gelitten hatte, begraben sehen, und nun

bin ich allein übrig geblieben, bin hier einsam in meiner Wohnung, in der sonst Freude und Geselligkeit herrschte. Nicht wahr, lieber Mann, nun glauben Sie auch, daß es wohl des Trostes nicht viel mehr für mich auf dieser Erde giebt?

Der Wanderer hatte die Erzählung des unglücklichen Geistlichen mit vieler Rührung angehört, hatte selbst der stillen Thränen einige vergossen, denn so bitter und herbe hatte er sich das Schicksal des Mannes nicht gedacht. Doch war es ihm Trost, daß er einen Genossen fand, der, wo nicht unglücklicher, es doch wenigstens in eben dem Grade, wie er, war. Als jener endigte, sprach er:

Des gewöhnlichen Trostes, unglücklicher Mann, giebt es wohl in ihrer Lage nicht viel mehr für Sie, aber doch des Trostes. Unweise wäre es, Ihre Wunden, die so tief und so neu sind, auf einmal heilen zu wollen, ungerecht, Ihrem Schmerz, der des Grundes so viel hat, entgegen zu arbeiten, und nicht mit Ihnen zu trauren; aber lassen Sie doch wenigstens dem Gedanken, dem süßen Gedanken Raum in Ih-

rer Seele, daß Sie unschuldig leiden, daß Ihre Widerwärtigkeiten Schickungen von Gott sind. Welch eine innere Beruhigung kann dieser Gedanke Ihrer Seele geben! Wie lindernd und tröstend muß er Ihnen bei allen Ihren Leiden seyn!

„Sagen Sie, lieber Freund: wie unendlich „bitterer und schmerzhafter muß er sie machen! „Ist es denn nicht über alles kränkend, unschul„dig zu leiden?“

Ach gewiß nicht so kränkend, als schuldig! Aber hören Sie nun auch meine Geschichte, und lernen Sie daraus, daß Ihnen des Trostes noch viel bleibt, der mir Armen versagt ist. Wenige Augenblicke können Sie mit meinem ganzen Schicksale bekannt machen:

Vor einigen Wochen noch war ich kein unwichtiges Mitglied des angesehenen Magistrats in B., war seit einem halben Jahre mit einem Weibe vermählt, die an Schönheit die Krone der Stadt war, hatte einen Freund, der, ein steter Genosse meines Hauses, alle meine Geheimnisse wußte, und dem mein ganzes Herz offen

ſtand. Eines Tages erhielt ich von fremder Hand einen anonymiſchen Brief ohngefähr von folgendem Inhalt: „Ihr Freund iſt ein Verräther; er entehrt Ihre Gattin und macht Sie zum Geſpötte ſeiner Bekannten. Die ganze Stadt weiß Ihre Schande. Wenn auch Sie ſich davon überzeugen wollen, ſo eilen Sie heute Nachmittag, eine Viertelſtunde nachher, wenn der Niederträchtige Ihre treuloſe Gattin wird zum Spaziergange geholt haben, zu Ihrem Gartenhauſe, und dringen Sie plötzlich in das Zimmer, worin der grüne Sopha ſteht. Ich glaube, Sie werden dann nicht mehr an dieſer Nachricht eines Freundes zweifeln.“ Welch ein Donnerſchlag dieſer Brief für mich war, wie wüthend jedes Wort davon mein Mark und Gebein durchdrang, welch eine Raſerei mich überfiel, wäre wohl unnöthig zu ſagen. Ich verlohr faſt mein ganzes Bewußtſein, ich, der die treuſte Gattin, den edelſten Freund zu haben wähnte. Zur beſtimmten Zeit eilte ich nach dem angewieſenen Orte, ſtürzte plötzlich in das Zimmer, und o Gott! ich fand nur mehr als zu gegründet, was

der Unbekannte mir schrieb. Besinnungskraft und Vernunft verließen mich; ich wurde wie ein Tyger, riß den Degen des Verräthers, den er abgelegt hatte, aus der Scheide, und durchstieß beide, ehe sie noch aus dem Taumel der Lust und des Schreckens erwachen konnten. Nun war sie vollendet die entsetzliche That, und ewig, ewig unwiederruflich. Als ich das Blut der Unglücklichen fließen, als ich die Bläße des Todes in ihr Antlitz hinaufsteigen sah, da kehrte mein Bewußtsein zurück, und es dünkte mich, als sänken Zentnerlasten auf mein Herz und preßten es allmächtig zusammen. Ich hatte Blutschulden auf mich geladen, hatte zwei unsterbliche Seelen in dem Augenblicke des Verbrechens vor den Richterstuhl Gottes gesandt, war selbst des Todes schuldig; das alles traf wie ein Blitz auf mich, und ich floh taumelnd aus dem unglücklichen Gemache. Einer meiner Bedienten, der meine ungewöhnliche Unruhe gemerkt hatte und mir von ferne gefolgt war, begegnete mir: Sorge für die Verwundeten und verrathe deinen Herrn nicht zu früh! war alles, was ich ihm zurufen konnte,

konnte, und ſo eilte ich betäubt zu meiner Wohnung. Hier rafte ich eilend einige Koſtbarkeiten und einiges Geld zuſammen, und floh nun, wie ein Trunkener, aus der Stadt, wohin das Ohngefähr mich führte. So irre ich nun ſeit einigen Wochen unſtät und flüchtig umher, und ſuche einen Ort, wo ich Ruhe für mein wundes Herz finde. Man verfolgt mich nicht, vielleicht, weil man Mitleiden mit mir hat, oder weil man glaubt, daß mein eignes Gewiſſen der Strafe ſchon genug für mich erſchaffen werde. Aber der Gedanke, daß ich ein Mörder bin, beugt mich nieder, und iſt ein Dolch, der unaufhörlich meine Bruſt durchgräbt. Wachend ſchreckt mich das Gewiſſen und die verdiente Todesſtrafe, ſchlummernd ſeh ich die beiden Gemordeten mit blutigem Gewande und mit einem Dolch in der Bruſt. Glauben Sie nun noch, daß es bittrer iſt, unſchuldig zu leiden, wie die verdiente Strafe als Verbrecher zu dulden?

Der Landprieſter freute ſich wirklich jetzt ſeiner Unſchuld, als er dieſen Fremdling durch ein ſchauderhaftes Verbrechen, das immer Verbrechen

blieb, wenn gleich der Herzenskenner, der nicht Richter iſt, der Entſchuldigung viel dafür finden möchte, ſo unglücklich ſah, und fühlte in dieſem Augenblick ſeinen Schmerz gemindert.

Benkowitz.

---

## An Giſeke.

Geh! ich reiße mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut,
Geh! ich weine nicht, Freund. Ich müßte mein Leben durchweinen,
Weint' ich dir. Giſeke, nach!
Denn ſo werden ſie alle dahin gehn, jeder den andern
Traurend verlaſſen, und fliehn.
Alſo trennet der Tod gewählte Gatten! Der Mann kam

Seufzend im Ocean um,
Sie am Geſtad, wo von Todtengeripp und Scheiter und Meerſand
Stürme das Grab ihr erhöhn.
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine geſondert,
Und der Cypreſſe verweht
Ihre Klag' an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.
So ſchrieb unſer aller Verhängniß auf eherne Tafeln
Der im Himmel, und ſchwieg.
Was der Hocherhabene ſchrieb, verehr' ich im Staube,
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh, mein Theurer! Es letzen vielleicht ſich unſere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir;
Wenn nicht Thränen die Seele vergießt, unweinbar dem Fremdling
Sanftes edles Gefühls.

Eile zu Hagedorn hin, und haſt du genug ihn umarmet,
Iſt die erſte Begier,
Euch zu ſehen, geſtillt, ſind alle Thränen der Freude
Weggelächelt entflohn,
Giſeke, ſag ihm alsdann, nach drey genoſſenen Tagen,
Daß ich ihn liebe, wie du!

Klopſtock.

---

## Schreiben eines Wittwers über den Verluſt ſeiner Gattin.

Quis deſiderio ſit pudor aut modus
Tam chari capitis! —

Mein Herr!

Die gebührende Hochachtung, die Sie gegen den Eheſtand bewieſen haben, macht mich ſo dreiſt, ohne Furcht mich lächerlich zu machen, an Sie

zu schreiben, und Ihnen zu bekennen, daß, ungeachtet schon drey Monate verstrichen sind, seitdem ich ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, das meine Frau war, verlohren habe, doch meine Betrübniß noch immer neu ist. Oft werde ich mitten in einer Gesellschaft bey irgend einem Umstande, der ihr Andenken in mir lebendig macht, und den Gedanken, was sie in dem Falle sagen oder thun würde; bei irgend einem solchen Vorfalle, sage ich, wovon ich Ihnen wohl eine Idee geben, aber ihn nicht genau beschreiben kann, werde ich so sehr erweicht und gerührt, daß ich heraus gehen und Seufzern und Thränen den Lauf lassen muß, ehe ich mich wieder zu fassen vermag. Ich kann daher nicht umhin, den Zustand der Wittwerschaft Ihrer Betrachtung zu empfehlen und Sie zu bitten, uns bey erster Gelegenheit einmal Ihre Gedanken über diesen Gegenstand zu sagen. Für die, welche mit ihren Gattinnen nicht als Ehemänner gelebt haben, würde das freylich nur ein abgeschmacktes Gewäsch seyn; von denen aber, (und deren sind doch nicht wenig) welche dieses

Standes mit den gebührenden Gesinnungen genossen haben, wird Ihnen jede Zeile, die das Herz trifft, mit einer Thräne des Mitgefühls und des Trostes vergolten werden. Denn ich weiß nicht, wie es kömmt, aber es ist eine große Wohlthat der Versehung, daß jede Ergießung des Schmerzens ein Schritt zu ihrer Erleichterung ist; und selbst die Befriedigung des Grams gewährt einen gewissen Trost, der, wie ich vermuthe, aus dem geheimen Bewußtseyn der Seele entspringt, daß die Quelle ihrer Betrübniß Tugend ist. Mein Kummer ist freylich nicht so unbändig mehr, als in seinem ersten Ungestüm; denn er ist jetzt mehr ein gesetzter Gemüthszustand, als eine wirkliche Zerrüttung der Seele, wie anfangs. — Es ließen sich, dünkt mich, Regeln geben, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten habe, um sich aus jenem elenden Zustande in den zu versetzen, worin ich mich jetzt befinde; ein Zustand, worin, wie mirs scheint, meine Betrübniß alle Rauhigkeit des Temperaments in Sanftmuth, Gutherzigkeit und Gefälligkeit verwandelt hat. — Bey dem allen aber,

wenn ich in einer ſtillen und einſamen Stunde das Bild meiner verſtorbenen Gattin in meiner Einbildungskraft hervorrufe, und ſie ſehe mit jener ſanft überredenden Miene wenn ich aufgebracht, mit jener ſüßen Geſprächigkeit, wenn ich bey guter Laune, mit jenem zärtlichen Mitleiden, wenn ich bekümmert war: o! ſo bin ich aufs neue untröſtlich, und meine Augen fließen über von Schmerz, als hätte ich ſie den Augenblick verſcheiden ſehen. In dieſem Zuſtande unterbricht mich dann ein reizendes junges Geſchöpf, meine Tochter, das Bild deſſen, was ihre Mutter an ihrem Hochzeittage war. Das gute Mädchen bemüht ſich, mich zu tröſten; aber, darf ichs Ihnen ſagen? der ganze Troſt, den ſie mir gewährt, iſt, daß meine Thränen deſto leichter fließen. Es weiß, daß es meinen Gram ſchärft, und doch zugleich mein Herz erquickt. O ihr Gelehrten! ſagt mir, mit welchem Wort ſoll ich die Regung der Seele ausdrücken, die keinen Namen hat? Wenn ſie vor mir niederkniet und mich bittet, getroſt zu ſeyn, ſo iſt ſie mein Kind; wenn ich ſie in meine Arme ſchließe, und ſie

bitte, nichts mehr zu sagen, so ist sie mein Weib, die Trösterin selbst, deren Verlust ich beweine. Ich verweise sie aus dem Zimmer und weine laut, daß ich ihre Mutter verloren habe, und daß ich sie besitze.

Mein Herr, ich wünschte, daß Sie dieß angenehme Gemisch so ungleichartiger Empfindungen erfahren hätten; Sie könnten dann dem lasterhaften Theil der Menschen sagen, daß sie der Seligkeit unfähig sind, die selbst der Gram der Tugendhaften bey sich führt.

Aber haben Sie noch ein wenig länger Geduld, und erlauben mir, Ihnen zu erzählen, wie sie starb. Sie nahm von ihrer ganzen Familie Abschied, und unterwarf sich den fruchtlosen Vorschriften des Arztes mit aller erdenklichen Geduld. Als er ihr ankündigte, daß sie gewiß sterben müsse, bat sie, daß alle Anwesende, mich ausgenommen, das Zimmer verlassen möchten. Als wir allein waren, sagte sie mir, sie habe nichts weiter zu sagen, da sie völlig in den Willen Gottes ergeben sey, und ich alles, was unsere zeitlichen Angelegenheiten beträfe, so gut

wiſſe als ſie; ſie habe aber gewünſcht, mit mir allein zu ſeyn, um in der Gegenwart Gottes allein und ungeſtört ihre letzte Pflicht gegen mich zu erfüllen, nämlich mir für alle meine Güte und Liebe gegen ſie zu danken; ſie hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß ich aus dieſer meiner Güte gegen ſie in meinen letzten Augenblicken denſelben Troſt ſchöpfen würde, welchen ihr das Bewußtſeyn ihres treuen und tugendhaften Verhaltens gegen mich gewähre.

Ich thue mir Gewalt an und will Ihnen nicht ſagen, daß dieſe edle Güte mir mein Herz durchbohrte, da ſie, ſtatt mir, wie ich erwartete, einige Ausbrüche von Hitze, zu denen ich mich während unſers Eheſtandes hatte hinreißen laſſen, zu verweiſen, mir nur für das Gute dankte. Und was konnte ich ihr je Gutes erweiſen, das ihrer Vortrefflichkeit angemeſſen war! Alles, was ich je zu ihr geſagt hatte, alle traurigen und freudigen Vorfälle unter uns drängten ſich in dem Augenblick in meine Seele, und als ich gleich darauf die Zuckungen des Todes den theuren Leib ergreifen ſah, welchen ich ſo oft mit

Entzücken umarmt hatte, als ich dieſe holdſeligen Augen fürchterlich werden und damit ringen ſah, ſich auf mich zu heften, o! wie verlohr ich da alle Faſſung! — Sie verſchied in meinen Armen, und in meinem Wahnſinn glaubte ich ihren Buſen ſich noch heben zu ſehen. Es iſt gewiß noch Leben in ihr, rief ich; ſie ſprach ja noch eben mit mir. Aber ach! ich taumelte, und alles drehte ſich mit meinem ſchwindelnden Kopfe herum; denn das beſte der Weiber war athemlos und auf immer dahin!

Die Lehre, die Sie aus dieſer meiner Nachricht ziehen könnten, iſt, dünkt mich, die: daß gute und rechtſchaffene Menſchen eine gewiſſe Gleichmuth beſitzen, die ſich ſelbſt über ihren Gram erſtreckt und die Stärke deſſelben dämpft. Müſſen ſie gleich, wie alle Menſchen, den Kelch der Trübſale koſten, ſo wird doch das Bewußtſeyn ihrer Rechtſchaffenheit das Bittere deſſelben ſehr verſüßen; ja eben dieſe Trübſale werden ihrer Rechtſchaffenheit dadurch noch mehr Kräfte geben, daß ſie an den Gebrauch der Tugend in der Stunde der Leiden gedenken. Ich ſetzte mich

in der Abſicht hin, Sie zu bitten, daß Sie uns Vorſchriften geben möchten, einen Gram, wie dieſen, zu überwinden; aber jetzt möchte ich Sie lieber bitten, die Menſchen zu lehren, wie ſie eines ſolchen Grams fähig werden können.

Die Herrn Gelehrten haben den ſogenannten feinen Geſchmack in ihren Begriffen von dem, was ſich in Reden oder Handlungen geziemt. Etwas ähnliches iſt der Seele deſſen eigen, der in allen ſeinen Gedanken und Handlungen rechtſchaffen und treu iſt. Alles Falſche, Laſterhafte, Nichtswürdige iſt ihm verächtlich, ſollte die ganze Welt es auch billigen. Zu gleicher Zeit hat er die lebhafteſte Empfindlichkeit in allen Freuden und Leiden, die ſich für ihn geziemen, das heißt, wo ſie gewiſſermaßen einen Theil der Pflichten des Lebens ausmachen. Keine Betrübniß empfinden, wo Wohlſtand und Wahrheit betrübt zu ſeyn heißen, iſt, dünkt mich, ein größerer Beweis von Stupidität, als die Schönheit einer Stelle im Virgil nicht empfinden. Sie haben noch nicht bemerkt, daß die feinen Herren unſrer Zeit große Hartherzigkeit affektiren, und

daß Menſchlichkeit eben nicht die Tugend iſt, worauf ſie Anſpruch machen. Der iſt ein braver Kerl, der immer bereit iſt, dem Mann das Herz zu durchbohren, welchen er haßt; den aber achtet man nicht ſehr, der das Weib betrauert, welches er liebt. Ich ſollte denken, es würden ſich ihnen tauſend ſchöne Gedanken darbieten, wenn ſie einmal nachdächten, welche Menſchen für die Art des Grams, von der ich geredet habe, die meiſte Empfänglichkeit haben; und ich getraue mir zu ſagen, ſie werden finden, daß es gerade die weiſeſten, edelſten und tapferſten ſind. Ich bin u. ſ. w.

## Klage des Bewohners einer öden Insel, dessen Gefährte gestorben ist.

Nun bin ich ganz allein, alt und schwach, ohne Hülfe, ohne Gefährten in dieser Oede. Mein Bruder, der lange Genosse meiner Leiden, ist entschlafen, und hat mich Armen allein gelassen. Ach, wie ist mir so bange! Wie so schauerlich still ists um mich her! Mir graut vor den kommenden Tagen der Erde, und mein Herz jammert laut in mir um Erbarmen, um Erlösung. Wann wird es brechen? Ach bald, bald! Schon sinkt sie sichtbar zusammen, die zerbrechliche Hütte des Leibes. Mein Auge ist dunkel geworden und schaut nicht mehr die liebliche Gegend um mich herum; mein Ohr vernimmt nicht mehr das Rauschen des Bachs noch das Flöten der Sänger im Walde. Mein Haupt ist zur Erde

gebückt, und mein Fuß sinkt unter der Last meines Leides. Mit zitternder Hand begrub ich meinen entschlafenen Bruder; wie so kraftlos wurde mein Arm! Kaum konnte ich diesen letzten Dienst ihm erweisen. Wer wird meine Gebeine mit Erde bedecken? Ach, ich werde an der offnen Luft vermodern und die Sonne wird meine Verwesungen trinken. Seit der Schöpfung betrat keines Sterblichen Fuß diese Einöde; wird künftig ein Erdensohn darin wallen? Hoffe nicht, armer Verlassener! Lege dich in dein Grab und stirb, und verwese am offenen Tage!

Paradiesisches Land, wozu schuf dich der Schöpfer? Für den Vogel des Waldes, für das das Lamm auf der Flur? Du Gold in dem Bache, du Perle im Meer, wen wirst du reich machen? Ihr herrlichen Schätze, du gehäufter Klumpen Gold neben mir, ihr seit Jahren gesammelten Perlen, kommt, lindert mein Herz! Erkauft mir einen Becher Wassers, wenn ich auf dem Sterbelager verschmachte; einen Gefährten, der mir in der Todesangst den Schweiß von der Stirne trockne! Vermögt ihrs nicht? Elender

ſchimmernder Staub, was geitzen die Menſchenſchenkinder nach dir! Hieher, ihr Thoren! Wohnt einſam und verlaſſen in dieſer Oede, um den Werth eurer Götzen zu kennen. Wer wird unſer Erbe ſeyn? Die Zeit, die Ewigkeit! Sie wird mit langſamen Zahn an unſern Schätzen nagen, bis ſie, wie wir, vermodern. So vermodre dann, du glänzende Erde, vermodre alles Irrdiſche! Du aber, mein unſterblicher Geiſt, ſchwinge dich auf zu Gott, wo die Fülle der Freuden iſt! Dein erſtes Leben war Tod, dein zweites iſt Erwachen vom Tode, iſt Erlöſung von namenloſem Jammer.

Benkowitz.

## Der Tod von Klopstocks Gattin.

Gebor von sanftem Herzen, und gleich empfindlich der Freude
Und der Traurigkeit, aber auch festen Entschlusses, dem Geber,
Ruhe gäb er ihm oder Schmerz, sich zu unterwerfen;
Gebor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung,

Oder

Oder noch fernen, auf ihrer Reiſe zur Heimath im Himmel.
Liebend wünſchten ſie ſich; doch wagten ſie das nicht zu hoffen,
Was ſo wenigen ward: mit einander hinüber zu wallen.
Herr! ihn hatt'ſt du erſehn, zu des dunkeln Thales Eingang
Sie zu geleiten. Sie lag zu ſterben. Das glaubt' er zu ſehen;
Aber er wußte, daß du aus großen Gefahren erretten,
Tödten könnteſt in kleinen. Jetzt kam, der ſtille Tod kam
Näher, und wurde gewiß. Sie richtet von Gedor gen Himmel
Ernſt ihr Auge, dann wieder auf ihn vom Himmel herunter,
Wieder gen Himmel von ihm. So erhub ſie zweymal ihr Auge.
Niemals ſah er Blicke wie dieſe, nie wurden ihm Blicke,

Wie die ihrigen waren, beſchrieben; voll feyerli-
chen Ernſtes
Und der innigſten Wehmuth und mächtiger Ue-
berzeugung
Jenes ewigen Lebens. Ich ſterbe! verlaſſe dich!
gehe
Zu der namloſen Ruh! wars, was ſie redeten!
wars nicht!
Stärker wars unausſprechlich! Hier mußt' er der
Menſchheit erliegen,
Oder ihn mußte mit mächtigem Arme der Hel-
fer erheben.
Und der Erbarmende thats. Der ſchwache Sterb-
liche fühlte
Sich der Erde gewaltig entriſſen, und nahe dem
Eingang
Zu der Herrlichkeit, welcher ſich ſeiner Cidli ſchon
aufthat.
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit
Freude;
Legte auf ihre Stirne die Hand, und begann ſie
zu ſegnen:

Wandl' hinüber im Namen des Herrn, der Abrahams Gott war,
Iſaks und Jakobs, im Namen des angebeteten Helfers!
Ja, ſein Wille geſchehe, es geſchehe ſein gnädiger Wille!
Und ſie ſprach mit der Stimme der Zuverſicht und der Freude:
Ja, Er mach es, wie Er es beſchloß! Gut wird Ers machen!
Gedor hielt ihr die Hand: Wie ein Engel haſt du geduldet!
Gott iſt mit dir geweſen! Mit dir wird Gott ſeyn! Geweſen
Iſt mit dir der Allbarmherzige! Dank ſey, und Preis ſey
Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! Ach wär ich
Elend genug, ihm nicht zu dienen; ſo dient' ich ihm heute.
Sey mein Engel; läßt Gott es dir zu!... Du wareſt der meine,

Sagte Cidli ... Sey nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr dir es zu. Und liebend erwiederte Cidli:
Gedor, wer wollt' es nicht seyn? — Voll Mitleid, mit freudigem Tiefsinn,
Schwebte Rahel um sie, die Geliebte des Pilgers aus Kanan,
Und die Mutter des Sohns der Schmerzen. Noch war sie dir, Cidli,
Unsichtbar. Doch als nun dein Haupt zu dem Tode dahin sank,
Sahe dein lächelndbrechender Blick die Unsterbliche stehen;
Und du machtest dich auf, zu deiner Gespielin zu kommen.
Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!...
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,

Bleib, und ſtröme die Klüfte vorbey, wo ſich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Geſang, unſterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbey, und zeuch in deinem fliegenden Strome
Dieſen Kranz, den ich dort am Grabmahl von der Cypreſſe
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort.

Klopſtock.

---

## Geſchäftsvolle Einſamkeit, ein hoher Troſt für Trauernde.

Alleineſeyn, weit weg vom Menſchengewühle, lebendig begraben in irgend eine öde und wilde Gegend, ach, dieß wäre Troſt in allen Leiden, die das Herz nicht erträgt. Wenn ewige Treu-

nung von geliebten lebenden Freunden eben so schmerzhaft und schrecklich ist, als Abschied aus des Todes kalter Hand, dann lindert nichts solche Marter, als Einsamkeit. Zittert dein Herz, glaubst du, die Erde versinke unter deinen Füssen bey der so schaurigt und schnell und immer näher kommenden Trennungsstunde von Freunden, die dir in vielen Jahren deines Lebens einzig alles waren, die du in keiner Minute deines Daseyns vergissest, nach deren Verlust dir vor aller Weltzerstreuung ekelt und immer ekeln wird, ach! so kann dir auch nichts mehr heisen, als Alleineseyn. Aber nur geschäftiges, absichtvolles, und von Gedanken zu Gedanken fortschreitendes Alleineseyn, lindert die Todesangst, die uns bey dem Gedanken dieser Trennung umgiebt, den Schmerz, der ist an unserm armen Leben nagt, durch alle unsere Eingeweide wühlet, und durch alle unsere Gesichtszüge spricht.

Ach es giebt so viele Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht sieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nir-

gends erträgt, als fern von der Welt, und al-
leine.

Wenn du in einem Lande, wo du schüchtern ankamst, wo dir alles so fremd war, wo dich jeder Blick niederschlug, wo dich Unglück von allen Seiten traf, wo dich in jeder Stunde Verzweiflung umgab; wo dir verschiedene Jahre hindurch bey jeder Beugung deines Körpers, und so oft du sitzend nur einen Brief schriebst, der Tod unter grausamen Schmerzen drohte; wo man dich fast gar nicht verstand; wo keiner, der deine Leiden nicht kannte, dich verstehen konnte; wo man dir aus fanatischer Partheilichkeit alle deine Wege mit Disteln und Dornen bestreute; wo du das Liebste, was du in der Welt hattest, von deiner Seite weggefoltert sahst; wenn du in diesem Lande und unter diesen Umständen eine Hand gefunden hättest, die sich liebreich zu dir ausstreckte; wenn du dabey eine Stimme gehöret hättest, die aus dem Himmel zu kommen schien und die zu dir sagte: Komm, ich will deine Thränen abtrocknen; ich will Muth aus deiner kranken Seele hervorrufen; ich will dich pflegen;

ich will die Vertraute aller deiner Seelenleiden seyn; ich will sie alle tragen helfen; ich will dich leiten aus deiner Traurigkeit dort ins Grüne zum Anschauen der schönen Natur und zu dem Gotte, der auch hier wohlthätig ist, auch hier über unser Leben Rosen ausstreut; ich will dann an deinem Arme zurückgehen in mein Haus, da mit dir lesen, mit dir denken, mit dir empfinden; da mit dir meine Hände zu Gott erheben, wenn du verschmachtest; da, wenn du ruhig bist, dir neue Aussichten zeigen; da jedes Blümchen auffassen, das ich auf dem Pfade deines Lebens finde; da dir jede freundschaftliche Seele nennen, die mit Liebe an dich denkt, mit Achtung und Vertrauen von dir spricht; da dir beweisen, daß die Menschen um dich her nicht so böse sind als du glaubst, vielleicht gar nicht böse, dich nur nicht kennen; ich will dir alle häuslichen Sorgen abnehmen; ich will alles für dich thun, was dich erleichtert und was dir Freude macht; ich will dir alle Segnungen des Friedens und der Ruhe zeigen; ich will an der Verbesserung aller deiner Fehler arbeiten; du sollst dafür auch meine Feh-

ler beſſern; du ſollſt meinen Geiſt ausbilden und mir alle deine Kenntniſſe mittheilen; du ſollſt mein Leben retten durch Gott und deine Kunſt; und dann wollen wir zuſammen unſern Nächſten lieben, zuſammen Hülfsbedürftigen helfen, zuſammen Leidende tröſten. Und wäre nun dieß alles geſchehen ſehr viele Jahre hindurch, hätteſt du täglich allen dieſen Troſt genoſſen unter den drückendſten traurigſten Umſtänden deines Lebens, in jeder Noth und in jedem Leiden; hätteſt du itzt, da deine Haare grau ſind, deine Todesfurcht immer durch den Glauben überwunden, ich werde in dieſen lieben Armen ſterben; und nun hätte dieſe heroiſche Seele, aus den edelſten Grundſätzen von Mitleiden und Erbarmung, ſich weggeriſſen für die ganze Zeit ihres Lebens aus den Armen aller, die ſie verſtanden und liebten, und wo jeder für den Verluſt einer ſo thätigen und geſchäftigen Freundſchaft klaget und weint; und ſie ginge fort, muthig, weil Gott es heißt, an einen Ort, an den ſie nie ohne Zittern und Grauen dachte; was bliebe dir dann, wenn Sie weg wäre? wohin flöheſt du, Verlaſſener? In

die Einſamkeit, um da gegen dein Unglück zu kämpfen und deine Schickſale tragen zu lernen mit Muth.

Zimmermann.

---

## Auf Zollikofers Tod.

Weine, Menſchheit! Tugend, ſtreue Blumen,
Auf des blaſſen Freundes Grab:
Todt iſt, Deutſchland! deiner Redner Erſter,
Zollikofer Todt!

Dieſe Zunge, die von Weisheit triefte,
Ach! ſie iſt verſtummt, verſtummt!
Dieſe Augen, ach! von Menſchenliebe
Glänzen ſie nicht mehr.

Dieſe Hände falten im Gebete,
Ach! ſie falten ſich nicht mehr!
Die Ergüſſe ſeiner ſchönen Seele
Schreiben ſie nicht mehr,

Weine, Menſchheit! Tugend, ſtreue Blumen
Auf des blaſſen Freundes Grab!
Todt iſt, Deutſchland! deiner Redner Erſter,
Zollikofer Todt!

• —

---

## Der Tod.

Tod! Entſetzlichſtes unter den Weſen! Gefürchtet ſchon lange,
Ach! gekannt ſchon lange von mir, doch nicht in der bangen,
Fürchterlichen Geſtalt, wann du die ſcheußliche Hippe
Hin auf das Weſen zuckſt, das uns in dem Raume der Schöpfung
Ach! vor allen das Theuerſte war; in dieſer verworfnen
Grauſen Geſtalt von mir nimmer erſchauet; nun aber kenn' ich

Ewiger Feind des Lebens, in deiner bängſten Geſtalt dich.
Siehe, nun hab' ich mich ſatt an dem ſcheußlichen Becher getrunken,
Welchen du mir mit eiſernem Arm, Verworfner! reichteſt.
Und nun lach' ich deiner, und trotze dem wütigſten Schwunge
Deiner Hippe! Was haſt du, Elender! mir ferner zu rauben?
Ha, der gräßlichſte Schlag, der die Seele mir traf, iſt gefallen,
Und nun fürcht' ich die kleinern nicht mehr. Mit einem Wurfe
Haſt du, Verworfner, an mich all dein Vermögen verloren,
All dein Schrecken, womit du das Mark der Sterblichen ſchlürfeſt.
Freue, mein Herz, dich mit gräßlicher Freude, das eiſerne Loos iſt,
Ja es war eiſern gefallen! Wenn die Geliebte der Seele

Stirbt, ſo iſt vielleicht noch einmal das Weſen auf Erden,
Welches von neuem das Leer in der Bruſt des Jünglinges füll'te.
Wenn der einzige Freund, der Geliebteſte von den Geliebten,
Eilend hinweggeriſſen von unſerm blutenden Herzen,
Uns in dem dunklen Thale des Todes bebend vorangeht,
So gelinget vielleicht der große Wurf, und wir finden
Auf den Gefilden der Erde den Seltnen, den Einz'gen noch einmal,
Deſſen Seel' in harmoniſchem Laut mit der unſern erklinget.
Aber was ich verlohr, das iſt in der Schöpfung nur einmal,
Einmal nur eine Mutter! Ich bebe nicht mehr, ich bin eiſern!
Eiſernen Muthes nähm' ich mit dir den gräßlichen Kampf auf,

Kämeſt du itzt zu mir ſelber in deinem Grimme; du haſt ja
All dem Schrecken an mich mit einem Wurfe verſpielet,
Und nun lach' ich deiner, du Widerſacher des Lebens.
Morde rings um mich her, was Leben athmet, was Freude
In dem Raume der Schöpfungen fühlt! Ich trete mit Kälte
Unter die Leichname hin, und ſchau auf ſie nieder und lächle.
Alſo iſt dem Triumph zu eiſerner Schande geworden;
Alſo kann ich dir trotzen in deinem heißeſten Grimme.
Komm! ich zähle dir ſelber die Opfer! Hier wandelt ein Jüngling,
Schön, wie auf Edens Auen der Tag, wie Frühlinge lieblich;
Sieh, er iſt der einzige Stab verlaſſener Eltern!

Stirbt er, ſo ſinket ihr Haupt mit unendlichem Weh in die Grube.
Dieſen morde! Sein ſterbendes Röcheln, ſein Ringen zum Leben
In der Blüthe der Jahre, der Jammer der ſinkenden Eltern,
Wird, Verworfener, dir ein feſtlicher Jubelgeſang ſeyn.
Morde, ja mord' ihn! Hier wandelt noch einer, ein zärtlicher Vater.
Wie im Thale Saarons ein Hügel in heiliger Frühe
Blumen zur Zierde des Tages erziehet, ſo bildet der Vater
Seiner Sprößlinge Schaar zu einem Leben voll Unſchuld.
Würge den Mann! dann ſtehn ſie verlaſſen, und traurend, und einſam;
Dann zerſtreut ein Sturm die herrlichen Blüthen, dann welken
Sie, vom giftigen Hauche des Tages getroffen, und reifen

Dem Verderben entgegen. O würge, würge die Opfer!
Ha! Was zauderst du noch, du Verworfner, du willst doch
Jenen Greis, der am Stabe dort schleicht, nicht morden? Er ist ja
Lange des Lebens satt, und dürstet schon lange nach Ruhe
Der Verwesung. O schon' du ihn ja, und laß ihn im Jammer
Und Verzweiflung sich übersatt am Becher des Lebens
Trinken und leben, und leben als wär' er mit erzenen Ketten
An der Erde gebunden. Ja, so ists Freude der Hölle,
Freude der Hölle! O lache du doch, und geh doch vorüber!
Geh auch diesem vorüber, der in der martern-den Krankheit
Ewiger Dauer verschmachtet, dem geh du lächelnd vorüber!

Lächelnd und kalt, damit dein Herz sich erfreue, du Holder!
So, ja so erfreut sich dein Herz. Geh allen vorüber,
Welche mit heißen Gebeten, mit unaussprechlichen Seufzern
Nach dir ringen! Laß glühend an ihren Lippen des Lebens
Becher werden! Aber den Mann und den Jüngling morde,
Oder wenn hie, und da, und dort, ein Mädchen voll Unschuld
Unter den Sterblichen wandelt, an deren Leben das Leben
Eines Jünglinges hängt, und die morgen zum Altar geführt wird,
Diese morde, und laß von Felsen und Thalen des Hohnes
Lache wiederhallen! Ja diese Opfer sind deiner
Würdig, du Liebevoller, du Edler! Mit eisernem Spotte
Möcht' ich deiner spotten, mit heißer, mit ewiger Schande

Deine Tücke dir marken, wenn nicht beim Spotte das Herz mir
Bräche, wenn nicht beim gräßlichen Lachen die Thräne des Harmes
Aus dem Auge mir quölle! So haſt du dein Werk, du Verruchter!
Auch an mir vollbracht, und mit diamantenem Griffel
Eine Wund' ins Herz mir gegraben, die ewiglich blutet.
Ha! Wo find' ich Namen, du ſcheußlichſtes unter den Weſen,
Gräßlich genug dich zu nennen? Wo nehm' ich Farben der Hölle,
Farben des Abgrunds her, die grauſendſte aller Geſtalten
Grauſend genug zu zeichnen? Ich ſtrecke die Rechte voll Grimm aus
Und ſie ſinkt mir ohnmächtig dahin. Ich ſtampfe voll Rache,
Wider die Erde mit mächtigem Fuß, daß ſie ringsum ertönet,

Und es ſtarret mir dennoch die Zunge, die Namen zu ſagen,
Auszuſprechen die grauſe Geſtalt. O leihe, du Sturmwind,
Deine Schrecken, du Donner, mir deine Stimme, damit ich
Hoch empor die Empfindung des Herzens ſtröm', und nicht länger,
Länger nicht ſchweige! Ha, jauchze mein Herz! es kehret die Sprache
Mir mit Beben zurück, und ich rede ſtammelnde Laute.
Tritt hervor, tritt her, du Gottverworfener, und höre,
Was ein Sterblicher dir in die Ohren donnert! Vernimmſt du?
Komm herauf aus der Nacht, und ſteh allhie wie ein Felſen,
In der unterſten Hölle! Ha ſeht, das grauſe Gerippe
Seht, wie die Lache des Hohnes, der Hölle Triumph ihm das Antlitz

Wie der Bosheit entsetzliches Dunkel die Stirn' ihm gemarkt hat!
Höre von mir, du gräßlichstes Ungeheuer der Schöpfung,
Deiner Schande Getön'! Dein Leib ist ein scheußlich Gerippe,
Das die Verwesung zu nagen erröthet, das kreisend die Hölle
Ausspie, vor ihrem Gebohrnen erschrak, und ewig der Schande,
Es zurück zu schlingen, erlieget; das nun in der Schöpfung
Räumen, wie der Verworfenste unter den Teufeln, umherirrt,
Ueber ihr Antlitz Greuel, und Schmach, und Verwesungen ausspeit,
Und was lebet, erwürgt. Dein feuertreufelndes Auge,
An der Verdammten Anblick gewöhnt, erblindet, der Schöpfung
Schöne von außen zu schaun; es schaut durch den lächelnden Frühling

Inwendig hin, wo Gebeine verdorren, und Gräber Verweſung
Brüten, da ſchauet es weitvorquillend, mit treu-
ſelndem Feuer,
Hin, und wo Blut zu Klumpen gerinnt, und wo Aeſer ſich thürmen,
Da, da ſchauet es hin! dein Ohr, für Töne der Hölle
Nur gebildet, zu teufliſch, zu gottverworfen, der Freude
Stimme zu hören, vernimmt ein unendliches Weh in der Schöpfung.
Horcht nur dahin, wo der Sterbenden Ruf auf Jammergefilden
Dumpf verhallt, wo die bange Natur in gräßli-
chen Krämpfen
Schauert und ſelber die Hölle mit ihren Teu-
feln erbebet.
Deiner ehernen Naſe, verſchloſſen dem duftenden Frühling,
Dampft nur Moder und Graus zum ſcheußli-
chen Opfer entgegen,

Moder und Graus, woraus sie mit Gier die
Verwesungen auftrinkt.
Deine Gestalt ist ein Flecken der Mitternacht,
ist ein Greuel
In der Schöpfung, ein Ausfluß von dem, was
die unterste Hölle
Scheußliches hat, daß vor ihr die Natur, und
selber die Teufel
Schaudern. Dein Wesen, voll Narben vom Fluch
der Naturen, verbreitet
Ueber das Gräßlichste sich, das die Schöpfung
auswirft, und brütet
Qnaal für die Ewigkeit aus!... So ist, ja so
ist dein Bild: Tod!...
Ha! zu sanfter, zu heiliger Name, für den Ver-
worfnen;
Abschaum der Hölle sei er forthin genannt, und
die Hölle
Schäme sich, daß er von ihr den Namen trä-
get!... Erkennst du
Dich in dem Bilde?... Nun fahre dahin und
erzähl' es dem Teufel,

Deinem Genoſſen: ſo hätt' ein ſterblicher Menſch dich gebrandmarkt;
Alſo hätt' er mit eiſerner Schande dich übergoſſen!
Einem Knaben haſt du nicht Trotz geboten, der Thränen
Nur vergießt! Ich bin aus in meiner Rüſtung gezogen,
Wie ein Streiter zum Kampf, und die Thränen, die zürnenden Thränen,
Haben, wie Flammen, in deinem Geripp dir Narben geätzet.

Benkowik.

---

## Der Frommen Wiederſehn.

Der Trennung Laſt liegt ſchwer auf mir,
Ich liebe ſie, die Meinen.
Laß, meines Herzens Gott! vor dir
Mich dieſe Frage weinen:

„Werd' ich nach meinem Tode gleich?
Werd' ich in Christus Königreich
Die Meinen wiedersehen?"

Vielleicht! O Gott, ich höre schon
Des Geistes Stimme wehen;
Sie lispelt mir, wie Harfenton;
Du wirst sie wiedersehen.
Bist du nur fromm, sind sie nur gut,
Sind sie aus Wasser, Geist und Blut
Gezeugt zum ew'gen Leben.

Die fromme Seele trennt sich nicht
Von gleichgestimmten Frommen,
Sie werden all' in Gottes Licht
Aufs neu zusammen kommen;
Von keinem Tode mehr getrennt;
Denn Gottes Engel, der sie kennt,
Versammelt die Erwählten.

Die Einfalt sieht den Biedermann,
Der Christ den Christen wieder,
Das Weib trifft ihren Gatten an,
Der Bruder seine Brüder.

Die fromme Mutter küßt ihr Kind;
Denn alle gute Seelen sind
In Gottes Stadt beisammen.

Elias, der Thisbite, kam
Im Wetterrad — zu Mose;
Ein Lazarus zu Abraham,
Zu ruh'n in seinem Schooße.
Der Schächer hört das große Wort:
Im Paradiese wirst du dort
Noch heute mit mir leben.

Und dennoch sollten Christen sich
In ihrem Tode grämen? —
Sprach nicht der Herr so brüderlich:
„Ich will euch zu mir nehmen,
„Damit ihr alle bei mir seid,
„Zu schauen meine Herrlichkeit
„Und ewig mit mir herrschet."

Zum Berge Zion kommen wir!
Zu Gottes Stadt im Himmel!
Wo Engel stehen, Heer, vor dir!
Im jauchzenden Gewimmel!

Zu der Gemeinde Stralenchor!
Zu Geistern steigen wir empor
Vollendeter Gerechten!

Und ach, zu Gott! zu Gott! zu Gott!
Dem Herrscher über alle!
O komm nur Tod, komm süßer Tod!
Damit ich niederfalle
Am Thron, und meinen Vater seh!
Und meinen Mittler Jesum seh,
Und mich sein Blut besprenge.

Drum bitt ich euch mit hoher Hand,
Seid fromm und gut, ihr Meine!
Damit uns Gott im Vaterland
Auf ewiglich vereine.
Wie wird's uns sein, wenn wir uns sehn,
Wenn wir uns froh entgegen gehn
Und uns am Halse weinen.

Da wollen wir vor Gottes Thron
Einander alles sagen,
Was wir auf dieser Welt für Hohn,
Und Ungemach ertragen;

Uns freuen, daß des Lebens Zwiſt
Und Fährlichkeit vorüber iſt,
Und Gott mit Thränen danken.

Doch Frommen nur wird's Freude ſeyn,
Wenn ſie ſich wiederſehen.
Gottloſe häufen nur die Pein
Mit ihrer Brüder Wehen.
Dort fühlt der Lüſtling ſein Gericht
Und er verlangt die Brüder nicht
Zu ſehn in gleichen Qualen.

Drum bitt' ich dich durch Chriſti Blut,
Erbarmer in der Höhe:
Mach meine Lieben fromm und gut,
Daß ich ſie wiederſehe.
Auch mich erhalte dir getreu; —
Dann, Vater, bin ich auch dabei,
Wenn ſich die Lieben finden.

Weltrichter, welch ein Tag für dich,
Ein Feſttag voll Erbarmen,
Wenn ſo viel tauſend Seelen ſich
Vor deinem Thron umarmen;

Dann bluten Herzen nimmermehr; —
Und dann verſiegt die Abſchiedszähr'; —
Du trocknest ja die Thränen.

Drum weint nicht, Freunde! denn gewiß
Sollt ihr mich wieder finden,
In Gottes Stadt — im Paradies,
Von Feſſeln frei und Sünden.
Auch unſer Staub wird auferſtehn!
O Wiederſehn! O Wiederſehn!
Wie tröſtest du die Seele!! —

Schubart.

Für

# Kranke,

welche

an Leib und Seele dulden.

## Ruhe der Seele in Krankheit.

Da wir uns keine beſtändige Geſundheit verſprechen können, ſo ſollten wir nach einer ſolchen Gemüthsart trachten, die unſre beſte Stütze im Verfall derſelben ſeyn könnte. Uranus hat es zu dieſer Seelenruhe und Gelaſſenheit gebracht, und ſich zu ſolcher Geringſchätzung alles deſſen erhoben, was den gröſsten Theil der Menſchen bezaubert, daß nichts ihn beunruhigen kann, als heftige Schmerzen, und ſelbſt gegen dieſe beſitzt er, wie er ſeinen vertrauten Freunden ſagt, ein Geheimniß, welches ihm augenblicklich Erleichterung verſchafft. Uranus iſt ſo innig von einem künftigen Leben überzeugt, und beſtrebt ſich ſo redlich, ſich die beſten Ausſichten in daſſelbe zu ſichern, daß er den Schmerz blos als eine Beſchleunigung ſeiner Wanderſchaft nach einem Va

terlande betrachtet, wo er unendlich besser versorgt seyn wird, als in seiner gegenwärtigen Herberge. Statt der melancholischen Vorstellungen, die andre sich gemeiniglich zu machen pflegen, wird er euch sagen, er habe schon vergessen, daß er sterblich sey, und er denkt sich wirklich nicht mehr als einen Sterblichen. Er glaubt, daß er mit dem Augenblick seiner Geburt ein unsterbliches Daseyn angetreten, und den kurzen Augenblick des Todes läßt er nicht einmal für eine Unterbrechung des Lebens gelten, weil dieser Augenblick nicht halb so lange dauert, als sein gewöhnlicher Schlaf. Solchergestalt ist sein Daseyn eine gleichförmige und harmonische Reihe von heitern Vergnügungen und leichten Sorgen, ohne Furcht oder Hoffnung in Ansehung seines übrigen Schicksals auf Erden. Gesundheit ist ihm mehr, als Vergnügen einem andern, und eine Krankheit ist ihm weniger beschwerlich, als andern eine Unpäßlichkeit.

Gewiß ist, daß wir, zum wahren und süßesten Genuß des Lebens und der Gesundheit, das Vergnügen nicht für nothwendig halten, sondern,

wo

wo möglich, zu einer angefühlten Gleichmüthigkeit der Seele zu gelangen ſuchen ſollten. Es iſt ſo klein, ſich bey glücklichen Vorfällen übermäßig zu freuen, als bey Widerwärtigkeiten gleich ganz niedergeſchlagen zu werden. Lachen in dem einen Falle iſt ſo unmännlich, als Weinen in dem andern. Wir ſollten uns nicht gewöhnen, bey jeder Gelegenheit Entzücken zu erwarten, ſondern die Kunſt zu lernen ſuchen, ſelbſt aus Schmerzen ſüßen Genuß zu bereiten. Ehrgeiz, Neid, ausſchweifende Begierden, oder ungezogene Luſtigkeit werden ſich unſrer Seele bemächtigen, wenn wir uns nicht in derjenigen Nüchternheit des Herzens zu erhalten wiſſen, die über alle Vergnügungen erhaben iſt und ſich viel beſſer fühlen, als ſich beſchreiben läßt; der geradeſte Weg aber zum wahren Genuß des Lebens iſt, dünkt mich, wenn man, wegen der hohen Ausſichten auf ein künftiges, nur eine ſehr geringe Meinung von demſelben hegt. Ein großer Schriftſteller unſrer Zeit hat dieß in ein vortreffliches Licht geſetzt, wenn er mit einem philoſophiſchen Bedauern des menſchlichen Lebens in

einer Theorie der Erde folgendergestalt davon spricht:

„Denn was ist dieß Leben anders, als ein „Kreislauf kleiner geringfügiger Handlungen? „Wir legen uns nieder und stehen wieder auf, „kleiden uns an und aus, essen und werden „hungrig, arbeiten oder spielen, und werden „müde, und legen uns dann wieder nieder, und „so geht es immer in demselben Zirkel herum. „Den Tag verbringen wir mit nichtsbedeutenden „Dingen, und kömmt die Nacht, so werfen wir „uns ins Bett der Thorheit, unter Träumen „und zusammenhängenden Gedanken und wilden „Fantasien. Unsre Vernunft liegt mit uns im „Schlaf, und wir sind in der Zeit eben so ver„nunftlose Thiere, als die, welche in Ställen „oder im Felde schlafen. Hat denn der Mensch „keine höhern Fähigkeiten, als diese? Und sollten „seine Erwartungen und sein Ehrgeiz nicht grö„ßer seyn? Laßt uns doch auf die Eroberung „einer andern Welt ausgehn: es ist wenigstens „ein schönes und edles Unternehmen, und in „dieser Welt ist doch nichts, das unsrer Gedan-

„ken oder unſrer Leidenſchaften werth wäre.
„Sollten wir uns in unſrer Hoffnung betrogen
„finden, ſo ſind wir immer nicht ſchlimmer daran,
„als unſre übrigen Nebenmenſchen; gelingt uns
„aber unſre Hoffnung, ſo ſind wir ewig glück-
„lich.“

Steele.

---

## Süßigkeit der Muße in Krankheit.

Allerdings können wir uns ſelbſt, unſern Geſchmack, unſere Geſinnungen, unſere Neigungen und Leidenſchaften ſogar, ändern, und dann ertragen wir nicht nur vieles, das uns mangelt, ſondern wir finden Glückſeligkeit in einem Zuſtande, den andere für traurig und beklagenswerth halten. Geſundheit iſt ohne Zweifel eine große Glückſeligkeit; aber es giebt doch Umſtände und Fälle, in welchen dem Mangel derſelben wahre Ruhe begleitet. Ach wie oft habe ich

Gott für eine Krankheit gedanket, die mich zwang zu Hause zu bleiben, und die mir erlaubte, doch auch einmal meine Seele im Stillen zu sammeln. Solches Glück hatte zwar ein Ende, wenn ich besser ward. Aber wenn ich denn doch ganze und viele Jahre mit einem siechen Körper und zermalmten Gliedern und zusammengepreßtem Hirn, alle Tage meines Lebens mich durch alle Gassen mußte schleppen lassen; wenn ich bey jedem kalten Winde die beständige und unausbleibliche Empfindung hatte, als wenn mir an Armen und Beinen das Fleisch mit hundert Messern sorgfältig von den Knochen weggeschnitten würde; wenn ich mitten unter meinen täglichen Berufsgeschäften, in Schmerz und Leiden so erfahren war, daß ich Gott mit Thränen für jeden erträglichen Augenblick dankte; o dann war es mir doch erlaubt, ein unaussprechliches Glück darin zu finden, daß ich doch einmal in meinem Hause krank seyn konnte, und nicht mein Leben ausathmen mußte auf den Gassen! Bey immerwährendem Kummer für andere giebt es freylich auch Stunden genug, in welchen ge-

wiß jeder menſchenfreundliche Arzt den Kummer für ſich ſelbſt vergißt; aber ach wie häufig ſind auch die Stunden der Verzweiflung, in denen man aufgefodert iſt, unter eigenem Schmerz und eigenem Leiden, Kräfte auszuüben, die man nicht hat. Unter ſolchen Umſtänden iſt Krankheit, die mir den Kopf nur einigermaßen frey läßt, Ruhe und unausſprechlich ſüßes Einſamſeyn für mich, wenn dann nur keine Beſuche blos aus Höflichkeit mich quälen. Alle Segnungen Gottes wünſche ich alsdann jedem, der mich alleine läßt, mich nicht mit Zeitverluſt und Langerweile foltert, und jedem, der die Barmherzigkeit hat, um mein Befinden ſich nicht zu bekümmern. Ein einziger heiterer Morgen, da ich zu Hauſe bleiben kann, aber da ich auch niemanden ſehen und keine Briefe ſchreiben muß, iſt mir, wenn ich auch übrigens ſehr krank bin, mehr werth, als unſern Damen alle ihre Feſte, und den Großen der Welt alle ihre Freuden.

Zimmermann.

## An Eliſa.

Eh' die Blum' am Buſen blüht
Geißelt ſie der Regen im Thal.
Eh' das Gold in Kronen glüht,
Schmilzt es im Tiegel ſiebenmal.

Jetzund geißelt dich Erdenweh.
Sei getroſt, du Leidende!
Jetzund beugt dich Krankheit hin;
Hebe dein Haupt, du Dulderin!

Heb' es hoch! Den lohnenden Kranz
Hält' ein Engel im Siegesglanz.
Heil dem Siegenden! Er iſt ſein.
Siegerin, Heil dir! Er iſt dein. —

Gestern leuchtete der Mond so hell.
Jählings dunkelten Nebel ihn;
Aber ich sah die Nebel fliehn,
Und er leuchtete doppelt hell!

Rosegarten.

---

## Von der Herzhaftigkeit in der Todesstunde.

Ich habe fast kein Trostschreiben gelesen, das mir mehr gefallen hätte, als eines vom Phalaris an einen Vater, der einen sehr tugendhaften und hoffnungsvollen Sohn verloren hatte. Der Gedanke, womit er den betrübten Vater aufzurichten sucht, ist, soviel ich mich besinne, folgender: Er möchte bedenken, sagt er, daß der Tod dem Charakter seines Sohnes eine Art von Siegel aufgedrückt, und ihn über alle Beflekkungen des Lasters und der Schande hinausgesetzt hätte; denn so lange er gelebt, sey es ihm immer

noch möglich gewesen, von der Tugend abzufallen, und den guten Namen, den er sich erworben, zu verlieren. Nur der Tod schließt den Ruf eines Menschen, und entscheidet, ob er gut oder schlecht seyn soll.

Dieß ist, unter andern, vielleicht eine von den Ursachen, warum wir natürlicher Weise nicht gern eher einen Mann erheben, als bis sein Haupt im Staube liegt. So lange er noch fähig ist, sich zu ändern, könnten wir uns genöthigt sehen unser Urtheil zu widerrufen. Er kann die Hochachtung, die wir für ihn gefaßt haben, verwirken, und morgen uns in einem andern Lichte erscheinen, als heute. Kurz, wie das Leben eines Menschen vor dem Ende desselben nicht glücklich oder unglücklich genannt werden kann, so kann es auch eher nicht für tugendhaft oder lasterhaft erklärt werden.

In dieser Rücksicht gab Epaminondas auf die Frage, ob Chabrias, oder Iphikrates, oder er selbst die größte Hochachtung verdiene, zur Antwort: Ihr müßt uns erst sterben sehen, ehe diese Frage entschieden werden kann.

Wie nun kein Gedanke für einen rechtschaffenen Mann trauriger seyn kann, als der, daß eine solche Aenderung seines Charakters möglich ist, so ist auch hingegen nichts rühmlicher, als wenn man eine beständige Gleichförmigkeit in seinen Handlungen unterhält, und die Schönheit seines Charakters bis ans Ende behauptet.

Man hat das Lebensende eines Menschen oft mit der Entwickelung eines guten Schauspiels verglichen, wo die Hauptpersonen immer ihrem Charakter gemäß handeln, was für ein Schicksal auch über sie ergehen mag. Es giebt kaum einen großen Mann in der Griechischen oder Römischen Geschichte, über dessen Tod nicht der eine oder andere Schriftsteller seine Anmerkungen gemacht, und ihn, seinem eigenen Genie oder Grundsätzen gemäß, gelobt oder getadelt hätte. St. Evremond giebt sich viele Mühe, die Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die Petronius Arbiter in seinen letzten Augenblicken bewiesen haben soll, ins Licht zu setzen, und glaubt darin eine größere Seelenstärke und Entschlossenheit zu finden, als im Tode des Seneka, Kato

oder Sokrates. Es ist kein Zweifel, daß die Sucht, die man an diesem feinen Schriftsteller bemerkt, immer etwas Neues und Außerordentliches vorzubringen und Entdeckungen zu machen, die andern entwischt waren, ihn nicht auch zu diesen Gedanken verleitet haben sollte. Petronius Verdienst war, daß er mit eben der Lustigkeit starb, wie er gelebt hatte; da aber sein Leben immer ungebunden und liederlich gewesen war, so muß man die Gleichgültigkeit, die er am Ende desselben bewies, mehr für natürliche Sorglosigkeit und Leichtsinn, als für Herzhaftigkeit halten. Die Entschlossenheit des Sokrates entsprang aus ganz andern Bewegungsgründen, aus dem Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens, und der Aussicht auf eine glückliche Ewigkeit. Wenn dem obgedachten sinnreichen Schriftsteller die lustige Laune an einem Sterbenden so sehr gefiel, so hätte er ein viel edleres Beyspiel derselben in unserm Landsmann, Thomas Morus, finden können.

Dieser große und gelehrte Mann war dafür bekannt, daß er seine gewöhnlichen Reden mit

Witz und scherzhafter Laune belebte, und, wie Erasmus ihm in einer Zueignungsschrift sagt, in allen Umständen des Lebens ein zweiter Demokritus war.

Er starb über einen Religionspunkt, und wird von der Parthey, für die er litt, als ein Märtyrer geehrt. Die unschuldige Lustigkeit, die ihn in seinem Leben so sehr ausgezeichnet hatte, verließ ihn bis auf den letzten Augenblick nicht. Er bewies eben dieselbe Herzensfröhlichkeit auf dem Schaffot, die er an seiner Tafel zu zeigen pflegte, und als er seinen Kopf auf den Blok legte, gab er noch Proben von der guten Laune, womit er seine Freunde bey den alltäglichsten Vorfällen allezeit belustigt hatte. Sein Tod war ganz aus einem Stücke mit seinem Leben. Nichts Neues, Erzwungenes oder Affektirtes zeigte sich darin. Er sah die Absonderung seines Kopfs von seinem Rumpfe gar nicht als einen Umstand an, der irgend eine Aenderung in seiner Gemüthsbeschaffenheit verursachen müsse, und da er mit der gewissen und festen Hoffnung der Unsterblichkeit starb, so hielt er ungewöhnlichen

Gram und Bekümmerniß für etwas sehr Unschickliches in diesem Falle, worin er nichts fand, das ihn hätte schrecken oder niederschlagen können.

Man hat eben nicht zu besorgen, daß dieß Beyspiel zu viele Nachahmer finden werde. Die natürliche Furcht der Menschen wird sie schon hinlänglich davor verwahren. Ich will nur bemerken, daß das, was bey diesem außerordentlichen Manne Philosophie oder vielmehr Religion war, bey jedem andern, der ihm nicht eben so sehr an Heiligkeit des Lebens und der Sitten, als an Heiterkeit der Seele gleicht, Raserey seyn würde.

Ich schließe dieß Blatt mit dem Beyspiel einer Person, die mir mehr Unerschrockenheit und Seelengröße im Augenblick des Todes bewiesen zu haben scheint, als irgend einer der bewundertsten Griechen und Römer. Ich finde es in des Abt Vertots Geschichte der Revolutionen von Portugall.

Als der König von Portugall, Don Sebastian, in das Land des Kaisers von Marokko,

Muley Moluk, eingefallen war, um ihn vom Thron zu stürzen und seinem Neffen die Krone aufzusetzen, lag Moluk an einer tödtlichen Krankheit darnieder, von welcher er selbst wußte, daß sie unheilbar sey. Gleichwohl bereitete er sich zum Empfange eines so furchtbaren Feindes. Er war wirklich so todt krank, daß er nicht einmal den Tag, an welchem das letzte entscheidende Treffen geliefert ward, zu Ende zu leben erwartete. Da er aber wußte, was für gefährliche Folgen es für seine Kinder und sein Volk haben würde, wenn er eher stürbe, als er den Krieg geendigt hätte, so gab er seinen Generalen Befehl, wenn er während des Treffens sterben sollte, seinen Tod vor der Armee zu verbergen, und noch immer zu der Sänfte, worin er sich tragen ließ, hinzureiten, als ob sie, wie gewöhnlich, seine Befehle empfingen. Ehe nun die Schlacht anfing, ließ er sich in einer offnen Sänfte durch alle Glieder der Armee, wie sie in Schlachtordnung aufmarschirt stand, herumtragen, und ermunterte sie, für Religion und Vaterland tapfer zu fechten. Da hernach die

Seinigen zu weichen anfingen, sprang er, ob er gleich fast schon in den letzten Zügen lag, aus der Sänfte, brachte sein Heer wieder in Ordnung, und führte es zu einem neuen Angriff an, der sich dann mit einem vollkommnen Siege über seine Feinde endigte. Kaum hatte er seine Leute zum Schlagen gebracht, als er sich ganz erschöpft wieder in seine Sänfte tragen ließ; hier legte er den Finger auf den Mund, um den umstehenden Generalen anzudeuten, daß sie schweigen sollten, und verschied einige Augenblicke darauf in dieser Stellung.

Addison.

## Anweiſung zu allmählicher Abhärtung des Körpers.

Es fragt ſich nur, wie Erwachſene, die durch Erziehung und Mode verzärtelt wurden, ihren Körper abhärten ſollen?

Statt der Antwort will ich die Abhärtungsgeſchichte eines Mannes erzählen, der Chryſoſtomus heißen ſoll. Nach der Erziehungsart der vorigen Zeiten war ſeine körperliche Pflege eingerichtet. Seine Jugendjahre brachte er des Tags, einen großen Theil des Jahrs, im warmen Zimmer, und des Nachts in einem dicken Federbette zu. Mußte er ausgehen, ſo ſuchte man den ſtärkenden Einfluß jeder rauhen Witterung durch Pelzwerk und andere warme Kleidungsſtücke vom Körper abzuhalten. Seine Beſchäftigung war Leſen, Schreiben, Federſchneiden und Clavier

spielen. Als er die Jünglingsjahre erreicht hatte, setzte er diese Lebensart fort, nur mit dem Unterschiede, daß er bis nach Mitternacht wachte und bis um neun Uhr schlief. Die Wirkung davon war die Hölle auf Erden. Wirklich befand er sich darin in seinen männlichen Jahren. Er wurde im höchsten Grade hypochondrisch, war mit sich und der ganzen Welt unzufrieden, zu allen Geschäften, die einige Anstrengung erforderten, untüchtig, und nicht einmal fähig, die Welt als Thier zu genießen.

Zum Glück fielen ihm ein paar Schriften der neuern Erzieher in die Hände, die ihn wie aus einem Traume erweckten. Er wurde vollkommen überzeugt, daß nicht die Erde, sondern sein Körper seine Hölle sey, und er dachte nun ernstlich darauf, denselben zu vervollkommnen.

Er faßte Entschließungen und führte sie aus. Den Anfang machte er mit Verbesserung seines Lagers. Die Federbetten, auf welchen er sonst ruhete, wurden mit einem Strohsacke, und die dicke Federdecke mit einer ungleich leichtern vertauscht. Zwey Stunden vor Mitternacht bestieg

er

er ſein nächtliches Lager und verließ es mit Sonnenaufgang. Grade im Frühlinge ſtieg er mit einiger Anſtrengung, das erſtemal ſo frühe auf, und machte einen Spatziergang auf den nächſten Berg. Hier ſahe er die erwachende Natur in allen ihren Reizungen, allenthalben Leben, allenthalben Freude, allenthalben Aufforderungen dazu. Er wurde dadurch ſo gerührt, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten und er neue Stärke fühlte, ſeinem Vorſatze treu zu bleiben.

Von ſeinen überflüßigen Kleidungsſtücken legte er nach und nach eins nach dem andern ab, das Pelzwerk gänzlich, und brachte es bald ſo weit, daß er mit bloßer Bruſt und unbedecktem Haupte in freier Luft ſeyn konnte. Nur wann er im Wagen reiſte, bedeckte er ſich wärmer, weil in dieſem Falle dem Körper die eigne erwärmende Bewegung fehlt. Sich täglich, wenigſtens eine Stunde, in freyer Luft bey aller Art von Witterung, zu bewegen, hat er ſich zum Geſetz gemacht, über welches er ſtreng hält. Anfänglich beſtund ſeine Bewegung in einem Spaziergange. Seitdem es ihm aber gelungen iſt,

einen kleinen Garten zu bekommen, wechselt er mit Gartenbau, dem natürlichsten Geschäfte des Menschen, ab. Zweymal die Woche badet er sich in kaltem Wasser mit der nöthigen Vorsicht. Im Genuß seiner Nahrungsmittel ist er jetzo weit mäßiger. Nie genießt er bis zur völligen Sättigung *). Sonst war ihm der Arzt unentbehrlich, jetzo ist er mehrentheils sein eigener Arzt. Fühlt er Unordnung in seinem Körper, so denkt er vor allen Dingen über seine bisherige Lebensart nach, und sucht den Grund von dieser Unordnung auf. Hat er ihn entdeckt, so ist es ihm leicht, denselben wegzuschaffen. Etwas starke Bewegung, Aussetzung einer Mahlzeit, und einige höchst einfache Arzneymittel sind es, wodurch er bald die Ordnung in seinem Körper wieder herstellt. Dabey verachtet er den Arzt nicht,

*) Anm. Wollten manche Leser dieß letztere nachahmen, so würden sie die Welt schon deßwegen weit schöner finden. Eine Menge trauriger und ängstlicher Vorstellungen: Trägheit und Kraftlosigkeit, Unfähigkeit des Geistes, helle zu denken, entspringen aus einem überladenen Magen.

weil er wohl weis, daß Zerrüttungen im Körper entſtehen können, die nur eine Perſon heben kann, welche ſich ganz der Unterſuchung des innern Baues des menſchlichen Körpers und der Heilungsmittel deſſelben gewidmet hat.

Den Zeitpunkt, in welchem er dieſe Entſchlüſſe zu faſſen und auszuführen anfing, pflegt er die Zeit ſeiner Wiedergeburt zu nennen. Wirklich iſt auch mit ihm ſeit dieſer Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. Die Abwechſelung der Witterung hat auf ſeinen Körper weit weniger Einfluß, als ehemals. Eine Menge unangenehmer körperlicher Empfindungen ſind nach und nach gewichen. Die ſchwarzen Bilder, die ſonſt um ſeine Seele flatterten, und bey ihm eine beſtändige Aengſtlichkeit unterhielten, ſind verſchwunden; der öftere Aufenthalt in der Natur öffnet ihm täglich einen Schauplatz, der ihm immer neue Freuden gewähret. Das Jammer- und Thränenthal, über welches er ſonſt ſeufzete, iſt nicht mehr. Alles, was um ihn iſt, hat eine reizendere Geſtalt gewonnen, die Menſchen ſind nicht mehr ſo böſe, die Laſter, die er ſonſt an ihnen

bemerkte, haben sich in Schwachheiten und Thorheiten verwandelt; wo sonst in der Natur nichts als Verwirrung war, erblickt er jetzo Ordnung und Zusammenhang. Wodurch ist denn diese große Veränderung verursacht worden? Die Menschen, unter welchen er lebt, und die Natur, die ihn umgiebt, sind ja unverändert geblieben. Dieß ist wahr; aber mit ihm selbst ging eine große Veränderung vor. Sein verzärtelter Körper befand sich stets in einem Zustande unangenehmer Empfindungen, jede Thorheit der Menschen, jede rauhe Witterung, verursachte ihm Schmerz. Nun hat er seinen Körper abgehärtet — er ist gesund — und die Dinge, die um ihn sind, machen auf ihn weit weniger unangenehme Eindrücke.

Ueberdieß wird ihm die Erfüllung seiner Pflichten jetzo weit leichter, seitdem sein gestärkter Körper ihm darinne nicht mehr hinderlich ist. Wie seufzete er sonst, wann ihm die Pflicht gebot, bey rauher Witterung einen Weg zu gehen, oder etwas früher als gewöhnlich, das Bette zu verlassen! Jetzo geht er diese Wege, und verläßt

das nächtliche Lager mit einer gewissen Freudigkeit, da die rauhe Witterung ihm weniger unangenehme Empfindungen macht, und das nächtliche Lager ihn weniger fesselt.

Auf diese Art, wird mancher Leser und manche Leserin denken, ist für mich in diesem Himmel kein Platz. Mein Körper ist so geschwächt und zerrüttet, daß er keiner Abhärtung fähig ist.

Dieß kann freylich bey vielen der Fall seyn; jugendliche Ausschweifungen, Unglücksfälle, Fehler bey der ersten Erziehung, Abstammung von ungesunden Eltern, können allerdings einen Körper so zerstören, daß er weder durch Abhärtung noch durch Arzneyen vollkommen wieder hergestellt werden kann.

Demohngeachtet wird für solche Personen noch ein Platz im Himmel auf Erden seyn. Kann ihr Körper nicht ganz wieder hergestellt werden, so ists doch vielleicht noch möglich, durch Nachdenken über den Ursprung gewisser körperlicher Leiden, über die Mittel, sie wegzuschaffen, und durch allmählige Abhärtung den Zustand desselben zu bessern, und gesetzt, daß dieß alles

fruchtlos wäre, so folgt weiter nichts daraus, als – daß eine Quelle der Seligkeit für solche Personen verstopft sey. Giebt's denn aber deren nicht mehrere? Allerdings. Sie werden in der Folge beschrieben werden, und diejenigen werden sie desto begieriger aufsuchen, denen die Quelle der Seligkeit verstopft ist, die aus einem gesunden, abgehärteten Körper entspringt.

Im Himmel jenseits wirds ja, wie wir alle glauben, einst Stufen der Seeligkeit geben; warum wundern wir uns denn, wenn wir sie auch im Himmel diesseits finden?

Salzmann.

# Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seeligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Waage hat,
Meinem Sterbebette naht.

Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht,
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wähe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,

Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war;

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süße Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!

Wohnt' ich doch, von diesem Erdgewim
mel
Schont entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Hölty.

## Klage im Gefühl der Krankheit.

Welche schwere Zentnerlast
Sinkt auf meine Seele?
Welcher bange Schauder faßt
Meine Brust? O quäle
Mich Verlaßnen doch nicht mehr,
Ich bin ängstlich, weine sehr.

Denn es trübt des Armen Brust
Schwerer Krankheit Plage,
Raubet ihm des Lebens Lust,
Stimmt den Mund zur Klage,
Läßt ihm nimmer Ruh und Rast,
Ist ihm schwere Zentnerlast.

Gerne wollt' er fröhlich seyn
Unter den Gespielen,
Gerne sich des Lebens freun,
Und die Angst nicht fühlen;

Ach umsonst ist sein Bemühn,
Nimmer läßt der Kummer ihn.

Und vielleicht ist's eitler Wahn,
Der den Schwachen blendet,
Der auf seine Lebensbahn
Schmerz und Unmuth sendet,
Der oft in der Mitternacht
Mit ihm auf dem Lager wacht.

Fleuch dann endlich, bittrer Gram,
Der mein Glück vergiftet,
Der wie aus der Hölle kam,
Und die Hölle stiftet.
Kehre süßer Freude Glück
Endlich in mein Herz zurück!

Benkowitz.

## An Regina,
### als ſie krank war.

Dem Saitenſpiel ſchweigt; —
Nur beugt ſich die Wehmuth drüber,
Und ihrer Wehklage Hauch
Weckt all die ſeufzenden Töne;
Sie wimmern, wie Lispel im Todtenkranze.

Du aber, Regina, liegſt und duldeſt —
Könnten Engel erkranken;
Sie lägen und duldeten ſo.
Was lächelſt du, Regina?
Fühlſt du Nähe des Himmels?
Siehſt du auf goldnem Gewölke
Geiſter liegen, die dein harren?

„Ich ſterbe gern —
So ſagſt du dem weinenden Vater,

„Ich sterbe gern —
So der gesunkenen Mutter.
„Was hat dies Leben für mich?

Und doch sind dir erst
Siebzehn Frühlinge verblüht;
Doch schmückt dich Schönheit und Unschuld,
Und Gotteslieb und Menschenhuld,
Und des Herzgefühl's Tiefe,
Und des Seelenflug's Höhe,
Mehr, als sie je
Ein sterbliches Mädchen schmückten.

Ich aber lieg auf meinem Berge,
Und meine Todesklage hallt
Hinab in's Thal — hinab in's freye Thal.

Ha! Was strahlt dort herunter
Aus dem Gewölke der Nacht,
Und erleuchtet deine Hütte, Regina? —
Ein Bote des Himmels ist's,
Er bringt Erhörung:

„Regina, lebe!
„Sey die Luſt der Welt,
„Und ſpät einſt
„Der Engel Geſpielin!
„Denn ſo gebot es der Herr!“

Du richteſt dich auf, Regina,
Falteſt deine Händ', und blickſt
Weinendlächend gen Himmel!
Der Harfe ſtärkſter Ton
Drückt meine Wonne nicht aus.

Schubart.

# Die Geneſung.

Geneſung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unſterblichkeit nicht geboren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel geſandt!

Hätt' ich deinen ſanften Gang nicht vernommen,
Nicht deiner Stimme Lispel gehört;
So hätt' auf des Liegenden kalter Stirn
Geſtanden mit dem eiſernen Fuße der Tod!

Zwar wär' ich auch dahin gewallet,
Wo Erden wandeln um Sonnen,
Hatte die Bahn betreten, auf der der beſchweifte Komet
Sich ſelbſt dem doppelten Auge verliert;

Hätte mit dem erſten entzückenden Gruße
Die Bewohner gegrüßt der Erden und der Sonnen,
Gegrüßt des hohen Kometen
Zahlloſe Bevölkerung;

Kühne Jünglingsfragen gefragt,
Antworten volles Maßes bekommen,
Mehr in Stunden gelernt, als der Jahrhunderte
Lange Reihen hier enträthſeln.

Aber ich hätt' auch hier das nicht vollendet,
Was ſchon in den Blüthenjahren des Lebens
Mit lauter ſüßer Stimme
Mein Beruf zu beginnen mir rief.

Geneſung, Tochter der Schöpfung auch,
Aber auch du der Unſterblichkeit nicht gebohren,
Dich hat mir der Herr des Lebens und des Todes
Von dem Himmel geſandt!

Klopſtock.

## Hiobs Klage und Troſt.

Wer legt den Jammer meiner Tage,
Wer meine Leiden, meine Quaal,
Wer leget ſie auf eine Waage,
Und wiegt die Felſenlaſt einmal?
Schwer iſt ſie, wie Gebürge ſchwer,
Und zahlreich, wie der Sand am Meer.

Wenn Gottes Pfeile in mir ſtecken,
Und wenn ihr Zürnen aus mir ſäuft;
Wenn, wie ein Krieger, mir ein Schrecken
Der Allmacht nach der Seele greift: —
Dann lieg' ich, unter meiner Noth,
Gekrümmt, und rufe laut dem Tod.

Was biſt du Leben auf der Erden?
Ein Streit, ein Leben voll Verdruß,
Wo man den täglichen Beſchwerden,
Gleich einem Sklaven, fröhnen muß;

Ein

Ein langer Seufzer nach der Ruh,
Nach kühlen Schatten — das biſt du!

Viel Nächte hab' ich durchgeweinet,
Und wie auf Dornen zugebracht;
Doch ſchrei' ich, wenn der Tag erſcheinet:
Wann kommt die Nacht? wann kommt die Nacht?
O Finſterniß, wann deckeſt du
Mich Scheuſal vor der Sonne zu?

Wo iſt ein Balſam, mich zu heilen?
Wo iſt der Arzt, dem es nicht graut?
Mein Körper ſtarrt von Eiterbeulen,
Und Würmer niſten in der Haut.
Gott, was umdämmſt du mich ſo ſehr,
Wie einen Wallfiſch, wie ein Meer?

Komm, Tod, du Ende meiner Qualen,
Du ſanfter Schlummer nach der Noth;
Ich ſeufze ſchon zu Tauſendmalen
Nach dir! Wann kommſt du doch, o Tod?

Wann kühleſt du im ſtillen Grab
Den heißen Schmerz mit Erde ab?

Doch, welch ein Troſt, der, wie die Sonne
Aus Donnerwolken, ſich erhebt!
Ich weiß — Gedanke voller Wonne!
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt.
Ich weiß — mein ſtarker Glaube ſpricht:
Er lebt! Er lebt! ich zittre nicht.

Entflieht, der Höll' entflohne Schrecken!
Weil Gottes Troſt in mir erwacht;
Er wird mich Armen auferwecken
Aus meines Grabes Mitternacht.
Dann wird kein Eiter, keine Pein
Ein Henker meines Körpers ſeyn.

Ihn ſoll ich dann auf ſeinen Höhen,
Ihn, meinen Retter! meinen Freund!
Mit dieſen meinen Augen ſehen,
Die hier mein Elend roth geweint.
O welch ein hoher Troſt für mich!
Ich ſoll den Mittler ſchauen, ich!

Laßt den Gedanken voll Vertrauen,
Die Eindrung in der Todespein,
Laßt ihn in einen Felsen hauen,
Grabt ihn in Erz und Marmor ein,
Den Trost, der meinen Geist erhebt.
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!

Schubart.

---

## Nachtgesang eines Kranken.

Warum flieht der leichte Schlummer?
Einen thränenvollen Blick
Scheut er, wie das falsche Glück,
Jedes Bette, wo der Kummer,
Wo die Noth, die Krankheit liegt,
Weil er taub vorüber fliegt.

Ja, auf meine Augenlieder
Sinkt er nicht, der falsche Freund.
Auf ein Auge, das nicht weint,

Läßt der Balſamſchlaf ſich nieder.
Ach! ſo ſoll mein Aug' allein
Thränenvoll und offen ſeyn.

Wie aus alter Schlöſſer Trümmern
Ein verſcheuchter Vogel ſchreit,
O! ſo hört die Einſamkeit
Meine bange Seufzer wimmern.
Schweigend, grauenvoll und ſtumm,
Blickt die Nacht um mich herum.

Richter, bin ich ſchon verſunken
In die unlöſchbare Gluth?
Sind nicht ſchon von meinem Blut
Alle deine Pfeile trunken? —
Dennoch drückſt du dein Geſchoß
Immer auf das neue los.

Wenn die ſpäten Stunden ſchlagen,
Wenn der heiſ're Wächter ruft;
O ſo kämpfen in die Luft
Dieſe jammervolle Fragen:

Hüter, iſt die Nacht ſchier hin?
Ach, wie träge kriecht ſie hin!

Himmel ſchenke mir das Glücke,
Daß ich ruhig beten kann.
Schaue doch mein Elend an
Mit erbarmungsvollem Blicke;
Ach! ich bin ja doch ein Chriſt!
Deſſen Mittler Jeſus iſt.

Klagte nicht des Sohnes Stimme
Einſtens in Gethſemane,
Als der große Zürnende
Vor ihn trat in ſeinem Grimme?
Und wie blutend hing er da
Auf dem Hügel Golgatha!

Nun ſo will ich alles leiden.
Wüthet, Schmerzen, wüthet fort!
Denn ich weiß ein großes Wort:
Nichts ſoll mich von Jeſu ſcheiden.
Nicht das Schwerdt, nicht Schmerz und Noth,
Krankheit nicht, auch nicht der Tod.

Mache, Gott, aus meinem Bette,
Wo ich wenig ſchlafen kann,
Eine Straß' himmelan;
Eines Chriſten Siegesſtätte,
Wo er, von der Welt entfernt,
Beten und Geduld gelernt.

Schubart.

Für

# zweifelnde Denker,

welche

Beruhigung in den theuersten Wahrheiten der Religion suchen.

## Der Glaube des alten Mönchs auf dem St. Gotthards Berge.

Wir verweilten noch den folgenden ganzen Tag bei den Einsiedlern, und ich faßte zu dem alten Mönch ein seltenes Zutrauen. Ich hatte eine große Belesenheit, verbunden mit wahrer Religiosität, bei ihm entdeckt, und wünschte über einen Punkt mit ihm zu reden, der mir vor allen irrdischen Dingen am meisten am Herzen lag. Ich suchte die Gelegenheit dazu, und führte ihn allein mit mir in die Nähe des Begräbnißhauses hin, wo schon eine Anzahl erstarrter Todten lag, die bey der nächsten Erwärmung der Erde begraben werden sollten.

Ehrwürdiger Vater, sagte ich zu ihm, Sie scheinen mir mit so großer Ruhe auf dies und jenes Leben hinzublicken, theilen Sie mir doch

etwas mit, das ich so gern zu wissen wünschte: Ihre Ueberzeugung in der Religion.

Er besann sich nicht lange, sondern sagte: Ich glaube an die Göttlichkeit der Bibel.

Ich. Viel gesagt, denn wenn man daran glaubt, so fließt alles andere, was uns theuer ist, daraus her: Glauben an das Daseyn Gottes, und an Unsterblichkeit der Seele. Aber ich gestehe Ihnen mit einem sehr bittern und tief melancholischen Gefühl: es ist schwer daran zu glauben.

Er. Schwer, sehr schwer; denn man glaubt an alles schwer, was uns ein unendliches Glück vorspiegelt. Wir sind zu unglücklich, um uns diesen Gedanken ganz zu eigen machen zu können. Aber was schwer ist, ist noch nicht unerreichbar.

Ich. Haben Sie Gründe für Ihren Glauben?

Er. Gründe? Nein; wohl aber einen Grund: Alles, was es Großes, Erhabenes, Theures für die Menschheit giebt, findet sich in der Bibel, alles tiefverborgne Wahre, das die feinste

Philoſophie zu ergründen vermag, ſteht in ſeinen Folgen darin.

Ich. Ich verſtehe; aber der Beweis von dieſem Grunde leuchtet mir nicht ein.

Er. Wollen Sie mich einige Augenblicke hören, mir eine kurze Zeit Ihre Aufmerkſamkeit gönnen?

Ich. Nie war mein Herz und mein Verſtand inniger auf einen Gegenſtand gerichtet, als auf dieſen.

Er. Wohlan denn! Was ich mir in einer Reihe von Jahren erkämpfte, das kann ich vielleicht in wenig Augenblicke zuſammendrängen. Es gab eine Zeit, wo ich von allen troſtloſen Zweifeln raſtlos umhergeworfen ward, wo der Unglaube mich mit ſeinem ganzen drückenden Nebel umgab, wo ich mit der höchſten Anſtrengung Gewißheit, Ruhe nur ſuchte, und ſie nicht zu finden vermochte. Da warf ich mich in die Arme der Philoſophie. Ein Punkt, den alte und neue Weltweiſen zu ergründen ſuchten, war das Entſtehen der Dinge. Er ſchien mir ſelber höchſt wichtig, und ich forſchte mit Anſtrengung.

Dieser sagte: die Welt ist aus der Zahl 9 entstanden; jener behauptete, eine unendliche Anzahl von Stäubchen, die in dem unermeßlichen Raum schwebte, habe sich von ohngefähr vereint, und daraus habe das All seinen Ursprung genommen. Ein neuer Philosoph lehrte in Absicht unserer Erde: die Sonne habe sich gedrehet, ein Kloß sei hinweggeflogen von ihr, sei durch ihre anziehende Kraft in der Entfernung schwebend, und im Schwunge des Herumdrehens geblieben, und dies sei unsere Erde. Auf eine ähnliche Art lauteten die übrigen Hypothesen der Weltweisen. Mein Verstand vermochte bei aller Bereitwilligkeit nicht, sie zu glauben, und mein Herz blieb leer dabei. Ich kehrte schwankend zur Bibel zurück. Da fand ich in den ersten Worten derselben das große Räthsel gelöst. Ein Hebräer, einer von dem Volk, bei welchem nie Weltweisheit wohnte, sagte: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Dies konnte ich glauben, dies gab meinem Herzen Nahrung, meinem Verstande Befriedigung, dies war das Beste, das Erhabenste, was die Philosophie zu erfinden ver-

mochte; diesem unbekannten Hebräer mußten alle Weltweise der Erde folgen, wenn sie etwas Begreifliches von der Schöpfung lehren wollten.

Ich. Eine schöne, tröstende Erfahrung! Der Pfad zum Glauben könnte dadurch betreten werden, aber auch betreten nur. Haben Sie mehr Erfahrungen der Art gemacht?

Er. Wohl habe ich sie gemacht. Von dem Ursprung der Dinge warf ich mich auf ihre Beschaffenheit. In dem All fand ich überall Ordnung, Harmonie, Vollkommenheit, so weit ich es zu überschauen vermochte; auch bei unsrer Erde entdeckte ich dies, insofern sie mit dem Ganzen in Verbindung stand. Aber für sich allein, und mit ihren Geschöpfen betrachtet, fand ich nichts als Unordnung, Mißklang, Unvollkommenheit. Krankheiten, Mangel, Laster, Elend herrschten überall. Die Bestimmung des vorzüglichsten Geschöpfs der Erde, des Menschen, sah ich zerrüttet. Vervollkommte er seine Seele durch Denken, so litt der Körper; sollte der letzte seine höchste Stärke und Vollkommenheit erreichen, so blieb die Seele dem Thier ähnlich. Reine Freude

fand ich nirgends, wohl aber reinen Schmerz. Die Grade des Elends und der Pein waren unendlich höher, als die Grade des Genusses. Die Menschen wütheten gegen einander, und wandelten in einem Meer von Blut, von Jammer, von Verzweiflung. Selbst bis zur Thierwelt war das allgemeine Elend hinabgestiegen. Sie erwürgten sich unter einander, und die mit dem Menschen in Verbindung lebten, seufzten unter seiner drohenden Tyrannei. Ich verlohr mich in ein neues Labyrinth, in welchem alle Philosophie mir keinen leitenden Faden gab. Aber die Bibel gab mir ihn. Die Erde ist verflucht, sagte sie, ist sammt ihren Geschöpfen verflucht, und nicht mehr in der Gestalt, wie sie aus der Hand des Schöpfers kam. Die Wahrheit dieser Lehre leuchtete mir hell ein; ich hörte sie in jedem Gewimmer des leidenden Thiers, in jedem Jammergeschrei der gequälten Menschheit; ich sah sie von jedem Hochgericht, aus jedem dumpfigen Kerker, von jedem Schlachtfelde mich fürchterlich angrinsen, und vermochte nicht länger zu zweifeln.

Ich. Das Wie? haben Sie gefunden, ehrwürdiger Vater, aber das Warum? bleibt mir noch dunkel. Mußte denn die Erde verflucht seyn? Konnte der Schöpfer eine Erde, die er gut schuf, nicht gut erhalten?

Er. Treffend gefragt! Sie haben einen Punkt berührt, der für die Weisen des Alterthums und der neuern Zeit ein Räthsel war, den Ursprung des Uebels. Mich hat der Begriff von Gott aus diesem dunkeln Irrgange geführt. Das vollkommenste Wesen konnte nur die vollkommenste Welt erschaffen; in dieser mußten alle Grade des Glücks und des Elends, des Erhabenen, des Niedrigen, des Schmerzes und der Freude seyn, sonst fehlte eine Stufe, und dies wäre eine Unvollkommenheit. Unsere Erde hat es getroffen, diesen tiefen Grad auf der unendlichen Leiter der Dinge einzunehmen. Vielleicht steht sie unter den Erden auf der niedrigsten Stufe, und grenzt mit ihren Geschöpfen dicht an die Teufel, denn wir haben moralische Ungeheuer hienieden; vielleicht giebt es noch eine unvollkommnere Erde, deren Bewohner noch elen-

der als wir ſind. Genug, unſer Planet paßte nicht anders in das Weltall, als in ſeiner jetzigen Geſtalt.

Ich. Scharfſinnig genug erfunden, mir nicht tröſtend. Aber wir redeten von der Göttlichkeit der Bibel; haben Sie noch mehr Gründe dafür?

Er. Noch manche. Als ich die Erde ſo zerrüttet, das Menſchengeſchlecht ſo unglücklich ſah, fühlte ich, die Religion ſei das einzige, was hier helfen, was hier Verminderung des Elends erſchaffen könnte. Ich ſuchte die tröſtendſte, die heilbringendſte, und fand ſie in der Bibel. Der Erhabene, der uns darin als Stifter unſerer Religion aufgeſtellt wird, gab ein einziges Grundgeſetz, und die Erde verwandelte ſich wieder in ein Paradies, wenn es befolgt würde. Liebe deinen Nächſten, als dich ſelbſt! ſprach er, und kein Philoſoph der Erde vermöchte je einen beſſern Eckſtein zu dem erhabenen Gebäude zu legen. Das Geſetz der Liebe wird ewig der Grund aller wahren Religion bleiben.

Ich.

Ich. Nichts fühle ich lebendiger, wie dies! Alles, was der Hang zur Neuerung vermag, ist, dies Gesetz in einer andern Gestalt vorzutragen. Aber fahren Sie fort, mir ihre Gründe mitzutheilen.

Er. Es war für mich sehr tröstend, daß ich die beste Religion in der Bibel fand. Auch das Uebrige, was uns das Theuerste in geistigen Dingen ist, sah ich hier deutlich vorgetragen: das Daseyn Gottes, und die Unsterblichkeit der Seele. Kein Buch auf der Erde ist, wo so oft auf jenes Wesen hingewiesen wird, als dies. Fast auf jeder Seite steht sein Name, steht der Name des Herrn, des Vaters der Menschen, des Schöpfers aller Dinge. Eben so wird in keinem Buch die Unsterblichkeit der Seele so deutlich gelehrt, so fest diese tröstendste aller Wahrheiten aufgestellt. Alles dies, und viele andere Wahrnehmungen, die ich allmählich machte, überzeugten mich endlich, daß die Bibel göttlich sey.

Ich. Es kann vielleicht zum Glauben leiten, wenn man die Gründe dafür blos erwägt; aber die Gründe dagegen haben Sie vergessen.

Er. Nennen Sie dieselben!

Ich. Ich habe vieles Anstößige in diesem Buche gefunden, das dem Glauben an Göttlichkeit desselben entgegen arbeitet; dies Anstößige müßte nicht da seyn, wenn es denselben verbreiten sollte.

Er. Sie würden Recht haben, wenn dies Buch für uns beide geschrieben wäre, oder für Menschen, die mit uns auf einer Stufe der Cultur stünden, aber es ist für alle geschrieben. Was uns höchst anstößig scheint, kann für andre die größte Erbauung in sich fassen. Selbst die Geschichte mit Bileams Esel kann in rohen Herzen viel zur Barmherzigkeit mit Thieren wirken. Die Bibel mußte eine unendliche Mannichfaltigkeit enthalten, wenn sie Volksbuch, wenn sie es zu allen Zeiten seyn sollte. Hie und da mußte sie selber schrecklich seyn, mußte einen furchtbaren Gott aufstellen, um auf harte Gemüther zu wirken.

Ich. Aber, ehrwürdiger Vater, es giebt eine Lehre in der Bibel, vor welcher unser Herz, und unser Geist zurückbebt: Gott mußte Blut, mußte einen Unschuldigen in unendlichen Mar-

tern hingeopfert sehen, ehe er vergeben konnte. Der schwache, sündige Mensch kann ohne Rache vergeben, sollte es nicht der Allgütige können? Nein, das wird ewig der menschliche Verstand nicht begreifen!

Er. Wahr! der menschliche nicht, wohl aber der göttliche. Wollen wir an alles nicht glauben, was der menschliche Verstand nicht begreift, so müssen wir auch an dem unendlichen Raum, an der Ewigkeit, an der electrischen und magnetischen Materie zweifeln. Der Mensch kann vergeben, weil er selber sündig ist, und Vergebung bedarf; aber der Allgerechte? — Haben Sie schon Böses gethan, seitdem Sie sich Ihrer bewußt sind?

Ich. Vieles schon, und Sie wissen so gut, wie ich, daß jeder Sterbliche diese Frage bejahen muß.

Er. Wohlan denn; dieses Böse kann selbst die göttliche Allmacht nicht ungeschehen machen, es ist da. Vergeben kann sie es eben so unmöglich, denn dies setzt Beleidigtseyn oder Zürnen voraus, und so etwas ist undenkbar in dem gött-

lichen Wesen. Unser Geist muß eine andere Seite dieser ernsten Sache ergreifen.

Ich. Welche? Nennen Sie dieselbe!

Er. In der moralischen Welt ist ein schrecklicher Mißklang entstanden; dies fühlen wir bei jedem Hohnlachen des Verbrechers, bei jedem Wimmern der unterdrückten Unschuld. Vergeben kann dieser Mißklang nicht, wohl aber gehoben werden. Wenn dies nun nicht anders möglich war, als durch den Tod eines Unschuldigen, durch das Leiden eines Gerechten!

Ich. Ich vermag nicht zu fassen, warum gerade dies Leiden nothwendig seyn sollte.

Er. Wir armen Sterblichen fassen so wenig, wir fassen nicht ganz, wie der Mißklang in der moralischen Welt entstand, wollen wir es ganz durchschauen, wie er wieder aufgelöst wird?

Ich. Also, was wir thun können, ist, wankend zu bleiben.

Er. Ich wünschte mehr; eine Ewigkeit liegt vor uns ausgebreitet. Wenn es nun wahr

wäre, daß niemand zu Gott kommen könnte, ohne den Glauben an Christum!

Ich. Ich könnte im Innersten bei diesem Gedanken erbeben.

Er. Beben Sie nicht, aber stoßen Sie auch nichts zurück. Wenn eine drückende Schuldenlast Sie bekümmerte, und es käme ein Unbekannter, Ihnen zu sagen, daß ein fremder Mann in Hindostan Ihre Schulden bezahlen wollte, würden Sie dies Anerbieten nicht annehmen, wenn es Ihnen auch unwahrscheinlich däuchten sollte?

Ich. Allerdings würde ich das, denn die Annahme desselben könnte mir wenigstens nicht schaden; ich wäre ein Thor, es auszuschlagen.

Er. Wenden Sie dies auf Ihre Sündenschuld an, und Sie werden verstehen, was ich meine. Ich will Ihnen zum Beschluß noch einige Worte sagen von einem großen Denker, die meiner Seele auf ewig eingeprägt sind, und die an allen christlichen Kirchen mit goldenen Buchstaben sollten zu lesen seyn. Der unsterbliche Rousseau sagt in seinem Emil: Oui, si la vie

et la mort de Socrate sont d'un Sage, la vie et la mort de Jesus sont d'un Dieu. Dirons-nous, que j'histoire de j'Evangile est inventée à plaisir? Mon ami, ce n'est pas ainsi, qu'on invente; et les faits de Socrate, dont personne ne doute, sont moins attestés, que ceux de Jesus-Christ. Au fond c'est reculer la difficulté, sans la detruire; il seroit plus inconcevable, que plusieurs hommes d'accord eussent fabriqué ce livre qu'un seul en ait fourni le sujet. Jamais des auteurs juifs n'eussent trouvé ni ce ton, ni cette Morale, et l'Evangile à des Caracteres de verité si grands, si frappans, si parfaitement inimitables, que l'inventeur en seroit plus etonnant, que le heros. In diesen Worten liegt vielleicht alles, was der weiseste Sterbliche in unserer Religion zu erfinden vermag.

Benkowitz Natalis S. 179.

## Die Engel auf der Erde.

Es giebt allerdings vollkommnere Wesen, als die Menschen sind: denn wie können wir glauben, daß Gott an uns, die wir immer die Eingeschränktheit unsrer Kräfte und Einsichten fühlen, seine Weisheit und Kraft erschöpft habe, und nichts Vollkommneres von ihm sey hervorgebracht worden? Sollten denn die zahllosen Weltkörper, die uns Gott in einer jeden heitern Nacht zur Betrachtung darstellet, unbewohnt, sollte darinne nichts Vollkommners, als wir, zu finden seyn? Aber da wir ihre Natur nicht genau kennen, so können sie auch im Himmel auf Erden kein Gegenstand unserer Betrachtung seyn.

Desto aufmerksamer laßt uns auf die sichtbaren Engel seyn, mit welchen wir uns täglich umgeben sehen.

Sobald wir uns dazu gewöhnen, in jedem Menſchen einen Geſandten Gottes zu erblicken: ſo erſcheint uns die Welt in einem ganz andern Licht: ſo wie dem verirrten Wanderer, der eine ängſtliche Nacht in einem Walde durchwachte, wo alles, was ihn umgab, ihm Grauſen verurſachte, wenn die Sonne aufgeht, und ihm die mannichfaltigen Schönheiten des Waldes ſichtbar macht.

Denke dich jetzo, mein Leſer, auf irgend einen Planeten, wo eine Menge Geiſter von Gott beſtimmt wären, dir zu dienen, deine Wünſche zu erfüllen, deine Bedürfniſſe herbeyzuſchaffen, bey deinen Arbeiten dir beyzuſtehen, dich zu warnen, zu belehren, zu ermuntern! iſts nicht wahr, ein ſolcher Planet dünkt dir der Himmel zu ſeyn?

Und dieſer Planet iſt die Erde, wo du dich jetzo aufhältſt. Hier biſt du mit lauter Geiſtern umgeben, die auf Gottes Verordnung dein Wohl beſorgen. Sie ſind zwar ſichtbar, ſie ſind in einen Körper gehüllet; was ſchadet dieß aber,

wenn ſie dir eben die Dienſte thun, die du von unſichtbaren Weſen erwarteſt?

Sobald wir uns von den Menſchen ſolche Vorſtellung machen, bekommen alle ihre Arbeiten einen großen Werth, und ihr Anblick iſt Stoff zur Freude und Seligkeit, und wir müſſen uns ſelbſt darüber wundern, wie wir bisher dagegen ſo fühllos ſeyn konnten.

Indem ich dieß ſchreibe, ſitze ich in einem ganz gewöhnlichen, höchſt einfach meublirten Zimmer, das mir gleichgültig iſt, ſo lange ich die Dinge, die mich umgeben, nur anſehe, ohne zu bedenken, woher ſie kommen. Sobald ich dieß aber thue und mir vorſtelle, wie viele hundert Menſchen für mich arbeiten mußten, um alles, was um mich iſt, hervorzubringen, daß ſie alle nach Gottes Willen und Anordnung für mich arbeiten: ſo wird mein Geiſt heiter, und alles bekommt in meinen Augen einen höhern Werth.

Einſt ſahe ich dieß Zimmer entſtehen, ſahe Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Tüncher, Glaſer, Schmiede und Schloſſer in Thätigkeit, um mir einen Platz zu bereiten, wo ich in Ruhe

wohnen, wirken und meines Daseyns mich freuen könnte. Es ist jetzo Nacht, aber doch ist mein Zimmer erleuchtet. Zwey Leuchter stehen vor mir, auf welchen zwey Kerzen brennen. Vor meinem Zimmer heult der Nordwind und ich sitze warm. Wie vieler Menschen Hände mußten arbeiten, um die Erze aus den Tiefen der Erde herbeyzuschaffen, aus welchen mein Ofen und meine Leuchter bereitet sind! Wie viele, um sie zu schmelzen und in die Form zu bringen, die sie jetzo haben! Auch zu Hervorbringung der Kerzen, bey deren Schein ich arbeite, waren mehrere Menschen nöthig. Wem danke ich die wohlthätige Wärme, die mich umgiebt? Dort auf jenem Berge waren Menschen geschäftig das Holz zu fällen, mit Instrumenten, die auch durch Menschen verfertigt waren. Menschen schafften es auf meinen Hof, andere spalteten es, und ein treuer Diener sorgt dafür, daß in meinem Ofen Feuer erhalten werde.

Ich sitze auf einem Stuhle, schreibe an einem Tische mit Dinte aus einem Dintenfasse, vermittelst einer Feder, auf Papier. Um mich

liegen Briefe und einige Bücher. Nichts ungewöhnliches, nichts, was man nicht in den mehresten Zimmern fände. Und doch — wie viele Menschen waren thätig, mir dieß alles zu verschaffen, meinen Stuhl, meinen Tisch zu verfertigen, die Materialien zu meiner Dinte aus Arabien, Syrien und entfernten Gegenden Deutschlands zusammen zu bringen, das Metall herbeyzuschaffen und zu schmelzen, aus dem mein Dintenfaß besteht! die Materialien zum Papier zusammen zu bringen und daraus Papier zu verfertigen! Wie geschäftig waren Tag und Nacht viele mir ganz unbekannte Menschen, um mir diese Briefe zu überbringen, in denen meine entfernten Freunde mir ihre Gedanken und Wünsche ausdrücken! und diese Bücher, durch die mich Menschen, die zum Theil längst von der Erde gegangen sind, unterrichten und belehren — zu deren Ausfertigung sich Setzer, Drucker, Corrector, Papiermüller, Buchbinder, vereinigten — en wie vieler Menschen Thätigkeit erinnern sie mich!

Ich muß hier, um nicht zu weitläuftig zu werden, aufhören; sonst müßte ich auch noch von dem Spiegel, den Landcharten, den Kupferstichen und vielen andern Dingen sprechen, die mein Vergnügen, meine Bequemlichkeit befördern, und die ich alle dem menschlichen Fleiße zu danken habe.

Es betrachte doch nun jeder Leser sein eignes Zimmer mit dem, was darinne ist, und sage, ob er nicht ebenfalls Erinnerungen an eine Menge Menschen bemerkt, die für ihn arbeiteten!

Wenn ich nun das Wort Menschen ausstreichen und dafür Engel setzen, wenn ich schreiben wollte: Engel baueten mein Zimmer — Engel verfahen es mit Licht und Wärme — Engel brachten mir Briefe — fertigten für mich Bücher aus u. s. w. so würde jedermann zugestehen, daß ich im Himmel sey. Warum ist man denn fühllos, wenn alles dieß durch Menschen geschieht? sind sie nicht auch Geister? arbeiten sie nicht auch nach Gottes Verordnung?

Da traten die Engel zu ihm und dieneten ihm!

Diese Worte erregten immer eine sehr hohe Vorstellung von dem Zustande dessen, der durch Engel bedient wurde. Und du, der du dieses liest, vergißt, daß du dich täglich in diesem Zustande befindest? Betrachte deine Wohnung, deine Kleidung, deine Nahrungsmittel, deine Werkzeuge, deine täglichen Bedürfnisse, und frage dich selbst: woher habe ich dieß alles? Wenn du dann gestehen mußt, daß dir dieß alles Menschen verschaffen, die nach Gottes Verordnung für dich arbeiteten: dann wirst du es nicht übertrieben finden, wenn ich auch von dir sage: die Engel traten zu ihm und dieneten ihm!

Die Erscheinung eines Engels ist immer als eine merkwürdige erfreuliche Begebenheit angesehen worden, und wir preisen die Personen seelig, die derselben gewürdiget wurden. Gewöhnten wir uns dazu, in jedem Menschen einen Gesandten Gottes zu sehen, so könnten wir diese Seeligkeit beständig genießen, unsere Augen würden geöffnet werden, und wir würden eine Men-

ge angenehme Scenen erblicken, die uns sonst verborgen waren.

Dann würden wir jedem Menschen, der in unser Zimmer tritt, herzlicher als sonst in die Augen blicken und forschen, ob er etwa besondere Aufträge an uns habe; wir würden ihn liebreich empfangen, uns nach der Absicht seiner Gegenwart erkundigen, und dann manche Belehrung bekommen, zu mancher guten Entschließung bestimmt werden. Dann würden wir auf unsern Reisen und Spatziergängen nicht mehr fühllos vor jedem, der uns begegnet, vorüber gehen; freundlich würden wir ihn grüßen, und ihn zu einem Gespräche zu leiten suchen, und dann oft Gelegenheit zum Lehren und Lernen finden. Dem Armen, der uns um Allmosen anspricht, würden wir nicht so kalt, wie gewöhnlich, eine kleine Scheidemünze zuwerfen, um ihn zum Schweigen zu bringen; sein Bitten würde uns Gottes Stimme seyn, und wir würden uns nicht schämen, uns mit ihm zu unterhalten, uns nach den Ursachen seiner Armuth zu erkundigen, um zu erfahren, in wiefern wir

ihm nützlich seyn können, und er unsere Unterstützung verdiene.

Salzmann.

---

## Ueber die Unsterblichkeit der Seele.

Ich komme auf eine Materie, worüber ich immer mit grosem Vergnügen nachdenke, ich meyne die Unsterblichkeit der Seele. Ich ging gestern ganz allein in einem von den Gehölzen meines Freundes spatzieren, und verlohr mich in demselben auf eine sehr angenehme Art, indem ich bey mir die verschiedenen Gründe durchdachte, die diesen wichtigen Punkt, den Grund der Moralität, und die Quelle aller frohen Hoffnungen und innern Freuden, die das Herz eines vernünftigen Geschöpfs beseeligen können, außer Zweifel setzen. Ich betrachtete jene verschiedenen Beweise, die man

Erſtlich, aus der Natur der Seele ſelbſt hernimmt, beſonders aus ihrer Immaterialität; welche, ob ſie gleich zur Ewigkeit ihrer Dauer nicht ſchlechterdings nothwendig iſt, doch, dünkt mich, faſt bis zur Demonſtration bewieſen worden.

Zweitens, aus ihren Leidenſchaften und Neigungen, als beſonders aus ihrer Liebe zur Exiſtenz, ihrem Abſcheu vor der Vernichtung, und ihren Hoffnungen auf Unſterblichkeit, nebſt jener innern Beruhigung und Freude, die ſie in der Ausübung der Tugend finder, und jener Unruhe und Unbehaglichkeit nach Begehung der Laſter.

Drittens, aus der Natur des höchſtens Weſens, deſſen Gerechtigkeit, Güte, Weisheit und Wahrheit alle dabey intereſſirt ſind.

Außer dieſen aber und andern vortrefflichen Beweisgründen für die Unſterblichkeit der Seele, giebt es einen, der aus dem beſtändigen Fortgange der Seele zur Vollkommenheit, ohne Möglichkeit, ihn je zu erreichen, hergenommen iſt, und von dem ich mich nicht erinnere, daß ich ihn von andern, die über dieſe Materie geſchrie-

ben

den haben, gehörig ins Licht gesetzt und benutzt gesehen hätte, ungeachtet er mir ein sehr großes Gewicht zu haben scheint. Wie kann es einem Menschen in den Sinn kommen, daß die Seele, die so unermeßlicher Vollkommenheiten fähig ist, die in alle Ewigkeit hinaus immer noch zunehmen und lernen kann, fast eben so bald in Nichts zurückfallen sollte, als sie geschaffen worden? Können solche Fähigkeiten ohne Absicht und Zweck gemacht seyn? Ein vernunftloses Thier erreicht einen Grad von Vollkommenheit, den es nie überschreiten kann: in wenig Jahren besitzt es alle Geschicklichkeiten, deren es fähig ist, und lebte es noch zehn tausend Jahre länger, immer würde es dasselbe bleiben, was es jetzt ist. Bliebe eine menschliche Seele eben so in ihren Vollkommenheiten stehen, blüheten, so zu sagen, ihre Fähigkeiten völlig aus, ohne fernerer Erweiterungen fähig zu seyn, so könnte ich mir allenfalls einbilden, daß sie vielleicht allmählig verwelken, und dann auf einmal in einen Zustand von Vernichtung zerfallen möchte. Aber können wir glauben, daß ein denkendes Wesen, welches in einem

beſtändigen Fortgange von Ausbildung begriffen iſt, und von einer Vollkommenheit zur andern fortſchreitet, nachdem es ſich eben in den Werken ſeines Schöpfers umgeſehen, und einige wenige Entdeckungen von ſeiner unendlichen Macht, Güte und Weisheit gemacht, gleich beym Antritt ſeiner Reiſe, und im erſten Anfange ſeiner Unterſuchungen, umkommen werde?

Ein Menſch, in ſeinem jetzigen Zuſtande betrachtet, ſcheint nur in die Welt geſetzt zu ſeyn, um ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Er verſieht ſich mit einem Nachfolger, und tritt dann augenblicklich ab, um ihn Platz zu machen.

— — — — — — Haeres
Haeredem alterius, velut vnda superuenit vndam. Hor.
— — — — — — Ein Erbe
Drängt den Erben des Andern, wie eine Welle die andre.

Er ſcheint nicht dazu geboren, des Lebens zu genießen, ſondern es Andern zu überliefern. Dieß iſt bey Thieren nicht ſehr zu verwundern,

die zu unſerm Gebrauch und Nutzen da ſind, und ihr angewieſenes Geſchäft in einem kurzen Leben abthun können. Der Seidenwurm, nachdem er ſeinen Knäuel geſponnen, legt ſeine Eyer und ſtirbt. Ein Menſch aber kann nie ſein volles Maaß von Erkenntniß eingeſammelt haben; er hat nicht Zeit, ſeine Leidenſchaften zu unterjochen, ſeine Seele in der Tugend zu befeſtigen und zur Vollkommenheit ſeiner Natur zu gelangen, als er ſchon wieder von der Bühne weichen muß. Würde wohl ein unendlich weiſes Weſen ſolche herrliche Geſchöpfe zu einem ſo kleinen, nichtswürdigen Zweck erſchaffen? Kann es an der Hervorbringung ſolcher unzeitigen Geburten von denkenden Subſtanzen, ſolcher kurzlebenden vernünftigen Weſen Vergnügen finden? Würde er uns wohl Talente geben, die nie gebraucht werden; Fähigkeiten, die nie befriedigt werden ſollen? Wie können wir jene Weisheit, die aus allen Werken deſſelben hervorleuchtet, in der Anlage und Bildung des Menſchen finden, wenn wir dieſe Welt nicht blos als eine Pflanzſchule für die künftige anſehen, und glauben,

daß die verschiednen Generationen vernünftiger Geschöpfe, die in so schneller Folge nach einander auf- und abtreten, hier nur den ersten Unterricht ihrer Existenz empfangen, und nachmals in ein günstigeres Klima verpflanzt werden sollen, um da auf alle Ewigkeit hinaus zu blühen und zu wachsen?

Es giebt, meiner Meinung nach, keine entzückendere und triumphirendere Betrachtung in der Religion, als diese von dem unaufhörlichen Fortgange der Seele zu der Vollkommenheit ihrer Natur, ohne je zum Stillstande in derselben zu gelangen. Die Vorstellung des Fortschritts der Seele von Kraft zu Kraft, der Gedanke, daß sie immerdar mit neuem Zuwachs von Glorie glänzen und auf alle Ewigkeit herrlicher werden, daß sie unaufhörlich Tugend auf Tugend, und Erkenntniß auf Erkenntniß, häufen wird, hat etwas wunderbarlich Angenehmes für jene Ehrbegierde, die der Seele des Menschen natürlich ist. Ja, es muß eine Gott selbst angenehme Aussicht seyn, seine Schöpfung vor seinen Augen immer schöner werden, und durch gröſere

Grade von Aehnlichkeit ihm selbst immer mehr nähern zu sehen.

Mich dünkt, dieser bloße Gedanke von dem beständigen Fortgange eines endlichen Geistes zur Vollkommenheit wird hinreichend seyn, allen Neid in geringern Naturen, und alle Verachtung in höheren, zu ersticken. Der Cherub, welcher jetzt einer menschlichen Seele wie ein Gott vorkömmt, weiß sehr wohl, daß in der Ewigkeit der Zeitpunkt kommen wird, da die menschliche Seele eben so vollkommen seyn wird, als er jetzt ist; ja, daß sie auf diesen Grad von Vollkommenheit so tief herunterſehen wird, als sie jetzt unter demselben steht. Es ist wahr, die höhere Natur steigt immer mehr empor, und behält also ihren Abstand und ihre Höhe auf der Leiter der Wesen; aber sie weiß, daß, so hoch auch die Stufe ist, die sie jetzt im Besitz hat, doch die geringere Natur endlich zu derselben hinaufsteigen und in gleicher Glorie strahlen wird.

Mit welchem Erstaunen, welcher Ehrfurcht, können wir nicht in unsre eigne Seele hinein-

ſchauen, wo ſolche verborgne Schätze von Tugend und Erkenntniß, ſolche unerſchöpfliche Quellen von Vollkommenheit vorhanden ſind! Wir wiſſen noch nicht, was wir ſeyn werden, auch wird es nie in eines Menſchen Herz kommen, die Herrlichkeit zu faſſen, die ihm immer noch vorbehalten ſeyn wird. Die Seele, mit ihrem Schöpfer betrachtet, gleicht einer von jenen mathematiſchen Linien, die der andern in alle Ewigkeit zwar näher kommen, aber ſie unmöglich je berühren können. Und kann irgend ein Gedanken ſo entzückend ſeyn, als wenn wir uns in dieſer beſtändigen Annäherung zu dem betrachten, der nicht nur das Ziel der Vollkommenheit, ſondern auch der Glückſeligkeit iſt?

Addiſon.

## Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was Bessern sind wir gebohren,

Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

---

## Der zweifelnd Sterbende.

Gelimar lag auf dem Sterbelager, ein feuriger Jüngling,
Recht in der vollen Morgenröthe des Lebens. Sein Freund stand
Neben ihm, reicht' ihm Kühle des Quells in brennendem Durste:
Gelimar sprach: Auf ewig! was wähnest du anders? auf ewig
Ist es, daß wir uns trennen! So sind die Loose gefallen
Jenes Baumes, und jener Blume, des sterbenden Jünglings
Hier, den du liebest, und deins, und aller, die Sterblichkeit athmen!

Alles iſt aus, vorüber, wenn wir verwelken, verdorren,
Sterben! alles vergangen, als wär' es niemals geweſen!
Jüngling! was ſoll der weinende Blick voll Troſtes? Du willſt doch
Mich nicht etwa tröſten? Was ſoll mir Tröſtung? ich ſterbe!
Tröſte dich, daß du leben mögeſt! Ich fürchtet' es lange,
Aber ich dacht' es nicht oft, in der Freude der blühenden Jahre;
Ach nun iſt es gekommen, und ich muß wallen, himunter
Etwa ins Grab? ich walle nirgend hin! Denn ich bin dann
Aufgelöſet, ein Nichts! Du wirſt dem verweſenden Leichnam
Doch den Namen des Freundes wohl nicht, der dich liebete, geben?
Ehmals ſchonet' ich deiner Thränen; jetzt kenn' ich kein Schonen,

Selber deiner Thränen nicht mehr! Mit eiſernem Arme
Faſſet der Tod! und eiſern wird des Sterbenden Seele!
Ha, er iſt entſetzlich der ſchwarze Gewittergedanke,
Daß ich ſterben muß! hinſtürzen muß, und verweſen!
Höre, vernimm, bewahre des Scheidenden Wort, du Geliebter,
Wie ein Krieger den Schild: Ach, daß ich ſterbe, vergehe!
Klag' ich die Götter nicht an. Wir Armen ſind zu geringe
Zu der Unſterblichkeit! Eile nun hin, und ſchöpfe der Quelle
Ganzen Strudel mir aus, damit ich noch Einmal mich labe,
Oder, wird es mir Tod, gleich ſterbe. Sein Freund gebietet,
Und ſie bringen ihm dar die volle Schaale des Todes.

Bleicher ward er, und ſchwindelt', und zittert', und ſtarb. Die getrennte
Seele ſchlummerte flichenden Schlaf von der letzten Erſchütterung.
Ach ſie ſchwung ſich empor! Schon ſtrömte des lauten Erſtaunens
Donnerruf! ſchon floß der freudigen, ſüßen Verwunderung
Silberſtimme. Ihr Götter, unſterbliche Götter! iſt's möglich?
Götter der Sonn' und des Mondes, iſt's möglich? ich lebe? der Tod war,
Lebet? ihr Götter der Erde, und des Himmels, und aller Sterne!
Ach ich bin! kein letzter Traum des ſterbenden Leibes
Iſt es! ich bin! und dieſer kein Leib, der wie Blumen verwelket.
Heilige, heilige Götter! der Sonne Götter, des Mondes,
Und der Sterne, die dort mir immer herrlicher ſtrahlen!

Ach wo ſind ihr? wo ſuch' ich euch auf? wo ſtürz' ich mich nieder?
Meine Dank, daß ich bin! und nun auf immer, ihr großen,
Ewigen Götter? Wo klaget mein Freund? Zu weit von der Erde
Schweb' ich! Wo jammert des Leidenden Herz, er werde vergehen,
Wie, den er liebte, vergieng? Vergehen, du Treuer, du Guter?
Warum ſtarb er nicht auch? Vergehen, meinſt du, du Treuer?
O die erhabenen, heiligen Götter, die Schöpfer des Todes
Und des Lebens, die ewigen Götter meynen es anders!
Darf ich hinunter ſteigen den Hain beſuchen, in dem er
Mir mein Grab aufgräbt? mit Einer Labung zum Tod' ihn
Laben? und ihn mit mir herauf zur Unſterblichkeit führen?

Jetzo erblicket' er Weſen, welch' ihm glichen; ſie ſchwebten
Nieder nach Tabor: auch andre ſah' er, welch' ihm nicht glichen;
Und die däuchten ihm Götter zu ſeyn. Er eilet zu dieſen,
Sinkt anbetend nieder, und ruſet: Ich bin! ach ich dank' euch,
Preiſ' euch, lieb' euch, bet' euch an, ihr ewigen Götter,
Daß ich bin!.. Wir ſind Erſchaffne... Geſtorben, wie ich? lebt
Nach dem Tode, wie ich?.. Gott iſt nur Einer. Er ſchuf uns,
Aber unſterblich. Folg' uns jetzt. Bald giebt dir Erkenntniß
Er, der Sonnen und Cherubim ſchuf, und Seelen der Menſchen.
Und er kam zum Verſöhnenden, ruft' ihm die erſten Jubel,
Folgte dem Führer, den Pfad hinauf, den Gott für ihn auslohr.

Klopſtock.

# Hiob.

Der beglückte Hiob lebte lange Zeit in königlicher Pracht, und das stolze Morgenland kannte keinen so großen Fürsten; keinen, den ein solcher Ueberfluß von allen irrdischen Reichthümern umströmte; keinen, dessen Herz von einer so erhabnen Tugend glühte. Aber endlich fängt das Unglück an zu toben, und schreckliche Schaaren von Trübsalen folgen auf Trübsalen. Armuth, und Unrecht, und Leichen, das weit verheerende Schwerdt, die schmähsüchtige Zunge und giftige Plagen, die alle seine Glieder so dicht mit Schmerzen überfäeten, daß für mehrere kein Raum da war. Welcher Sterbliche konnte eine so trauervolle Veränderung aushalten? der erschöpfte Jammer ließ ihm nichts mehr zu fürchten übrig, sondern gab seine ganze Seele dem

Grame zur Beute. Er wirft ſich auf die Erde, weint im Staube, und ſchlägt ſeine Bruſt. Rings um ihn her betrauern ſeine Freunde das tiefe Leiden, fühlen alle ſeine Martern, und beantworten Seufzer mit Seufzern. In der Angſt ihres Herzens zerreißen ſie ihre Kleider, und bringen ſieben lange Tage in feyerlichem Stillſchweigen zu, eine Ehrerbietung, die ſie einem ſo großen Kummer ſchuldig waren! Endlich kann Hiob ſeine Pein nicht länger bezähmen. Er verflucht ſein Geſchick; er wünſcht, daß das unſeelige Licht ſeines Geburtstages im Schatten einer ewigen Nacht verſenkt, und aus dem Jahre getilgt ſeyn möchte; er ſehnt ſich voller Ungeduld nach dem Grabe, jenem Sitze des Friedens, wo die Ruhe und die Sterblichen nicht mehr mit einander in Feindſchaft leben; wo ſtaatskluge Rathgeber verſtummen, und gewaltige Monarchen, (o beglückter Wechſel!) nicht mehr elende Geſchöpfe ſind.

Seine Worte waren verwägen, und mißfielen ſeinen Freunden. Sie verwieſen ihm ſein Betragen, und er vertheidigte ſich. Und nun entbrannte der Streit zur heftigſten Glut. Mit

gleicher Hitze griffen sie einander an, keiner wich, beyde Seiten beharrten bey ihrer Meynung, und riefen ihre ganze Vernunft auf den Kampfplatz zusammen; bis ihre Gründe zuletzt so hoch getrieben wurden, daß sie die äußerste Grenze des menschlichen Verstandes erreichten. Darauf erfolgte eine Pause. Und siehe! Der Himmel selbst legt sich ins Mittel, und macht dem langen Zwist ein majestätisches Ende. Gerade über ihren Häuptern sehen sie bestürzt einen plötzlichen Wirbelwind die Luft schwärzen; sie sehn es, und zittern! Aus der dicken Finsterniß donnert eine furchtbare Stimme hervor, und der Allmächtige spricht also:

Wer erdreistet sich, seine Zunge so kühn und eitel reden zu lassen, mein Verfahren zu schelten, und meine Regierung zu meistern? Wer erhebt seine Gedanken wider mich aus dem Staube, und sagt dem Schöpfer der Welt, was gerecht sey? Du, der du erst so tapfer warst, wohlan, richte nun ein unerschrocknes Auge empor, erwarte muthig meine Frage, und gieb ihr eine Antwort. Wo bist du bey der frühen Geburt der Natur gewesen?

gewesen? Wer hat den Grund zu der weiten Erde gelegt? Wer hat über ihre Fläche die Schnur gezogen, ihre Gestalt bestimmt, und ihren Umfang begränzt? Wer legte den Eckstein? Welche Hand hat sie an Nichts gehängt, und sie in der Luft befestigt, als die hellleuchtenden Morgensterne in vollen Chören sangen; als des Himmels hoher Bogen von lauter Hosiannah und Jubelliedern erklang; als jauchzende Kinder Gottes den Triumph krönten, und das unermeßliche Gewölbe von dem Schalle donnerte?

Hast du die mannichfaltigen Reiche der Erde alle gesehen? und kann die Spanne deiner Erkenntniß den Erdball umfassen? Sprich, wer hat den Berg so hoch emporgehoben, daß er bis über die Wolken ragt, und in ferne Länder seinen Schatten wirft.

Wer kann seinen Zepter über die Tiefe des Meers ausstrecken, und jene wilde Welt in gebührendem Gehorsam erhalten? Ich habe den Erdkreis durchschnitten, ich habe seine Seiten ausgehöhlt, und den Fluthen ein geräumiges Becken gegraben. Ich feßle sie mit meinen

Worten. Die siedende See, wann sie in Stürmen braust, hört meinen großen Befehl: „So „weit, o Meer! soll dein wallender Ungestüm „gehen, und hier sey das Ziel deiner trotzigen „Wogen.“

Hast du die Geheimnisse des Abgrunds erforscht, wo, deinem Gebrauche verschlossen, unzählbare Schätze schlafen; wo, tausend Bleywürfe vom Tage entfernt, die große Quelle, des Meeres Mutter, entspringt? Hat dein verwegner Fuß jemals jene düstern Pfade betreten, indem ganze Welten von Wassern über dein Haupt hinrollten?

Hat sich der gespaltene Mittelpunkt vor dir weit aufgethan? Hast du jemals die innersten Kammern des Todes besucht? Erkühntest du dich jemals, an sein fürchterliches Thor anzuklopfen, und durch das grauenvolle Dunkel bis zu der schwarzen Pforte zu waten? Jenes Dunkel ist tief, aber ein noch tieferes Dunkel verbirgt meine Rathschlüsse vor dem spähenden Blicke des menschlichen Stolzes.

Sage mir doch, in welchem ſtrahlenden Pallaſte das Licht wohne, und wo die Finſterniß ihre betrübte Heimath habe. Du weißt es ſonder Zweifel; denn dein weites Herz iſt ja mit Weisheit erfüllt, die durch lange Jahrhunderte reif geworden; du warſt ja zugegen, als die Natur hervorgerufen ward, und unter deinem Auge ſtieg ſie ins Daſeyn herauf.

Werden Nebel gezeugt? Wer hat ihren Vater gekannt? Von wem kommen die Perlentropfen des Thaues herab? Welche Hand darf ſich rühmen, daß ſie den Strom zur Nachtzeit binde, oder den Morgen mit ſchimmerndem Reife bekleide? Weſſen iſt der gewaltige Odem, der aus Norden bläſt, den Ocean berührt, und ihn in Stein verwandelt, über entſtellte Länder eine plötzliche Wüſte verbreitet, und eine Hälfte der Schöpfung verheert?

Du kennſt mich nicht, deine Blindheit kann nicht ſehen, welch ein unermeßlicher Zwiſchenraum deinen Gott von dir trennt. Kannſt du deine majeſtätiſche Stirn in Wolken und Finſterniß hüllen? und, wenn der Tag in mittäglichem

Glanze prangt, deine Hand ausstrecken, und die Welt mit Nacht überschatten?

Wer schleuderte die Wolken in der Luft, und gebot ihnen, hochhangende Meere von Pol zu Pol zu wälzen? Wer kann das brennende Sandfeld erquicken, und den Sommer mit einem Schwall von Platzregen löschen? Wer heißt in rauhen Wildnissen, fern von menschlicher Arbeit, die Felsen gebähren und die Einöde lächeln? Dort, wo noch nie ein menschliches Antlitz strahlte, blühet die Rose und entfaltet ihre Schönheiten vor der Sonne allein.

Wer hebt seine Hand in die Höhe, um den Regen zu hemmen und die Schleusen der erschöpften Wolken zu verschließen, wann die Erde nicht länger ihre lechzenden Adern, ihre nackten Berge und verdörrten Gefilde beklagt, sondern neu belebt, eine frohe Aussicht von grünen Auen und glänzenden Flüssen darstellt, wann Gebüsche und Wälder alle ihre Blüthe verschwenden, und Himmel und Erde von wohlriechenden Düften durchwürzt sind?

Haſt du jemals meinem Winterhimmel erſtiegen, und mein nördliches Rüſthaus von Schnee und Hagel geſehen? Dieß ſind die furchtbaren Schätze meines Grimmes, mein Vorrath von Rache, für den Tag des Streits, wann Wolken Tod herabregnen, und Ungewitter, auf meinen Befehl, die Welt durchraſen oder ein ſündiges Land verderben.

Wer lehrte die reißenden Stürme mit ſolcher Geſchwindigkeit fliegen, und wer erſchüttert den Mittelpunkt mit ſeinem Oſtwinde? Wer kann aus der Luft eine ganze Sündfluth herumtergießen? Wer durchdringt die Natur mit dem ernſten Gebrülle des ſchrecklichen Donners? Wer zeigt ihm, wohin er fallen ſoll, und wickelt den fliehenden Erdkreis in Blitz? Warlich, nicht der, welcher vor den fortſchießenden Feuern zittert, vom Knalle zu Boden ſtürzt, und im Wetterſtrahle erſtarrt.

Wer hat den Kometen zu einer ſolchen Größe ausgedehnt, und ſeinen flammenden Schweif über das halbe Firmament gegoſſen? Hängt dein Zorn ihn in die Luft? Verkündigt ſein dräuen-

der Blick den bebenden Völkern deine Gerichte?

Wer vermag auf der niedern Erde den Zügel zu lenken, welcher die Sterne durch die ätherischen Felder führt? Wer kann ihre Zeiten und ihren Lauf bestimmen, ihren Glanz erhellen, und sie stets mit neuer Kraft versorgen? Kannst du der Himmel Gutthätigkeit einschränken, und die Plejaden umsonst zu scheinen zwingen; oder, wann Orion von seiner Sphäre funkelt, den strengen Winter aufthauen, und das Jahr entfesseln? Kannst du dem Mazaroth seinen Platz anweisen, und dem hellen Arcturus sagen, wo er glühen muß? Die Nacht, mit allen ihren Sternen, ist mein; ich schütte Myriaden aus, und behalte noch Myriaden zurück.

Befiehlst du, wo der Tag gebohren werden soll, und ziehst des Morgens purpurnen Vorhang auf? Kannst du die Sonne wecken, und mit ihrem gehorsamen Strahle deine Welt erfreuen heißen? Bist du, in flammender Herrlichkeit thronend, in Triumph um den gränzenlosen Kreis des Firmaments gefahren? Welche Hand

vermag jenen Pomp von Licht ſo weit zu verbreiten, daß die entlegne Erde davon umfloſſen wird?

Wer hat die Seele mit ihren hohen Kräften begabt, und in der menſchlichen Bruſt die Vernunft angezündet, daß ſie mit immer friſchem Zuwachſe von Klarheit leuchte, wann Sonne und Sterne in unendliche Nacht untergegangen? Wohlan, beantworte mir alle dieſe Fragen.

So ſprach der Allmächtige, und der Himmel erbebte.

Wie tief war nun dein Erſtaunen, o chaldäiſcher Greis! Mit zitterndem Herzen und niedergeſchlagenen Augen rieſſt du alſo aus: „Mein „Mund hat einmal und abermal geirrt, ich bereue es mit Thränen; aber er ſoll ſich nicht „wieder ſo freventlich vergehen. Meine Zunge „liegt in ewigem Stillſchweigen gebunden, und „meine ganze Seele fällt anbetend nieder.“

Er ſchwieg. Und ſiehe eben die furchtbare Stimme drang von neuem aus dem ſchwarzen Wetter hervor, und der Allmächtige ſprach alſo:

Kann ſich wohl jener Arm gegen einen göttlichen Arm meſſen? Und kannſt du mit einer Stimme, gleich der meinigen, donnern? Oder in deiner hohlen Hand die ungeheure Laſt von Waſſern, den unbegränzten Ocean, halten, wann, von Stürmen empört, alle ſeine Wogen in aller ihrer Wuth ſich erheben, und an die fernen Wolken ſchlagen?

Auf! erſchein mit der herrlichſten Pracht der Schönheit geſchmückt, und entdecke mir die ganze Größe deiner Gewalt. Zeuch die Allmacht an, und erſchüttre mit deiner finſtern Stirne den weiten Bezirk der Schöpfung. Sende deine Rache fort, heiß ſie das triumphirende Laſter umſtürzen, erhabne Tyrannen zu Boden ſchmeißen und zu Staub zermalmen. Wann dieſes geſchieht, ſo will ich zugeben, daß deine Wohlfahrt in dir allein wohne; daß du von dir ſelber feſt, und hinter dem Schilde deiner eignen Rechten unerſchrocken ſtehen könneſt.

Nun erleichterte der Chaldäer ſeinen arbeitenden und von der Empfindung ſeiner Schuld gequälten Buſen in dieſen Worten.

„Du kannſt alle Dinge vollenden, o Herr
„der Macht! und jeder Gedanke iſt vor deinem
„Blicke nackend. Aber ach! Deine Wege ſind
„wunderbar, und hinter der äußerſten Gränze
„des ſterblichen Auges verborgen. Oft habe ich
„von deiner allmächtigen Gewalt gehört; doch
„nimmer ſah ich dich, als in dieſer ſchreck-
„lichen Stunde. Von Scham und Reue zu
„Boden gedrückt, ſeh ich den Herrn des Lebens,
„haſſe mich ſelbſt, und weihe dir meine Seele.
„Nie ſoll meine Schwachheit deinen Zorn wie-
„der reizen. Der Menſch ward nicht geſchaffen,
„um zu klügeln, ſondern, um anzubeten.“

Young.

## Christi Rede am Weltgerichtstage.

Nach den Stunden der Erde bestimmt, ist am Abend die Stunde,
Welche richtet, gekommen. Ihr hieltet Wahn sie; sie aber
Ist gekommen. So wähnte der Wurm, seit gestern Bewohner
Eines Staubs, daß sich droben im Himmel der Donner nicht rüste.
Also krümmtet ihr euch in eurer Enge. Die Stunde
Ist gekommen, und hat die Hasser der ernsteren Tugend
Alle gewogen, und sie zu leicht auf der Wage gefunden.
Du, der schlagendes Leben für Seele, sie Erbin des Grabs hielt,

Sünder, ſie ſtarb nicht, und der dir am Kreuze blutig verſtummte,
Er iſt ewig. Das war er, eh' du, dazu nicht geſchaffen,
Dich erhubſt, den verſöhnenden Todten zu ſchmähen. Jehova,
Gnädig, und geduldig, der ſich des Menſchen erbarmte,
Noch, wenn er rang mit dem Tod', und wer er geweſen war, fühlte,
Tilg, o Vater, aus deinem Buche der Läſterer Namen.
Sie ſind meine Brüder nicht mehr. Sie haben den Mittler
Deines Bundes, ſein Blut, die Todesangſt, die gebrochnen
Starren Augen am Kreuz, die Auferſtehung und Auffahrt,
Jede Wonne des Sohns, und jede Thrän' entheiligt.
Ja um meiner Leiden, um meiner Menſchlichkeit willen,

Meines verstummenden Todes, der Auferstehung vom Tode,
Meiner Erhebung zum Thron, um meiner Herrlichkeit willen,
Geht von meinem Antlitz, und seyd's, wozu ihr euch selbst schuft!

Klopstock.

---

## Brief an Andreas.

Du möchtest gern mehr von unserm Herrn Christus wissen. — — Andres! wer möchte das nicht?

Aber bey mir kömmst du unrecht. Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte fest am Wort. Sogar hasse ich das Kopfbrechen an Religionsgeheimnissen; denn ich denke, sie sind eben darum Geheimnisse, daß wir sie nicht wissen sollen, bis es Zeit ist.

Wenn wir ihn nicht selbst sehen können, Andres; so müssen wir denen glauben, die ihn gesehen haben. Mir bleibt anders nichts übrig.

Was in der Bibel von ihm steht, alle die herrlichen Sagen und herrlichen Geschichten sind freilich nicht er, sondern nur Zeugnisse von ihm, nur Glöcklein am Leibrock; aber doch das Beste, was wir auf Erden haben, und so Etwas, das einen wahrhaftig freuet und tröstet, wenn man da hört und sieht, daß der Mensch noch was anders und bessers werden kann, als er sich selbst gelassen ist.

Und was in der Bibel vom ihm steht, das hab' ich gelesen mehr als Einmal, und nehme es, so wie es da steht, ohne zu noch abzuthun. Willst du also davon mit mir schreiben und sprechen, so gut ichs kann und salvo meliori judicio; von Herzen gern! Ich weiß für mich nichts liebers und erfreulichers, als von Hülfe und Errettung, und wem's anders ist, der muß nie in Noth gewesen seyn, noch andre darinne gesehen haben. Ruset doch ein Weib ihre Freundinnen und Nachbarinnen und spricht: „Freuet euch mit

„mir, denn ich habe meinen Greschen funden, „den ich verlohren hatte.“ Und was ist das für eine Noth, daraus man mit Geld errettet werden kann!

Besinnst du dich noch unserer ersten Schiffahrt, als wir den neuen Kahn probirten und ich mitten auf dem Wasser herausfiel? — Ich hatte schon alles aufgegeben, und dachte nur daran, wie mir der Tod schmecken und was meine arme Mutter sagen würde; da sah ich deinen ausgereckten Arm herkommen und hackte an! und ich seh ihn noch immer, Andres, wenn ich nur von ungefähr deinen Namen lese oder oft nur auf ein großes A. stoße. Im Grunde war deine Hülfe nur ein Palliativ; denn was damals ohne dich das Wasser würde gethan haben, das werden nun die andern Elemente noch thun, und du wirst mich nicht retten. Aber ich kann doch den Arm nicht wieder vergessen! und ich glaube, daß er bey unsrer innigen Freundschaft die Hand viel mit im Spiel habe. Das ist hier einmal mit uns nicht anders: Noth lehrt beten, und Hülfe und Errettung erfreut!

Und nun ein Erretter aus aller Noth, von allem Uebel! Ein Erlöser vom Bösen! Und nun ein Helfer, wie die Bibel den Christus darstellt, der umher ging und wohl that, und selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege, um den die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Todten stehen, und den Armen das Evangelium gepredigt wird: dem Wind und Meer gehorsam sind, und der die Kindlein zu sich kommen ließ und sie herzete und seegnete, der bey Gott und Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängniß gedachte, und verkleidet in der Uniform des Elendes zu ihnen kam, um sie mit seinem Blut frey zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam die Welt seelig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward, und mit einer Dornenkrone wieder hinausging! —

Andres, hast du je was ähnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es

ist freilich ein Geheimniß, und wir begreifen es nicht, aber die Sache kömmt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes. . . .

Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt seyn. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an.

Sprich und schreibe also davon mit mir, du mein herzlieber Andres, wie und was du willst, und ich will dir keine Antwort schuldig bleiben.

Es giebt einige Leute, Andres, die alles bekehren wollen, und mit der Bibel in der Hand hinter jeden hochfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht seyn, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht Einer werth ist zu hören, mag allerdings allen Menschen geprediget werden; aber sie soll nicht weggeworfen werden, und

wer s

wer's nicht beſſer haben will, der mag's bleiben laſſen.

Unſer Herr Chriſtus ſpricht auch gar anders über die Jüngerſchaft. „Wer iſt unter euch, „der einen Thurm bauen will, und ſitzet nicht „zuvor und überſchlägt die Koſten, ob ers habe „hinauszuführen? auf daß nicht, wo er den „Grund gelegt hat, und kanns nicht hinausfüh„ren, alle, die es ſehen, fahen an ſeiner zu ſpot„ten, und ſagen: dieſer Menſch hub an zu bauen „und kanns nicht hinausführen. — Alſo auch „ein jeglicher unter euch, der nicht abſaget allem, „das er hat, kann nicht mein Jünger ſeyn.“ Und in ſeiner Inſtruction an ſeine ausgehenden Apoſtel: „Wo ihr aber in eine Stadt oder „Markt gehet: da erkundiget euch, ob jemand „drinnen ſey, der es werth iſt, und bey demſel„ben bleibet, bis ihr von dannen ziehet — und „wo euch jemand nicht annehmen wird, noch „eure Rede hören, ſo gehet heraus von dem„ſelbigen Hauſe oder Stadt, und ſchüttelt den „Staub von euren Füßen.“

Und nun erwarte ich deine weitern Befehle.

Claudius.

---

## Was folgt, wenn die Seele sterblich ist.

Ist's möglich, kann ein Mensch so mächtig sich verblenden,
Und selber sich das höchste Gut entwenden,
Das ihn allein das Glück des Lebens schmecken lehrt,
Das seinen Geist allein nicht zu verzweifeln wehrt,
Wenn ihn die Last des Elends drücket?
Ist deine Lehre wahr, daß, wenn mein Leib zerfällt,
Mein Geist, der kaum sich selbst, kaum Gottes Welt erblicket,
Mit ihm zugleich vergeht, so ist in dieser Welt,
So unaussprechlich schön sie auch ihr Antlitz schmücket,

So vielen Zauber auch ihr Weſen in ſich hält,
Für mich kein wahres Glück zu finden,
So ſeh ich Schlangen ſich um meine Speiſen winden,
So regt bei jedem Glück, bei jeder ſanften Luſt
Der Schreckgedanke ſich in der geengten Bruſt:
Du ſtirbſt in kurzer Zeit, bald wird die Luſt verſchwinden,
Bald wirſt du nicht mehr ſeyn; wie kannſt du Luſt empfinden?
So miſcht ſich Wermuth in den Wein,
So kann für keine Luſt mein Geiſt empfänglich ſeyn,
So iſt mein Loos dem Loos des Miſſethäters ähnlich,
Der keine Ruhe fühlt, den keine Freude weckt,
Weil immer ihn das Ziel des nahen Todes ſchreckt,
So wünſcht mein Geiſt zur Ruhe nichts ſo ſehnlich,
Als: nicht zu denken, nein, nur zu empfinden blos,

So bin ich klagenswerth ſelbſt in des Glückes Schooß.
So kann ich jedem Schmerz erliegen,
So weiß ich nicht das Leiden zu beſiegen,
So wird das Elend eiſern mir,
So ruht bei jeder Noth Verzweiflung vor der Thür,
So iſt der Leidende zu ſeiner Quaal gebohren,
So iſts ſein größter Feind, der ihn zum Seyn erkohren.
Dies, Freigeiſt, folgt aus dem, was du beweiſen willſt,
Wodurch du unſer Herz mit Gram und Unruh füllſt.

Benkowitz.

## Von der Beständigkeit im Glauben.

Ich will jetzt untersuchen, welches die dienlichsten Mittel sind, den Glauben in der Seele des Menschen zu stärken und zu befestigen. Diejenigen, welche gern Streitschriften für und wider gewisse Punkte in Sachen des Glaubens lesen, gelangen selten zu einer gewissen Festigkeit und beständigen Fertigkeit in demselben. Heute sind sie völlig von seinen wichtigen Wahrheiten überzeugt, und morgen finden sie schon etwas, das sie wieder schwankend und irre macht. Der Zweifel, welcher fast erstorben war, lebt wieder auf, und zeigt sich in neuen Schwierigkeiten, und das gemeiniglich aus dem Grunde, weil die Seele, welche beständig in Kontroversen und Streitigkeiten hin und her geworfen wird, leicht der Gründe, welche sie einmal beruhigt hatten,

vergißt, und sich durch irgend eine der vorigen Schwierigkeiten wieder beunruhigen läßt, wenn sie auf eine neue Art eingekleidet, oder von einem andern Schriftsteller vorgebracht werden. Wie nichts löblicher ist, als nach Wahrheit zu forschen, so ist hingegen nichts unvernünftiger, als sein ganzes Leben hinzubringen, ohne über Punkte, die von der äußersten Wichtigkeit für uns sind, auf der einen oder andern Seite etwas Gewisses bey sich festzusetzen. Es giebt freylich viele Dinge, in Ansehung welcher wir unsern Beyfall zurückhalten können; allein in Ansehung solcher Punkte, nach denen wir unser Leben und Verhalten einrichten müssen, ist es die größte Ungereimtheit, schwankend und unentschlossen zu bleiben, und sich nicht für die Seite zu determiniren, wo sich die meiste Sicherheit und Wahrscheinlichkeit findet. Die erste Regel also, die ich festsetzen will, ist diese, daß, wenn wir uns einmal, durch Lesen oder Unterredung, von der Wahrheit irgend eines Artikels, und von der Vernunftmäßigkeit unsers Glaubens an denselben, völlig überzeugt finden, wir uns nachher

durch nichts bewegen lassen sollten, ihn in Zweifel zu ziehen. Wir können vielleicht die Gründe wieder vergessen, welche unsre Ueberzeugung zuwege brachten, wir sollten uns aber allezeit der Gewalt erinnern, die sie über uns hatten, und daher auch die Ueberzeugung, die sie vormals bey uns bewirkten, nie fahren lassen. Dieß ist nicht mehr, als was wir in jeder gewöhnlichen Kunst oder Wissenschaft thun, und wirklich ist es, in Ansehung der Schwäche und engen Schranken unsrer intellektuellen Fähigkeiten, nicht möglich, anders zu handeln. So machte es Latimer, einer von der glorreichen Schaar von Märtyrern, welche die Reformation in England einführten, in der großen Konferenz der gelehrtesten Protestanten und Papisten, welche unter der Regierung der Königin Maria gehalten ward. Dieser ehrwürdige Greis, der sich bewußt war, wie sehr das Alter seine Fähigkeiten geschwacht habe, und daß es ihm unmöglich sey, sich aller der Gründe zu erinnern, die ihn bey der Wahl seiner Religion geleitet hatten, überließ es seinen Gehülfen, die noch im vollen Besitz ihrer Ta-

leute und Gelehrsamkeit waren, ihre Gegner durch die Gewalt der Vernunft zu widerlegen und zu Schanden zu machen. Was ihn selbst betraf, so wiederhohlte er ihnen nur die Artikel, an welche er fest glaubte, und in deren Bekenntniß er zu sterben entschlossen war. Auf eben diese Art bauet der Mathematiker auf Sätze, die er einmal bewiesen hat, und wiewohl die Demonstration seinem Gedächtniß entfallen seyn mag, so fußt er doch auf die Wahrheit, weil er weiß, daß sie bewiesen worden. Diese Regel ist durchaus nothwendig für schwächere Seelen, und gewissermaßen auch für Männer von den größten Fähigkeiten. Diesen letztern aber möchte ich, fürs zweite, doch rathen, diejenigen Beweise, welche ihnen die größte Stärke zu haben scheinen, und durch alle Zweifel und Sophistereyen des Unglaubens nicht überwältigt werden können, wohl in ihrem Gedächtniß aufzubewahren, und immer in Bereitschaft zu halten.

Nichts aber stärkt, fürs dritte, den Glauben mehr, als Moralität. Glauben und Moralität erzeugen sich natürlicher Weise einander.

Derjenige wird sehr bald von der Wahrheit der Religion überzeugt, welcher findet, daß es nicht gegen sein Interesse läuft, sie für wahr zu halten. Das Vergnügen, welches sie ihm in diesem Leben gewährt, und die Glückseligkeit, die er sich in jenem von ihr verspricht, werden ihn beide sehr mächtig anreitzen, ihr Glauben beyzumessen, zufolge der gemeinen Bemerkung, daß man das gern glaubt, was man wünscht. Nichts ist gewisser, als daß ein Mensch von gesunder Vernunft nicht umhin kann, die Religion anzunehmen, wenn er sie unpartheyisch untersucht; zu gleicher Zeit aber ist es auch gewiß, daß der Glaube mehr durch That, als durch Spekulation lebendig erhalten und gestärkt wird.

Es giebt noch ein anderes Mittel, welches mehr Ueberredungskraft hat, als alle vorigen, und dieses ist eine zur Gewohnheit gewordene Anbetung des höchsten Wesens, sowohl durch beständige innere Erhebung des Geistes zu ihm, als durch äußere Handlungen. Der Andächtige glaubt nicht nur, sondern fühlt, daß ein Gott ist. Er hat wirkliche Empfindungen von ihm;

seine Erfahrung stimmt mit seiner Vernunft überein; in allen seinen Unterhaltungen mit ihm sieht er ihn immer mehr und mehr, und selbst in diesem Leben schon verliert sich sein Glaube in Ueberzeugung.

Das letzte Mittel unsern Glauben zu beleben, dessen ich erwähnen will, ist öftere Entziehung von der Welt, verbunden mit gottseeligen Betrachtungen. Denkt man an etwas in der Finsterniß der Nacht, und es macht auch noch so tiefe Eindrücke auf die Seele, so verschwinden dieselben doch leicht, sobald der Tag anbricht und die Dunkelheit vertreibt. Das Licht und Geräusch des Tages, welches beständig unsre Sinne reizt und die Aufmerksamkeit zerstreut, verscheucht die Gedanken aus der Seele, welche sich während der Stille und Finsterniß der Nacht, mit so vieler Gewalt ihr eingedrückt hatten. Eben denselben Unterschied findet man in Ansehung seiner selbst, unter einer Menge Menschen und in der Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche in einer großen Stadt auf sie zudrängen, gleichsam betäubt und geblendet. Sie kann nicht

die nöthige Aufmerksamkeit auf die Betrachtung derjenigen Dinge wenden, welche von der höchsten Wichtigkeit für sie sind. Die Sorgen oder Vergnügungen der Welt fahren mit jedem Gedanken herein, und eine Menge lasterhafter Beyspiele geben unsrer Thorheit eine Art von Rechtfertigung. In der Einsamkeit hingegen werden wir durch alles zur Ernsthaftigkeit gestimmt. An Höfen und in Städten unterhalten wir uns mit den Werken der Menschen; auf dem Lande mit den Werken Gottes. Jene sind das Gebiet der Kunst, diese das Gebiet der Natur. Glaube und Andacht entspringen von selbst in der Seele jedes vernünftigen Menschen, der die Spuren der göttlichen Macht und Weisheit an jedem Gegenstande erblickt, worauf er sein Auge wirft. Der Höchste gab die besten Beweise von seinem Daseyn, als er Himmel und Erde bildete, und dieß sind Beweise, die ein verständiger Mensch, der von dem Getümmel und Geräusch der menschlichen Geschäfte entfernt ist, unmöglich aus der Acht lassen kann. Aristoteles sagt, wenn ein Mensch beständig unter

der Erde gelebt, und ſich daſelbſt mit Werken der Kunſt und des Mechanismus beſchäftigt hätte, und er würde dann auf einmal an das Tageslicht heraufgebracht, und ſähe alle die Herrlichkeiten des Himmels und der Erde, ſo würde er ſie augenblicklich für die Werke eines ſolchen Weſens erklären, als wir Gott nennen. Der Pſalmiſt hat ſehr ſchöne und erhabne poetiſche Züge über dieſen Gegenſtand, wenn er ſingt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feſte verkündigt ſeiner Hände Werk. Ein Tag ſagts dem andern, und eine Nacht thuts kund der andern. Es iſt keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihr Schall geht aus in alle Lande, und ihre Rede an der Welt Ende.

Addiſon.

## Sterbebetrachtungen des Herrn von Bassewitz.

Ich gebe meinen Geist in die Hände Gottes, und überliefere ihm meine unsterbliche Seele, als den Ausfluß seines Wesens zur baldigen seeligen Gemeinschaft mit seinem Lichte. Krankheit und Schmerzen stören mich nicht in dem erhabenen Gedanken meiner bessern Bestimmung. Ich weiß so gewiß, als ich noch lebe, daß mir die Zukunft ein herrliches Loos vorbehalten hat, und daß gleich nach der Vollendung des natürlichen Todes, mein geistiges Auge Gott sehen, von Angesicht zu Angesicht sehen wird, wie er ist; eine Seeligkeit, die das Fleisch nicht zu begreifen vermag!

Mein Freund ist mein göttlicher Erlöser. Auf sein Verdienst sterbe ich ruhig, und von ihm

geleitet gehe ich ohne Furcht in den Tod. Er wird mich seiner Erbarmung würdigen, und mich bei seinem himmlischen Vater vertreten mit unaussprechlichen Seufzern. Mit offnen Armen gehe ich ihm entgegen. Er wird mich nicht verlassen; sein Tod ist mein sicherer Bürge.

Die Kirche Christi, die ich durch meinen ungöttlichen Wandel geärgert habe, erfreue ich durch das nachfolgende Bekenntniß meiner seeligern Ueberzeugung. Zwölf Jahre hindurch war ich ein unsinniger Freygeist, ein Verfolger der Ehre Gottes, ein Schänder des Bluts der Erlösung. Seit zwey Jahren zog mich mein Heiland zu sich mit Seilen der Liebe, und durch seine Gnade bin ich mir selbst nicht mehr ähnlich. Wie unseelig wär' ich gestorben, wenn mich der Tod in dem ersten Zustande übereilet hätte? Jetzt rufe ich mit Freuden: O Tod! wo ist dein Stachel, o Hölle, wo ist dein Sieg! Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum!

Ein längeres Leben halte ich mir für eine göttliche Wohlthat, die ich mit Ehrerbietigkeit zu

erlangen schuldig bin. Ich werde auch das Meinige in einer ruhigen Einsamkeit zu seiner Ehre anwenden, wenn es ihm gefällig ist, mich ferner damit zu erfreuen. Die Schöpfung wollte das Leben, und das Leben der Creatur hat die Veredlung des Geistes zur Absicht. Wie sollte ich mein Daseyn nicht wünschen? Mein Erlöser will mich aber zu sich haben, und weil an mir die Schöpfung vollendet ist, folge ich ihm gern. Stärket euch durch mein Exempel, ihr Freunde, die ich zurücklasse, und heiliget euch in Gedanken dem Gefühl der alles beglückenden Religion! In ihr sind die Empfindungen der Ruhe, die mich so göttlich erquicken, und sonst nirgends.

Meinen Brüdern und Schwestern wünsche ich die Gnade Gottes in Christo Jesu, nicht Ehre noch Reichthum, denn beide verderben die Seele, aber Friede und Freude in dem Blute des Erlösers, Glaube und Liebe in der Furcht Gottes, Stärke und Einfalt im Glauben. Gott segne sie zeitlich und ewig, und lasse es ihnen im Leben, besonders aber in der Stunde des Todes wohlgehn! Das seeligste Leben führt der

Christ, der täglich sterben lernt. Gott erleuchte ihre Augen, daß sie nicht zu einem Leben entschlafen, das ärger ist als der Tod. Ich hoffe sie alle in der Ewigkeit wiederzufinden, und will für sie beten, so lange ich noch lebe:

Jesu du Sohn David, erbarme dich ihrer!

Noch segne ich besonders die Freundin meiner Liebe, die redlichste Gehülfin, die Schöpferin aller meiner Ruhe auf Erden. Gott stärke ihre fromme Seele, mit den wachsenden Begriffen seiner allerheiligsten Erkenntniß, und vergelte ihr mit Wohlthaten, jenseits des Grabes, die Treue, die sie mir bis zum Grabe beweiset! Ihr Stand war nicht wider ihr Gewissen. Ich gebe ihr dieses Zeugniß sterbend, und vor aller Welt. Sie behauptete ihn redlicher, als viele Frauen, die der Zufall bezeichnet. Sie war mir im Gewissen angetragen, und hat das ihrige, in Ansehung meiner, niemals beleidiget. Meinem Namen zu Liebe habe ich sie vor der Welt verläugnet; mir zu Liebe werden die Miterben meines Namens so gerecht seyn, und sich ihrer nach meinem Tode erinnern. Gott setze sie zum Se-

gen

gen immer und ewiglich, und behüte sie für Schimpf und Verfolgung! Ich will für sie beten, daß ihr Glaube nie aufhöre, und ihre Liebe nie verlösche.

Was sich in meinen Schriften Anstößiges findet, widerrufe ich, als unzeitige Mißgeburten meiner vorwitzigen Vernunft; was mit der Lehre vom Verdienst Jesu bestehen kann, erkenne ich für meine eigene Arbeit. Liebhaber der Wahrheit mögen daraus urtheilen, was der Christ zu erfinden vermag, wenn er bemühet ist, sich selbst zu erforschen. Ehe ich denken mochte, übereilte mich der Einfluß der Elemente und machte mich müde zur Weisheit. Seit ich mich gewöhnt habe, tiefsinnig zu seyn, erscheint mir ein Begriff nach dem andern, und ihnen habe ich mein Nachdenken zu verdanken. Bald werde ich da seyn, wo Irrthum und Finsterniß aufhören, wo, ferne von sinnlichen Träumen, zu göttlicher Weisheit, Bewußtseyn, der Seele Empfindung sich läutert.

Ach Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich dein Angesicht schaue!

Zu meiner Beerdigung wünsche ich mir die Gegenwart der Engel, die mich in Abrahams Schoos tragen, sonst keine Verschwendung, womit sich der Pöbel ankündiget. Der elende Körper verdient nicht, daß man ihn im Triumph aufführe. Will ein gewissenhafter Zeuge Christi, meines unsterblichen Geistes in einer erbaulichen Rede gedenken, und zur Ehre der Religion, meinen nachbleibenden Freunden verkündigen, daß ich als ein ungöttlicher Mensch, die mehreste Zeit meines Lebens in fleischlicher Sicherheit zugebracht, und nur erst einige Jahre vor meinem Ende die Gnade der Erleuchtung des heiligen Geistes in meiner Seele empfunden habe, die mich nunmehro zum Kinde Gottes und zum Erben des ewigen Lebens macht, so wird vielleicht dieses Zeugniß manchen Sünder zur Aenderung seines Sinnes aufmuntern, und nach mir zu Gott ziehen. Die Wege der Vorsehung sind bey dergleichen Umständen allezeit wirksam und unbegreiflich. Meinen Feinden vergebe ich gern, und meinen Freunden wünsche ich tausend Gutes! Aber Gott Lob! ich habe keine Feinde.

Geiſtlicher Hochmuth empöret mich nicht. Was ich hier bekenne, ſchreibe ich Gott zu Ehren, und meinen Freunden, die nach mir verweſen, zur Erbauung. Gott ſei mir in der Stunde des Todes gnädig, und erhöre mich nach ſeiner Barmherzigkeit, wenn ich ſtillſchweigend zu ihm ſeufze! Herr gedenke an mich, wann du in dein Reich kömmſt! Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände, du haſt mich erlößt, Herr, du getreuer Gott! D. 23. Febr. 1761.

P. C. C. v. Baſſewitz.

---

## Tod und Unſterblichkeit.

Der an unſers Werdens erſtem Tage
Schon den Plan von unſerm Schickſal zog,
Iſt's, der auf der Weisheit ernſter Wage
Jeden Wunſch, und die Entſcheidung wog.

Manches heiße Flehn bleibt unerhöret,
Manche Thräne ſcheint umſonſt geweint,
Bange Klage, die am Abend währet,
Wachet, wenn der Morgen neu erſcheint.

Um zu ſterben muß die Blume blühen,
In der Knospe reift das nahe Grab.
Und es fället von des Daſeyns Mühen
Manche Thräne von der Wang' herab.

Dort, wo unſer Loos ſich ganz enthüllet,
Wo nicht Dunkel mehr den Blick umſchließt,
Wo der Klagen jede ſchon geſtillet,
Wo vom Auge keine Thräne fließt.

Dort iſt jede Thräne ſchon geſammelt,
Dort reift jede gute That zum Lohn.
Gottes Lob, das hier der Menſch nur ſtammelt,
Singt der Geiſt vollkommen an dem Thron.

Und es nahen ſich und miſchen Lieder,
Die ſchon ſtarben, in den heißen Dank;
Neuern dann den Bund der Liebe wieder,
Neuern ihn mit lautem Siegsgeſang.

Ohne Troſt von deinem ew'gen Leben,
Wer ertrüge ſeiner Leiden Laſt?
Ruhm und Dank dir! der du ihn gegeben,
Hohen Muth in uns erhoben haſt.

Ungenannter.

Für

# unglücklich Liebende

von der edleren Gattung.

## Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün;
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz iſt geſtorben,
Die Welt iſt leer,
Und weiter giebt ſie
Dem Wunſche nichts mehr.
Du, Heilige! rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf,
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf,
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf;
Das süßeste Glück für die traurende Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen."

Schiller.

## Sehnsucht nach Laura.

Ich bin allein in menschenleerer Oede,
Doch überall ist Laura, wo ich geh;
Sie nennt die Lippe, wenn ich klagend rede,
Sie sucht mein Auge, wenn ich um mich seh;
Und muß ich trostlos in verlaßnen Mauern
Vom Morgenroth bis hin zum Abend trauern,
So ruf ich nur: O weh mir, Laura, weh!

Wenn an der Thür die Flamme röthlich schimmert,
So steigt aus ihr nur Laura's Bild empor,
Und jedes Hälmchen, das zu Staub wird, wimmert
Mir ängstlich Laura's, Laura's Namen vor;
Wohin ich schau, steht Laura angeschrieben,
Aus jedem Räumchen winkt sie mich zum Lieben,
Und aus dem Sturm tönt Laura meinem Ohr.

Eil ich am Morgen bei den frühen Strahlen
Der Sonne zu des Meeres Ufer hin,
Seh' ich ihr Bild sich in den Fluthen mahlen
Und auf den Wellen schwebt die Zauberin;
Schau ich am Abend auf, so zieht mit Flammen
Am Himmel Laura, Laura sich zusammen;
Ihr Schatten folgt mir ewig, wo ich bin.

O laßt von mir, ihr wüthenden Gestalten,
Und foltert mich durch eure Quaalen nicht!
Flieh, Schatten! kann ich Lauca nicht erhalten,
Was folgst du mir, du bleiches Schreckgesicht?
O Ruhe, Tröstung, kehre endlich wieder!
Ach, Lindrung sind schon diese Trauerlieder;
Sie wirken doch, daß mir das Herz nicht bricht.

Benkowitz.

## Molly's Abſchied.

Lebe wohl, du Mann der Luſt und Schmerzen!
Mann der Liebe, meines Lebens Stab!
Gott mit dir, Geliebter! Tief zu Herzen
Halle dir mein Segensruf hinab!

Zum Gedächtniß biet' ich dir, ſtatt Gol-
des —
Was iſt Gold und goldeswerther Tand? —
Biet' ich lieber, was dein Auge Holdes,
Was dein Herz an Molly Liebes fand.

Nimm, du ſüßer Schmeichler, von den
Locken,
Die du oft zerwühlteſt und verſchobſt,
Wann du über Flachs an Pallas Rocken,
Ueber Gold und Seide ſie erhobſt!

Vom Geſicht, der Wahlſtatt deiner Küſſe,
Nimm, ſo lang' ich ferne von dir bin,
Halb zum mindeſten im Schattenriſſe
Für die Phantaſie die Abſchrift hin!

Meiner Augen Denkmal ſey dies blaue
Kränzchen flehender Vergißmeinnicht,
Oft beträufelt von der Wehmuth Thaue,
Der hervor durch ſie vom Herzen bricht!

Dieſe Schleife, welche deinem Triebe
Oft des Buſens Heiligthum verſchloß,
Hegt die Kraft des Hauches meiner Liebe,
Der hinein mit tauſend Küſſen floß.

Mann der Liebe! Mann der Luſt und Schmerzen!
Du, für den ich alles that und litt,
Nimm von Allem! Nimm von meinem Herzen —
Doch — du nimmſt ja ſelbſt das Ganze mit!

Bürger.

## Friedel und Elise.

Im einsamen Dörfchen, Perelle genannt,
War einst ein vertrauliches Pärchen;
Es lobte sich Liebe mit Mund und mit Hand,
Und wurde darüber zum Mährchen.
Denn Friedel war reich, und Elise war arm,
Drum machten die Eltern den Liebenden Harm,
Und heischten Gehorsam und Trennung.

Doch ließen die traulichen Beiden nicht nach,
Und pflogen verbotene Liebe;
Der Jüngling ward feurig, das Mädel ward schwach,
Sie fröhnten dem lüsternen Triebe.
O wehe! bald rief es mit brennendem Schmerz
Dem liebenden Mädel ins bebende Herz:
Bist Mutter, bist Mutter geworden!

Bist Mutter geworden! so hallet es nach,
Zu spät ist die Reu und die Klage.
Bald schaute die Welt die verborgene Schmach,
Bald lag das Verbrechen am Tage.
Drauf schlossen die Eltern des Jünglings ihn ein,
Und zwangen ihn wüthig, mit Schmach und mit Pein,
Ein reicheres Mädel zu freyen.

Die Eltern Elisens erschauten mit Graus
Die Schmach der verlassenen Dirne;
Sie stießen wohl zürnend das Mädel hinaus,
Mit drohend durchfalteter Stirne:
Hinaus mit dir, ehrlose Dirne, hinaus!
Hinaus, du Verworfne, von Hof und von Haus,
Von Vater, von Mutter und Bruder!

Das Mädel durchwandert in eiserner Noth
Viel Dörfchen, und Städtchen, und Oeden;
Sie wimmert wohl oft an den Thüren um Brod,
Und höret herzkränkende Reden.
Beim Wandern durch einen verödeten Hain
Gebieret sie ein Knäbchen, mit wüthender Pein,
Und krümmt in den Wehen sich lange.

Ein Wandrer erblickt sie in sterbender Noth,
Und kühlet die brennende Lippe;
Noch einmal entfliehet der nahende Tod
Mit seiner hellblinkenden Hippe.
Das Mädel erhebt sich, mit zagendem Sinn,
Sie schleichet mit wankenden Schritten dahin,
Und träget ihr Knäbchen am Busen.

Doch müde von Jammer, gesättigt von Gram,
Erhebt sie zur Heimath sich wieder;
O weh! da ergreift sie herzkränkende Schaam,
Sie sinkt vor dem Dörfchen danieder;
Sie kämpfet wohl lange mit Schmach und mit Gram,
Da engt's ihr den Busen, da sieget die Schaam,
Das Mädel erhebt sich zu sterben.

Es fließt um das Dörfchen ein Wasser herum,
Mit kaltem, mit weinendem Rauschen;
Das Mädel erhebt sich, verzweifelnd und stumm,
Das Leben mit Tod zu vertauschen;
Sie herzet ihr Knäbchen mit wüthiger Lust,
Und drücket es heiß an die schlagende Brust,
Und stürzt sich mit ihm in die Fluten.

Nach Tagen geht Friedel am Waſſer herum,
Luſtwandeln am blumigten Rande,
Er denkt ſein verlaſſenen Mädel, hum, hum!
Da liegt's wie ein Leichnam im Sande;
Ein Mädchen liegt ſtarrend, hat's Söhnchen im Arm,
Da läuft's ihm am Rücken ſo kalt und ſo warm,
Weh, weh! es iſt Liebchen und Söhnchen,

Biſt du es, mein Liebchen? Ha biſt du ſchon todt!
Du trägſt ja ein Knäbchen am Herzen;
Ha, Mädel, du littſt wohl eiſerne Noth,
Du Mutter des Sohnes der Schmerzen.
Hu, hu! mich ergreifet zu ſterben die Luſt!
Hier, Eiſen, hier iſt die geängſtete Bruſt!
Er ſtößt ſich ein Meſſer im Buſen.

Er ſtößt ſich ein Meſſer ins Herz, da entflieht
Die Seel' ihm mit Weh und mit Grauen.
Bald ſingt man den Eltern das ſchaurige Lied,
Sie kommen, den Greuel zu ſchauen;
Sie nehmen wohl jammernd die Todten in Arm;
Zu ſpät iſt die Reue, zu ſpät iſt der Harm,
Die Todten erwachen nicht wieder.

Sei Jüngling nicht feurig, sei Mädel nicht
schwach,
Und fröhnt nicht dem lüsternen Triebe!
Es folget des Jammers, des Harms und der
Schmach
Gar viel auf verbotene Liebe!
Ihr Eltern, verschließt nicht das eiserne Herz
So zürnend, so kalt vor der Liebenden Schmerz!
Einst nagt euch die Reu an der Seele.

Benkowik.

---

## Lazarus und Cidli.

Alle schwiegen, und Lazarus Schwester, die
junge Maria,
Neigte sich sanft an ihre geliebteste Cidli; ihr
Bruder
Stand bey Cidli, und sah mit schweigender
Traurigkeit nieder.

Dieſe kannte den Schmerz, der lange ſchon Lazarus Herz traf,
Und ſie blickte ſeitwärts ihn an, und ſah die Empfindung
Seiner Seelen im Auge voll Wehmuth, ſahe die Hoheit,
Welche mit Zügen der Himmliſchen ſchmückt die leidende Tugend.
Da zerfloß ihr das Herz, und liſpelte dieſe Gedanken:
Edler Jüngling, um mich bringſt du dein Leben mit Wehmuth,
Deine Tage mit Traurigkeit zu! Ach war ichs auch würdig?
Daß du ſo himmliſch mich liebſt, wars deine Cidli auch würdig?
Lange ſchon wünſch' ich, die Deine zu ſeyn, und von dir zu lernen,
Wie ſie ſo ſchön iſt, die ſeelige Tugend! Dich zärtlich zu lieben,
Wie zu den Zeiten der Väter die Töchter Jeruſalems liebten.

Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen;
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu seyn, und dich ewig zu lieben! Ach, meine Mutter,
Warum geboteſt du doch das himmliſche ſtrenge Gebot mir?
Zwar ich ſchwieg, und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter,
Und der Stimme Gottes in ihr! Dem bin ich gewidmet!
Ich bin auferſtanden! Ich bin zu heilig, die Mutter
Sterblicher Söhne zu werden! Nur du mußt deine Betrübniß,
Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern!
Würde doch meinem Leben der Troſt noch einmal gegeben,

Daß ich in deinem Geſicht das ſüße Lächeln erblickte,
Da du keine Thränen noch kanntest, als Thränen der Freude,
Da du ein Knabe noch warſt, und ich aus dem ſchmeichelnden Arme
Deiner ſchönen Schweſter, Maria, in deinen Arm hinflog.
Alſo denkt ſie. Es bricht ihr das Herz, ſie kann ſich nicht halten,
Stille Thränen zu weinen. Es ſah ſie Lazarus weinen,
Ob ſie mit ihrem ſilbernen Schleyer ihr Antlitz gleich deckte.
Lazarus geht ſtill aus der Verſammlung, und da er hinausſtömmt,
Sieht er mit traurigem Angeſicht nieder, und denkt bey ſich ſelber:
Warum weint ſie? Ich konnte ſie länger weinen nicht ſehen,
Denn es brach mir mein Herz! Ach, theure zärtliche Thränen,

Schöne Thränen, so ſtill, ſo zitternd am Auge gebildet!
Wäre nur eine von euch um meinetwillen geweinet;
O ſo wollt' ich noch ſeelig mich preiſen. Ich klage noch immer,
Immer um ſie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben,
Iſt noch immer von ihr, ein einziger langer Gedanken!
O du! welches in mir unſterblich iſt, dieſer Hütte
Hohe Bewohnerin Seele, Hauch Gottes, Tochter des Himmels,
Des Erſchaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbin!
Oder wie ſonſt dich bey deiner Geburt die Unſterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! Enthülle das Dunkle
Meines Schickſals! Eröffne die Nacht, die über mich henhängt!

Red', ich frage dich, antworte mir! Ich bin müde, zu weinen!
Müd', in ewige Wehmuth ergossen, mein Leben zu trauern!
Müde des unaussprechlichen Kummers! Der Todesangst müde!
Warum fühl' ich in mir, wenn ich die Unsterbliche sehe,
Oder von ihrem himmlischen Anblick entfernet, sie denke,
Warum fühl' ich alsdann, im hoch aufwallenden Herzen,
Neue Gedanken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Bebende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Jeden von ihnen mit seligem Lächeln und Hoheit bekleidet!
Jeden mit Klarheit umstralt, und der Unvergänglichkeit würdig!
Tausend bey tausend steigen sie auf, wie auf goldenen Stufen,

Hoch gen Himmel, ſich unter der Engel Gedanken zu miſchen.
Warum weckt von der Lippe der Cidli die ſilberne Stimme,
Warum vom Auge der mächtige Blick, mein ſchlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mich allmächtig ergreifen?
Die ſich rund um mich her, wie in helle Verſammlungen, drängen,
Jede, gleich einer ſchönen That, edel, und rein, wie die Unſchuld!
Warum decket der Schmerz, mit mitternächtlichem Flügel
Ewig mein Haupt, und begräbt mich hinab in die Schlummer des Todes?
Ach, dann ſitz' ich und weine, hin auf mein Grabmal gebeuget,
Meinen Jammer. Mir horchet die ſchauernde Todesſtille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer beſtreiten.

Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle,
Die ihr, von ihrer hohen Geburt, und Unsterblichkeit zeugen.
Sey, (so red' ich sie an,) sey wieder dein, die du himmlisch,
Die du bist unsterblich erschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu. Sie aber verstummt sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab, und weinet, und zittert.
Warum bin ichs allein, der so ewig, ungeliebt, liebet?
Warum erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen,
Groß und elend zu seyn? Was ist, daß in mir, das noch immer,
Sie beym Namen mir nennt? Will ich ihr Gedächtniß vertilgen!
Welche Stimme Gottes ist das? die mir heiligem Lispeln,

Und mit Harmonien, den zärtern Seelen nur hörbar,
Meinem Herzen leise gebietet, sie ewig zu lieben!
Und so will ich denn ewig dich lieben! Du seyst noch so schweigend,
Noch so verstummend vor mir! Ach, da ichs, Cidli, noch wagte,
Zitternd zu denken, du seyst mir geschaffen; wie war ich so selig!
Welchen Himmel erschuf sich mein Geist, wenn du, Cidli, mich liebtest!
Welche Gefilde der Ruh um mich her! O, darf ich noch einmal,
Süßer Gedanke, dich denken? Und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
Du warst, Göttliche, mein! Durch keine kürzere Dauer,
Als durch die Ewigkeit, mein! Das nannt' ich, für mich geschaffen!
Jeder Tugend erhabenen Wink, der mir unsichtbar sonst war,

Lernt' ich durch deine Liebe verſtehn! Mit zitternder Sorgfalt
Folgte mein Herz dem gebietenden Winke. Die Stimme der Pflichten
Hört' ich von fern! Ihr werdendes Lispeln, ihr Wandeln im Stillen,
Ihren göttlichen Laut, wenn keiner ſie hörte, vernahm ich!
Und nicht umſonſt! Wie ein Kind voll Unſchuld, mit biegſamen Herzen,
Folgt' ich dem leichten Geſetz, der ſanft gebietenden Stimme,
Daß ich deinen Beſitz, die du mir theurer, als alles,
Was die Schöpfung hat, warſt, durch keinen Fehltritt entweihte.
Gott ſelbſt liebt' ich noch mehr, weil du ſein hohes Geſchenk warſt;
Weil ich, wie auf Flügeln, von deiner Unſchuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen kam, der ſo ſchön dich gebildet,

Der ſo fühlend mein Herz, und deines ſo himmliſch gemacht hat.
Wie, ganz in Entzückungen aufgelöſt, deine Mutter,
Da du geboren warſt, über dir hing, und wie ſie ſich neigte
Ueber dein Antlitz mit Todesangſt hin, da du ihrer Umarmung
Still entſchlummerteſt, und ſie den Schall der kommenden Füße
Noch nicht vernahm, noch die lockende Stimme des Helfers in Juda:
So hat meine Seele ſich oft mit jeder Empfindung
Und mit jeder Entzückung in ihr, die ſie mächtig erſchüttert,
Auf den großen Gedanken gerichtet: du ſeyſt ihr geſchaffen!
Ausgebreitet hing über ihn hin; die ſchauende Seele
Sah ihn ganz, den Gedanken der Ewigkeit; ſahe den Endzweck

Jenes Daseyns in ihm; von einer Seeligkeit trunken,
Welche selten ins Herz des Menschen vom Himmel herabsteigt.
Aber in Traurigkeit, welche kein Maaß, kein endendes Ziel kennt,
Und in Schauer der Angst ohne Namen, in Schlummer des Todes,
Löste meine Seele sich auf, wenn ich jenen Gedanken,
Jenen andern Gedanken der Nacht und der Einsamkeit, dachte!
Ach, dann war ich von allen verlassen! Dann war ich ganz einsam!
Du warst mir nicht mehr da! Ich war allein in der Schöpfung!
O, bey allem, was heilig ist! Um der Tugend und Liebe,
Um der Göttlichkeit willen, die deine Seele voll Unschuld
Ueber den Staub der Erden erhöht: Und wenn was noch theurer,

Wenn was erhabner noch iſt: bey deinem Erwachen vom Tode,
Und jeder Unſterblichkeit, die du mit Lichte bekleidet,
Unter des Himmels Bewohnern wirſt leben! Ach, um der Kronen,
Um der Tugend Belohnungen willen, beſchwör' ich dich, Eidli!
Sage, was denkt da dein Herz? Was fühlt es? Wie iſt es ihm möglich
Dieß mein Herz, das ſo liebt, mein blutendes Herz zu verkennen!
Um die Mitternachtzeit, bei dämmernden traurigen Lampen,
In die Stille des Todes verhüllt, auf meinem Grabe,
Saß ich, und forſchte den bängſten Gedanken durch ihr Labyrinth nach,
Und verſtummte. Wie hat mich der Schmerz mit ehernen Mauren
In mich hinein verſchloſſen; und meinen blühenden Jahren

Ihre Kr[illegible]onen geraubt; und das Antlitz [illegible] u-
chelnden Freude
Vor dem Verlassensten unter den Menschen auf
ewig verborgen!
Schau her, der du mich schufst! Ist unter den
bängsten der Schmerzen
Meinem Schmerz ein Schmerz zu vergleichen?
Ich lag ja im Sichern,
Zu den Todten hinunter begraben, im Schooße
der Erde,
Welche mit Mutterhänden den müden Wanderer
aufnimmt,
Seine Thränen, und ihn! Wie ist mein dauern-
der Jammer
Ohne Maaß! Ich verkenne die Herrlichkeit mei-
nes Lebens!
Und die Stimme des Sohnes Gottes, die zu
mir hinabkam
In die Gräber! Vergebens vernahm ich den Fuß-
tritt der Allmacht,
Ihren donnernden Gang, daß jeder gebeinvolle
Hügel

Unter mir bebte, daß über mir klangen die Hal-
leluja
Derer, die niemals die Schauer der Auferste-
hung empfanden.
Hier verstummt er, und neigte sein Haupt, und
verhüllte sein Antlitz.

Klopstock.

---

## Die unglücklichen Neger.

Zu St. Christophorus, einer westindischen Insel, hatte ein Herr unter seinen Negern ein Mädchen, das von ihren Landsleuten für eine ganz außerordentliche Schönheit gehalten wurde. Er hatte zu gleicher Zeit zwey Negerjünglinge, ebenfalls Sklaven, die sich durch ihre Gestalt und Bildung und ihre Freundschaft gegen einander auszeichneten. Zum Unglück verliebten sie sich beide in obgedachtes Negermädchen, welche sehr gern einen von ihnen beiden zum Manne nel-

nen wollte, wenn sie nur unter einander eins werden könnten, wer der Glückliche seyn sollte. Allein, beide waren so sterblich in sie verliebt, daß keiner daran denken konnte, sie seinem Nebenbuhler abzutreten, und zugleich waren sie doch einander so treu, daß keiner daran denken wollte, sie ohne seines Freundes Einwilligung zu gewinnen. Die Qualen dieser beiden Liebenden waren das Gespräch der Familie, welcher sie angehörten; denn jeder bemerkte den seltsamen Streit von Leidenschaften, welcher das Herz der armen Negern quälte, die oft durch Seufzer und abgebrochne Ausdrücke ihr Leiden zu verstehen gaben; jeder sah, wie unmöglich es war, daß beide zugleich glücklich seyn konnten.

Nach einem langen Kampf zwischen Liebe und Freundschaft, Treue und Eifersucht, gingen sie eines Tages zusammen in einen Wald, und nahmen ihre Geliebte mit. Nachdem sie hier lange aufs beweglichste gejammert und geheult hatten, durchstießen sie ihr das Herz. Ein Sklave, welcher nicht weit von dem Orte, wo diese entsetzliche Grausamkeit verübt wurde, bey seiner

Arbeit

Arbeit war, und das Geschrey der sterbenden Negerin hörte, lief hin, um zu sehen, was vorginge. Er sah das Mädchen todt auf dem Boden liegen, und die beiden Negern zu jeder Seite den entseelten Leichnam küssen, über ihm weinen, und sich in der höchsten Angst des Grams und der Verzweiflung vor die Brust schlagen. Alsobald lief er zu der Englischen Herrschaft und berichtete, was er gesehen hatte. Man eilte herbey, fand aber das Mädchen todt, und die beiden Negern neben ihr sterbend an den Wunden, die sie sich selbst versetzt hatten.

Addison.

---

## Das Liedchen von der Ruhe.

Im Arm der Liebe ruht sichs wohl,
Wohl auch im Schooß der Erde;
Ob's dort noch, oder hier seyn soll,
Wo Ruh' ich finden werde,
Das forscht mein Geist, und sinnt und denkt,
Und fleht zur Vorsicht, die sie schenkt.

Im Arm der Liebe ruht sichs wohl,
Wenn mich, der Welt entrücket,
Elisens Blick so seelenvoll,
Elisens Kuß beglücket.
Dann schwinden vor dem trunknen Sinn
Die bangen Sorgen alle hin.

Im Schooß der Erde ruht sichs wohl,
So still und ungestöret;
Hier ist das Herz oft kummervoll,
Dort wirds durch nichts beschweret;
Man schläft so sanft, schläft sich so süß
Hinüber in das Paradies.

Ach! wo ich noch wohl ruhen soll
Von jeglicher Beschwerde?
Im Arm der Liebe ruht sich's wohl,
Wohl auch im Schooß der Erde.
Bald muß ich ruhen, wo es sey,
Das ist dem Müden einerley.

## Die Unglücklichen auf dem Meer.

Es ſchien, als wenn der Himmel alle Schreckniſſe von außen und von innen über uns verhängen wollte, und um in dieſer jammervollen Lage mich zum Allerelendeſten zu machen, ward mein Karolinchen krank. Eine ſtarke Fieberhitze überfiel ſie, und ihre Lippen erblaßten. Sie ruhte unaufhörlich mit dem Kopf in meinem Schooß, und ich konnte ihre brennende Lippe ſelbſt nicht mit einem Tropfen kühlen Waſſers erfriſchen. Ihre Augen waren beſtändig geſchloſſen, und wenn ſie dieſelben öffnete, ſo ſah ſie mich mit einer unausſprechlich trüben und kummervollen Miene an. Mein Herz war zerriſſen, und meine Seele bis zu ihrer innerſten Tiefe erſchüttert. Ich konnte nicht beten, nicht weinen, kaum denken; aber das Angſtgefühl meiner Seele war tauſendfach. Auch meine Kameraden wurden

krank, und in vier Tagen ſtarben zween von ihnen. Alles um uns her verkündigte Tod und Elend. Wir vertrauten ſie mit unbeſchreiblich wehmüthiger Empfindung dem naſſen Grabe an, in das wir nun auch bald hinunterzuſteigen hofften.

Unterdeſſen ward mein Karolinchen mit jedem Tage ſchwächer. Wenn ich ſie etwas fragte, ſo antwortete ſie nicht, ſondern ſchlug kraftlos die Augen auf, und drückte mir ſchweigend die Hände. So ward es Abend und Morgen, und immer kam die Geliebte meiner Seele dem Tode näher. Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß ich dieſe Tage der Angſt und des Grauens ertrug, ohne ihnen zu erliegen. Meine Kameraden lagen rings um mich her auf dem Boden des Schiffes geſtreckt, wie leblos, und ich hörte oft in vielen Stunden keinen Laut aus ihrem Munde. Der Schwede und ich waren noch die einzigen, die ſich aufrecht erhalten konnten; aber wenn auch mein Körper noch einige Kraft hatte, ſo war meine Seele um ſo tiefer niedergebeugt. Auch ruderte keiner mehr, denn unſere erſchöpften

Kräfte vermochten nichts gegen Sturm und Wellen, die noch immer heftig wütheten.

An einem Morgen, da wir wieder eine schreckliche Nacht durchwacht hatten, und der Tag eben anbrach, rief der Schwede auf einmal aus allen Kräften: Land! Ein Strahl der Hoffnung und selbst der Freude kam mit diesem frohen Ruf in meine Seele; aber wenn ich das todtblasse Gesicht meiner Karoline ansah, schwand dieser Strahl wieder dahin. Indessen gab uns die neue Hoffnung Kräfte, und wir ruderten eilend auf das Land zu. Wir erreichten es bald, weil der Wind uns günstig war, und trugen das todtkranke Mädchen mit unbeschreiblicher Mühe ans Ufer, denn wir waren ja selbst ohnmächtig und halb verschmachtet. Hier breiteten wir Seegeltuch an der Erde aus, und legten sie zitternd darauf nieder. Wir hatten sie ihrem Tode gleichsam entgegen getragen. Die wankende Bewegung unsers Schiffchens hatte das mit dem Tode ringende Mädchen noch einige Zeit erhalten. Jetzt, da diese unaufhörliche Erschütterung plötzlich aufhörte, kam der eilende Tod, der sich

ihr vorher schon mit starken Schritten genähert hatte, heran, und begann ihre Natur zu überwältigen. Sie schlug unter Aechzen und ängstlichen Lauten die Augen auf, reichte mir die sterbende Hand, und zog mich zu sich nieder. Ich küßte unter namenlosen Empfindungen ihre blassen Lippen, und fühlte ihre Todesangst mit. Sie erhob nun noch einmal ihre Stimme zum Reden, und sagte mit schwachen Tönen: gute Nacht! mein Erretter! gute Nacht! wir sehen uns wieder. Dann streckte sie noch einmal ihre sinkenden Arme sehnlich nach mir aus, drückte mich an ihre Brust, und hauchte ihre matte Seele aus.

Ich blieb im stummen Schmerz neben dem Körper der Entschlafenen. Alles, was ich auf der weiten Erde Theures und Innigstgeliebtes hatte, alles, woran mein Herz im Leben noch hing, lag neben mir, und war ein entseelter Leichnam. Wie sollte ich diesen herzerschütternden Gedanken ertragen lernen? Bald warf ich mich aufs Antlitz, und schrie laut, bald stürzte ich auf meine erblaßte Karoline, und küßte ihre erstarreten Lip-

pen tauſendmal. Der Schwede ſah dies jammervolle Schauſpiel lange mit Rührung an; endlich ermannte er ſich, und ſagte: Mein Bruder, laß die Todte ruhen, ſie iſt glücklicher denn wir. Willſt du, daß ſie noch mit uns leiden, und vielleicht einen weit ſchrecklichern Tod erwarten ſoll? Wir werden ihr vielleicht in kurzem folgen. Nun ſo wollen wir hier den Tod erwarten, rief ich, mit halb erſtickter Stimme. Nicht ſo, mein Bruder, ſagte er, der Wurm krümmt ſich zu ſeiner Erhaltung, warum wir nicht? Und wenn unſere eigne Erhaltung uns auch gleichgültig wäre, ſo liegen dort unſere Mitbrüder im Schiffe, die nach unſerer Hülfe ſchmachten. Die Worte brachten mich etwas wieder zu mir ſelbſt, und ich ſtand auf. Er nahm mich bei der Hand und führte mich, wie einen Träumenden, zu dem Schiffe. Im Hingehen war es, als wenn ein ſtarker Arm mich zu meiner Karoline wieder zurückzöge; ich ſah mich unaufhörlich nach ihr um, und immer ſchien es, als wenn ſie ſich noch bewegte. Unſere Gefährten, die vorher dem Tode ſchon nahe ſchienen, waren unterdeſſen hinüber-

geſchlummert, und lagen erſtarrt und mit verſchlungenen Armen auf dem Boden des Schiffes. Wir fühlten uns zu kraftlos, um ſie zu begraben, und verſenkten ſie, gleich ihren Brüdern, in den Schooß des weiten Meers. Nun waren wir Beiden von ſieben Perſonen, die mit uns das Schiff betreten hatten, die einzigen Uebriggebliebenen. Fünfe waren davon entſchlafen, und unter ihnen die einzige Geliebte meiner Seele. Nachdem die erſte Angſt der Betäubung über den Tod meiner Karoline vorüber war, bemächtigte ſich ein unausſprechlicher Trübſinn meiner Seele, und alles um mich her ſchien mir ein Grab voll Moder und Verweſung.

Als wir aus dem Schiff wieder ans Land getreten waren, warf ich mich troſtlos bei der Entſchlafenen nieder, und benetzte ihr blaſſes Antlitz mit Thränen. Mein Gefährte aber hatte eine Schaufel mitgebracht, und grub mühſam ein Grab. Ich konnte gar nicht begreifen, für wen? Ach, es war für meine Karoline. Ich ſprang wie ein Wüthender auf, und ſchalt ihn einen grauſamen und unbarmherzigen Menſchen. Er

aber redete harte Worte mit mir, und strafte mein kindisches Betragen mit Unwillen. Als er mit dem Grabe fertig war, ging er in das Fahrzeug und hohlte ein Stück Seegeltuch. Unterdeß überließ ich mich wieder meinem Schmerz, legte mich zu dem entseelten Körper meiner Karoline, und küßte ihre erblaßten Lippen unzähligemal, bis er wiederkam, und mich hinwegriß. Er wickelte die Leiche in das Seegeltuch, und fragte mich dann, ob ich sie noch einmal sehen wollte? Ich zerfloß in Thränen bei diesem letzten Anschauen meines entschlafenen Mädchens, und konnte mich nicht von ihr trennen. Mein Gefährte weinte selbst mit. Endlich führte er mich mit Gewalt fort, trug sie mühsam in das Grab, und bedeckte ihre Gebeine mit Erde. Darauf faßte er mich bei der Hand und sagte: komm, wir wollen sehen, ob wir nicht Menschen, oder etwas zu unserm Unterhalte finden. Ich folgte wie ein Kind, das so eben seine beiden Eltern verlohr, und nun als eine verlassene Waise den Händen Fremder anvertrauet ist. Wir kamen bald auf eine Anhöhe, von der wir die

ganze Insel übersehen konnten, und entdeckten kaum ein Graßhälmchen, vielweniger einen Baum, oder sonst etwas, das Menschen zum Unterhalt dienen konnte. In einer großen Entfernung aber sahen wir am Horizonte wie eine kleine Wolke, und da dies wahrscheinlich Land seyn mußte, so entschloß sich mein Gefährte, dahin zu schiffen. Ich folgte in allem, denn ich war selbst nicht zu handeln fähig, und wäre mein Schwede nicht gewesen, so würde ich wahrscheinlich auf der unfruchtbaren Insel zurückgeblieben, und an dem Grabe meiner Geliebten umgekommen seyn.

Dieser treue Genosse meines Leidens und meiner Schicksale aber erweckte mich aus meiner Betäubung, und wir stiegen zusammen in das Fahrzeug, um wo möglich, zu jenem fernen Lande zu gelangen. Ich sah mit unbeschreiblichem Schmerz und mit tausend Thränen nach dem Ufer zurück; ich mußte ja alles, was ich im Leben Theures hatte, dort auf einer wüsten Sandbank zurücklassen.

Benkowitz.

## Hymne an den Schlaf.

Schlaf, du aller Seeligen, aller Sterblichen König,
Alles Lebendigen Herr, was die weite Erd' ernähret,
Der du alles bändigst, alles besuchst, und bezwingest,
Alle Körper umfesselst mit leis' auflegender Fessel,
Alle Sorgen linderst, alle Arbeit versüßest,
Allen Jammer lullst in stillen heiligen Frieden,
Der du kräftigst die Seele, des Todes Grauen verscheuchest,
Bruder des Todes bist, und Lethens leiblicher Bruder —

Höre mich, Seeliger, komm' in deiner freundlichen Milde
Und umflügle mit kühlendem Fittig den frommen Fei'rer!

Rosegarten.

Für

# Gefangene.

## Um Erbarmung.

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Von aller Welt verlassen,
Wagt's ein Gefangner, dich
Mit müdem Arm zu fassen,
Und weinend dir zu schau'n
Ins Vaterangesicht,
Zu jammern und zu fleh'n:
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Von Feinden eingeschlossen,
Mit Angstschweiß oft bedeckt;
Mit Thränenfluth beschlossen,
Geworfen in den Staub;
Verwundet vom Gewicht
Des Elends schrey ich auf:
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wenn mit dem Fleiſch ich ringe,
Und ſinkend meinen Arm
Um's Kreuz des Mittlers ſchlinge;
Wenn meine Seele fühlt
Die Schwere ihrer Pflicht,
So unterſtütze ſie!
O Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wenn ich auf's Stroh mich werfe,
Des Leibes Unmacht fühl,
Das Zittern jeder Nerve;
Wenn blaſſe Dämm'rung ſchwimmt
Vor meiner Augen Licht,
So ſey du meine Kraft;
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wenn ich mit ſtummer Thräne
Nach meiner Freundin mich,
Der beſten Gattin, ſehne;

Wenn meine Seele ſich
Um ihre Seele flicht,
So reiß mich mächtig los.
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wenn ich die Kinder denke,
Den Sohn, die Tochter, Gott!
Dein göttliches Geſchenke;
Wenn dann mein Vaterherz
In heißer Sehnſucht bricht
So kühle mich dein Troſt;
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wenn ich nach Freyheit ſchmachte,
Und durch mein Gitter oft
Mein Plätzchen Welt betrachte;
Wenn dann, ſtatt deines Lob's,
Ein klagendes Gedicht
Den tiefen Seufzer weint:
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Will das Verbot mich tödten:
„Kein Bruder ſoll mit dir,
Du nicht mit Brüdern reden;“
Wenn dann der Menſchheit Drang
Mich wie ein Dolch durchſticht,
So ſey mir fühlbar nah,
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Ach Gott! verlaß mich nicht!
Wann mir mit kalten Händen
Der Tod das Herz zerdrückt,
Mein Elend zu vollenden;
Nimm dann mich auf zu dir!
Nur ſchone mit Gericht
Den müd' gequälten Geiſt.
Ach Gott! verlaß mich nicht!

Schubart.

## Graf Lauzun.

Ein edler Mann aus Frankenland
Lauzun war er genannt,
Der einſt den Lohn der Tapferkeit,
Verfolgt von Fürſtengunſt und Neid,
Im tiefen Kerker fand,

Lag nun darin mit ſeinem Gram
Sich nährend, wie im Grab;
Nur kärglich ließ ein Fenſterlein
Der lieben Sonne milden Schein
Mittags zu ihm hinab.

Der tiefſten Todtenſtille Grau'n
Vermehrte ſeine Noth:
Es ſchien ihm, hätten manche Nacht
Nicht Uhu's ſchaudern ihn gemacht,
Die ganze Schöpfung todt.

Kein ſanfter Freundeszuſpruch hob
Sein leidend Herz empor,
Nur ſeiner Ketten wild Geklirr,
Und Knarren ſeiner Kerkerthüre
Drang täglich in ſein Ohr.

Des Kerkerwärters Tigerblick
Und Henkermiene gab
Des Armen mitleidfleh'ndem Blick
Nur Trotz und kalten Spott zurück,
Und ſchlug ihm alles ab.

Er flehe' um Feder und Papier,
Damit er ſchreiben könnt';
Umſonſt. Es wurde nicht einmal
Sich ſeiner Jammertage Zahl
Zu merken, ihm vergönnt.

Es drückte langer Weile Laſt
Schwer, wie der Alp, ſein Herz.
Die Geiſt- und Herzenshungersnoth,
Viel ärger oft, als ſelbſt der Tod,
War nun ſein größter Schmerz.

Einſt, als ihm die Verlaſſenheit
Tief in die Seele ging,
Er auf von ſeinem Lager ſprang,
Und in des Herzens Ueberdrang
Die Kerkerwand umfing,

Da nahm er eine Spinne, tief
In einer Ecke, wahr,
Das erſte Thierchen, das ſo nah'
Er leben und ſich regen ſah
Seit manchem langen Jahr.

Er freute dieſes Thierchens ſich
In ſeiner Einſamkeit;
Er kannte Menſchen, liebte ſie;
Doch hatten Freunde ſelber nie
So ſehr ſein Herz erfreut.

Oft ſah er ihrer Arbeit zu
Wohl ganze Stundenlang,
Wie ſie behend und fleißig an
Dem feinen Wundernetzchen ſpann
Zu ſchlauem Mückenfang.

Bald, wie die kleine Lauscherin
In ihrem Häuschen, klug,
Auf Mückchen laur'te, wenn eins kam,
Herausfuhr, blitzgeschwind es nahm,
Und in ihr Zellchen trug.

Bald, wie sie sich zum Zeitvertreib
Von Fäden, fein wie Haar,
Ein luftig schwebend Scheiblein spann,
In dessen Mittelpunkte dann
Ihr kleiner Luftsitz war.

Er sprach mit ihr, als hätte sie
Für seine Worte Sinn:
So oft sie neue Arbeit spann,
Besah er sie, und lobte dann
Die kleine Weberin,

Besorgt für ihren Unterhalt
Der gute Mann auch war;
Denn schlüpft' ein Mückchen in sein Grab
Oft auf der Sonne Strahl hinab,
Bracht' ers zur Speis' ihr dar.

Vertraut und heimlich hatte ſie
Ein Fädchen ſich geſpannt
Bis hin, wo ihr Ernährer lag,
Drauf hohlte ſie ſich jeden Tag
Die Speiſ' aus ſeiner Hand.

So lebt' er nun in Freude, die
Der Spinne Fleiß ihm bot;
Sein Troſt, ſein Zeitvertreib, ſein Freund,
Sein Alles war in ihr vereint,
Und er vergaß der Noth.

Den Kerkermeiſter wunderte
Des Grafen froher Sinn,
Er ſah den Jammerblick nicht mehr,
Drob ſann er oft wohl hin und her,
Es wurmt' und ärgert' ihn.

Und als ihm einſt das Schlüſſelloch
Des Grafen Luſt verrieth,
Da dachte ſich der Schadenfroh:
Vergnügt dieß Fratzenſpiel dich ſo?
Ha, bald iſt's aus damit!

Und nun trat er hinein zu ihm
Mit halb verbißnem Spott:
Sieh, rief er, eine Spinne da,
Und trat, eh' sich's der Graf versah,
Das arme Thierchen todt.

Wie Dolchstich fuhr die Mörderthat
Dem Grafen tief in's Herz,
Er sah mit schmerzbetäubtem Sinn
Auf das zertretne Thierchen hin,
Und rang mit wildem Schmerz.

Wie wüthig fuhr mit Rachbegier
Er auf den Mörder hin;
Allein die Kette, die ihn band,
War stärker, als die schwache Hand,
Und zog auf's Lager ihn.

Der Mörder ging, gesättigt war
Von Teufelslust sein Herz:
Sein Hohngelächter schallte noch
Hinein zu ihm durch's Schlüsselloch,
Und schärfte seinen Schmerz.

Mein Glück, mein Alles, rief er, war's,
Was hier dein Fuß zertrat!
Zwar linderte die Zeit sein Weh;
Doch wer es hörte, schauderte
Zurück vor dieser That.

Blumauer.

---

## Morgenlied eines Gefangenen.

Walt's Gott, der Tag bricht wieder an,
Und weckt mich aus der Ruh;
Wohlauf, betritt die Dornenbahn!
Du, meine Seele, du!

Da neben meinem Bette steht
Mein Kreuz, ich nehm' es auf,
Und schick' ein weinendes Gebet
Zum lieben Gott hinauf.

Er wird mir's tragen helfen, ach!
Ich weiß es, Gott ist gut;
Unmächtig bin ich, krank und schwach,
Er aber giebt mir Muth;

Daß mich die Hoffnung nicht verläßt,
Geduld nicht von mir weicht,
Wenn Langeweile, wie die Peſt,
Im Finſtern mich beſchleicht.

Wenn Schwermuth meine Seele drückt,
Wenn jede Nerve dröhnt,
Wenn Satan ſpöttiſch auf mich blickt,
Und meinen Glauben höhnt.

Wenn mich es martert, daß die Welt
So ſchimpflich mich verwarf,
Und wenn mir eine Thrän' entfällt,
Weil ich nicht reden darf.

Nicht reden darf mit einem Freund,
Nicht ſcherzen mit dem Kind,
Soll ſchweigen, wie ein Menſchenfeind,
Wenn Brüder um mich ſind.

Wenn meine Zelle ſtumm und todt
Mir Bruſt und Geiſt verengt,
Und wenn wie Blut das Morgenroth
An meinen Wänden hängt.

Wenn fürchterlich das Kerkerſchloß
Klirrt in mein Morgenlied,
Und wenn mein Aug' im Felſenſchooß
Nur Elend um ſich ſieht;

So weiß ich, Gott im Himmel giebt
Mir Armen wieder Muth,
Denn er, der die Verlaßnen liebt,
Iſt mir Verlaßnen gut.

Und ſo im Namen Jeſu tret
Ich auf die Dornenbahn,
Und glaub' und hoff', und leſ' und bet,
Und ſing, ſo gut ich kann.

Bald kommt ein Tag, der mich befreyt
Aus meinem Angſtgedräng,
Nur Freyheit macht die Seele weit,
Und Knechtſchaft macht ſie eng.

Dann preis ich dich im weiten Raum,
Dich, Helfer, in der Noth,
Und halte ohne Zwang und Zaum
Dein göttliches Gebot.

Schubart.

## Ruhe der Einsamkeit.

Wenn wir auch traurig in die Einsamkeit gehen, so wird doch oft, durch geduldiges Ausharren in derselben, die Seele wieder heiter und froh. Nie sollten wir über die Zukunft urtheilen, da wir doch unfähig sind, darüber anders zu urtheilen als falsch. Immer sollten wir uns die so oft erprobte, und so trostreiche Erfahrungswahrheit wiederhohlen, daß manche Begebenheit, auf die der Mensch in der Entfernung mit einem bangen und furchtvollen Auge sah, wenn sie nun wirklich da ist, alle ihre Schrecken verlieret, sogar unerwarteten Seegen in ihren Folgen mit sich bringt. Wer alle Hülfsmittel versuchet, gegen alle Hindernisse anstrebt, niemals lässig ist, immer Gott traut, der benimmt allen Trübsalen ihren Stachel, und der Melankolie ihren Sieg.

Kummer, Unglück, Krankheiten, machen uns leicht und geschwinde mit der Einsamkeit vertraut. Wie bald entsagt man der Welt, wie gleichgültig wird man für alle ihre Ergötzungen, wie leise wird die innere Sprache der Begierde, wenn uns Schmerz und Unmuth niederdrücken, und alle unsere Kräfte uns verlassen. Ach wie bald sieht man dann, wie elend alle die Stützen sind, die uns die Welt darbietet, wie doch alles nichts war, was man Gutes that und genoß, wie Kummer sich in alles mischet und Leerheit herrschet in Allem, und wie manche nützliche Wahrheit, selbst dem Großen und Vornehmen, seine Krankheiten sagen, da sonst übrigens alle Welt ihm lügt.

Zimmermann.

## Klagen eines Eremiten auf einer unbewohnten Insel.

Was ſehnſt du dich, Herzchen, ſo ängſtlich, ſo laut?
Haſt lange kein menſchliches Antlitz geſchaut,
Bleibſt ewig allein in der Oede!
Da iſt es ſo ſtill, da iſt es ſo todt,
Da färbt das Auge vom Weinen ſich roth;
Ergieße dich, Herzchen, und rede!

Geträufelt bin ich, wie ein Würmchen, ins Meer,
Kein ähnliches Weſen iſt rings um mich her,
Hier tritt die Natur aus dem Gleiſe;
Verkaufe nur einen der Sterblichen mir,
Ich zahle dir Blut aus dem Herzen dafür,
Hier ſteigen die Menſchen im Preiſe.

Es wohnet ja nichts auf dem Erdkreis allein,
Es ſchwebt in der Luft ja kein Vogel ſo klein,
Es kriechet kein Würmchen im Staube;
Es findet ſich bald zu dem Weibchen ein Mann,
Es hängt an das Tröpfchen ein Tröpfchen ſich an,
Es wehet ein Laub bei dem Laube.

Ich Einziger bin in der Schöpfung allein,
Der Ewige will mir ein Stiefvater ſeyn,
Er hat mich gewürget zum Leben.
Um Glück verkauf' ich die Menſchheit ans Thier,
Ums Grab die reißenden Auen alihier:
Wer will aus der Gruft ſich erheben?

Im Grab' iſt es todt, im Grab' iſt es kühl,
Da regt ſich kein Sehnen, kein banges Gefühl,
Da rinnet kein Blut in den Adern;
Hier wohnet im Grab' ein fühlendes Herz,
Hier ſchläget ein Puls in der Gruft, und der Schmerz
Beginnt mit dem Schöpfer zu hadern.

Wohin verlierst du dich, jammerndes Herz!
Ist noch in der weiten Schöpfung ein Schmerz,
Ein Elend, wie deines, zu finden?
Ich bin wie ein Bäumchen, entführt aus dem Wald,
Ein Bächlein vom Meer, das im Sande verhallt,
Ein Hälmchen der Au in den Winden.

Ich zahle die Hälfte des Lebens dir gern,
O sende mir einen Pilger von fern!
Sie sind ja auf Erden nicht theuer;
Verkaufe mir Laura, und martre mich dann,
Wenn Marter, o Loos! dich nur sättigen kann,
Mit Lachen am langsamen Feuer.

So theuer, und mir soviel stehender Pein
Bezahlet kein andrer, drum schlage du ein,
Und sende mir Laura von Osten!
Nein! handle noch weiter! ich biete dir dann
Wohl selber die ewige Seeligkeit an,
Um Laurens Umarmung zu kosten.

Benkowitz.

---

Trost

## Troſt eines Gefangenen.

Der du auf Golgatha gehangen
Voll Wunden, mit geſenktem Haupt;
Mit Blut und Thränen auf den Wangen,
Des letzten Troſt's von Gott beraubt:
Dein Leiden, Mittler! denk' ich heut
In meines Kerkers Einſamkeit.

O deine letzten Worte tönen
Mir in mein Ohr, ich höre ſie;
So ſchallt von deinen Himmelsſöhnen
Der Feſtgeſänge Harmonie:
O drücke mir in meinem Schmerz
Der Worte tiefen Sinn ins Herz.

Da ſtand die Rott' erſtarrter Sünder
Noch knirſchend ihren Fluch: Sein Blut
Komm über uns und unſre Kinder!
Die Hölle hört's, und jauchzte Wuth;

Dein Vater ſchaut herab, und droht
Von ferne mit Gericht und Tod.

Doch du, mit Mitleid in den Mienen,
Schauſt dieſe Todgeweihten an,
Und ſprichſt: Vergieb es, Vater! ihnen,
Sie wiſſen nicht, was ſie gethan;
Gott hört's, die Rache hört es mit,
Und ſäumt in ihrem Donnertritt.

Nun will ich auch dem Feind verzeihen,
Der lebend mich ins Grab verſchloß;
Nie gegen den um Rache ſchreyen
Für den das Blut des Lammes floß:
Auch wenn er mich zu tödten meint,
So bet' ich noch für meinen Feind.

Und wenn mich meine Sünden drücken,
Verſöhner, ach! ſo bitt' ich dich,
Schau mit Erbarmung in den Blicken
Hinauf zu deinem Vater; ſprich:
Vergieb auch ihm; er kannte nicht
Die Rache der verletzten Pflicht.

Als bang und mit zerfloßnem Herzen
Dein Jünger unter'm Kreuze ſtand,
Und deine Mutter nun die Schmerzen
Des Schwerdts in ihrer Seel' empfand,
Rieſſt du mit ſanfter Liebe Ton:
Sohn! deine Mutter; Weib! dein Sohn.

Vor dem ich meinen Jammer weine,
Erlöſer, wann dies Auge bricht,
So bitt' ich dich, verlaß die Meine,
Mein Weib und meine Kinder nicht;
Gieb ihnen mehr als Hüll' und Brod,
Des Himmels Erbe nach dem Tod.

Der Schächer hängt an deiner Seite,
Und klagt dir ſterbend ſeine Pein,
Jedoch dein Troſt: Du wirſt noch heute
Mit mir im Paradieſe ſeyn,
Hob dieſen Bebenden mit Macht
Empor aus ſeiner Jammernacht.

Dieß: Heute, heute will ich ſtammeln,
Wenn mir das Grau'n des Todes dräut;

Will jede Kraft in mir verſammeln,
Und meiner Seele ſagen: Heut —
Nicht morgen erſt; noch heute biſt
Du da, wo Jeſus Chriſtus iſt.

Seyn werd' ich, nach dem Tode leben,
In Klarheit ſchwimmen wird mein Geiſt;
Nicht träumend nur am Throne ſchweben,
Der unter Lebensbäumen fleußt;
Nicht mit dem Leichnam ſchlummern — nein,
Mein Geiſt wird ſeyn, bey Chriſtus ſeyn.

Du rieſſt — Wie ferner Donner Halle
Verbreitet's durch die Himmel ſich:
Mein Gott! die Geiſter bebten alle —
Mein Gott! warum verläßt du mich? —
Durch alle Himmel ſcholl es hin:
Ach Gott! verlaß uns nicht, wie ihn!

Den Todeshügel will ich füllen,
Aus voller Seele will ich ſchrey'n:
Verlaß mich nicht, um Jeſu willen!
Mein Gott! ich wär' ja ſonſt allein;

Allein, und ohne Troſt wär' ich,
Wär' ohne Menſchen! Jeſum! dich!!

Noch hängt mein Heil am Kreuzesſtamme:
Mich dürſtet, ruft er nun herab;
Müd' neigt er ſich, ſaugt aus dem Schwamme
Den Myrrhentrank, ſein Mörder gab
Nicht Waſſer ihm, nicht Weinbeerblut,
Zu ſtillen ſeines Durſtes Glut.

Muß ich in meinem Kerker ſchmachten,
So denk' ich! Mittler! deiner Noth;
Sie lehrt den Mangel mich verachten,
Hab' ich nur Waſſer noch und Brod.
Dort, wo der Quell des Lebens quillt,
Wird ewig einſt mein Durſt geſtillt.

Nun zuckt dein Leib, nun ringt die Seele,
Da jedes Band des Lebens reißt;
Nun rufſt du: Vater, ich befehle
In deine Hände meinen Geiſt!
Nun ſchrey'ſt du laut: Es iſt vollbracht!
Und neigſt dein Haupt ſanft in die Nacht.

So ſoll mein müdes Haupt ſich neigen,
Den Geiſt, mein Gott! befehl' ich dir!
Und wenn auch dieſe Lippen ſchweigen,
So ſeufz' es doch das Herz in mir:
Es iſt vollbracht! wie's Jeſus ſprach,
So ſprech' ichs ihm im Tode nach.

Vollbracht iſt dann mein Freyheitsſehnen,
Verſchwunden iſt der Kerkerdampf;
Geweint ſind alle meine Thränen,
Gekämpft iſt jeder heiße Kampf:
Zu Gottes Tag' bin ich erwacht!
Es iſt vollbracht! Es iſt vollbracht!

Schubart.

Für

# große Sünder.

## Herzensergüſſe. An Gott.

Dir! Erſter! Letzter!
Allgewaltiger Weſenvater, dir!
Dir Schauer voll Huld
Auf büßende Sünder!
Dir Schauer voll Huld
Auf mich den büßenden Sünder!
Dir fließe mein Lied innig und heiß,
Wie der Liebe erſte Zähre mir entfloß.

Ehernen Bergen gleich
Lag meiner Verſchuldungen Laſt
Auf mir! — Weltrichter, auf mir! —
Ich ſah den mächtigen Verkläger
Satan ſtehn zu meiner Rechte.
Hinauf ſchrie er zum Throne,
Daß Glutaſche mit des Klägers
Odem flog. Hinauf ſchrie er:

Du biſt heilig! Er deiner Heiligkeit
Schändlicher Entweiher!
Verwirf ihn!
Du biſt gerecht! Er ſoff das Unrecht
In ſich wie Waſſer.
Verwirf ihn!

Du reiner, als das Lichtgewand,
Das dich umgiebt!
Er ein Schlammbewohner
Von faulem Waſſer —
Stinkender Sinnlichkeit träufend.
Verwirf ihn!

Du ein Gott voll Licht und Wahrheit,
Er des Urdunkels Genoſſe,
Ein Schmäher der gottgeſandten Wahrheit!
Deines Sohnes Schmäher!
Deines Geiſtes Schmäher!
Verwirf ihn!

Gebiete dem ruhender Donner
An deines Thrones Fuße,

Daß er zuck' und ſchlag' und tödte —
Den Empörer!
Oder laß mich,
Zaudrer auf deinem Richtthrone!
Daß ich ihn hüll' in Wettergewölk',
Und ihn fortwälz' unterm Geheul
Und dem Wehausruf meiner Sklaven
Hinab in der Hölle gähnenden Schlund, —
Daß ich ihn an meines Thrones Wurzel
Schmiede mit ewigen Ketten;
Daß ich ihn taufe mit Flammen
Und ihn weihe zum Genoſſen der Hölle! —
Zaudrer deines Throns,
Laß mich, laß mich, daß ich ihn weihe! — —

Still ward's im Himmel. Ich hörte
Die mächtige Klage
Hinunterdonnern die Seele. —
Zerſplittern wollt' ich den hallenden Schädel
An den Felſenribben meines Geklüfts; —
Aber deine voreilende Gnade, Erbarmer,
Warf Einen der erquickendſten Lichtſtrahlen
In meine Seele voll Nacht.

Ich ſank auf die Ziegel meines Kerkergrabs
Und Thränen ſtürzten, wie Blut
Auf die Ziegel meines Kerkergrabs.
Wie Abbadonna fleht'
Um der Vernichtung ſchreckliche Gnade;
So fleht' auch ich — auch ich!
Um der Vernichtung ſchreckliche Gnade!
Denn unausſtehlich war die Flamme,
Die meinen Geiſt sengte.
Ach Vernichtung! — Vernichtung! —
Strecke die ſchwarze, eiſerne Rieſenhand aus —
Quetſche mich, daß dem hangenden Auge
Alle Thränen entſtürzen auf Einmal.
Daß dem leidenden Herzen
Alles Blut entſtürze auf Einmal.
Daß meine Seele mit dem Gedanken:
Ich habe beleidigt den Rächer,
Den Erſten! den Beſten! Beleidigt, beleidigt!
Hab' meiner Schöpfung Zweck verfehlt! —
Daß mit dieſem Gedanken
Meine Seele zerfließe
In des Undings grauſe Fluth;
Daß ich mich miſche mit dieſer grauſen Fluth,

Meines Tropfens Bewußtſeyn vergeſſe.
Ja, ſo fleht' ich, Erbarmer, vor dir! —
Aber, wie es Abbadonna ſcholl,
Als die Stimme klang vom Throne:
Abbadonna, komm zu deinem Erbarmer!
So ſüß, ſo markdurchſchaurend
Scholl mir die Stimme vom Throne:
Schubart, komm zu deinem Erbarmer!! —
Wie einen Blitz ſah' ich
Den mächtigen Verkläger
Entſtürzen dem Himmel.
„Nehmt das beſudelte Gewand von ihm!
Gebt ihm ein neues Kleid, getaucht
Ins heilige Blut der Söhnung!
Sprach Jeſus Chriſtus Stimme,
Und lächelte mir Gnade!

Ach, wie mirs ward, wie mirs ward, ihr Brüder,
Die ihr verſteht des Geiſtes Geheimniß,
Wie mirs ward; könnt ihr mir kaum
In den Stunden der Weihe,
Wenn ihr ſchwebt am Throne,

Wenn ihr feiert den Anblick
Der ewigen Liebe, das Lächeln der Gnade
Am Antlitz Jesu, nachempfinden. —
Gott ist die Liebe! Gott ist die Liebe!
So schrie ich, stammelt' ich,
Mit schnellen, geflügelten Worten:
Gott ist die Liebe!
Ach dann flossen andre Thränen
Als jene, die dort der Verzweiflung entstürzten.
Süßer ist nicht die Thräne
Des ewigen Wiedersehens
Der Geliebten, als die Thräne
Des begnadigten Sünders,
Hingegossen im ersten
Himmelentstürzten Gefühle
Der allbelebenden Gnade.
Und nun sei dir! dem Sündenversöhner!
Dem Lächler der Gnade,
Dem heiligen Quell aller Erbarmungen!
Alles Muttergefühls, alles Vatergefühls
Heiligen Quelle! Dir sei —
Und dem Lamme sei, das erwürgt ist,
Und dem siebengeäugten Geiste,

Der jede verborgenſte Ader des unermeßlichen
Leibes
Der Schöpfung durchblickt —
Der hohen miſtiſchen Dreiheit ſei
Anbetung! und Lob! und Preis!
Und die Herrlichkeit!
Und ewiger Dank! und ewiger Jubel!
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Amen. Halleluja!! —

Schubart.

## Abbadonna in der Hölle.

Unten am Throne saß einer einsiedlerisch, finster und traurig,
Seraph Abdiel Abbadonna. Er dachte der Zukunft
Und dem Vergangnen voll Seelenangst nach. Vor seinem Gesichte,
Aus dem ein trübes entsetzliches Dunkel mit Schwermuth hervorbrach,
Sah' er nur Quaalen auf Quaalen gehäuft in die Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblickte er die vorigen Zeiten; da war er voll Unschuld
Jenes erhabenen Abdiels Freund, der am Tage des Aufruhrs,
Nach dem Messias, im Himmel die größten Thaten vollführte;

Denn

Denn er kehrte zu Gott allein und unüberwind-
lich
Wieder zurück. Mit ihm, dem edelmüthigen Se-
raph,
War schon Abbadonna den Blicken der Feinde
Gottes
Fast entgangen: allein die Kriegswagenburg Sa-
tans,
Die, im Triumph sie wieder zu holen, schnell
um sie herum kam,
Und der gewaltig einladende Lerm der Kriegs-
posaunen,
Und die Heldenschaar, jeder ein Gott, vor ihm
ausgebreitet,
Uebermannten sein Herz, und rissen ihn stürmisch
zurücke.
Hier noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken
drohender Liebe
Fortzueilen bewegen, allein von künftiger Gott-
heit
Trunken und umnebelt sah er die sonst mächti-
gen Blicke

Seines Freundes nicht mehr. Er kam im Triumphe zu Satan.

Jammernd und in sich verhüllt, denkt er an diese Geschichte

Seiner heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen

Seiner Geburtszeit zurück; der Ewige schuf sie auf einmal.

Damals besprachen sie sich mit angebohrner Entzückung

Unter einander: ach, Seraph, was sind wir? Woher, mein Geliebter?

Sahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach, sind wir auch wirklich?

Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?

Indem kam die Herrlichkeit Gottes aus lichthel ler Ferne

Segnend einher. Sie sahen um sich nicht zu zählende Schaaren

Neuer Unsterblichen wandeln. Ein wallend sil bern Gewölke

Hub ſie zum Ewigen auf: ſie ſah'n ihn, und nannten ihn, Schöpfer.
Dieſe Gedanken zermarterten Abbadonna, ſein Auge
Floß von jammernden Thränen. So floß von Bethlehems Bergen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge ſtarben.“

Klopſtock.

---

## Die Perle der Ruhe.

Durch Wind und Wetter
Und Regen und Schnee,
Ueber Meer und See,
Sucht Walter die Perle der Ruhe.

Unermüdet jagt er seinem verlohrnen Kleinode nach, nirgends kann er es finden. Ermattet sinkt er endlich nieder, und indem er seine trübe geweinten Augen auf immer schließen will,

Blinkt ihm die Perle der Ruhe.
Sagt an, wo hauset der köstliche Schatz?
„Wo sonst, als in Holzmeyers Truhe?“

Moritz.

Für

# Unglückliche aller Art,

zur

Stärkung in den mannigfaltigen Leiden des Lebens.

## Ausbruch der Verzweiflung im Januar 1791.

Ha! wer bin ich! und was ſoll ich hier
Unter Tygern oder Affen!
Welchen Plan hat Gott mit mir?
Und warum ward ich geſchaffen?
Iſt das Stöhnen dieſer Bruſt
Lobgeſang in ſeinen Ohren?
Iſt mein Elend ſeine Luſt? —
O warum ward ich gebohren! —

Tobe, raſe, wilder Sturm!
Lodre, Flamme, die mich brennet!
Wie! iſt dem zertretnen Wurm
Auch das Krümmen nicht vergönnet? —

Daß der Menſch Raub oder Spott
Thieren oder Engeln werde,

Warf ihn ein erzürnter Gott
Nackend auf die nackte Erde.
Und so tritt er, weil er muß,
Wimmernd unter seines Gleichen,
Weinen ist sein erstes Lebenszeichen,
Klageton sein erster Gruß.

O du Wesen aller Mängel!
Armes stolzes Mittelding!
Zu dem Ersten seiner Engel
Sprach des Schöpfers ernster Wink:
„Sieh herab auf deine jüngern Brüder,
„Das Gewimmel hier und hier;
„Schwebe sanft und hülfreich nieder,
„Kleide jedes wilde Thier;
„Gieb dem Löwen seine Mähnen,
„Jedem Vogel weichen Pflaum;
„Gieb ein Federbett den Schwänen,
„Eine Rinde jedem Baum;
„Gieb den Fischen ihre Schuppen,
„Und der Kröte gieb ein Schild;
„Gieb sogar den Raupen ihre Puppen —
„Nur vorüber geh' an meinem Ebenbild!"

Und der Engel der Vollſtreckung
Ward dem jüngern Bruder gram,
Nur der Menſch erhielt, ſtatt der Bedeckung,
Marterndes Gefühl der Schaam! —

O ſo ſchauet doch ein wenig
Jeden Vorzug näher an,
Den der Menſch, der Schöpfung König,
Eitel klügelnd ſich erſann!
Die Vernunft — ey wie in meinen Ohren,
Bettelſtolz, dieß Wörtchen tönt!
Wehe euch, ihr eitlen Thoren!
Die ihr einem Götzen fröhnt.
Wenn ſie euch im ganzen Leben
Irre führte hin und her,
Lehrt ſie noch im Tode beben,
Macht ſie euch das Ende ſchwer.

Ohne Grübeln, ohne Sorgen,
Unbekannt mit Quaal und Tod,
Frißt am Abend wie am Morgen
Jeder Hund ſein Stückchen Brod.
Nur ihr Menſchen — ey wie ſeelig!

Leidet euren Tod allmählig,
Nur ihr armen Menschen wißt,
Daß und wann ihr sterben müßt!
Und der Hölle Zweifel füllen,
Was auch Offenbarung spricht,
Euren Busen wider Willen;
„Werd' ich leben oder nicht?
„Lieh dem Geiste nur die Hülle
„Dieser seelenlose Staub?
„Oder bin ich Gottes Grille?
„Bin ich der Verwesung Raub?“

Sehet da die schönen Früchte
Eurer Weisheit, sie ist blind,
Eure Freuden sind Gedichte,
Die Vernunft ein schwaches Kind.
Eine Welt, die Niemand kennet,
Und Gewißheit einer Gruft, —
Ey das ist die große Kluft,
Die uns von den Thieren trennet.

Kaum gebohren hüpfet schon
Jedes Lamm um seine Mutter;

Kaum gebohren findet schon
Jedes Huhn sein bischen Futter.
Nur der Mensch, das edle Thier,
Kann sich keinen Schritt entfernen,
Und der Schöpfung stolze Zier
Muß erst gehn und essen lernen.
Aber heute lehrten ihn
Noth und Beyspiel gehn und essen;
Morgen will er Sterne messen,
Und den Mond herunterziehn;
Träumt von einer ew'gen Dauer,
Grübelt, betet, winselt, schreyt,
Ueberspringt die hohe Mauer
Zwischen Zeit und Ewigkeit.

Nur am stolzen Menschen haften
Und gedeihen überall
Herrschgewöhnte Leidenschaften,
Ohne Maaß und ohne Zahl:
Ueppigkeit und Geiz und Tücke,
Und der Rachsucht Giftgeschwür,
Ruhmsucht, Uebermuth im Glücke,
Todesfurcht und Lebensgier.

Klauen, Zähne, sind die Waffen,
Die man unter Thieren trifft;
Worte, Schwerdter, Blicke, Gift,
Sind für Menschen nur geschaffen.

Wenn die Thiere jeder Art
Nur der holde Frühling paart,
Ist der Mensch im ganzen Leben
Einem Stachel preis gegeben,
Dessen Namen Wollust ist,
Der an seinem Daseyn frißt,
Der ihm öfter schon als Knabe
Gift in süßem Honig beut,
Und den Gang zu seinem Grabe
Trügerisch mit Blumen streut.

Wenn ein Greis dem ew'gen Morden
Achtzig Jahre lang entrann,
Fragt einmal den alten Mann:
Ob er wirklich alt geworden?
Zählt nur, was ihm übrig bleibt,
Wenn ihr seine Rechnung schreibt?
Und dieß Wen'ge wohlerwogen,

Iſt um eine Nadel feil!
Um des Lebens achten Theil
Hat die Kindheit ihn betrogen,
Und das letzte Achtel lä,
Wie das erſte ihm verfloſſen,
Ungenießbar, ungenoſſen,
Ungefühlet, ungeküßt.
Seines Lebens überſatt,
Kommt der Tod, ihn abzuhohlen;
Eine ganze Hälfte hat
Schon der Schlaf vorher geſtohlen;
In die andre theilen ſich
Schmerz und Krankheit brüderlich.
War verweint des Lebens Morgen,
War der Mittag dir zu heiß,
O der Abend, armer Greis,
Brachte, ſtatt der Kühlung — Sorgen!

Iſt die Farce endlich aus,
Fragt einmal von Haus zu Haus:
War auch Einer nur zufrieden
Mit dem Loos, das ihm beſchieden?
Wünſche löſen Wünſche ab.

Neue Wünsche, neue Schmerzen;
Und der letzte Wunsch, das Grab,
Geht dem Menschen nicht vom Herzen.

Nicht vom Herzen? trotz der Last,
Die ihn hier zu Boden drücket?
Wenn verfolget und gehaßt
Ihn kein Freundes-Trost erquicket?
Wenn, verlästert und verkannt,
Thränen nur sein Brod befeuchten?
Blitze seine Nacht erleuchten?
Menschenhaß ihn aus der Welt verbannt?

Sehet, wie sie sich beeifern,
Alles Gute, das geschah,
Zu verkleinern, zu begeifern,
Einem Dritten hie und da
Von der Ehre abzuschneiden;
Schwärmer, Sonderling, Fantast,
Heißt der Mann, den sie beneiden;
Grübeln ohne Ruh und Rast,
Bis sie irgend einen Flecken
An der guten That entdecken:

O dann iſt die Freude groß!
Zupfen hämiſch ſich und ſprechen:
„Eines armen Bruders Schwächen
„Sind nun wieder nackt und bloß.“
Statt den Irrenden zu beſſern,
Rücken ſie ihm ſtets die Schwachheit vor,
Tragen ſie von Ohr zu Ohr,
Und verſchönern und vergrößern;
Suchen ſchaalen Witz und Spott
An dem Strauchelnden zu ſchärfen,
Greifen haſtig in den Koth,
Den Gefallnen zu verwerfen.

Wenn in einem weichen Herzen
Die Verzweiflung gräßlich wühlt;
Wenn ein Armer ſeine Schmerzen
Inniger und ſtärker fühlt,
Sprechen ſie: „Es iſt erlogen!
„Dieſer Schmerz iſt Poeſie;
„Sind wir doch wie Jener groß gezogen,
„Und empfanden ſo was nie.“

Wenn in ſtiller Armuth Hütten
Mir das Blut am Herzen ſtockt;

Wenn die Thräne eines Dritten
Auch die meinige ins Auge lockt;
Wenn ich meine kleine Gabe
Reich an Mitleid dargebracht;
Wenn ich alles, was ich habe,
Theilen möchte unbedacht; —
Gott! du weißt, ob ich empfinde,
Was mein nasses Auge spricht!
Aber Herzen in der Rinde
Sehen es und glauben's nicht;
Machen ihre weisen Glossen,
Schelten es Empfindeley,
Gentalische Knaben-Possen
Und Romanen-Tändeley.

Wenn die kriechende Chikane
Einen armen Bürger drückt,
Aber unter Pluto's Fahne
Einem Reichen Alles glückt;
Wenn vor rächerischen Blitzen
Sprödes Gold, Geburt und Rang,
Oft das kühne Laster schützen,
Und der Tugend Grabgesang

Mit

Mit des Goldes Zauberklang
Ohrzerſchneidend ſich vermiſchet;
Wenn ein ſchwelgeriſches Mahl,
Einem Richter aufgetiſchet,
Seiner Göttin harten Stahl
In ein weiches Wachs verwandelt;
Wenn um eines Fürſten Gruß,
Einer Buhlerin Genuß,
Man Gerechtigkeit verhandelt —
O verſucht es nur Einmal,
Knirſchet nur, ihr beſſern Seelen!
Lachend wird man euch erzählen:
„Iſt die Welt ein Ideal?“ —

Fort! in meine ſtille Kammer!
Mich verzehret dieſe Glut!
Fluch der Welt und ihrem Jammer!
Fluch der ganzen Menſchen-Brut!
Heute mordet dich, der geſtern
Noch dich brüderlich umfaßt.
Kannſt du lügen, kannſt du läſtern,
Biſt du ein willkommner Gaſt.
Heucheln, ſchmeicheln, Zungen dreſchen,

Oel ins Feuer, ſtatt zu löſchen,
Dolche in den Rücken bohren,
Für Verleumdung offne Ohren,
Neideszahn an Tugend wetzen,
Brüder gegen Brüder hetzen,
Und dabey den Heilgenſchein
Sich erbetet und erſungen —
Kannſt du das, ſo iſt es dir gelungen,
Unter Menſchen Menſch zu ſeyn. — —

O wer kann mir wiedergeben
Meines Daſeyns erſten Tag!
Als der Keim von meinem Menſchenleben
Noch in einer Pflanze lag;
Als ſich, noch im Gras verborgen,
Ohne Freude, ohne Quaal,
Mich bewußtlos jeden Morgen
Oeffnete der Sonne Strahl;
Als dem jungen Frühlings-Raſen
Ich geliehen einer Zier,
Bis ein wiederkäuend Thier
Endlich kam, mich abzugraſen.
So ging ich als Nahrungsſaft

Einſt in Milch und Blut hinüber;
So entſtand die Zeugungskraft,
Die in einem Wolluſtfieber
Mich auf dieſe Erde warf —

O daß ich nicht rechten darf! —
Hab' ich deinen Plan gebilligt
Und zu leben eingewilligt?
Haſt du, Schöpfer, mich befragt,
Ob ich um die Hand voll Freuden
Dulden wolle unverzagt
Eine ganze Welt voll Leiden?
Ob es auch der Mühe werth,
Mich aus Nichts hervorzurufen,
Daß auf immer neuen Stufen
Neues Elend mich verzehrt?
Wo die Menſchen fühllos ſpötteln
Bey dem nagendſten Verdruß —
Soll ich nun noch Gnade betteln,
Wo das Recht mir werden muß?

Nein! ich harre ungeduldig!
Denn vergelten mußt du mir!

Bist Unsterblichkeit mir schuldig!
Sieh', ich fodre sie von dir!

Kotzebue.

---

## Der Unglückliche an den Tod.

Andre fliehen dich, ich aber flehe,
Geh zu lange nicht bey mir vorbey;
Wann ich eine deiner Grüfte sehe,
Wünsch' ich, daß sie mir gegraben sey.

O! wir wünschen hier im Erdenleben,
Sehnen uns, und ringen viel nach Ruh,
Doch der einzige, der Ruhe geben,
Und mit Friede segnen kann, bist du.

Geh', du Guter, länger nicht vorüber
Bey dem Müden, der sich dir ergiebt;
Meine Tage werden immer trüber,
Sieh, geweinet hab' ich, und geliebt.

O! ich kenne dieſes Lebens Träume,
Und mein thränenvolles Auge lächelt dir;
Süßer, lieber Friedensbringer, ſäume,
Säume nicht, und reich die Rechte mir.

Uelzen.

---

## Selbſtgeſpräch.

So bin ich denn nun allein auf Erden, ohne Bruder, ohne Verwandten, ohne Freund, meiner eignen Geſellſchaft überlaſſen. Der geſelligſte liebevollſte Sterbliche iſt, mit einer allgemeinen Uebereinſtimmung ſeiner Mitmenſchen, aus ihrer Geſellſchaft verbannet. Sie haben in den durchgedachteſten Planen ihres Haſſes die Quaalen gefunden, die meiner empfindlichen Seele am härteſten fallen mußten, und haben gewaltſamer Weiſe alle Bande, die mich an ſie befeſtigten, zerriſſen. Wider ihren Willen hätte ich die Menſchen geliebt, und nur, da ſie aufhörten, Men-

schen zu seyn, konnten sie meine Anhänglichkeit zerstören. Sie sind mir also unbekannt, entfremdet, — nichts geworden, weil sie es so haben wollten. Aber ich, losgelöst von ihnen — von allem — was bin ich selbst? Dies habe ich noch zu untersuchen. Unglücklicherweise muß vor dieser Untersuchung ein Blick auf meine Lage vorhergehen; durch diese Vorstellungen muß ich nothwendig hindurch dringen, um durch sie auf mich zu kommen.

Noch dünkt mich diese sonderbare Lage seit funfzehn und mehrern Jahren, in die ich mich in derselben befinde, ein Traum zu seyn. Es dünkt mich, als würde ich von einer Unverdaulichkeit beschwert, als hätte ich einen unruhigen Schlummer und würde ganz erleichtert in dem Schooß meiner Freunde erwachen. Ja, ohne Zweifel habe ich, ohne es gewahr geworden zu seyn, einen Sprung vom Wachen zum Schlaf, oder vielmehr vom Leben zum Tode gemacht. Aus der gewöhnlichen Verbindung der Dinge gestoßen, bin ich in ein unbegreifliches Chaos, in dem ich nichts unterscheide, gestürzt worden.

Je mehr ich über meine gegenwärtige Lage nachdenke, je weniger iſt's mir begreiflich, wo ich bin.

Und, wie hätte ich das Schickſal, das meiner wartete, vorausſehen können? Kann ich es jetzt, da ich ihm überlaſſen bin, auch nur begreifen? Konnte ich bei meinem geſunden Verſtande vorausſetzen, daß einſt ich, der Menſch der ich war, und der ich noch bin, auf eine unzubezweifelnde Weiſe für ein Ungeheuer, einen Vergifter und Meuchelmörder würde gehalten werden: daß ich dem menſchlichen Geſchlechte ein Abſcheu, ein Spiel des groben Pöbels werden könnte, und daß Vorübergehende mich anſpeien würden? Daß eine ganze Generation mit allgemeiner Uebereinſtimmung mich zur Luſt bei lebendigem Leibe begraben würde? Da dieſe befremdende Revolution geſchahe, überraſchte ſie mich, und warf mich zu Boden. Meine Bewegung, mein Unwille verſenkte mich in eine Verwirrung, die zehn Jahre nicht haben ſtillen können, und in dieſem Zwiſchenraum, da ich von Thorheit zu Thorheit verfiel, haben meine Unbedachtſamkeiten den Regie-

rern meines Schicksals eben soviel Werkzeuge wider mich in die Hände gegeben, die sie künstlich gebraucht haben, es ohne Wiederkehr zu entscheiden.

Lange habe ich mich eben so heftig als vergeblich dagegen gesträubt. Ohne List, ganz kunstloß, ohne Vorsicht, freimüthig, offen, ungeduldig und aufgebracht, bin ich bei meinem Widerstreben nur tiefer hineingesunken, habe unaufhörlich neue Blößen gegeben, die sie wacklich nicht ungenutzt ließen. Da ich endlich fühlte, daß alle meine Anstrengung vergebens war, daß ich mich ganz umsonst abquälte, habe ich den einzigen Weg, der mir einzuschlagen übrig blieb, gewählt, mich in mein Schicksal ergeben, ohne mich je wieder der Nothwendigkeit zu widersetzen. In der Ruhe, die mir diese Ergebung gewährt, finde ich eine Entschädigung für alle meine Leiden: sie war mit der so mühsamen als fruchtlosen Arbeit des Widerstandes unvereinbar.

Noch etwas anders hat zu dieser Beruhigung beigetragen. Meine Verfolger haben in der Anstrengung ihres Hasses etwas ausgelassen,

das sie aus Feindseligkeit übersahen; nemlich die Wirkungen derselben so auf einander folgen zu lassen, daß sie, indem sie mir stets neue Quaalen zufügten, sie meinen Schmerz immer unterhielten oder erneuerten. Hätten sie es verstanden, mir einen Schein von Hoffnung zu lassen, so würden sie mich dadurch noch halten können. Durch irgend eine vorgesteckte trügerische Lockspeise könnten sie ihr Spiel aufs neue mit mir treiben, und mich dann durch getäuschte Erwartung immer mit neuen Quaalen verwunden. Aber schon im voraus haben sie alle ihre Quellen erschöpft. Da sie mir nichts übrig ließen, beraubten sie sich selbst alles. Die Schmach, der Druck, die Verhöhnung, die Schande, mit der sie mich belegt haben, alles dies ist so wenig eines Zusatzes als einer Mildrung empfänglich; wir sind von beiden Theilen außer Stande; sie, dies noch zu erschweren, und ich, ihm auszuweichen. Sie haben dermaßen geeilt, das Maaß meines Elendes voll zu machen, daß alle menschliche Gewalt, mit aller List der Hölle vereiniget, ihm nichts zuzusetzen vermögen. Selbst physischer Schmerz

würde, statt meine Leiden zu mehren, sie zertheilen und ableiten; er würde, wenn er mich vielleicht zu schreien zwänge, mir Seufzer ersparen, und die Quaal des Herzens würde durch körperliche Leiden gehemmt werden.

Da nun alles schon an mir vollbracht ist, was bliebe mir noch zu fürchten übrig? Mein Zustand ist keiner Verschlimmerung mehr fähig, darüber können sie mir also weiter keine Besorgnisse einflößen. Beunruhigung und Schrecken sind Uebel, von denen sie mich auf immer befreiet haben, und das ist eine Erleichterung. Wirkliche Leiden haben wenig Gewalt über mich; ich fasse leichtlich meinen Entschluß über die, so ich wirklich erfahren; nicht so mit denen, die ich besorge. Meine durch Schrecken verwilderte Einbildungskraft vereinigt und wiederholt sie, dehnt sie aus, und vermehrt sie. Ihre Erwartung ist mir tausendmal schrecklicher, als ihr Dasein: die Drohung ist mir fürchterlicher, als der Schlag. Sind sie da, so fällt alles, was die Einbildungskraft hinzufügte, hinweg, und der Erfolg selbst bringt sie auf ihre wahre Geltung zurück; ich

finde ſie dann weit geringer, als ich ſie mir gedacht hatte, und fühle mich alſo mitten unter meinen Leiden erleichtert. In dieſem von jeder neuen Beſorgniß, von Unruhe und Hoffnung befreiten Zuſtande, wird ſchon die Gewohnheit allein eine Lage, die nichts verſchlimmern kann, von Tage zu Tage erträglicher machen, und wie durch die Fortdauer das Gefühl davon abgeſtumpft wird, ſo bleibt ihnen kein Mittel, es wieder zu beleben.

Dieſe Wohlthat haben meine Verfolger mir erwieſen, indem ſie die Pfeile ihrer Feindſeligkeit ohne Maaß auf mich abdrückten. Sie haben alle Gewalt über mich verloren, und ich kann nun in Zukunft ſie verlachen.

Rouſſeau.

## Klagen Abbadonna's des Gefallenen um den ungefallenen Abdiel.

Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entziehen!
Ewig willst du mich ferne von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich! Verblühet, ihr Lauben,
Wo wir von Gott und unserer Freundschaft uns zärtlich besprachen!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir, in süßer Umarmung,
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!

Abdiel, mein Bruder, der iſt mir auf ewig geſtorben!
Du, mein finſterer Aufenthalt, Hölle, du Mutter der Quaalen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtliches Jammern
Steige, wenn mich Gott ſchreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel, mein Bruder, der iſt mir auf ewig geſtorben.

Alſo jammert er ſeitwärts gekehrt. Drauf ſtand er am Eingang
In die Welten. Ihn ſchreckte der Glanz und geflügelte Donner
Gegen ihn wandelnder Orionen. Er ſahe die Welten,
Weil er ſich ſtets, in ſein Elend vertieft, in Einſamkeit einſchloß,
Seit Jahrhunderten nicht. Er ſtand betrachtend, und ſagte:

Seeliger Eingang, o dürft' ich durch dich in die Welten des Schöpfers

Wiederkehren! Und niemals das Reich der dunkeln Verdammniß
Wiederbetreten! Ihr Sonnen, unzählbare Kinder der Schöpfung,
War ich nicht schon, da der Ewige rief, da ihr glänzend hervorgingt,
Heller als ihr, da ihr jetzt aus der Hand des Schöpfers herabkamt?
Nun steh ich da in meiner Verfinstrung, verworfen, ein Abscheu
Dieser herrlichen Welt! Und ach, du seeliger Himmel,
Jetzo erbeb' ich erst, da ich dich sehe! Dort ward ich ein Sünder!
Dort stand ich wider den Ewigen auf. Du, unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Thale des Friedens, wo bist du geblieben?
Ach, an deiner Statt läßt mir mein Richter ein traurig Erstaunen
Kaum noch über sein Weltgebäu zu! O dürft' ichs nur wagen,

Ohne zu zittern, ihn Schöpfer zu nennen, wie willig und gerne
Wollt' ich alsdann den zärtlichen Vaternamen, entbehren,
Mit dem ihn seine Getreuen, die Seraphim, kindlich nennen.
O du Richter der Welt! dir darf ich Verlorner nicht flehen,
Daß du mit einem Blicke mich nur im Abgrund hier ansähst.
Finstrer Gedanke voll Quaal! Und du, wilde Verzweiflung!
Wüthe, Tyrannin, ja wüthe nur fort!... Wie bin ich so elend!...
Wär' ich nur nicht!... Ich fluche dir, Tag, da der Schöpfung Gott sagte:
Werde! Da er von Osten mit seiner Herrlichkeit ausging!
Ja, dir fluch ich, o Tag, da die neuen Unsterblichen sprachen:
Unser Bruder ist auch! Du, Mutter unendlicher Quaalen,

Warum gebährest du, Ewigkeit, ihn? Und muß er ja werden,
Warum ward er nicht finster und traurig, der ewigen Nacht gleich,
In der mit Ungewitter gerüstet der Donnerer auszieht,
Leer von Geschöpfen, vom Zorn und Fluche der Gottheit belastet?
Aber, ach wider wen redest du hier im verlassenen Abgrund,
Lästrer! Auf, Sonnen fallt über mich her, bedeckt mich, ihr Sterne,
Vor dem grimmigen Zorn des, der vom Throne der Rache
Ewig als Feind und Richter mich schreckt! Du, in deinen Gerichten
Ganz Unerbittlicher! ist denn in deiner Ewigkeit künftig
Nichts mehr von Hoffnung übrig? Ach, wird denn, göttlicher Richter,
Schöpfer, Vater, Erbarmer!... Ach, nun, verzweifl' ich von neuem,

Denn ich habe Jehova geläſtert! Ihn hab' ich mit Namen,
Die ich ohne Verſöhner nicht nennen darf, angeredet.
Ich entfliehe! Schon rauſchet von ihm ein allmächtiger Donner
Durch das Unendliche furchtbar daher! Doch wohin? — Ich entfliehe!
Alſo ſagt' er, und ſahe betäubt in die Tiefe des Abgrunds.

Klopſtock.

---

## Hypochonderlaune.

Warum, ach! weileſt du, mein lieber,
Mein letzter Freund, ſo lange mir erfleht? —
Sieh, täglich wird die Ausſicht vor mir trüber,
Und meine Hoffnung iſt verweht.

Was soll's, daß Freude meine Miene,
Dem faden Spötteln zu entfliehen, lügt,
Daß, wider mich, der Heucheley ich diene,
Und leider! schon mein Blick betrügt? —

Hab' ich dies Herz zu langen Quaalen
Von dir erhalten, gütigste Natur?
Und ist des Lebens letzten Zoll bezahlen
Erst spätverdiente Wohlthat nur? —

O! komm, Freund Hain, mich zu befreyen,
Was du mir raubest, ist gewiß nicht viel;
Du rettest mich vor tausend Neckereyen,
Und bringst mich um ein L'hombrespiel.

Uelzen.

# Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Waage.

(Eine Erzählung ſeltener Art.)

Mit geſenktem Haupte, mit kummervollem Antlitz verlohr ſich Euphroſin aus einem kleinen Dorfe, an das Ufer des Meers, das unfern davon ſeine Wellen rollte. So werde ich denn nie glücklich ſeyn? hub er an, als er endlich aus ſeiner ſtummen Schwermuth ſich zur Sprache emporgewunden hatte; ſo hat denn die Hoffnung, nach zehnfacher Täuſchung zum eilftenmale mich getäuſcht? O Leben, Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünſchen, Kette ohne ein einziges Glied von voller Befriedigung! Und dies Glied hoffte ich doch ſchon von den Jahren des Knaben an zu erreichen. Damals, als Zwang und

Beſchränktheit den Frohſinn meiner Jugend untergruben, als mühvolles Lernen und peinliche Lehrer mein Glück eng zuſammenpreßten, damals blickt' ich voll Sehnſucht zu den Jünglingsjahren hinüber. Dann biſt du frei, dann wirſt du glücklich ſeyn! liſpelte mir die Hoffnung in das horchende Ohr. Sie kamen, die erſehnten Jahre, und nun rang ich, rang aus allen Kräften, glücklich zu ſeyn. Aber war ich es? Ehrbegierde ſchwellte meine Bruſt, und machte mein Herz unruhig; ich durſtete heiß nach Ruhm, und nur Tropfen von Befriedigung wurden mir; ich trachtete zu glänzen, und in ſtrenger Vormünder Hand lag mein Vermögen. Wären doch dieſe peinliche Zeiten erſt vorüber! ſeufzt' ich, und begann nun, meinen Blick ſehnſuchtsvoll auf die Jahre des Mannes zu richten. Noch einmal trat die Hoffnung zu mir, und ſprach mit ſüßer Stimme: wie lieblich iſt es, Schätze zu beſitzen! Schätze vermögen alles; wie glücklich werden ſie dich machen! Ich glaubte der Lügnerin und ſah die Zukunft in hellem Gewande vor mir. Sie kam, und träufelte die Schätze meines väterli-

chen Erbtheils auf mich herab. Nun genoß ich in vollen Zügen, was der Reichthum an Genuß giebt; ich genoß es in vollen Zügen, und genoß wieder, und genoß zum drittenmal. Da war ich satt. Tausende gaben mir jetzt nicht mehr Freude, als vorher Hunderte gethan hatten. Gewohnheit machte mir die Genüsse alt. Nun verlangte ich nach Wirksamkeit. Wirken wollt' ich zum Heil der Menschheit, wirken zum Heil meiner Brüder; darin nur liegt wahres Glück und Zufriedenheit mit sich selbst!

Ich trat in die Laufbahn, worin ich wirken konnte, und begann das Werk mit voller Kraft. Es gelang. Ich konnte wirken; aber nicht, wie ich wollte. Form der Gesetze, Obere, altes Herkommen lähmten mir die Hand. Mein Verstand erkannte Mißbräuche, und konnte sie nicht vernichten; mein Herz fühlte, was zum Wohl anderer zu thun war, und alles, was ich um mich sah, thürmte sich diesem Thun entgegen. Ich wollte einen Riesenschritt zum Heil der Welt machen, und es lagen so viel Dornen, so viel Klippen im Wege, daß kaum der Schritt eines Zwer-

ges daraus wurde. Ich arbeitete von der Morgenstunde an, bis der Abendwind wehte, und hatte wenig Belohnung; denn ich arbeitete nicht, was Herz und Verstand mir befahlen, nicht was ich wollte.

Hier ist das Glück nicht zu finden! rief ich ermattet aus, und schaute noch einmal mit sehnsuchtsvollem Blick umher, wo es wäre, ach, in welchem Winkel der Erde es wäre, das Glück, das ich nun so lange schon umsonst suchte. Da nahte sich mir zum drittenmal die Hoffnung in ihrem reizendsten Gewande, und redete mir mit freundlichen Worten ans Herz: Siehe, sprach sie, die Weisen des Alterthums setzten das Glück ihrer Götter in ewige Ruhe; nur darin ist es zu finden. Suche ländliche Stille, suche Ruhe, und du wirst glücklich seyn.

Ich folgte der schmeichelnden Göttin, verließ die große Welt, verließ meine Geschäfte, und wandte mich zu einem einsamen Landsitze. Ja, hier war ich glücklicher als vorher. Ungestörtheit, Befreiung von Zwang und den kleinen Unruhen der Welt, gaben mir innern Frieden;

der Anbau meines Landes, und die wechselnde Hoffnung des Ertrags gaben mir Freude. Nur Leerheit, Leerheit entstand oft in meinem Herzen, nur Uebertragung meines Glücks auf ein anderes Wesen, fehlte mir, und schmälerte meine kleinen Genüsse. Eine Gattin, die dich liebt, die du anbetest, bedarfst du noch zum vollkommenen Glück, dacht' ich, und wählte — Lyda, Lyda, der schon lange mein Herz entgegenwallte. Sie ist schön, meine Lyda, sie hat Geist und Herz, aber du dort oben weißt, ob ich glücklich bin? Meine Lyda widerspricht, und macht mir dadurch tausend bittre Augenblicke; sie ist gern von Männern auch außer mir angebetet, und der schöne Medon! — Nein, ich kanns nicht mit ansehen! Noch eben bin ich voll gerechten Zorns hinweggegangen. O Leben! Kette von zertrümmerten und erfüllten Wünschen. Kette ohne ein einziges Glied von Befriedigung! Jetzt, da ich alles zu haben glaubte, was meine Wünsche erzielten, jetzt bin ich unglücklicher als vorher! — —

So hatte Euphrosin bald laut gejammert, bald die Gedanken in sich verschlossen, und war unterdeß tief in einen Wald längst dem Ufer des Meers gekommen. Er rang jetzt voll innerer Kümmernuß schweigend die Hände, und hob die Augen zum Himmel, als er plötzlich einen Greis vor sich erblickte, der ihn schon einige Zeit beobachtet zu haben schien. Der Greis trug in Bildung, Anstand und Kleidung alles, was Ehrfurcht und ein heiliges Grauen erregen konnte. Sein Antlitz und sein Haar war schneeweiß, sein Auge ernst, aber menschenfreundlich, sein Kleid floß gefaltet bis auf die entblößten Füße herunter, und in der Hand trug er eine silberne Waage. Euphrosin staunte den ehrwürdigen Alten an, vermochte nicht, sich zu nahen, nicht, sich zu entfernen, nicht, zu reden; so betroffen war er, daß ein menschliches Wesen seine Klagen vernommen hatte.

Du scheinst, fing endlich der Greis an, da Euphrosin von seiner Betroffenheit sich nicht erholen konnte, du scheinst etwas zu empfinden, was die Sterblichen sehr oft zu empfinden pfle-

gen: Angſt und Kummer. Wenn es dich nicht unbeſcheiden dünkte, ſo würd' ich dich bitten, mir die Urſachen davon zu erzählen. Ich kenne die Menſchen und ihre Leiden ſchon lange; vielleicht kann ich dich tröſten, vielleicht erleichtert ſich deine Laſt durch Mittheilung.

Die Worte des Greiſes flößten Zutrauen ein, und der Leidende öffnet ja ſein Herz ſo gern. Euphroſin ſagte:

Du haſt recht in meinem Antlitz geleſen, Gram und Kummer ſind aus meinem Herzen darin übergangen. Und wo ſollte beides mehr wohnen als bei mir? Siehe, ehrwürdiger Alter! von Jugend auf habe ich das Glück geſucht, von Jugend auf mit heißem Verlangen ihm nachgeſtrebt, und noch in keiner Lage des Lebens iſt es mir zu Theil worden! Von einem Zeitpunkt des Lebens bis zum andern hab' ich immer von neuem gehofft, und immer iſt mir das Glück aus den Händen gewunden. Ach, und jetzt, da ich alles gethan habe, was mir zur Erſchaffung deſſelben möglich war, jetzt bin ich zwiefach unglücklich! — Mitleidig und wohlwollend

blickte der Greis auf den Klagenden. Erzähle mir doch, sprach er nach einer kleinen Weile, deine Schicksale etwas näher; sage mir doch recht offenherzig, wie du das Glück suchtest, und was dich denn immer von neuem hinderte, es zu finden.

Euphrosin erzählte, was auch wir vorhin schon von ihm hörten, erzählte jene Reihe von Begebenheiten noch umständlicher, und hatte an dem Greise einen aufmerksamen Hörer. Denn es ist ein Kennzeichen der Weisheit, allem, dem sie einmal sich widmet, volle Aufmerksamkeit zu gönnen, sollte es auch manches Unweise enthalten.

Als Euphrosin geendigt hatte, stand der Greis eine Zeitlang gedankenvoll da, und sagte dann: Ich sehe aus deinem Leben, daß du manche Künste und Wissenschaften erlernt hast: hatten diese Künste wohl alle einige Regeln, die man anwenden mußte, wenn man sie üben wollte?

Ja, ehrwürdiger Greis, sie hatten alle Regeln, von den Sprachen an bis zur feinsten

Metaphyſik, und man muß ſich nach ihnen richten, wenn man in den Künſten einige Fertigkeit erlangen will.

Obwohl die Fertigkeit glücklich zu ſeyn, fuhr der Greis fort, auch eine Kunſt iſt, und ob ſie auch wohl ihre Regeln hat?

Ich glaub' es, aber ſie müſſen ſehr ſchwer ſeyn; denn ich habe ſie nie finden können.

Vielleicht finden wir beide ſie, denn der Verſtand zweier Menſchen vermag immer mehr. Aber antworte mir auf alle meine Fragen recht aus dem Herzen! Aus deinen heiligen Büchern weißt du, daß es kurz nach der letzten Umbildung der Erde ein Paradies gab; erinnerſt du dich noch, wo es lag?

Es lag in der Gegend von Armenien am Euphrat und Tiger.

Ob es wohl noch da liegt?

Gewiß nicht! die Sündfluth hat die letzten Spuren davon weggeſchwemmt, und die Reiſenden ſuchen vergebens nur das geringſte Merkmal deſſelben.

Ob es aber wohl an einem andern Orte der Welt noch ein Eden giebt?

Davon hat man nie gehört; es muß also wohl nicht seyn.

Sollte also, weil es kein Eden mehr auf der Erde giebt, auch keine vollkommne Glückseeligkeit mehr auf derselben Statt finden?

Leider, leider giebt es die nicht mehr!

Laß uns also die erste Regel für unsre Kunst aus dieser Bemerkung vernehmen, daß wir, so wie kein Eden, auch keine vollkommne Glückseeligkeit mehr auf Erden suchen müssen. Dies wird uns Genügsamkeit geben, meinst du nicht?

Ja, weiser Mann, aber ein Paradies habe ich nie verlangt, sondern nur soviel Glückseligkeit, als ich mit Recht erwarten durfte, und dennoch...

Laß das jetzt! Es giebt vielleicht der Regeln noch mehrere, die man üben muß, wenn man die Kunst, glücklich zu seyn, lernen will. Beantworte mir, wenn es dir nicht lästig ist, nur noch einige wenige Fragen. Was meinst du, sollte es wohl Menschen geben, die eben soviel

angenehme als unangenehme Empfindungen bei ihrem Daseyn auf der Erde hätten?

Ich glaub' es. Die menschlichen Schicksale sind so unendlich verschieden und in jedem Grade von Glück oder Unglück vorhanden.

Ob aber diese Menschen mit halb günstigem, halb ungünstigem Schicksale sich für glücklich halten? Was denkst du?

Euphrosin sann einige Zeit nach, und sagte dann: Ich glaube, für unglücklich, denn ich habe schon viele gekannt, die alles hatten, was glücklich machen konnte, und sich dennoch, um eines kleinen Umstands willen, für unglücklich hielten.

Ob es aber auch wohl Menschen giebt, die mehr angenehme als unangenehme Empfindungen haben?

O gewiß, und wahrlich der größte Theil unter den Menschen! Gott müßte ein Tyrann seyn, wenn er der Leiden mehr erschaffen hätte, als der Freuden.

Sollten auch unter diesen Menschen, die des Glücks mehr empfinden, als des Schmerzes,

wohl einige seyn, die sich dennoch für unglücklich hielten?

Auch dies muß ich dir zugeben; denn ich sagte eben schon, daß es Menschen gäbe, die bei vielfachen Genüssen durch das Daseyn eines einzigen Uebels sich unglücklich fühlten.

Woher mag dies wohl kommen?

Ich weiß es nicht, ehrwürdiger Mann: wenigstens wag' ich nicht, in deiner Gegenwart darüber zu entscheiden.

Vielleicht kann ich dir darauf helfen. Die Menschen mögen wohl eine entschiedene Neigung haben, ihren Blick mehr auf das Böse zu heften, das ihnen wiederfahrt, als auf das Gute. Jener Dichter mag wohl Recht haben, wenn er spricht: ein Tropfen Kummers verbittert uns ganze Meere von Freude!

Es schmeichelt mir sehr, daß ich deine Meinung errieth; gerade das dacht' ich.

Ob dies aber wohl der rechte Weg zum Glück ist?

Schwerlich! Es scheint vielmehr, als müßte

man gerade das Gegentheil thun, um glücklich zu ſeyn.

Ganz gewiß! Laß uns alſo aus dieſen Betrachtungen die zweite Regel für unſre ſo nützliche Kunſt ziehen. Sie wird ohngefähr ſo heißen: richte deine Augen mehr auf das Gute deiner Lage, als auf das Böſe! Habe einen Adlerblick für deine glücklichen Schickſale, ſey blödſichtig für die unglücklichen! Fällt dir ein trüber Gedanke ein, der dich mit deinem Looſe unzufrieden zu machen droht; ſo erinnere dich ſogleich an alles das Gute, das die Gottheit dir ſchenkte, und du wirſt gewiß in der nächſten Minute ſchon zufrieden ſeyn. Haſt du dies in deinem vorigen Leben wohl immer gethan, Euphroſin?

Euphroſin war theils verlegen, erſtlich, weil der unbekannte Greis ihn beim Namen nannte, und zweitens, weil er auf die vorgelegte Frage nicht mit ganz reinem Gewiſſen antworten konnte, und ſchlug endlich ſtumm die Augen nieder.

Beunruhige dich nicht, fuhr der Greis fort,

Geschlecht der Sterblichen kränkelt. Wo ist der Mensch, der alles das Gute erkennt, das ihm auf der Erde zu Theil wird? Wo der Sterbliche, der nicht oft mitten im Schooße des Glücks die Vorsehung anklagt? Wir wachsen unter tausend Genüssen auf, ohne sie zu bemerken; Zeit und Gewohnheit machen sie uns alt, und ihr Daseyn wird aus unserm Gedächtniß getilgt, wenigstens nicht mit in Rechnung gebracht; aber ein Uebel, das uns trifft, wird genau erwogen, wir richten unsre ganze Aufmerksamkeit darauf, und vergessen es nicht so leicht wieder. Ein Fluß, der ruhig dahin strömt, die Bewohner an seinem Gestade nährt, ihre Felder bewässert und ihre Fahrzeuge trägt, wird nicht bemerkt, wenigstens nicht gepriesen; aber sobald er einmal seine Ufer überschwemmt, hier ein Haus hinwegreißt, dort eine Flur versandet, so klagt man ihn laut an, und vergißt das Unheil in vielen Jahren nicht wieder. Gerade so machen es die Menschen mit ihrem Schicksale. Wohlbehagen ist in der Regel, und — fließt unbemerkt dahin; Mißbehagen ist

merkt! Tausende, die im Grunde höchst glücklich sind, schätzen sich geringfügiger Dinge wegen für unglücklich. Solltest auch du dies gethan haben, Euphrosin? so quäle dich darüber jetzt nicht mehr. Aber heilig sey dir die Regel: von nun an so auf das Gute deiner Lage zu merken, wie du sonst auf das Böse davon merktest; das erste unaufhörlich ins Licht, das letzte in den Schatten zu stellen. Dann wirst du bald dein Schicksal so reitzend finden, als die Hoffnung es dir immer verspiegelte.

Euphrosin war in tiefen Gedanken versunken, und blieb noch immer stumm; aber sein Schweigen war beredt, und sagte wenigstens soviel, daß die Worte des Greises nicht ganz fehl getroffen hatten.

Beide blieben eine kleine Weile in dieser Stille neben einander; aber man weiß, daß Einsylbigkeit der Fehler der Greise nicht ist, und so war es selbst bei dem Greise mit der silbernen Wange.

Ich redete schon soviel, hub er von neuem

ben. Sonſt würd' ich dich bitten, mir noch ei nige Augenblicke deine Aufmerkſamkeit zu gönnen, um dir noch mit wenigen Worten zu erzählen, was mich meine Erfahrung über die Kunſt, glück lich zu ſeyn, lehrte.

Dieſe Worte weckten Euphroſin wieder aus ſeinem Verſtummen. Haſtig rief er: rede, ehr würdiger Greis, ich könnte einen Tag dir zuhö ren. Ach, niemand weiß es beſſer als ich, wie ſchwer die Kunſt iſt, glücklich zu ſeyn; ſollt' ich ihr nicht einige Augenblicke widmen?

Wohl dann, entgegnete der Greis; aber er warte nichts anders, als etwas ganz Alltägliches. Ich wollte dir blos noch eine Regel der Glück ſeligkeit, die dir gewiß bekannt iſt, ins Gedächt niß zurückrufen: Was meinſt du; ſollte wohl der Neid eine angenehme Empfindung ſeyn?

Nichts weniger, wie das; vielmehr eine ſehr unangenehme.

Ob er aber wohl blos für die Gegenwart unangenehme Empfindungen erregt, oder auch noch übrigens für die Zukunft ſchadet?

Ich glaube, er thut das Letzte auch; denn er macht uns feindselig gegen andre, und unzufrieden mit uns selbst.

Ganz gewiß! Bei welcher Gelegenheit aber mögen die Menschen wohl Neid empfinden, ob dann, wenn sie Aermere, Verachtetere und Unglücklichere sehen?

Keinesweges! Dann haben sie die weit angenehmere Empfindung des Mitleids. Neid empfinden sie im Gegentheil, wenn sie Reichere und Glücklichere sehen.

Sollten die Menschen wohl immer Neid bei diesem Anblick empfinden?

Ich glaube nicht.

O gewiß nicht! Sondern nur dann, wenn sie sich mit diesen Geehrtern und Glücklichern vergleichen. Dann erst werden sie neidisch und unzufrieden mit ihrem Schicksal. Ist es daher wohl weise, diese Vergleichung anzustellen?

Nein, wahrlich nicht! Besser wäre es wohl, sich mit den Unglücklichern zu vergleichen.

Gerade das ist es, lieber Eugenio, was

haben wollte: Vergleiche dich niemals mit denen, die glücklicher sind, als du, vergleiche dich immer mit Unglücklichern! Sobald sich Trübsal über deine Seele ausgießen will, so schaue um dich her, und du wirst Hunderte finden, die mehr Ursache zum Trübsinn hätten.

Aber laß uns jetzt auf die Regeln zurückblicken, die wir für die Kunst, glücklich zu seyn, ausfindig gemacht haben.

Die erste hieß: Suche und erwarte kein vollkommnes Glück auf der Erde, sondern sey genügsam! Die zweite: Erinnere dich täglich an das Gute deiner Lage, und suche das Böse davon zu vergessen! Die dritte endlich war: Vergleiche dich nie mit denen, die an Glück über dir, sondern immer mit denen, die darin unter dir sind!

Euphrosin! hättest du diese Regeln dein Leben hindurch befolgt, so wärst du nie unglücklich gewesen, hättest dich nie dafür gehalten. Du hattest mehr, als tausend andern zu Theil ward. Als Knabe kanntest du durch Gesundheit, leichtes

Benutzung deiner Spielſtunden glücklich ſeyn. Als Jüngling konnte Unabhängigkeit, Liebe zu den Wiſſenſchaften, ein feſter Blick auf ein ganzes Leben ohne Mangel, und Freundſchaft dir hohe Freuden geben. Als Mann warſt du nicht beſtimmt, die Welt zu verbeſſern, ſondern, in deinem Wirkungskreiſe ſo viel Gutes zu thun, als in deinen Kräften ſtand. Und wenn dir auch Ränke hie und da die Hände lähmten: ſo blieben dir doch immer noch die Freuden des Wohlthuns übrig; die ſüßeſten unter allen. Wie viel vermag man mit Schätzen, wie die deinigen, zum Heil der Welt! Und auch jetzt noch vereint ſich faſt alles, dich glücklich zu machen. Du biſt geſund, reich, beſitzeſt ein junges, ſchönes Weib, ein angenehmes Landgut, und haſt es in deiner Gewalt, deine dürftigen Unterthanen glücklich zu machen. Was kannſt du dagegen für Ungemach anführen? Sollte es wohl den zehnten Theil ſoviel betragen? Ich kenne deine ganze Lage. Deine Lyda widerſpricht gern; aber ſie hat Verſtand und Gefühl, und durch

Klippe ſiegen. Es iſt wahr, ſie mag gern auch andern Männern gefallen; aber ſie liebt dich in hohem Grade! Vertilge jeden Funken von Eiferſucht in deinem Herzen, und auch dieſe Eigenſchaft an ihr wird dich nicht mehr beunruhigen! Ueber andre Uebel hatteſt du ja wohl nicht zu klagen, und doch rangſt du halb verzweifelnd die Hände! O Euphroſin, ſündige nicht durch Unzufriedenheit, damit du nicht durch Urſachen dazu geſtraft werdeſt! Befolge die Regeln, die wir zuſammen als wahr erkannten, und du wirſt einer der glücklichſten Sterblichen hienieden ſeyn. Wenn der Vollmond die Erde beleuchtet: ſo kannſt du mich wieder in dieſem Hayne finden: Aber ſchwöre mir feierlich, daß kein Sterblicher aus deinem Munde vernehmen ſoll, wen du hier ſahſt.

Der Greis drang ernſtlich auf dieſen Schwur, und Euphroſin ſchwor. Was hätt' ihn hindern ſollen, das Verlangen des Weiſen zu erfüllen? Noch einmal winkte der Greis ihm freundlich zu, noch einmal ermahnte er ihn, des heutigen Ge-

ſprächs eingedenk zu ſeyn, und verlohr ſich dann in das Gebüſch.

Euphroſin aber wanderte ſeinem Dorfe zu, tief in Gedanken verſenkt über alles, was er von dem Greiſe gehört hatte. Als er nach und nach von ſeiner Verwundrung zurückkam, fiel ihm ein, daß er den Greis nicht gefragt hatte, wer er ſey, und was die ſilberne Waage in ſeiner Hand bedeute? Das nächſtemal, daß er den Greis wiederfände, ſollt' ihm das entſcheiden; ſo dacht' er bei ſich, und war in ſeinem Schloß, aus welchem ihm Lyda freundlich zürnend entgegen kam, daß er ſo lange blieb.

---

## II.

Kaum hatte der Mond ſich von der Sichelgeſtalt zum Kreiſe geründer, als Euphroſin wieder zu dem Walde eilte. Er hatte heiß verlangt, noch einmal mit dem Greiſe zu reden, denn es lag noch etwas Großes auf ſeinem Herzen: wie eine

die jeden Augenblick ihres zerstöhrenden Blitzes sich zu entlasten droht, und das Herz der Sterblichen an der Erde beängstigt, so schwebte etwas über den Lebenstagen Euphrosins, und drohte, sie zu trüben. Mit sehnsuchtsvollem Blick schaute er durch das Dunkel der bemoosten Bäume, ob er den ehrwürdigen Alten nicht erblickte, und schaute vergebens. Er, den er das erstemal ungesucht fand, war jetzt durch kein Spähen, durch kein sehnsuchtsvolles Umherwandern zu erforschen. Endlich, als er schon die Hoffnung, seinen alten Freund wiederzufinden, aufgegeben, als er schon den Rückweg angetreten hatte, sah er ihn plötzlich aus einem Seitengebüsch, die silberne Waage in seiner Rechten, hervorkommen.

Der Greis hatte diesmal eine Würde in seinem Antlitz, eine Erhabenheit in seinem ganzen Wesen, daß Euphrosin aller Fragen vergaß und sich ehrfurchtsvoll im Anschaun verlor. Der Greis sah den Staunenden freundlich an, und sprach.

Ich würde mich freuen, dich wieder zu se-

nem Angeſicht entdeckte, der mir ſagt, daß du noch nicht glücklich biſt. Und dennoch verdank' ich dieſem Umſtande vielleicht deine Herkunft allein; denn der Glückliche pflegt nicht die Einſamkeit und die Greiſe darin aufzuſuchen.

Du verkennſt mich, edler Greis; wenn ich auch vollkommen glücklich wäre, ſo würde mich wenigſtens die Dankbarkeit hieher führen. Jetzt kann ich dir freilich keinen überzeugenden Beweis davon geben, denn noch iſt dieſe Empfindung mit tiefer Trauer vermiſcht. Ja, ehrwürdiger Mann, noch bin ich unglücklich, ob ich gleich alle Regeln befolgte, die du mir gabſt, ob ich gleich lebhaft fühlte, daß ich vielfache Gründe hätte, glücklich zu ſeyn. Der Menſch iſt ein verwahrloſtes, elendes Geſchöpf; er will Leiden haben, und wenn ſie ihm nicht nahe liegen, ſo holt er ſie aus der Ferne. Dies iſt mein Fall. Ich habe über die kleinen Uebel mich hinweggeſetzt, und ſehe hundertfache Genüſſe um mich her; aber weiſt du, was ſie mir alle verbittert? Der Tod, der ungewiſſe Augenblick des Todes!

zen. Fühl' ich mich einmal recht froh, plötzlich erwacht der Gedanke in mir: wie lange wird dein Frohsinn dauern? dann kömmt der Tod und raubt dir alles! Schmeck' ich die Freuden der Liebe im Arm meiner Lyda, so steigt, gleich einem Nachtgespenst, die Vorstellung in meiner Seele auf: bald wirst du in der kalten schrecklichen Erde liegen und vermodern! Genieß' ich die Vergnügungen der Tafel, so fällt mir schnell der Gedanke aufs Herz: wer weiß, ob dies morgen noch so ist, ob nicht dann schon dein Mund den letzten Athemzug thut? So kriecht der Gedanke des Todes, gleich einer Natter, zu allen meinen Genüssen und vergiftet sie. Rette mich vor ihm! Dadurch allein kannst du dein Werk, mich glücklich zu machen, vollbringen.

Du wärst also übrigens glücklich, sagte der Greis, und bloß die Furcht vor dem Tode hinderte dich daran?

Ja, ich wäre es, stände nur der schreckliche Augenblick des Todes mir nicht bevor, wüßte ich nur, daß dies alles ewig so bliebe.

Der Greis lächelte. Ob dich dann der Gedanke, daß dies alles ewig so bliebe, nicht weit mehr peinigen würde, als jetzt der Gedanke des Todes? Kann sich der Geist ohne Schauder eine ewige Dauer dieses unvollkommenen Lebens denken?

Euphrosin wurde nachdenkend. Er fühlte die Stärke dieses Gegensatzes, der auf seine Furcht ein so nachtheiliges Licht warf und gestand sich, daß er sie fühlte. Er war keiner von denen, die nur Recht zu haben suchen; er suchte die Wahrheit.

Es liegt ein kleiner Trost darin, hub er endlich an, daß man sich das Gegentheil des Todes noch weniger denken darf, und es könnte aussöhnen mit dem Gedanken daran, aber wahrlich nicht beruhigen. Es bleibt immer schrecklich, von zwey Uebeln eins zu wählen, wär' es auch nur das kleinste. Nein, ehrwürdiger Greis, dein Einwurf beruhigt mich nicht, und auch mit dem kleinen Trost, der darin liegt, bleibt mir der Tod noch fürchterlich.

Laß ſehen, ſprach der Greis, ob er — ſelbſt ohne dieſen Troſt — fürchterlich ſey? Was meinſt du, Euphroſin, möchteſt du wohl deine verlo-ſene Lebenszeit zurückhaben? möchteſt du dein vo-riges Leben wohl noch einmal leben?

Gerade ſo, wie ich es ſchon einmal lebte?

Gerade ſo!

Nein, wahrlich, das möcht' ich nicht! Du weißt ja ſelbſt, daß ich nicht mit meinem veri-gen Leben zufrieden war.

Haſt du auch wohl andern ſchon die Frage, die ich eben an dich that, vorgelegt?

O ja, oft ſchon.

Und was antworteten ſie?

Gerade das, was ich antwortete. Keiner wollte ſein voriges Leben wieder haben.

Wenn man alſo einen Jüngling von acht-zehn, einen Mann von vierzig und einen Greis von achtzig Jahren ſo fragte, würden ſie wohl alle daſſelbe antworten?

Gewiß! Sie würden freilich alle ihr voriges Leben wieder haben wollen, unter der Bedin-

gung, es verbeſſern zu können; aber ohne dieſe würden ſie es gewiß verſchmähen.

Sollte man alſo wohl ſchließen dürfen, daß das ganze Menſchengeſchlecht ſo dächte?

Ich glaube; wenigſtens gehören die blos zu den Ausnahmen, die anders denken.

So weit ſind wir alſo übereingekommen, daß die Menſchen überhaupt ihre vorige Lebenszeit nicht noch einmal leben möchten. Nun ſage mir, was mögen wohl ſo im Ganzen die beſten Lebensjahre ſeyn, wenn jemand achtzig Jahr lebt: von der Kindheit an bis zu vierzig, oder von vierzig bis zu achtzig?

Man ſollte glauben, von der Kindheit an bis zu vierzig, weil dann der Menſch in ſeiner vollen Kraft und zur Freude am meiſten aufgelegt iſt.

Richtig! Wenn alſo ein Greis von achtzig Jahren gezwungen würde, die eine Hälfte ſeiner Lebenszeit noch einmal zu leben, welche würde er wählen müſſen?

Die erſte Hälfte.

Nun laß uns einen vierzigjährigen Mann nehmen, der diese erste Hälfte nicht zurücknehmen will; darf er auf die zweite begierig seyn?

Ich ahndete schon vorher, wohin deine Fragen führen würden. Ja, ehrwürdiger Greis, sie führen zu einer Wahrheit, aber zu einer sehr traurigen, die das Herz angreift.

Laß das jetzt, Euphrosin, und beantworte mir nur noch einige Fragen geradezu. Ein vierzigjähriger Mann also, der gleichsam die beiden Hälften seines Lebens vor sich hat, kann er es vor seiner Vernunft verantworten, wenn er die eine davon verwirft und die andere wie eine Gottheit anbetet?

Vor seiner Vernunft kann er es nicht, nein! aber...

Gönne mir nur noch einige Augenblicke! Ist es nicht die höchste Thorheit, sich ängstlich vor dem Verlust eines Gutes zu fürchten, das die ganze Welt, die älter als wir ist, verschmäht? Dürfen wir hoffen, daß unsere künftige Lebenszeit besser seyn werde, als die verflossene, die

wir oft um alles in der Welt nicht zurücknehmen würden?

Schrecklicher, schrecklicher Gedanke *)! Er kann die Furcht vor dem Tode vertreiben, wenn man ihn in seiner ganzen Kraft der Seele eingräbt; aber weißt du auch, daß er das Leben in seinem innersten Keim angreift, daß er ihm seinen Werth raubt? Weißt du, daß er das Herz zur tiefsten Traurigkeit stimmt? Du schneidest die Wunde bis tief in das gesunde Fleisch heraus.

Eine herbe Krankheit, guter Euphrosin, kann nur durch eine herbe Arzney geheilt werden. Wir müssen uns erst lebhaft überzeugen, daß ängstliche Todesfurcht Wahnsinn sei, daß sie schlechterdings nicht vor dem Richterstuhl der Vernunft bestehen könne! Dies müssen wir uns erst täglich einzuprägen suchen, sonst verbittert sie uns die Genüsse, die wir hienieden haben

*) Nicht so ganz schrecklich, guter Euphrosin! Es könnte ja wohl, daß wir unser gutes Leben deshalb nicht zurücknehmen wollten, weil das Böse in demselben uns

können, wie du selbst schon erfahren hast. Aber wenn jener Trost bey der Todesfurcht dir zu traurig ist, so wisse, daß es einen süßen, einen herzerhebenden giebt; und diesen möcht' ich dir heute gerne noch mit auf den Weg geben. Was meinst du, was sind wohl die größten Genüsse hier auf der Erde, die geistigen, oder die körperlichen?

Ich glaube, die geistigen; besonders wenn die Seele recht heiter ist, und über irgend etwas Angenehmes Freude empfindet.

Wenn du also bey einem Gastmahle voll körperlicher Genüsse säßest, und du hörtest, es sollte nach demselben ein schönes Schauspiel, oder eine schöne Musik gegeben werden, würdest du nicht gern von dem Gastmahl aufstehen, um zu dem höhern geistigen Vergnügen zu eilen?

Ja, allerdings!

Nun, Euphrosin, und du fürchtest dich, von dem Gastmahl des Lebens aufzustehen, um zu den unendlichen Freuden der Ewigkeit zu eilen? Du hängst mit unauslöschlichem Durste an [illegible]

unverſiegbarer Quell von Nektar winkt? Du entſetzeſt dich vor dem Gedanken, die Genüſſe der Erde zu verlaſſen, da dort unendlich größere auf uns warten; da dort unſere Seele eine unausſprechliche Heiterkeit empfindet, wovon ein kleiner Theil ſchon hier unſer größeſter Genuß iſt; da dort uns der ganze Schauplatz der Welten eröffnet wird, von denen ein Sandkorn, unſere unbemerkbare Erde, uns ſchon ſoviel Freuden geben kann?

Der Greis begann bey dieſen Worten in ein mächtiges Feuer zu gerathen. Sein Auge glänzte vor Freude, Jünglingsröthe ſtieg in ſein Antlitz hinauf, und ſeine Worte ſprachen mit unwiderſprechlicher Kraft ans Herz. Euphroſin wurde von dieſem Feuer erwärmt.

Der letzte Troſt, hub er an, iſt herzerfreuender; er kann die Furcht vor dem Tode bis auf den letzten Funken vertreiben, wenn er ſich der Seele in ſeinem ganzen Umfange mittheilt. Habe Dank dafür, edler Mann!

Unterdeß war das auflodernde Feuer des Greises etwas wieder erloschen, und er sprach mit milderer Wärme:

Laß uns also noch einmal wieder überschauen, was wir für Trost bey der Todesfurcht fanden. Der erste war: daß der Tod wohlthätig ist, weil der Gedanke an ein ewiges Einerley hier auf der Erde uns weit mehr quälen würde, als der Gedanke an ihn. Der zweite hieß: das Leben ist ein Gut, welches das ganze Menschengeschlecht verschmäht; der Verlust eines solchen Guts darf also den Vernünftigen nicht unglücklich machen. Der dritte Trost war: daß auf die Genüsse des Lebens unendlich größere Genüsse folgen, die den Tod bloß zum Uebergang von unvollkommenen zu vollkommenen Freuden machen. Füge endlich noch den vierten hinzu: daß alles Lebendige, was du rings um dich erblickst, gleiches Schicksal mit dir hat, und du wirst unmöglich begehren, die einzige Ausnahme zu machen, und hier auf der Erde ewig zu bleiben. — Lebe wohl, Euphrosin! Wenn du alles, was wir heute sprachen, tief

die Furcht vor dem Tode nicht mehr deine Genüſſe hienieden verbittern. Sobald der Mond ſich gerundet hat, kannſt du mich von neuem hier finden.

Der Greis verlor ſich eilend in das Dickigt des Waldes, und Euphroſin ging noch einmal getröſtet hinweg; aber auch noch einmal fiel ihm ein, daß er über den Ernſt ihres Geſprächs vergeſſen hatte, zu fragen; wer der Alte ſey? und warum er eine ſilberne Waage habe?

(Die Fortſetzung im zweiten Theil.)

Benkowitz.

---

## Abbadonna am Oelberge.

Aber ſeitwärts um das Gebirge kam Abbadonna
In den Hüllen der ſchweigenden Nacht, und

Ach, wo werd' ich endlich ihn finden, den Mann, den Verſöhner?
Zwar ich bin unwürdig, zu ſeh'n den beſten Sohn Adams!
Aber ihn hat doch Satan geſehen! Wo ſoll ich dich ſuchen?
Und wo werd' ich endlich dich finden, Mann Gottes, Verſöhner?
Alle Wüſten hab' ich durchirrt! Ich bin zu den Quellen
Aller Flüſſe gegangen! In aller dämmernden Haine
Einſamkeit hat ſich mein Fuß mit leiſem Zittern verloren!
Zu der Ceder hab' ich geſagt: verbirgſt du ihn, Ceder,
O ſo rauſche mir zu! Und zu der Hügel Haupt ſprach ich:
Neige dich, einſamer Hügel, nach meinen Thränen herunter,
Daß ich ſehe den göttlichen Mann, der etwa dort ſchlummert!

Ihn hat wohin vielleicht ſein für ihn ſorgender Schöpfer,
Unter ſchattende Decken der Abendröthe verhüllet;
Ihn hat die Weisheit vielleicht und menſchenſliehender Tiefſinn
In die Höhlen der Erde geführt. Doch ich fand ihn am Himmel,
In der Erde Schooß nicht. Ja, ich bin unwürdig, dein Antlitz,
Ach, unwürdig, die Blicke zu ſehen, mit welchen du lächelſt,
Bild der Gottheit, unſterblicher Menſch! Du erlöſeſt nur Menſchen.
Mich erlöſeſt du nicht! Du hörſt die jammernde Stimme
Meiner Ewigkeit nicht! Ach, du erlöſeſt nur Menſchen!
Alſo ſagt' er, und ſah vor ſich die ſchlafenden Jünger.
Und es lag der ſchöne Johannes im lächelnden Schlummer

Nahe vor ihm. Er ſah ihn, und trat mit zitterndem Fuße
Furchtſam zurück. Kaum wagt' er zuletzt, ſtill alſo zu ſagen:
Wenn du es biſt, den ich ſuche, wenn du der göttliche Menſch biſt,
Der, ſein Geſchlecht zu erlöſen, erſchien: ſo ſey mir mit Thränen,
Sey mir in deiner holdſeligen Schönheit, mit ewigen Thränen,
Und mit bangen unſterblichen Seufzern, Erlöſer, gegrüßet!
Warlich, in deinem Antlitz ſind Züge der himmliſchen Unſchuld,
Laute Zeugen von einer bewundernswürdigen Seele.
Ja, du biſt es! Dich hab' ich geſucht! Wie athmet die Ruhe,
Deiner Tugend Belohnung, aus dir! Ein Schauer befällt mich,
Da ich ſehe die Ruh, die aus voller Seele dir zuſtrömt.

Wende dein Antlitz von mir! Sonst muß ich wegsehn, und weinen!
Indem Abbadonna so sprach, da wandte sich Petrus
Aengstlich gegen Johannes, und sprach, da er jetzo erwacht war:
Ach, Johannes, ich sah im Traume den Meister! Er sah mich
Ernst mit Blicken voll Drohungen an, mit Blikken voll Mitleids!
Dieses vernahm der Seraph und blieb voll Bewunderung stehen.
Ihn umgab die Stille der Nacht, und er hörte von fern her,
Durch die schauernde Stille, wie eines Sterbenden Stimme.
Und er neigte sein forschendes Ohr nach dem Orte der Stimme,
Wo sie herkam, er neigte sich tiefer, und hörte die Stimme
Immer trauriger werden, und näher dem Tode. Da stand er

Bang und erſtaunt, da bebte ſein Herz von dieſen Gedanken:
Soll ich hingehn, zu ſchauen den Mann, der dort mit dem Tode,
Und mit Gedanken von jenem Gericht voll Seelenangſt ringet?
Soll ich ſehn des Erſchlagenen Blut? Er ging vielleicht ruhig
In den Schatten der Nacht, und eilte, ſtammelnde Kinder
An dem Halſe der Mutter mit Vaterfreuden zu grüßen!
Da erſchlug ihn ein lauernder Feind, ein Unmenſch, im Dunkeln!
Und es war doch vielleicht ſein Wandel mit Unſchuld gekrönet,
Und ſein Thun mit Weisheit geſchmückt! Ach ſoll ich ihn ſehen?
Soll ich ſehen des Sterbenden Blut, und die brechenden Augen;
Und die Todesbläſſe der Wangen, die nun nicht mehr blühen?

Soll ich hören der Seufzer Getön, den rufenden Donner
Seiner Stimme, mit welcher er ſtirbt? Ach Blut des Erſchlagnen!
Furchtbares Blut des unſchuldigen Mannes. Auch du biſt ein Zeuge
Wider mich vor jenem Gericht, das Erbarmung nicht kennet.
Auch ich habe den Tod die Kinder Adams gelehret!
Ach, Blut! Blut unſchuldiger Menſchen! Das je ward vergoſſen,
Und noch künftig, durch manches Jahrhundert, vergoſſen wird werden,
Laß von mir ab! Ich höre die Stimme, mit welcher du donnerſt!
Ach, ich höre dein furchtbares Seufzen, mit dem du zu Gott ſchreyſt,
Rache forderſt, und mich der ewigen Rache dahin giebſt.
Ich muß ſchauen dahin, wo deine Verweſungen ruhen!

Kinder Adams, auf eure Gebeine, dahin muß ich ſchauen!
Mein Gewiſſen ergreift, wie ein Krieger, mein weggewandt Antlitz,
Wendet es um, und kehrt es gewaltig dahin, wo die Todten,
Die auch ich mit erſchlug, in ſtillen Gräbern verweſen.
Todesſtille, mich ſchauert vor dir! Er kömmt nicht im Stillen,
Nicht in dieſer ruhenden Nacht, der gegen mich wüthet:
Donnernd geht er in Wolken daher! Sein Schritt iſt ein Wetter,
Seines Mundes Geſpräch iſt der Tod; iſt Gericht ohn' Erbarmen!
Alſo dacht' er, und nahte ſich ſäumend des Sterbenden Stimme.
Jetzo ſah' er von fern den Meſſias, doch ſah' er ſein Antlitz
Und die blutende Stirne noch nicht. Es lag der Meſſias

Auf dem Antlitz, und betete still mit gerungenen Händen.
Abbadonna ging fern und voll Furcht auf dem ruhenden Boden
Um den Messias herum. Indem trat Gabriel langsam
Aus dem dichten Schatten hervor, in die er gehüllt war.
Abdiel zitterte schweigend zurück. Der himmlische Seraph
Trat hinzu, und neigte sein Ohr nach dem Mittler herunter,
Und hielt im hinschauenden Auge, voll tiefer Ehrfurcht,
Eine menschliche Thräne zurück, stand denkend und hörte,
Nach dem Messias herab. Und mit dem Ohre, mit dem er,
Millionen Meilen entfernt, dem ewigen Wandeln,
Und die jauchzenden Morgensterne von Weitem jetzt höret,

Hört er das langsamwallende Blut des betenden Mittlers
Bang von Ader zu Ader fließen. Viel lauter vernahm er,
Aus den Tiefen des göttlichen Herzens, stillbetende Seufzer,
Unaussprechliche, himmlische Seufzer, dem Ohre des Vaters
Mehr, als aller Geschöpfe Gesang, die ewig ihn singen;
Herrlicher, als die Stimme, die schuf; so hoch, als ihm selber
Gott Jehovah erklingt, wenn er Jehovah sich nennet!
Also vernahm des Messias geheimes Leiden der Seraph.
Und er hub sich von ihm empor, trat schauernd seitwärts,
Faltete seine Hände zu Gott, und sahe gen Himmel.
Abdiel schlug sein Auge kaum auf, da er Gabriel sahe,

Da er auf einmal über ſich ſahe der himmliſchen Schaaren,
Ihrer Augen Gebet, und ihres Schweigens Gedanken,
All ein Antlitz, auf dich, o Meſſias, herunter gerichtet.
Abdiel ſchauerte nur, und richtete Blicke voll Ohnmacht
Auf den Meſſias, der jetzt aus dem noch blutigen Staube,
Und aus dem Todesſchweiße ſein Antlitz langſam empor hub.
Abdiel ſah den Meſſias, ſein Auge ward dunkel, kaum dacht' er.
Da er wieder zu denken vermochte, da dacht' er alſo.
Bald verſchloß er die bangen Gedanken, bald ließ er ſie jammernd,
Durch die Schauer der Nacht in vollen Seufzern ertönen:
O du, der du vor mir mit dem Tode ringeſt, wer biſt du?

Einer vom Staube gebildet? Ein Sohn der niedrigen Erde,
Die verflucht ward, und reif zum Gericht, vor dem letzten der Tage
Und dem offenen Grabe der alten Vergänglichkeit zittert?
Einer von diesem Staube gebildet? Ja! Aber es decket
Deine Menschheit ein Schimmer von Gott! Was Höhers, als Gräber
Und Verwesung, redet dieß Auge! So ist nicht das Antlitz
Eines Sünders! So schaut er nicht hin, der Verworfene Gottes!
Du bist mehr, als ein Mensch. In dir sind Tiefen verborgen,
Deren Abgrund mir unsichtbar ist, Labyrinthe der Gottheit!
Immer näher schau' ich dich an! Wer bist du? O wende,
Wende dein Antlitz von dir, Verworfener! Ein [illegible] Gedanke

Trifft, wie ein Donner, auf mich, ein schrecken-
der, großer Gedanke!
Eine furchtbare Gleichheit erblick' ich. Kalt gie-
ßet die Angst sich
Ueber mein Haupt, mein Antlitz umströmen die
Schauer des Todes!
Ach, er gleichet dem ewigen Sohne, der ehmals
vom Thron her,
Hoch vom Thron, auf den Flügeln des dunkeln
Gerichtsstuhls getragen,
Donnernd über uns kam, und dicht an unsere
Fersen
Heftete seine Verderben, und kein Erbarmen
nicht kannte.
Da die Unsterblichkeit Fluch, das Leben ein
ewiger Tod ward.
Da die Unschuld der Schöpfung, mit allen Freu-
den des Himmels,
Uns auf ewig entfloh, verloren ins Heer der
Gerechten.
Da Jehovah nicht Vater mehr war! Ich wandte
mein Antlitz

Einmal bebend herum, und sah ihn hinter mir kommen;
Sah den furchtbaren Sohn, des Donners schauendes Auge!
Hoch stand er auf dem dunkeln Gerichtsstuhl, die Mitternacht um ihn,
Um ihn der Tod! Ihn hatte der Vater mit Allmacht bekleidet,
Mit Verderben gerüstet, das Bild der ersten Erbarmung.
Seinen donnernden Gang, den Schwung der strafenden Rechte
Bebte die bange Natur in allen Tiefen der Schöpfung
Schauernd nach! Ich sah ihn nicht mehr, mein Auge verlor sich
Tief in die Nacht. So schlummert' ich hin, durch Sturmwind und Donner,
Durch das Weinen der bangen Natur, im Gefühl der Verzweiflung,
Und unsterblich. So sah ich den Richter. Ihm gleichet das Antlitz

Dieſes Mannes im Staube gebückt, der mehr als ein Menſch iſt.
Iſt er vielleicht des Ewigen Sohn, der gegebne Meſſias?
Jener Richter? Wie aber, er leidet! Er ringt mit dem Tode:
Er, der ſtand auf dem hohen Gerichtsſtuhl! Er ringt mit dem Tode:
Ohne Maaß iſt die Angſt, die ſeine göttliche Seele
Ringsum erſchüttert! Er jammert im Staube! Die ſteigenden Adern
Bluten Todesangſt aus! Ich, dem kein Jammer verdeckt iſt,
Der ich alle Stufen der Quaal und Verzweiflung hinabſtieg,
Weiß mit keinem Namen die Angſt der Seele zu nennen,
Die er fühlt! Mit keiner Empfindung ihm nachzuempfinden,
Dieſen dauernden Tod!

Seh' ich neue Gedanken, voll wunderbarer Begriffe,
Und in Labyrinthe verflochten, sich gegen mich nähern.
Jener König des Himmels, der Sohn Jehovah, des Vaters
Ewiges Bild, stieg vom Himmel in eines Menschen Leib nieder,....
Leidet jetzt für die Menschen; statt seiner sterblichen Brüder
Geht er hin ins Gericht! Kann ich mich himmlischer Dinge
Recht noch erinnern, so ist mirs, als hört' ich von diesem Geheimniß
Einst was dunkles im Himmel gehört. Auch bekräftigt es Satan
Durch das, was er von ihm und seinen Reden erzählte.
Und wie nähern die Engel sich ihm! Wie betet ihr Antlitz
Und die gefaltete Hand vor ihm an. Auch scheint die Natur hier

Ueberall ſtill zu ſchauern, als wäre Gott wo zu gegen.

Wann du gehſt ins Gericht für deine ſterblichen Brüder,

Wann du biſt des Ewigen Sohn, ſo will ich entflichen:

Daß du nicht, wenn du mich ſiehſt vor deinen Füßen hier zittern,

Gegen mich zornig erwachſt, und auf deinen Gerichtsſtuhl dich hebeſt.

Aber du blickſt mich nicht an! Doch kennſt du mein innerſtes Denken!

Darf ich dieſen Gedanken hinaus zu denken es wagen,

Deſſen erſtes Zittern ich fühle? Du warſt der Meſſias

Für die Menſchen, und nicht der Meſſias der höheren Engel!

Ach, wenn du uns gewürdiget hätteſt, ein Seraph zu werden,

Und lägſt über die Felder des Himmels hinüber gebreitet,

Wie du hier im Staube jetzt liegst, und gingst ins Gericht hin,
Unsertwegen tief ins Gericht des Vaters;
Faltetest so die Hände zu Gott, und sähst so zum Thron auf:
O wie wollt' ich alsdann mit aufgehabenen Händen
Gehen um dich herum, und mit Hallelujagesängen,
Mit der Stimme der Harfenspieler dich, Göttlicher, segnen!

Klopstock.

## Der tief Betrübte.

— Auf der öden Erdenfläche
Irr' ich hier —
Angeſchwellte Regenbäche
Rauſchen mir
Von dem kahlen Berg' entgegen —
Hier auf unbekannten Wegen
Wandr' ich nun bergauf, bergab —
Seh' den Himmel an und weine,
Suche Ruh und finde keine,
Fänd' ich doch mein Grab!
Seit ſo vielen trüben Tagen
Hab' ich Näſſ und Froſt getragen —
Dieſe Erde war mein Bette,
Dürres Laub die Lagerſtätte,
Die ich mir zuſammentrug —
Wo ich wandre, ſcheint ein Fluch

Auf der öden Welt zu ruhn —
Alle Bäume sind entlaubt,
Jeder Flur ihr Schmuck geraubt —
Und was soll ich Armer thun?
Soll ich unaufhörlich wandern
Ueber diesen Dornenpfad,
Der vielleicht so manchen andern
Schon zum Ziel geführet hat?
Nur mich hält er stets zurück —
Oftmals stellt' er meinem Blick
Schon das Ziel so nahe vor —
Aber kaum stieg es empor,
So verschwand es auch schon wieder —
Wenig sind der Freudenlieder,
Die ich auf dem Wege sang,
Und nie war es reiner Klang —
Aber meines Kummers Zähren,
Ach, daß sie gezählet wären,
Die ich in den Staub geweint! —
Denn, wem nie die Sonne scheint,
Wem der Himmel immer trübe,
Stets die Aussicht dunkel bliebe,
Könnte der wohl heiter seyn? —

Düſter war mir ſtets der Himmel,
Um mich her ein leer Gewimmel,
Täuſchung, Blendwerk, falſcher Schein!
Dennoch ſollt' ich heiter ſeyn? —

O verzeiht mir meine Klagen;
Denn mir aus dem Sinn zu ſchlagen
Meinen Schmerz, vermag ich nicht —
Wem der Regen in's Geſicht
Auf der Wanderſtraße ſchlägt,
Und der Wind das Schneegeſtöber
In das naſſe Antlitz jägt —
Dieſer kann doch nimmer glauben,
Daß es Frühling um ihn ſey —
Wollt' ihr denn den Troſt ihm rauben,
Den er noch im Klagen findet?
Ach, des Menſchen Leben ſchwindet
Doch nur wie ein Traum dahin —
Daß ich nun ſo elend bin —
Iſt's mein Loos — ſo will ich's tragen,
Nahet doch von meinen Tagen
Wohl der letzte bald heran —
Oft auf meiner Pilgerbahn

Sank ich und erhob mich wieder —
Aber ſchmachtend nach der Ruh,
Sinken nun die müden Glieder
Sehnſuchtsvoll dem Grabe zu. —

Moritz.

# Abbadonna,

ein

## Buch für Leidende.

Aus

fremden und eigenen Schriften gesammelt

von

dem Verfasser des Natalis.

Wenn euer Muth in Schmerz verzagt,
Wenn tiefer Gram an eurem Wesen nagt,
Wenn Fluten euch bis an die Seele dringen,
Und Jahr und Monden schwarze Sorgen bringen;
O möchte dieser Freund euch dann zur Seite stehn,
Und Linderung in eurer Seele wehn!

Zweiter Theil.

Leipzig, 1804.
bey Heinrich Gräff.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Inhalt.

## Für diejenigen, die um den Tod oder die Trennung von geliebten Personen trauren.


Erinnerungen an Abgeſchiedene. Niemeier. S. 1
Klage um Eliſa. Roſegarten. 7
Der ſterbende Vater. Schubart. 10
Klagen der Angehörigen Chriſti um ſeinen Tod, ehe er auferſtand. Klopſtok. 14
Pflicht, ſeiner Trauer Grenzen zu ſetzen. Niemeier. 27
Mein letztes Wort an Regina. Schubart. 29
Der todte Freund. Roſegarten. 33
Am Sterbebette des Freundes. Benkowitz. 36
Die todte Klariſſa. Klopſtok. 50
Gedanke an Freunde in jener Welt. Young. 52
Klage des Chriſten um Freunde. Schubart. 56
Maria, die Jeſum vor ſeinen Richtern erblickt. Klopſtok. 61
Henriettens Namen. Uetzen. 65
Todtenkranz für ein Kind. Matthiſſon. 69
Klagen einer Wittwe. Karſchin. 70
Nachruf an Rawen von Barnekow. Roſegarten. 74
Troſt der Ewigkeit. Ebenderſelbe. 76
Belehrung in Krankheit. Für Kranke. Zimmermann. 79
Vorgefühl der Geſundheit. Burger. 83
Todesbetrachtung. Uetzen. 91
Von der Furcht. Steele. 93
Aufſtand in geſunden Tagen. Zimmermann. 100
Kirchengeſang vom Tode. Uetzen. 103


## Für zweifelnde Denker, welche Beruhigung in den theuerſten Wahrheiten der Religion ſuchen.


Ueber den Tod. Addiſon. 107
Fragment aus einem Briefe an Andreas. Claudius. 113

Die Auferstehungs-Knospen. Ungenannter. S. 123
Die Religion. Young. 126
Widersprüche der Irreligion. Benkowitz. 131
Einige Beweise für das Daseyn eines höchsten Wesens, besonders aus der Anatomie. Addison. 138
Moses. Schubart. 147
Fortdauer. Young. 149
Trennungslied. Ueltzen. 154
Die Vollendung. Matthisson. 156
Klagelied. Kosegarten. 158
Fragen. Benkowitz. 159
Siegberth. Romanze. Ueltzen. 160
Elegie. Bürger. 173

## Für Gefangene.

Der Gefangene. Schubart. 183
Der Inquisitionsgefangene. Benkowitz. 186
Frage. Schubart. 198
Das Vögelchen im Käfige. Ueltzen. 200
Nach dem 88sten Psalm. Schubart. 203

## Für Unglückliche jeder Art.

Ein Gebet. Klopstok. 211
Unglückliche in der Einbildung. Reinhard. 212
Der Traurige. Haller. 216
Mittel, sein Unglück zu erleichtern. Salzmann. 218
Abbadonna auf Golgatha. Klopstok. 223
Der Tiefbetrübte. Moritz. 233
Gethsemane. Schubart. 237
Der Mißmuthige. Ueltzen. 240
Euphrosin und der Greis mit der silbernen Waage. Fortsetzung. Benkowitz. 242
An ihn, als sie starb. Claudius. 276
Freund Hains Errettung. Moritz. 278
Himmel und Erde. Bürger. 281
Dem Erlöser. Ueltzen. 283
Der Arme. Schubart. 285
Abbadonna am jüngsten Tage. Klopstok. 288

Für diejenigen,

die um den Tod oder

die Trennung von geliebten Personen

trauren.

# Erinnerungen an Abgeschiedene.

Es ist bitter, und dennoch süß, zu gedenken der Geliebten, die einst mit uns lebten, und nun, ach! unwiederbringlich für uns dahin sind.

Wenn uns die Erinnerung an das, was sie uns waren, was sie uns noch werden konnten, unvorbereitet ergreift, wenn sie uns mit allzutreuer Hand die Bilder der genossenen Freuden zurück ruft, dann wird es freilich trübe in unsrer Seele, und wir empfinden stärker, was wir nun verloren, als was wir einst genossen haben. Je enger die Bande waren, die uns vereinigten, je inniger die Verschwisterung unsrer Seelen, je seliger die Stunden, wo wir in ihren Armen, an ihrer Seite unser Leben so sanft hinfließen sahen, desto schmerzender wird das Gefühl, daß nun dieß alles nie wieder kommen, nie wieder so

seyn wird, wie es war, und wie wir gewollt hätten, daß es ewig seyn möchte. Selbst das, was jene Freuden, da sie noch unser waren, unvollkommen machte, vielleicht zu Zeiten unterbrach, ist dann wie weggetilgt aus unserm Gedächtniß. Die lichte Seite strahlt uns allein in das Auge; der Schatten ist verschwunden.

Mit uns selbst werden wir unzufrieden. Uns scheint es — und oft mag es auch wohl mehr als Schein seyn — wir hätten sie nicht so genützt, ihres Umgangs nicht so viel genossen, ihnen unsere Gesinnungen nicht so an den Tag gelegt, wie wir nun wollten, wenn wir sie mit unsrer Sehnsucht zurück rufen könnten. Es sollte ganz anders seyn! Sie sollten es nun erst recht an uns bemerken, wie werth sie unserm Herzen, wie es alles für sie zu thun bereit wäre. Wenn uns nur noch eine Stunde mit ihnen zu seyn vergönnt würde, welchen unaussprechlichen Werth sollte sie für uns haben.

Das sind die Gefühle unsers Herzens, und warum sollten wir uns ihnen nicht überlassen? Auch die Schmerzen der Sehnsucht gehören in

das Gemälde unſers Lebens, das durch dieſen Schatten erhöht und verſchönert wird. Wer von dem allen nichts weiß, der weiß auch von vielen andern Empfindungen nichts, die unſre ſeligſten Stunden ſchaffen können.

Nur ſoll die Wehmuth, daß ſie uns entriſſen ſind, an denen unſre Seele hing, doch auch unſer Auge nicht zu ſehr trüben, um des Guten ferner gewahr zu werden, das uns durch ihren Beſitz zu Theil geworden iſt. Wir wollen dahin arbeiten, unſre Herzen in die ruhige Faſſung zu bringen, in der man die vergangenen Zeiten noch einmal in ſüßer Erinnerung lebt, wie man die Zeichnungen durchblättert, die man von den ſchönſten Gegenden, wo es einem wohl ging, aufgenommen hat. Man möchte freilich wieder da ſeyn, eben auch ſo freut man ſich dennoch, daß man einſt da geweſen iſt.

Wie ſehr das Herz auch geblutet hat, wenn hier ein Riß, und dort ein Riß geſchah, wenn man ſo ohnmächtig zur Hülfe am Lager der Geliebten ſtand, wo der unbezwingliche Tod dem theuren Leben ein Ende gemacht hatte, und nun

das letzte, letzte Verſtummen gekommen war, — dennoch, wer würde die abgeſchiedenen Freunde lieber ganz entbehrt haben, um nur dieſen Schmerz nicht zu fühlen? Es mußte doch einer früher dahingehn? Warum mit Gott rechten, daß wir nicht die Frühern waren? Es mußte doch das Ende kommen? Warum mit dem Geber ſo vieler koſtbaren Stunden karg und ungenügſam um eine Stunde mehr handeln? Warum nicht gleich, wenn auch die Natur von der Gewaltſamkeit ſolcher Trennungen in ihrem Innerſten erſchüttert iſt, willig ſagen, was man ja doch zuletzt ſagen muß: Zeuch hin in Frieden! Gottes Wille geſchehe!

O ihr Vorangegangenen, wie viel iſt mir durch euch geworden! Welche unvertilgbare Spuren eures Daſeyns blieben in meiner Seele zurück! Daß ich mit euch lebte, von euch lernte, an euch mich ſpiegelte, das hat einen Theil meines jetzigen Selbſt gebildet. Darum Preis und Anbetung dem, der uns verband, der uns, wenn es nützlich iſt, wieder verbinden wird.

Wohl wäre es tröstend für den, der noch am Staube zurückbleibt, wenn er nur die leiseste Ahndung hätte, wohin ihr gegangen seyd. Dieß ganz in einander leben, und dann auf einmal — dieß plötzliche auseinander gerissen seyn, nicht eine Spur des würksamen Geistes mehr übrig zu sehn, nicht den leisesten Laut der Liebe und des Andenkens mehr zu hören, daran gewöhnt sich das Herz am schwersten. Aber auch daran muß es sich gewöhnen, weil es der große Vollender aller seiner Werke also bestimmt hat.

Vollendung ist eure Bestimmung, muß eure Bestimmung seyn. Auf welchem Wege, in welchen Räumen, durch welche neue euch aufgethane Schöpfungen, das mag unser blödes Auge nicht entdecken. Aber auch dieß nur zu wissen, muß mir genügen. Ich will schweigen und anbeten, wo ich nicht begreifen kann.

Genuß und Erndte ist überall Folge der Arbeit und Aussaat. Auch ihr werdet genießen und erndten — ihr alle, die mein Herz in diesem Augenblick der bittersüßen Erinnerung sich nennt — vor allen du, seliger Geist, dem

ich näher als jedem andern verwandt war, durch dein mächtiges Wirken auf meine Seele, durch den ich alles ward und bin, der in mir leben wird, ſo lang ein Lebensfunke in mir glimmt. Weiſe und ſtill genoſſeſt du dieß erſte Leben durch Wohlthun und Forſchen nach Wahrheit! Geräuſchlos, wie deine Tugend, war dein Weggehn aus der ſichtbaren Welt, wie der Freund von den Freunden geht, die er nicht drücken will durch die Qualen des Abſchieds. Es war ſchnelles Verſchwinden. Ach! ihm folgte das bittre Entbehren. Nun wandelt es ſich in ſanftes Erinnern. Wenn wird dieß ſich auflöſen in ewiges Wiederſehn?

Ombra cara, ſe intorno t'aggiri
De' miei gli eſtremi ſoſpiri
Del affanno e dolente mio cor.

Niemeier.

## Klag' um Eliſa.

Tief im Grabe ſchläft Eliſe
Und der linde Sonnenſtrahl,
Und das junge Grün der Wieſe,
Und der Schlag der Nachtigal,
Wecken ihr nicht Luſt noch Wonne.
Ach! in ihrer kühlen Gruft
Weckt kein ſüßer Blüthenduft,
Leuchtet keine goldne Sonne.

Ach! was frommt uns Frühlingsmilde,
Und der Schöpfung junge Pracht?
In dem hellen Lenzgefilde
Wallen wir in Trauertracht,
Danken nicht für deine Gabe,
Lenz, für deine Freuden dir!
Denn Eliſa iſt nicht hier.
Ach! Eliſa ſchläft im Grabe.

War ſie nicht ſo fromm! ſo weiſe!
War gefällig, mild und gut!
War auf ihrer Lebensreiſe
Immer frei und froh von Muth!
Ach! ſie war uns Stolz und Freude!
Ach! ſie war uns Licht und Rath!
Unverzagt in Edelthat!
Tröſtend und getroſt im Leide!

O wie manche Wonneſtunden
Haben wir mit ihr verſcherzt!
O wie manche herbe Wunden
Haben wir mit ihr verſchmerzt!
Ihre Liebe, ihre Treue
Lindert alles Herzeleid,
Strahlte frohe Heiterkeit
Ueber unſre kleine Reihe!

Abends in der Geisblattlaube
Saßen wir im Kühlgelüft,
Koſteten die goldne Traube,
Athmeten das Thaugedüft.

Künftig ſollſt du, Laube, trauren,
Denn Eliſa iſt nicht hier.
Ach! Eliſa kehrt zu dir
Nimmer aus des Grabes Schauern!

Künftig wird ſie dich nicht pflegen,
O, du duftig Blumrevier!
Wartung, Nahrung, Pfleg' und Seegen
Nimmſt du förder nicht von ihr.
Helle Roſen, ſanfte Nelken,
Myrte, Raute, Rosmarin,
Welket alle, welkt nur hin —
Mußte doch Eliſa welken!

All' die Freuden vor'ger Jahre
Flohn mit ihr die Gruft hinab;
Starrten mit ihr auf der Bahre,
Sanken mit ihr tief ins Grab!
Von uns iſt ſie, von uns gangen,
Unſre Traute, Freundliche,
Achtet nicht auf unſer Weh,
Weiß nicht unſer heiß Verlangen.

Fließt ihr, fließt ihr, stille Thränen,
Wenn der goldne Tag erwacht.
Ruf' ihr unser banges Sehnen
In verschwiegner Mitternacht!
Hall' ihr, dumpfe Todesklage,
Bis auch uns das Schicksal ruft,
Und uns in Elisens Gruft
Bettet bis zum jüngsten Tage.

Rosegarten.

---

## Der sterbende Vater.

Ein Chor von jungen Waisen heult,
Und ringt die kleinen Hände.
Denn, ach! des Vaters Leben eilt
Schon im Mittag zum Ende.
Laut jammern sie:
Ach, Vater, wie?
Du willst uns schon verlassen?

O Gott, wer reicht uns heute Brod?
Und, ach! wer tränkt uns morgen?

Wer iſt nun Stütze unſrer Noth?
Wer wird uns nun verſorgen?
Ach, Vater! nicht!
Verlaß uns nicht!
Wer wird uns dann verſorgen?

Die Wittwe zittert laut und ſinkt
Vor ſeinem Bette nieder.
Sie weinet Thränenblut und trinkt
Die blut'gen Thränen wieder.
Sie ſeufzt das Ach
Den Kindern nach:
Du willſt mich ſchon verlaſſen?

Jedoch, der beſte Vater, Er!
Ruft ihrem Schmerz entgegen:
„Kommt Kinder! ſtellt euch um mich her,
Empfahet meinen Seegen!
Weib, höre mich
Und richte dich
Empor zu meinem Seegen:

Der Schöpfer jeder Kreatur,
Der Vater frommer Waiſen,

Der wird, ihr Kinder, betet nur,
Auch euer Vater heißen:
Drum ſinket hin
Und nennet ihn
Mit Thränen euren Vater.

Liſt und Verführung geht euch hier,
Ihr Kinder, ſtets zur Seite;
Drum wünſch' ich euch, und — Theure, dir!
Viel Schmerzen und viel Freude.
Spricht, was ich ſprach,
Im Herzen nach:
Viel Schmerzen und viel Freude! —

Zur Gottesfurcht führ' euch der Schmerz,
Die Freude ſoll euch ſtärken.
Zeigt Weisheit und ein gutes Herz
In allen euren Werken.
Ein Eigenthum
Sey euch der Ruhm,
Der Ruhm des weiſen Chriſten!

Nun beth' ich dann zum Letztenmal
Zu Gott! ein armer Sünder!

Sey du anjetzt im Thränenthal
Ein Vater meiner Kinder
(Der Todesschmerz
Fällt an mein Herz)
Ein Vater meiner Kinder!!

Ich schau, weil ich noch stammeln kann,
Ein Weib zu meinen Füßen,
Und sieh' es mit Erbarmen an,
Wenn Wittwenthränen fließen —
Ich sterbe, Gott
Sey auch mein Gott!"
So sprach er, und erblaßte.

Nun, Kinder, wischt mit kleiner Hand
Die Thränen vom Gesichte,
Schaut auf in's ächte Vaterland
Zum Vater dort im Lichte;
Der strahlt nun euch
Aus seinem Reich
Viel Tröstung in die Seele.

Gebiete, fromme Wittwe, du
Dem Schmerz — nicht mehr zu wüthen.

Religion schafft Seelenruh,
Und einen großen Frieden,
Gott sorgt für euch
Und uns zugleich:
Denn er ist aller Vater!

Schubart.

---

## Klagen der Angehörigen Christi um seinen Tod, ehe er auferstand.

Singe, mein Lied, die Thränen der Liebenden um den Geliebten,
Ach der trauernden Freundschaft Klage. Wie Israels Wehmuth
Auf den blutigen Rock des Sohnes Rahel, Josephs,
Josephs Kleid, so fließe mein Lied voll Empfindung und Einfalt.

Langſam, weinend, mit ſchwerem Athem, erreichte Maria
Endlich die Hütte an dem Tempel, und trat in in den Saal der Verſammlung,
Wo ſie den Heiligen, den ſie geboren, und der jetzt todt war,
Oft vordem geſehen, und oft die Thräne der Freude
Weggewendet, und eingehüllt in den Schleier ſich hatte.
Als ſie, wo er geſeſſen, und wo er himmliſch geſprochen,
Und geſegnet ſie hatte, die leeren Stellen auf immer
Leer nun erblickte, da weinte ſie laut, und ſank bei einer
Nieder, und neigte die Stirne darauf. So fand ſie Maria
Magdale liegen, und noch die Mutter der Zebedäiden.
Auch Nathanael kam, und fand ſie noch alſo, bis endlich
Sie es Magdale, und der Mutter Johannes erlaubte,

Sie in die Höhe zu heben. Nun saß sie verhüllt, wie am Kreuze:
Und mit ihr verstummten die andern. Simon Petrus
Trat herein, und als er bei Jesus die Mutter erblickte,
Weint' er laut, und rief; Er ist begraben! . . . Ich hoff' es,
Ja, ich hoff' es zu Gott, wir alle werden um ihn bald
Auch begraben liegen! Mir soll es Joseph verheißen,
Soll es mit einem heiligen Eide gen Himmel mir schwören,
Daß er neben ihn mich dicht an den Felsen des Todten
Legen will! . . . Und mich in den Felsen! sagte Maria.
Hand in Hand, kam Simeon der Kananit, und Matthäus,
Kam Philippus, und kam der Alphäide Jakobus;
Aber Lebbäus allein. Er wollte reden, doch setzt' er

Sich in die dunkelſte Ferne des Saals, und verhüllte ſein Antlitz,
Und Jakobus, der Zebedäide, der Sohn des Donners,
Trat herein, und erhub die Händ' und die Augen zum Himmel:

Todt! er iſt todt! und nichts iſt alle menſchliche Größe,
Auch die wirkliche ſelbſt, ſie, die zu glänzen verachtet,
Und nur handelt, iſt nichts! . . . Denn über ihn haben Verruchte,
Haben Tyrannen geſiegt! . . . So ſprach der Zebedäide,
Ging dann wieder hinaus, und kühlte ſich unter den Palmen.

Bartholomäus, mit ihm der Bruder Simons, Andreas,
Kam, und Kleophas, und Matthias, und Semida kamen,
Alle troſtlos, und jammervoller, als jeder des andern

Schmerzen ſah. Die Lippe verſtummte, die Stimme des Weinens
Scholl nur dumpf im dämmernden Saal. Ihn hatte Maria
Magdalena mit einer trüben Todtenlampe
Sparſam erhellt. So lag im verlöſchenden Schimmer des Altars
Abel mit ſtummen Lippen, und ſeines Blutes Stimme
Jammerte nur. Jetzt kamen noch heilige Weiber, und trugen
Sterbetücher, und trugen noch Salben für den Entſchlafenen.
Auch Unſterbliche ſchwebten herein, die Engel der Jünger
Und der andern Weinenden Engel. Allſehendes Auge,
Deins, des Tod ſie beweinten, auch du, mitleidiges Auge,
Blickteſt in dieſe Verſammlung! . . . Und Magdale's Engel erhebt ihr
Ihre Seele ſo weit aus ihrer Traurigkeit Abgrund,
Daß ſie zu klagen vermag. So klagte die Hörerin Jeſus:

Wie viel anders, wie ſehr viel anders iſt es mit uns nun,
Da er . . . Mutter, ſtirb du nicht auch, damit wir nicht vollends
Gar vergehen! . . . Nun empfind' ich es erſt, nun lern' ich es weinen,
Was der Bethlehemit einſt über Jeruſalem weinte,
Ueber der einſamen Wittwe, die Fürſtin unter den Heiden,
Und der Länder Königin war! Wir waren geringe,
Lebten dürftig im Staub', und dennoch waren wir glücklich!
Denn er war ein göttlicher Mann, der todt iſt! . . . Allem jetzt
Ach was ſind wir geworden! geſtürzt in welches Elend!
Und was werden wir ſeyn! Und welche Nächte voll Jammers
Werden wir weinen! O möchten der Jammernächte nicht viel ſeyn!
Und die letzte des ewigen Schlafs bald kommen, des Schlummers

In dem beſſeren Lager, als unſer Lager voll Thränen.
Unſere Feinde ſchweben empor, und ſpotten der Armen,
Die den göttlichen Mann verehrten in ihrer Einfalt.
Auch ſein ſpotteten ſie, und gaben, als er im Durſte
Rufte, nicht Galle nur ihm, ſie gaben die unterſten Hefen
Ihres Hohnes ihm auch in ſeine Quaalen! . . . O Richter!
Geuß auch ihnen, Vergelter! der Rache Taumelkelch voll!
Laß ſie bis zu den Hefen hinab ihn trinken, und ſterben!
Und ſie ſchwieg. Zu ihr ſprach Jeſus Mutter, und weinte,
Daß ſie vor innigem Schmerz die gebrochnen Worte kaum ausſprach:

Ueberlaß du es ganz dem Richter, o Magdale! . . . Rief denn

Nicht in ſeinem Blute mein Sohn von dem Kreuz herunter:
Vater, ſie wiſſen es nicht, was ſie thun; erbarme dich ihrer!

Und Bewundrung ergriff und unausſprechliche Wehmuth
Aller Herzen, ein Kampf der erhabenſten Freud' und der trübſten
Bitterſten Schmerzen; allein die Schmerzen ſiegten, und bald ward
Aller Seele von neuem zur Nacht! Jetzt ſagte Lebbäus:

Ja, erbarme dich ihrer, o Richter, und Vater! doch unſer,
Unſer erbarme dich auch! und laß uns ſterben! Was können
Wir auf der Erde noch thun? Was ſind wir ohne den Todten?
Ach ſein Vater! er ſagt' es uns einſt, in deinem Hauſe
Sind der Wohnungen viel! O laß nur an deines Hauſes

Schwellen uns liegen, und nicht in des Elends Hütten uns bleiben!
Keiner komm, und wag es, und wolle mich trösten. Ich kenne
Keinen Troſt, als allein den Tod! den lieb' ich, und der kann
Nur mich tröſten, der oft des Todes Namen mir ausſpricht.
Sieh, er iſt mir ein lieblicher Schall zu der Blumenzeit! iſt mir
Tempelgeſang! Mich grüße kein Gruß vom Leben! und unſer
Liebſtes Geſpräch ſey deren Hinüberwallen, die jetzt ſchon
Glückliche ſind! ſey Grab, und Todtengeſang, und Erde
Niedergeſchüttet auf Erde! Wie leichte Wanderer laßt uns
Fertig ſtehn, den Stab in der Hand! Ich liebe nicht mich nur:
Ach ich liebe, wie mich, und ſegn' euch mit eben dem Seegen,

Wie der iſt, um welchen ich, meine Geliebten, euch flehte:
Sterbt! . . . Und Kephas rufte: Sterben! ja ſterben! Im Grab' iſts
Nun gut ſeyn! Die Hütten laß uns, o Erbarmer, einander
Baun! . . . Kaum hatt' er's geſagt, ſo trat der leidende Thomas
Auch herein. Sein wankender Fuß verweilt' an der Schwelle.
Welcher Anblick drang in die Seele des zögernden Menſchen,
Fromm, wie wenige waren, und ſeine Freunde, verlaſſen
Von dem Helfer im Himmel, und von dem Helfer auf Erden,
Jeſus, und mitten in dieſem Leiden verlaſſen! Ein Grabmal
Wurd ihm der dämmernde Saal, ſie Todtenbilder, die weinend
Rings um ihn her verſtummten. Wenn ihr es noch ſeyd, die des Einzugs

Lautes Hosanna vernahmen, was säumt ihr, wirklich zu sterben?
Warum bleibt ihr so lang' in diesem Kampfe des Todes?
Ich, ich fühle den nahenden Tod, und glaubte bei euch hier
Schon die glücklicher wären, zu finden, einige, die wir
Auch begraben könnten! Er ist begraben, der lebend
Auf dem Meere ging, und Lazarus auferweckte!
Und, dort weinest du ja, dich, Semida! Didymus hatt' es
Kaum gesprochen, als er auf einen der Sitze dahin sank.

Jetzo trat mit traurendem Ernst in die stumme Versammlung
Joseph von Arimatha. Ihr Brüder Christus, und meine,
Nikodemus, mein Freund, kam auch, und wartet zitternd,

Ob ihm hereinzutreten vergönnt ſey? Er trägt...
Ach Joſeph,
Beſter Mann, was trägt er? was trägt er, Joſeph? . . . Ich ſeh' es,
Ja, ihr leidet zu viel! und ach, was würdet ihr leiden!
Nein! er muß ſich wenden, und fliehn!... Was trägt er? was iſt es?
Joſeph, was trägt er? . . . Ihr danket mirs noch.
Ich geh, und ich bitt' ihn,
Daß er ſich wend', und entflieh! Er bringt . . .
die blutige Krone! . . .
Jammernd rufte die Mutter: Die blutige Krone! . . . Der Mutter
Lautes Rufen durchdrang der felſenſtarren Verſammlung
Mark und Gebein! Sie hatt' es kaum gen Himmel gerufen,
Als . . . die Kron' in der Hand . . . der Zeuge des Todten hereintrat.
Und ſie entriß ſich der Haltenden Arm, nahm bleicher den Schleier
Von dem Geſicht, und deckte damit die tödtende Krone!

Rung die Händ', und wankt, und ſtürzte zur Erde. Sie hielten,
Wie ſie konnten, die Mutter, und ſanken mit ihr! . . . Verſtumme!
Denn du vermagſt nicht, o du der wehmuthtönenden Harfe
Leiſeſter Laut, das erſte Stammeln der Mutter zu weinen,
Da ſie nun wieder emporgerichtet ſtand, und die Arme
Nach der Hülfe des Herrn ausbreitete! . . . Nieder vom Himmel
Blickt' auf ſie der liebende Sohn, und bereitet' ihr Wonne.
Aber die war ihr verborgen, und bleich, wie Sterbende, fuhr ſie
Alſo fort zu klagen: Noch einmal ſie ſehen? warum! ach
Brachtet ihr ſie? Ich ſah ſie von ſeinem Blute ſtarrend
Lang' um ſein Haupt! ... Allein der im Himmel wohnt, hat furchtbar
Seinen Bogen auf mich geſpannt, und tödtlich Geſchoß drauf,

Weh mir Armen! gelegt! Ich bin ſein Ziel!
zum Verderben
Richtet er zu den flammenden Pfeil. Iſt unter
den Himmeln
Irgendwo noch, gebahr noch Eine der Mütter,
die ſterben
Einen Sohn ſah, welcher dem heiligen Todten
am Kreuz glich?

Klopſtok.

---

## Pflicht, ſeiner Trauer Grenzen zu ſetzen.

„Du wäreſt gelaſſen, Arete? Du hätteſt dich nun dem Willen der Vorſicht unterworfen?“ — O ich denke, du warſt nie davon entfernter, als itzt. Oder nennſt du das Gelaſſenheit und Unterwerfung, wenn man nicht mehr klagt, und in ſich zurückgezogen, den Gram mit Wohlgefallen an ſich nagen läßt, bis man verzehrt iſt?

Als du noch deinen Freunden dich öffneteſt, als du noch zerfloſſeſt in Thränen, da ſuchteſt du

doch Troſt, und ſtießeſt den nicht zurück, der mit dir weinen, und weinend deine Thränen trocknen wollte. Da wußte man doch noch, daß ein Wort der Beruhigung haftete, und ſelbſt der Widerſpruch gegen die Vorſtellungen der tröſtenden Freundſchaft war ein ſtilles Geſtändniß, daß du bereit ſeyſt, ihnen Raum zu geben, ſobald du überzeugt wäreſt. Aber itzt — wie gleitet jeder Zuſpruch an dir ab? Man hat Stunden geſprochen, und man weiß nicht, ob du einen Laut vernommen haſt. Dieß nennſt du Ruhe und Unterwerfung.

Ja, es iſt Ruhe, Arete, aber die Ruhe eines Sterbenden, die nur den unerfahrnen Zuſchauer täuſchen kann, vor der der verſtändige Arzt mehr zittert, als vor den gewaltſamſten Zuckungen der kämpfenden und eben darin noch Kraft äußernden Natur. Denn ſie geht gewöhnlich der völligen Ermattung vorher. Hüte dich, daß dieß nicht dein Fall werde. Du thuſt zu wenig, um dich zu ermannen. Du ſchauſt mit einer Art von innerm Wohlgefallen hin auf deine Wunden, und wirfſt keinen Blick auf die Heil-

mittel, die dir eben die Hand, die jene geschlagen hat, anbeut. Deine Unterwerfung ist nicht die demuthvolle Anerkennung der höheren Weisheit, die alles ordnet und zum Besten lenkt. Es ist das erdrückende Gefühl der Ohnmacht unter der Hand des Allmächtigen, gegen den man nichts vermag.

Niemeyer.

---

## Mein letztes Wort an Regina.

Siegerin, versenkt in tiefes Trauren,
Ohne Kraft, die Thränen auszuschauren,
Weih' ich dir dieß bange Abschiedslied.
Abgespannt sind alle meine Saiten,
Sieh, wie mir die Händ' heruntergleiten —
Ach, vom langen Ringen sind sie müd.

Schwermuth, die auf meinem Herzen brütet,
Abschiedsquaal, die feurig in mir wüthet,
Macht mein Lied zum hohlen Sterbgesang.

In gebrochnen, ſeufzenden Akkorden,
Mit erſtickten, halbgeſagten Worten
Sing' ich dir des Herzens vollen Drang.

Alles iſt um mich in Flor gekleidet,
In dem Schleier einer Wittwe ſchreitet
Vor mir her die ſeufzende Natur —
Alles, alles ſchwimmt um mich in Thränen!
Nirgends find' ich Wiederſtrahl des Schönen,
Gräber, furchtbargähnend, ſeh' ich nur.

Denn du gehſt, — des Abſchieds Todesſtunde
Schlitzt mir — ach! die halbgeheilte Wunde
Mit der Hand von Eiſen wieder auf,
Einſam, ohne dich, o Seraſina!
Wein' ich mit von Gram durchfurchter Miene
Aus dem Kerkerſtaub zu Gott hinauf.

O du Schmuck vom weiblichen Geſchlechte!
Komm, ergreif' mir die geſunkne Rechte,
Daß ich dir die Hände drücken kann.
Ach nur einmal mit dem Aug' voll Liebe,

Mit dem Blick von ſanfter Wehmuth trübe,
Sieh mich einmal noch — du Auserwählte, an.

Eile dann hinunter von dem Walle,
Ach! — begleitet von dem dumpfen Schalle
Meiner Seufzer eile dann hinab.
Gottes Engel, der die Unſchuld hütet,
Und den Feinden um dich her gebietet,
Leite dich mit ſeinem goldnen Stab.

Wenn du wühlſt im ſtrahlenden Gewebe
Deiner Saiten, Zauberin, ſo ſchwebe
Geiſtig meine Angſtgeſtalt um dich.
Denk: „Dort droben leidet der Betrübte,
Der mit Feuerungeſtüm mich liebte,
Und nun klagt und jammert er um mich.“

Falte dann für mich die frommen Hände,
Daß Gott meinen langen Jammer ende,
Mit der Freiheit! oder mit dem Tod! —
Ach, dein Mitleid wird dir Jova lohnen,
Der ſchon oft die ſchönſte ſeiner Kronen
Einer Seele, wie die deine, bot.

Sterb' ich, ſo beſuche meinen Hügel,
Wo mein Leib, bedeckt vom Mutterflügel
Unſrer lieben Erd' im Grabe ruht.
Denk' ich deiner ſchönen Seel': „Hier unten
Hat der Arme einmal Ruh gefunden
Vor dem Welthaß und Tyrannenwuth.“

Ach dann wird ſein Schatten um dich ſchweben,
Und wenn Thränen dir herunterbeben,
Wird er kühlen dir dein Angeſicht.
Der Geliebte, der dir ſtumm zur Seite,
Gab zu meinem Grabe das Geleite,
Liebt dich ſtärker dann — und eifert nicht.

Danken will ich dir in Gottes Garten,
Wo die Edlen auf einander warten,
Für die Freundſchaft, die du mir geweiht.
Jede Ruh', die du in mich gegoſſen,
Alle Thränen, die dem Mitleid floſſen,
Lohnt dir dann die Luſt der Ewigkeit.

Schubarth.

---

## Der todte Freund.

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen meine Leiden
Und fand ihn nicht —•—
Da ging ich bekümmert
Mit ſchwerem Herzen
In meine Hütte zurück — —

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen meine Freuden
Und fand ihn nicht —
Da ward ich ſo traurig,
Als freudig ich vor war,
Und ging und ſchwieg —

Ich ſuchte meinen Freund,
Wollt' ihm ſagen mein Glück
Und fand ihn todt — —

Da verflucht' ich mein Glück
Und that einen Schwur:
So lange mein Auge noch Thränen weint,
Zu trauren um diesen einen Freund,
Denn diesen einen hatt' ich nur. —

Moritz.

---

## Eine Blume auf ihr Grab.

Ich will dich feiern, heiliger, schöner Tag!
Bist du's nicht, an welchem vor zwanzig und sechs
Verblühten Lenzen meine Mutter
Wieder zur himmlischen Heimath kehrte?

Noch rang sie auf dem Lager — es trauerte
Der ernste Gatt! Es wimmerten um ihr Bett
Die Kinder ihres Herzens. — Weinend
Sah sie gen Himmel. Der Himmel sah sie.

Sie sprach zum Gatten: Friede, mein Trauter, dir!
Und: Friede sey mit euch! zu den Wimmernden!

Und immer ſtiller ward ihr Antlitz,
Ruhiger immer und immer heller!

Und Engelſtimmen flüſterten: „Komm hinweg!
Komm, theure Schweſter! Dulderin! komm hinweg!“

Da brach ihr müdes Aug'. Ihr Schutzgeiſt
Trug ſie in Veilchengewölk gen Himmel.

Ich will dich feiren, heiliger, ſchöner Tag!
Mit Wonn' und Wehmuth feiren, ſo oft du kehrſt —
Und kehrſt du mir nicht mehr im Staube —
Wonne, ſo feir' ich dich Ihr am Buſen!

Roſegarten.

## Am Sterbebette des Freundes.

Selim, sie ist gekommen, die ernste Stunde der Scheidung!
Eilend ist sie gekommen! O, weine du nicht, du Geliebter!
Siehe, mir wird zur Linderung nicht die Thräne gegeben;
Darum weine du nicht, und schone den Trauernden, Selim!
Uns fällt itzo das Loos, das aller Sterblichen wartet.
Selige Stunden der Ruh, der Ergießung, des Friedens der Seele
Eilten voran; nun sind sie ins Meer der Vergänglichkeit troffen,
Ach! nun ist aus ihnen die ernste Stunde geboren,

Welche zu scheiden gebeut, die stumme, feierliche Stunde,
Welche sich nicht der strömenden Thräne, der blässeren Wange,
Nicht der zitternden Angst, und der stummen Umarmung erbarmet,
Nicht der gerungenen Händ' und des Zagens der Scheidenden achtet;
Welche mit eisernem Arm den Liebenden von dem Geliebten,
Von dem Jüngling die Braut, von der jammernden Mutter den Sohn reißt.
Siehe, nun ist auch uns die trübe Stunde gekommen,
Und sie rinnet umsonst, die stille, bittende Thräne,
Daß sie vorübergehe, die Wunde der Liebenden schone.
Ach! sie schonet sie nicht, sie zucket den blinkenden Dolch schon,
Den die Vorsicht ersah, den schmerzenden Stoß zu vollenden.

Siehe, nun ſoll ich hinfort in deinen Schooß, du Geliebter,
Nicht die geheimſten Empfindungen mehr, die Gefühle der Freundſchaft,
Jedes verborgene Weh und Wohl des Herzens ergießen.
Ach, nun ſoll ich nicht mehr bei deinem Lächeln mich freuen,
Weinen nicht mehr, wenn du weinſt! So reiche dann, du Geliebter,
Reiche zum Letztenmale die Hand dem bebenden Freunde,
Laß zum Letztenmal an den ſchlagenden Buſen dich drücken,
Fühle zum Letztenmale der Freundſchaft Beben, und ſcheide!
Schlummer' hinüber zu jenen Gefilden, zu denen dich Gott ruft,
Schlummere ſanft hinüber, beginne die ewige Laufbahn!
So gebeut, der durch Winke das Loos der Sterblichen leitet.

Lange wallt' ich mit dir auf dem Pfade des Lebens, erhöhter
Ward mir die Luft, und leiſer ertönte die Klage; begleitet,
Du Geliebter, von dir, durchirrt' ich einſame Wüſten,
Und Gefilde voll Frühling: ach, jene drückten den Müden
Ganz in den Staub nicht nieder; auf dieſen ſproßten der lichten
Silbernen Blumen mir mehr, und dufteten ſüßer dem Pilger.
Nun, nun ſoll ich die Pfade des Lebens allein durchwallen;
Siehe, du geheſt hinauf zu den ewigen Pfaden, und läſſeſt
Deinen Freund hier allein. Ach! eiſern faßt der Gedanke
Die verwundete Seele, daß ich nun bald an dem Hügel
Deines Grabes, du Theurer! verlaſſen, und weinend, und einſam
Werde ſtehn, und dich rufen, du nicht den Rufenden hören,

Seine Leiden nicht theilen mehr wirst: denn kalt und verwesend
Ruht dein Gebein in der kühlenden Gruft, und dein seliger Geist schwebt
In den Gefilden der ewigen Ruh, wo himmlische Freunde
Dich, nach den Mühen des sterblichen Lebens, erquicken. Du zweifelst,
Theurer! doch nicht, daß die ewige Ruh' dein warte? Du warst ja
Menschlich und sanft, o Jüngling, und kanntest das Felsengefühl nicht,
Welches, geboren im Herzen des Stolzen, die Menschlichkeit tödtet,
Und mit entsetzlicher Ruh auf die Angst des Leidenden hinblickt.
Ach, du warest ja fromm, und trugst im redlichen Busen
Ein empfindendes Herz; du theiltest ja gern mit den Armen
Deinen Scherf; es brach ja, wenn du nicht helfen konntest,

Dir dein Herz; du übteſt ja, Selim, die edlere Tugend,
Welche der Schöpfer ſchon hier mit Fülle des blühenden Lebens,
Und mit langen, kraftvollen Jahren den Sterblichen lohnet.
Ach, dir lohnt er ſie nicht! Du verblüheſt im Lenze des Lebens!
Aber die Blume, die hier, ſo früh von dem Sturme gepflückt ward,
Wird mit herrlichem Glanz in jenen Gefilden hervorgehn,
Wo die blühende Knospe nicht mehr von dem Strahle verſengt wird.
Siehe, der Gott der Erbarmung verſagte den irrdiſchen Lohn dir;
Aber er wird mit dem größern, dem ewigen dich lohnen. Ich Armer
Bleib' allein im Leben am Staub', und ſtrecke vergebens
Meine bebenden Hände zu jenen Gefilden hinüber,

Wo du, Verklärter, unter den Schaaren der Seligen wandelst.

Ach, ich wandele dann in dem Labyrinthe der Erde,

Schaue weinend umher nach einem Gefährten des Lebens,

Der mit sanftem Herzen, mit reingebildeter Seele,

Scelum, wie du, mich lieb' und mit mir auf dem Pfade des Lebens

Wall'; ach! werd' ich ihn finden, der dir, dem Entschlafenen, gleiche,

Der so redlich, wie du, so sanft, so edel und fromm sey?

Dessen Seele so liebevoll in die meinige flösse?

Wird mein thränender Blick nach ihm nicht vergebens umherschaun?

Wenn ich mich dann ins Einsame hin, du Geliebter, verliere,

Wenn der wehende Hain mit wallendem Schatten mich aufnimmt,

Wenn mein Fuß in den Fluthen des Aehrengefildes verweilet,

Oder der luftige Hang des Hügels zur Ruhe mich ladet,
Meine Seele ſich dann nach dir, du Entſchlafener, ſehnet,
Sich in zärtliche Klagen verliert, daß ſie keinen dir gleich fand,
O, ſo ſchweb' aus den ſeligen Höh'n, du Theurer, hernieder,
Wähe mit deiner Ruhe Gefühlen den Uebriggebliebenen,
Den Verlaſſenen an, der im Erdenleben dein Freund war.
Hörſt du mich noch, du Scheidender? Hörſt du die Klage des Freundes noch,
Der an dem Sterbebette verweilt, und die Stirne dir trocknet?
Ja, ich verſtehe die Reden im brechenden Auge; du hörſt mich,
Sterbender, noch, du kennſt, du vernimmſt den zagenden Freund noch.
Aber wie zuckt dein Gebein, wie nahet der eilende Tod ſich!

Ach, wie leidest du itzt, wie ergreifet die Todesangst dich!
Sieh, ich kann dir nicht helfen; es bricht mein blutendes Herz mir;
Aber, ich kann dir nicht helfen, du Armer! Ich falte die Hände,
Flehe für dich zu dem, der sich aller Menschen erbarmet,
Auch der Sterbenden; Selim, auch deiner! auch deiner gedrängten,
Zitternden Angst, und des rinnenden Schweißes!
Wie kämpfet das Leben,
Ach, wie kämpfet das starke Gewebe des blühenden Lebens
Mit dem stürzenden Tod! Wie steigt der schlagende Busen
Röchelnd empor! Wie starrt um Hülfe sein brechendes Auge
Zu dem Erbarmer hinauf! . . . Ach, ich muß mein Angesicht wenden
Von des Sterbenden Angst, ich erliege dem tödtenden Anblick,

Knie' hin in den Staub vor dir, o Erbarmer, und flehe
Aus den innerſten Tiefen der Seel'; o erhöre den Beter!
Siehe, hier liegt, den mehr, als mein Leben, mein bebendes Herz liebt,
Windet im Todesſchweiße vor deinem Antlitz, o Richter,
Sich, im blutigen Schweiß, und kämpfet den letzten, den letzten
Schrecklichen Kampf, o erbarm', erbarme dich ſeiner, und laß ſie
Elend vorüber gehen, die bange Stunde des Todes!
Laß den zürnenden Arm von dem Sterbenden ab, und wende,
Wende dein Angeſicht hin zu der Todesangſt des Verlaßnen,
Lächl', o Erbarmer, ihm Gnad'! Er war ja im Leben dein frommes,
Redliches Kind, ſey nun im Tode ſein Vater! ...
Ich kann nicht,

Ach, ich vermag nicht länger den Jammer zu sehen! O lind're,
Lind're des Sterbenden Angst, die zuckenden Todesgefühle!
Du erbarmst dich ja mehr, als die Mutter des Kind's sich erbarmet,
Deiner Geschöpf', o Erbarmer! So hilf auch diesen, auch diesen!
Ende des Leidenden Quaal, den bangen Schauder des Todes!
Selim, leidest du noch? Ach, es röchelt die fliegende Brust noch,
Aber es ist dir schon dein starrendes Auge gebrochen,
Nacht ist es schon um dich geworden, und Winke nur sind's noch,
Daß du leidest, dann ist der Kelch des Todes geleeret,
Ach, der bittere Kelch! ... Doch, du zuckest? ... Hier bin ich, hier bin ich!
Selim, hier ist dein Freund! ... Ach, er ist entschlafen! Zerrissen
Ist das starke Band der Natur, das feine Gewebe!

Siehe, das war die letzt' Erschütterung des sterbenden Körpers,
Und nun hat der siegende Tod den Geist ihm entführet.
Ach, wie wird mir so wohl! Wie lindert mein Angstgefühl sich!
Wähst du, Entschlafener, schon den Müden mit himmlischem Trost an?
Oder ermannet mein Herz von der Angst, von der bebenden Angst sich,
Daß ich den leidenden Freund nicht mehr in der Todesangst sehe?
Nicht den hülfeverlangenden Blick, die rinnenden Schweiße
Und die schlagende Brust? Was ist's, das, wie Ruhe, mich lindert?
Ist es das ernste Geschäft, daß ich dem Erblaßten die Augen
Schließe, mit bebender Hand den letzten Dienst ihm erweise?
Aber mein Freund ist ja nun von hinnen gegangen, und hat mich
Hier allein gelassen; ist aufgestiegen zu jenen

Lichten Gefilden, und hat mich Armen allein gelassen;
Und antwortet mir nicht, und schlummert im Tod' und höret
Meine Klagen nicht mehr! Wie eisern fasset der Schauder
Meine Gebeine, daß nun mein Freund mich verlassen, auf ewig
Mich verlassen hat! O schrecke mich so nicht, Gedanke!
Fasse du, eiserner Schauder, so kalt mein müdes Gebein nicht!
Aber auf ewig? Auf ewig? . . . O nein, du Theurer! du bist nur
Einige Schritte voran auf einem Pfade gegangen,
Welchen auch ich, du Entschlafener, wandl', und ich werde dir folgen,
Ja, ich werde dich wieder ereilen, wenn nun dies begrenzte,
Kleinere Leben geendiget ist, und mein müdes Gebein nun
Nach der Hitze des Tages am Abend zum Tode sich ausstreckt;

Dann,

Dann, du Geliebter, werd' ich dich wiederfinden,
(o ſtärke,
Süßer Gedanke, den Armen!) dich wiederfinden,
dich wieder,
Du Verklärter, mit himmliſchen, namenloſen
Gefühlen
In den Hütten des Friedens umarmen, und
wieder dein Freund ſeyn.
Dann beginnt, nach dem kleinen, das größre,
das ewige Leben,
Wo die Blume nicht mehr verwelkt und die
Blüthe verdorret;
Dann durchleben wir Ewigkeiten zuſammen!
O ſtärke,
Wie du ihn mich ſtärkſt, mich immer, erhabner
Gedanke!
Stärke den Müden, ſo lang er hier noch im
Leben am Staube
Wallet, und ſey ein bleibender Fels, ein tragen
der Stab ihm,
Wenn ſein bebendes Herz ſich nach dem Ent
ſchlafenen ſehnet,

Wenn sein Auge vergebens nach ihm in der Schöpfung umherschaut;
Dann komm, süßer Gedanke, mit deiner gewaltigen Lindrung
In mein schmachtendes Herz, dann wähe du, himmlischer Tröster,
Mich in der Hitze des Tages mit deinem kühlenden Trost an.

Denkowitz.

---

## Die todte Klarissa.

Blume, du stehst verpflanzet, wo du blühest,
Werth, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Bessere Gespielin!

Lüfte, wie diese, so die Erd' umathmen,
Sind, die leiseren selbst, die rauhe Weste.
Doch ein Sturmwind wird (o er kömmt! entfleih du,
Eh er daherrauscht,)

Grauſam, indem du nun am hellſten glänzeſt,
Dich hinſtürzen! allein, auch hingeſtürzet,
Wirſt du ſchön ſeyn, werden wir dich bewundern,
Aber durch Thränen!

Reizend noch ſtets, noch immer liebenswürdig,
Lag Klariſſa, da ſie uns weggeblüht war,
Und noch ſtille Röthe die hingeſunkne
Wange bedeckte.

Freudiger war entronnen ihre Seele,
War zu Seelen gekommen, welch' ihr glichen,
Schönen, ihr verwandten, geliebten Seelen,
Die ſie empfingen,

Daß in dem Himmel ſanft die liedervollen,
Frohen Hügel umher zugleich ertönten:
Ruhe dir, und Kronen des Siegs, o Seele,
Weil du ſo ſchön warſt!

So triumphirten, die es würdig waren.
Komm, und laß wie ein Feſt die Stund uns.
Eilt,

Da sie flatternd uns ihr erhabnes Bild ließ,
Einsamer feiren!

Sammle Cypressen, daß des Trauerlaubes
Kränz' ich winde, du dann auf diese Kränze
Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier
Schwesterlich weinest!

Klopstok.

---

## Gedanken an Freunde in jener Welt.

Sammle diese Erndte von der Grube deiner Narcissa. Gleichwie, nach der Dichter Sage, aus des Ajax strömenden Blute eine traurige, mit Gram bezeichnete Blume entsproß: also laß aus meiner tödtlichen Wunde Weisheit hervorblühen. Und zuerst zeige die Früchte, die wir von sterbenden Freunden erhalten. Sie bringen uns eine vierfache Hülfe; sie helfen uns die Gedankenlosigkeit, die Furcht, den Hochmuth und die Sünde verjagen.

Unſre ſterbenden Freunde kommen über uns, wie eine Wolke, um unſre hirnloſe Glut zu dämpfen, und jenen Schimmer des Lebens zu mildern, welcher oft auch die Weiſen blind macht. Unſre ſterbenden Freunde ſollen unſern rauhen Pfad zum Tode bahnen; jene Hinderniſſe von Schrecken und Abſcheu, welche die Natur uns in den Weg legt, durchbrechen; und uns dadurch unſern Hafen vor jedem Sturme ſo willkommen, als ſicher machen. Jeder uns geraubte Freund iſt eine dem Flügel menſchlicher Eitelkeit ausgeriſſne Feder, wodurch wir gezwungen werden, aus unſrer Wolkenhöhe herabzuſteigen, und, muthlos durch Ahnungen von unſerm eignen Abſchiede, auf den ſchlaffen Fittigen des ſinkenden Ehrgeizes, nur noch eben an der Oberfläche der Erde hinzuſtreichen, bis wir ſie aufreiſſen, um über den verweſenden Stolz ein wenig Staub zu ſcharren, und die Welt mit einer Peſt zu verſchonen. Entſeelte Freunde ſind Engel, zu Botſchaften voller Liebe ausgeſandt; für uns ermatten ſie, und für uns ſterben ſie: Und ſollen ſie vergebens ermatten, vergebens ſterben? Wollen wir undank-

bar ihre um uns ſchwebenden Schatten betrüben, welche die neue Veränderung in unſern Herzen erwarten? Wollen wir ihre ſtille, ſanfte Bitte, ihre zärtlichen Erinnerungen, die ſie uns, auch todt, noch geben, und ihr frommes Gebet verſchmähen? Wollen wir ſo ſinnlos, wie die Heerden, die auf ihren geheiligten Gräbern weiden, ihren Todeskampf und ihr Aechzen unter die Füße treten, ihre Angſt täuſchen, und ihren Tod vernichten?

Nein, Lorenzo! hänge dem Gedanken des Todes nach; gieb ihm ſeine heilſame Gewalt; laß ihn herrſchen, dieſen gütigen Zuchtmeiſter deiner Seele in der Freude! Seine Herrſchaft wird deine glorreichen Eroberungen weit ausbreiten, und den Tumult in deiner empörten Bruſt ſtillen. O ſeliger Zeitpunkt! o goldne Tage, fangt an! Der Gedanke des Todes wird dich, wie ein Gott, begeiſtern. Und warum wollteſt du nicht an den Tod denken? Iſt nur das Leben der Gegenſtand jedes Gedankens? und der Wunſch jeder Stunde? und das Lied jeder Freude? Erſtaunenswürdige Wahrheit! Des geſchlagnen

Wachtelhundes Zärtlichkeit ist nicht so seltsam. Laß uns auch einmal die zahlreichen Plagen beiseite setzen, welche das Leben, als ihr Eigenthum, als ihre rechtmäßige Beute, anfallen: Allein, ehe noch der Mensch die Hälfte seiner ermüdenden Wallfahrt zurückgelegt hat, so haben ihm ja schon seine Wollüste keine frische Lust, kein unangebrochenes Vergnügen mehr übrig gelassen; er lebt nur noch von kalt aufgetragnen Wiederholungen, und käut in dem unschmackhaften Gegenwärtigen das Vergangne; käut es mit Ekel, und kann es kaum niederschlingen. Gleich verschwenderischen Vorfahren, haben seine frühern Jahre seine künftigen Stunden enterbt, welche bei übriggebliebenen Brosamen verhungern, und auf ihrem vorigen Felde Nachlese halten.

Immer hier zu leben, Lorenzo! — Abscheulicher Gedanke! so abscheulich, daß diejenigen, die es wünschen, zugleich ihren Wunsch läugnen; aus Schaam läugnen, was sie aus Thorheit begehren. Was? Immer im Mutterleibe zu leben, und nie das Licht zu sehen? Wozu wollten wir denn immer hier leben? — Um mit müh-

ſamen Schritten in unſre vorigen Fußtapfen zu treten?

Young.

---

## Klage des Chriſten um Freunde.

Welche wilde Trauer,
Welcher Todesſchauer,
Herrſchet um mich her?
Mit zerſtreutem Haare
Stehet an der Bahre
Der Betrübten Heer.
Wilder Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Große Thränentropfen hangen
Blutig an den Wangen.

Heidniſches Getümmel
Jammert laut gen Himmel
Und betäubt mein Ohr.

Abgehärmte Mienen,
Todesangſt in ihnen,
Blicken aus dem Flor;
Wie ſie ſich
So jämmerlich
Mit hervorgepreßten Blicken
In die Gräber bücken!

Zwar die Thränenbäche
Zeugen von der Schwäche
Menſchlicher Natur;
Doch am Tag der Leiden
Heulen nur die Heiden,
Chriſten weinen nur.
Seyd ihr blind,
Wie Heiden ſind,
Die, wenn Bruderleichen brennen,
Keine Hofnung kennen?

Wahre Chriſten wehren
Ungeſtümen Zähren
Einen freien Lauf.

Weckt man denn mit Sehnen,
Händeringen, Thränen,
Einen Todten auf?
Seelen, sagt,
Die ihr verzagt:
Ist dann eine Welt verdorben,
Wenn ein Mensch gestorben?

Nur wenn Christen hoffen, —
Steht der Himmel offen;
Aber Sündern nicht,
Die verzweifeln wollen,
Wenn sie warten sollen,
Bis der Tröster spricht.
Ruht der Freund,
Den ihr beweint,
Wenn er selig abgeschieden,
Ruht er nicht im Frieden?

Zwar auch Christen weinen
Ueber den Gebeinen,
Die die Gruft verschließt;

Doch nur eine Zähre,
Die dem Freund zur Ehre,
Und nicht immer fließt. —
Denn ihr Blick
Strahlt nach dem Glück,
Das der Menſchenfreund dort oben
Kämpfern aufgehoben.

Durch des Lebens Wüſten
Wandern fromme Chriſten
Hin nach Canaan.
Und auf dieſer Reiſe
Ging, bedeckt mit Schweiße,
Unſer Freund voran.
Bald wirſt du
Zur ſtillen Ruh,
In das Land des Friedens gehen,
Und den Bruder ſehen.

Brüder treffen dorten
An des Himmels Pforten
Ihre Brüder an;

Und ein David brennet,
Ewig ungetrennet,
Gegen Jonathan.
Eltern gehn
In jenen Höhn
Frommen Kindern, ihrer Freude,
Jauchzend an der Seite.

Es geſcheh' dein Wille,
Vater! — ſeufz' ich ſtille
Unter meinem Flor.
Meine Augen ſchauen,
Flammend vor Vertrauen,
Zu dem Herrn empor.
Träufle du,
Geduld und Ruh,
Gleich dem Thau in dürre Wüſten
In das Herz des Chriſten.

Schubarth.

## Maria, die Jesum vor seinen Richtern erblickt.

Unterdeß kam die Mutter des Liebsten unter den Söhnen,
Nach durchwachter einsamer Nacht, mit den Schauern der Dämmrung,
Nach Jerusalem. Doch sie fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht! . . . Versenkt in ängstliches Staunen
Hört sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes
Tiefaufsteigend Getöse. Sie ging dem Getöse entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstünde? Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl

Eilte. Bekommen, doch wegen des Aufruhrs Urſach' noch ruhig,
Nahte ſie ſich dem Richtſtuhl. Hier ſah ſie von ferne Lebbäum.
Doch kaum ſah Lebbäus die Mutter, da floh er. Ach flieht er?
Warum wendet er ſich? So dachte Maria. Sie dacht' es,
Mit dem Gedanken zückte die Vorſicht das Schwerdt, ſo beſtimmt war,
Ihr durch die Seele zu gehn. Maria erhub ſich, und ſahe
Jeſum! . . . Ihr Engel, als er die Todesbläſſe, mit der ſie
Bleich ward, als er die ſtarrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er ſein Antlitz. Doch ſie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entſank, ging vorwärts, und bebte
Näher zum Richtſtuhl herauf, und ſah noch einmal den Sohn ſterbn.

Sah die mächtigen Kläger um ihn, und den richtenden Römer!
Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wüthen vom Tode
Wiederhallte. Was sollte sie thun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer!
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter!
Itzo betet ihr blutendes Herz: O, der durch Engel
Mir ihn verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Thal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen!
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altare
Stand, und weint', und bet't', erhör', Erbarmer, den Jammer

Meiner Seele, vernimm die Angſt, die mehr mich erſchüttert,
Als der Gebährerin Angſt! Das mütterlichſte der Herzen
Gabſt du mir, und den beſten der Söhne, den beſten vor allen
Erdegebornen! Ach laß ihn nicht ſterben, iſt anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf, und der Thräne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!

Hier verſtummt ihr Herz. Der Strohm der kommenden Menge
Trieb ſie ſeitwärts, und nahm ihr den Anblick des Sohns. Sie entriß ſich
Itzt dem Gedränge; ſie ſtand; ſie ging; ſie ſuchte, ſie fand nicht,
Nicht die Jünger! Zuletzt verhüllte ſie ſich, und weinte
Stumm . . .

Klopſtok.

---

Hen-

## Henriettens Manen.

Schwebst du segnend um mich, lieber Schatten,
Den aus meinem Arm die Hand des Todes riß?
Ist der Freundschaft, die wir hier geknüpfet hatten,
Angedenken auch im Himmel noch dir süß? —

Darf ich hoffen, daß die zarte Liebe,
Daß Bewunderung, die deinem Werth gebührt,
Droben noch, wie einstens hier, zu gleichem Triebe
Warmer Gegenliebe deine Seele rührt?

Denkst du jetzt noch, Holde, des Gefährten
In der letzten ungestümen Schreckensnacht,
Die durch grause Fluten dich zu den bewährten,
Frohen Kindern unsers Gottes hingebracht?

Weißt du ſeinen Kampf, um dich zu retten,
Als er ſelbſt dem Tode kaum entronnen war?
Dieſen eitlen Kampf mit Wellen, Henrietten
Aufzufinden ſelbſt im Schooße der Gefahr?

Hallten dir die lauten, bangen Klagen
Des Verzweiflungsvollen nach ins Todesthal?
Sahſt du hülflos weinend ihn am Ufer zagen,
Und erzählt' ein Engel dir die Seelenquaal

Deines Bruders, der mit dir zu Freuden
In der beſten Aeltern Armen eilend ging,
Ach! und plötzlich nun den Kelch der herbſten Leiden
Tief erbebend aus des Schickſals Hand empfing?

Zürnſt du nicht dem Schwachen, dem die Hände
Kraftlos ſanken, der nichts konnte wider Gott? —
Ach! des Menſchen Hülfe, Theure, war zu Ende,
Und des Bruders Jammern war dem Tode Spott.

Lange Monden tiefer Trauer ſchwanden;
Mich umrauſchte täglich jene Mitternacht,

Und vor meinem thränenvollen Blicke ſtanden
Alle jene Schrecken, die ſie mir gebracht.

Schloß ermüdet ſich zum kurzen Schlummer
Dieſes Auge, träumt ich Tod und Ewigkeit,
Und erwacht' ich bebend, mahnte friſcher Kummer
Mich an dich und deine ganze Trefflichkeit.

Laß es mich den Zeitgenoſſen ſagen,
Kömmt auch auf die Nachwelt nicht mein leiſes Lied:
Henriette hat in kurzen Frühlingstagen
Einſtens als der Blumen reizendſte geblüht.

Aus dem Auge ſprach des Herzens Güte
Unverkennbar; alle Herzen riß es hin,
Und der jugendlichen Schönheit reinſte Blüte
Schmückte ſie, der Unſchuld treue Prieſterin.

Sicher weiß ichs, nimmermehr befleckten
Niedre Leidenſchaften dieſes Engels Bruſt;
Nur der Tugend heilige Gefühle weckten
Dort Empfindungen der menſchlichſchönen Luſt.

Ich, ihr Führer auf der Wahrheit Wegen
Zu des Chriſtenthumes hohem Heiligthum,
Weiß, ſie ſuchte ſorgſam Gottes Vaterſeegen,
Weiß, ſie fand im Gutſeyn einzig ihren Ruhm. —

Blick auf mich, aus deinen lichten Höhen,
Fromme Schweſterſeele, blick auf mich herab;
Alle, die dich kannten, alle ſie geſtehen,
Daß kein Schmeichellob dir meine Liebe gab.

O! ich fühle deines Geiſtes Nähe,
Lieblich weht dein Hauch, wie Mayenluft, mich an;
Forſche, vielgeliebtes Mädchen, forſch' und ſpähe
Mir im Herzen, das ich ganz dir öffnen kann.

Unvertilgbar veſte Liebe finden
Wirſt du, nebſt der Sehnſucht, welche nimmer ſtirbt,
Bis dich einſt, wo Glaub' und Tugend überwinden,
Ewig mir zur Freundin dieſes Herz erwirbt.

Dich verpflanzte, ſchöne Mädchenblume,
Früh der große Gärtner in ein beſſer Land;
Näher ihm blühſt lieblich du zu ſeinem Ruhme,
Der dich ſeiner Vaterpflege würdig fand.

Ueltzen.

---

## Todtenkranz für ein Kind.

Sanft weh'n, im Hauch der Abendluft,
Die Frühlingshalm' auf deiner Gruft,
Wo Sehnſuchtsthränen fallen.
Nie ſoll, bis uns der Tod befreit,
Die Wolke der Vergeſſenheit
Dein holdes Bild umwallen.

Wohl dir, obgleich entknospet kaum,
Von Erdenluſt und Sinnentraum,
Von Schmerz und Wahn geſchieden!
Du ſchläfſt in Ruh; wir wanken irr'
Und unſtätbang' im Weltgewirr
Und haben ſelten Frieden.

Matthiſſon.

## Klagen einer Wittwe.

Mir zur Laſt fühl' ich mein Leben,
Einſam finden meine Tage mich,
Die mit Wolken ſind umgeben;
Keiner hüllt aus ſeinem Nebel ſich.
Alles mein Vergnügen
Muß im Staube liegen!
Ach wie ganz hat mich der Tod beraubt!
Wie der kalte Herbſt den Garten,
Den er ganz entlaubt.

Todtenbläſſe überziehet
Mein von Thränen naſſes Angeſicht,
Wenn mein Herz, das mir entfliehet,
Mit Bewohnern kalter Gräber ſpricht.
Auf dem Leichenſteine
Sitz' ich dann und weine

Meinen Jammer in den dürren Sand,
Der das beſte Herz bedecket,
Das für mich empfand!

Dunkler ſind mir meine Nächte,
Als Egyptens dicke Mitternacht.
Wenn der Tag den Körper ſchwächte,
Wird die Nacht mit trübem Gram durchwacht!
Vor mir hin verbreiten
Sich verfloßne Zeiten!
Als mein Freund mir an der Seite lag;
Ach! da fand im Arm der Freude
Mich der junge Tag!

Unter dem Tumult der Sorgen
Werd' ich jetzt die Sonne nicht gewahr!
Mir erſcheint kein heitrer Morgen,
Und für mich bekränzt ſich nicht das Jahr!
Blumen, Lenz und Lieder
Sind mir nun zuwider,
Und das grüne Thal ergötzt mich nie;
Selbſt die Nachtigallen ſingen
Mit Melancholie!

Rauſcht, ihr ſilberklaren Bäche!
Rauſche ſtärker, du zu ſtille Spree!
Wiederhole, was ich ſpreche,
Wenn ich um dein Ufer wankend geh.
Ihr verſchwiegnen Linden,
Mein betrübt Empfinden
Grab' ich tief in eure Stämme ein,
Und ihr ſollt von meinem Jammer
Das Geſchichtbuch ſeyn.

Du, o Mond mit voller Wange,
Sey ein Zeuge, wie betrübt ich bin!
Und wenn ich nach Troſt verlange,
Blickt auf mich, ihr Sterne! Mitleid hin.
Seht die Thränen rollen,
Die euch ſagen ſollen,
Daß mein Schickſal hart mit mir verfuhr.
Ach, ich bin noch freudenloſer,
Als die öde Flur!

O ihr Bürger jener Welten,
Die ihr über meinem Haupte wohnt!
Hört, wie ich den Tod muß ſchelten,
Daß er unbarmherzig mich verſchont.

Aber nein, vernehmet:
Wie mein Herz ſich ſchämet,
Daß es ungeduldig ſich empört,
Und den Willen eures Schöpfers
Murrend hat entehrt!

Nie will ich dem Leben fluchen,
Selbſt mein Kummer ſoll mir heilig ſeyn.
Oft will ich den Staub beſuchen,
Und ihm eine ſtille Thräne weihn.
Der entflohne Schatten
Meines theuern Gatten
Lächelt dann mit euch auf mich herab,
Und behorcht die frommen Seufzer
Hingeſtöhnt aufs Grab!

Karſchin.

## Nachruf an Rawen von Barnekow.

So biſt du todt nun, der du dein Leben ganz
Durchſiecht, durchſtöhnt, durchächzt und durch-
jammert haſt;
So biſt du todt nun — Jauchze, Tochter! —
Denn mit dem Tode begann dein Leben!

Was war dein Erdenleben? Ein einzig Ach
Von zwanzig bangen Wintern! Die Herrlichkeit
Der Erde glänzte dir nicht. Keine
Lächelte dir von der Erde Freuden.

Dir blühten keine Blumen. Dir flötete
Die Nachtigall nicht. Trauben und golden Obſt
Trug nicht für dich der Garten Gottes.
Schmerz war dein Loos, und Harm dein
Erbtheil.

Nun biſt du todt. Seyd fröhlich, ihr Uebrigen,
Ihr Todgeweihten, daß er geſtorben iſt.
Er ſtarb. Das iſt: Er trank den Heiltrank
Aechter Geneſung und ew'gen Lebens.

Dort hauſen Krankheit, Siechthum und Schwermuth nicht.
Dort krampft kein Schmerz. Dort kämpfet kein Todeskampf.
Dem heimgewallten Kinde trocknet
Zärtlich der Vater die naſſe Wange.

Hellglänzend, wie den Schlacken entſchmelztes Gold,
Reinleuchtend, wie der Muſchel die Perl' entfällt,
Glänzt nun des Todten Geiſt, und jubelt.
Denn mit dem Tode begann ſein Leben!

Roſegarten.

## Troſt der Ewigkeit.

Umſchatte mich mit deinem Engelflügel,
Gedank' der Ewigkeit!
Ich ſeh in dir, wie im kriſtallnen Spiegel,
Vergolten all' mein Leid!

Wonach ich rang mit tauſend Inbrunſtthränen,
Wird dort von mir erweint.
Wonach ich ſchmachtete mit ew'gen Sehnen,
Umarmt mich dort, wie Freund.

Was mir verborgen blieb im Reich des Wahren,
Wird dort mir offenbart.
Was ich verlor in längſtverſchiednen Jahren,
Wird dort mir aufbewahrt.

Da werd' ich euch, ihr Guten, wieder
ſchauen,
Die ich mir ausgeliest,
Und die ihr mich in dieſes Lebens Grauen
Allein zurücke ließt.

Da werd' ich dich, Verklärte, wieder küſſen,
Die mir das Schickſal nahm.
Ich werde vor den Engeln, Braut! dich grüßen,
Und du mich Bräutigam!

Da werd' ich dich, der Welten Urgebilde,
Dich, urſprüngloſes Schön,
In aller deiner Lieb' und Treu' und Milde
Ganz und Gewandlos ſehn.

Mein Saitenſpiel, das hie von Erdendingen
Nur matt und irrdiſch klang,
Wird da gewaltig durch die Himmel klingen,
Wie Sphären Hochgeſang.

Homer und David werden mein ſich freuen,
Ihr goldnes Harfenſpiel

Mir reichen, mich zum Himmelsdichter weihen
Am palmbekränzten Ziel. — — —

O laß mich nicht, mein theurer, süßer, lieber
Gedank' der Ewigkeit!
Verwähe du, wird meine Seele trüber,
Verwähe du mein Leid!

Wenn mich in finstern, allzufinstern Stunden
Mein alter Kummer faßt,
So gieß du Oel und Wein in meine Wunden,
Und schaff' mir wieder Rast.

Und lieg' ich einst — o wär' es bald! zu sterben,
So säusl' auf mich herab.
Und fröhlich steig' ich, jenes Heil zu erben,
Ins jammerlose Grab!

Rosegarten.

# Belehrung in Krankheit.

## Für Kranke.

Durch Kränklichkeit wird man leicht weichlich, und zu sehr auf sich selbst achtsam. Man giebt leicht jedem unangenehmen Gefühle das Uebergewicht über die Kräfte, die man doch hätte, dasselbe nicht zu achten, und zu vergessen. So versinket dann allemal die Seele in Aengstlichkeit, und alle Vernunft und jeder Ueberrest von Kraft wird zerdrücket. Zu wenig hat man auch immer Zuversicht auf das, was man bei beständigem Schmerz und Leiden unternimmt. Wenn darum der kränkliche Mensch, in langwierigen Uebeln, nur mit Gewalt seine Aufmerksamkeit der Betrachtung seines Körpers entreißet, wenn er gleich-

sam seine Seele entkörpert: so findet er gewiß unerwartete Linderung, und er verrichtet Dinge, die ihm unmöglich schienen. Aber dazu muß er auch alle Aerzte verabschieden, die ihm durch das ewige Laufen nach seinem Befinden, durch das tiefkluge Pulsfühlen und Kopfnicken, und jede Gesichtsverziehung der Fakultät, durch das Sehen von dem, was nicht ist, durch Nichtsehen, wo so vieles zu sehen wäre, durch das Nichtgefühl von allem, was Geist und Seele betrifft, oder selbst durch die weinerliche und erkünstelte Mitempfindung seiner Leiden, immer mehr aufmerksam auf das machen, was er vergessen muß. Auch seinen Freunden und Vertrauten muß er verbieten, ihm in seinen Schwachheiten zu schmeicheln. Er muß sie um Gottes willen bitten, ihm nie alles zu glauben, was er sagt: denn wenn auch alle seine Empfindungen wahr sind, so sind doch sehr viele von seinen Einbildungen falsch.

Auch alsdann noch ist Rath und Trost in der Einsamkeit übrig, wenn alles verloren ist, was uns Philosophen und Theologen von Geis-

tes-

ſtesſtärke und Geiſtesgröſſe lehren. Wenn deine Nerven gelähmt ſind, wenn dir der Kopf immer ſchwindelt, wenn du nicht die geringſte Denkkraft mehr haſt, wenn du ohne Verzweiflung nicht vermagſt, eine Seite herunter zu leſen, oder eine Zeile zu ſchreiben, wenn dich aus anerkannter phyſikaliſcher Unmöglichkeit wahre körperliche Todesangſt befällt, ſobald es auch nur darauf ankommt, die kleinſte Kraft deiner Seele in Thätigkeit zu bringen, dann mußt du vegetiren lernen. Dieß ſagte zu mir einer der hellſten Köpfe Deutſchlands, als er mich in Hannover in einem Zuſtande ſah, in welchem ich nichts mehr konnte und vermochte, als das. O Garve, wie habe ich mich an dich geſchmieget, wie hing ich an deinen Lippen, als du mir zeigteſt, daß ich mich ſelbſt, auch in dieſem Zuſtande, müſſe ertragen lernen; und als ich von dir hörte, du habeſt gelitten, was ich litt, und gethan, was du mich lehrteſt!

Es war eine Zeit, da der erhabene Mendelsſohn ſich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philoſophie ſprach: denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht weggieng. Lange

verbot er ſich darum alles Denken. In dieſem Zuſtande kam einſt, wie dieſer große und liebenswürdige Philoſoph mir ſelbſt in Hannover erzählet hat, ſein Arzt zu ihm, und fragte: was machen ſie dann, wenn ſie ſo in ihrer Stube ſind, und nicht denken dürfen? Ich gehe ans Fenſter, erwiederte Mendelsſohn, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.

Ohne deine ruhige Weisheit, o werther, edler Mendelsſohn, ohne ſolche Ergebung in die Hand Gottes, gelangt aber auch kein Menſch zu ſolcher Größe, zu ſolcher erhabenen Unterwürfigkeit im Leiden, zu ſolcher friſchen Kraft, zu ſolcher heitern, wolkenfreien Unabhängigkeit von ſeinem Körper und ſeinem Schickſal! Entzückend iſt dein Beiſpiel, und die Menſchheit muß ſich freuen, ſo oft ſie ſieht, wie ſtark man im Leiden wird, durch Gelaſſenheit.

Gelaſſenheit in völliger Unfähigkeit, ſanfte Anſtrengung bei dem kleinſten Sonnenbilde von Kraft, müſſen ſich alſo wechſelſeitig zu Hülfe kommen. So lange der Menſch noch den allergeringſten Anſpruch auf Tugend macht, wird er

auch nie so tief versinken, daß er gar nichts mehr von Selbstüberwindung hören will, wenn er auch in unglücklichen Augenblicken der Verzweiflung an nichts mehr glaubt, was lindert und tröstet. Jeder hypochondrische und nervenschwache Mensch kann über sehr schmerzhafte Gefühle des Körpers hinwegsehen, wenn er nur nicht müßig und lässig ist, wenn er nur in der Welt auch mit etwas anderm sich beschäftiget, als mit sich selbst; wenn er sich nur auch sehr mittelmäßig anstrenget, um das Uebergewicht irgend einer edlen und herzerhöhenden Neigung oder Leidenschaft über jeden traurigen Gedanken in seiner Seele zu erhalten. Jeden Keim von Thätigkeit muß man darum bei sich selbst pflegen; man muß sogar zur Thätigkeit sich zwingen, bis die Wärme der Leidenschaft kommt, und anhaltende Würksamkeit ohne alle Anstrengung folget. Nächst der so nöthigen kindlichen, gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Fügungen Gottes, halte ich stille Thätigkeit, mitten im Ueberdruß, den Nervenschwäche erzeuget, für das beste und würksamste Gegengift der Langenweile, der üblen Laune, und der Melancholie.

Gott erhalte doch in jeder leidenden Seele den tröſtlichen Gedanken, daß der Geiſt etwas über den Körper vermag. Nie iſt man bei dieſem Gedanken ganz niedergeworfen; nie verliert alsdann die Religion ihre Kraft; und nie macht man dann die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter und geiſtvoller Kopf in Trübſalen und Leiden vielleicht ſchwächer iſt, als der gemeinſte Menſch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, er ſey fähig geweſen, ſeine Aufmerkſamkeit ſo mächtig von jedem ſchmerzhaften Gefühle abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, ſo traue man doch wenigſtens meiner Verſicherung, daß auch bei der größten Unruhe der Nerven durch eine ſtarke Ableitung der Aufmerkſamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verſchwindet.

Viele bekannte Leidende haben ihren Geiſt, durch dieſe Ableitung der Aufmerkſamkeit, nicht nur in der größten Unruhe beruhigt, ſondern auch ſelbſt ſtark gemacht unter der größten körperlichen Schwäche. Rouſſeau ſchrieb viele ſeiner unſterb-

lichen Werke faſt unter beſtändigem Schmerz. Gellert ward durch ſeine angenehmen, milden und lehrreichen Schriften ein Lehrer Deutſchlands, und gewiß ſich ſelbſt in der tiefſten Hypochondrie der beſte Arzt. Mendelsſohn, der zwar nie melancholiſch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenſchwäche litt, ſchwang ſich durch ſeine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Geduld und Warten, in ſeinen ſchon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geiſteshöhe der ſchönen Tage ſeiner Jugend empor. Garve, der Jahre lang nicht mehr ſchreiben, nicht mehr leſen, nicht mehr denken konnte, ſchrieb ſeit dieſer traurigen Zeit ſein Werk über den Cicero; und dieſer bei allen ſeinen Ausdrücken ſo äußerſt vorſichtige Vernunftmann, dem es leid thäte, wenn ein einziges zu ſtarkes Wort ſeiner Feder entginge, dankt doch Gott in dieſem Werke mit einer Art von Entzückung ſelbſt für die Schwäche ſeines kränklichen Körpers, weil ſie ihn gelehret hat, was der Geiſt über den Körper vermag.

Erträglich wird auch der höchſte Schmerz durch Entſchloſſenheit und edles Hinſehen auf

einen groſſen Zweck. Heroiſcher Muth iſt äußerſt natürlich in groſſen Gefahren; und da viel gewöhnlicher als Geduld bei den kleinen Neckereien des Lebens. Aber ſchon ſelten iſt ausharrender Muth in langwierigen Quaalen, zumal wenn Melancholie die Seele lähmt, und wenn dieſe, wie es gewöhnlich geſchieht, ſich ihren gegenwärtigen Zuſtand als ewig, und ſich als ganz unglücklich vorſtellt. Von allen Uebeln, unter denen die Menſchheit ſeufzet, reicht daher keines an Melancholie, und von allen Mitteln gegen Melancholie iſt doch keines ſo zuverläſſig lindernd, wie Geſchäftigkeit im Stillen.

Einſamkeit vermindert gewiß, durch gelinde Anſtrengung und ſanftes Gegenſtreben, die Melancholie, ſobald man es ſich zum Geſetze macht, in derſelben niemals müßig zu ſeyn, mit Geduld ſein Leiden zu tragen, und im Stillen immer etwas, ſo gering es auch ſeyn mag, zu unternehmen. Unterwürfigkeit und ſanftes Hingeben, Gelaſſenheit auch in den tiefſten Schmerzen der Seele, führen oft zu neuer und unerwarteter Geiſteskraft, wenn man ſich nur dem Ekel gegen alle

Wirksamkeit nicht überläßt, und nie aufhöret, durch einen gelassenen, aber fortwährenden Widerstand sein Uebel zu bekämpfen. Jeder kleine Sieg führet zu einem größern, und auch die kleinste daher entstehende Freude unterbricht schon wenigstens das Gefühl einer immerwährenden Unlust. Man mache sich, wenn auch alle Erfordernisse der Vernunft und der Tugend gegen Krankheit und üble Laune nichts mehr gelten, selbst aus Dingen, die nicht wichtig sind, und nicht viel umfassen, ein Geschäft: denn tausendfacher Unmuth wird oft plötzlich durch eine sehr geringe Anstrengung verdränget. Die Wolken der Melancholie verschwinden, wenn man nur einiges Interesse an irgend etwas findet, das man mit dem größten Widerwillen unternimmt. Scheint auch bei äußerst schwachen und äußerst empfindlichen Nerven, bei dem größten Unmuth, und dem allervollkommensten Ueberdrusse, alles Vermögen zur Regsamkeit ganz vernichtet; erliegen auch die Nerven unter der kleinsten Anstrengung, so ist doch gewiß sehr oft, bei völliger Verzweiflung an aller Hülfe, die unüberwindlichste Ab-

neigung gegen allen Rath und allen Troſt, dieſe Unregſamkeit des Körpers, dieſe Lähmung der Seele, nichts als eine Bemäntelung unſrer üblen Laune, und alſo eine wahre Krankheit der Imagination, die man blos durch einen veſten und geſtählten Willen gegen alle Erwartung überwindet.

Zimmermann.

---

## Vorgefühl der Geſundheit.

Täuſchet ihr mit euerm Wechſeltanze,
Du, o Wunſch, und du, o Hofnung, mich?
Oder naht im Purpurnelken-Kranze
Frohen Trittes die Geſundheit ſich?
Will ſie von dem Dämon mich erlöſen,
Welcher meine Kraft gefangen nahm?
Soll ich wiederum zu dem geneſen,
Der ich der Natur vom Buſen kam?

Laß mich dir mein Vorgefühl verkünden,
Bote, alter, trauter Herzensfreund!

Wonniglich wirſt du es mit empfinden,
Wann der Dulder feſſellos erſcheint;
Wann er mit der angebornen Stärke
Jugendlich Apollens Bogen ſpannt,
Oder rüſtig zu Athenens Werke
Unter der Aegide ſich ermannt.

Ha, dein Freund, einſt mehr als halb verloren,
Keck verhöhnt von ſchnödem Uebermuth,
War zum lahmen Schwächling nicht geboren;
Ihn durchfloß kein träges, feiges Blut.
Das bezeugen ihm des Pindus Würden,
Die er in der Ohnmacht noch erwarb,
Und die Kraft, die unter allen Bürden
Nicht in zwanzig Jahren ganz erſtarb.

Heil ihm! Leichter fühlt er ſchon die Glieder;
Und der Genius, der in ihm ſtrebt,
Schüttelt freier, ſtärker das Gefieder,
Das dem ſchweren Nebel ihn enthebt.
Erde, dich mit allen deinen Bergen,
Allem laſtenden Metall darin,

Allen Riesen drauf und allen Zwergen,
Haucht er bald, wie Pflaum, vor sich dahin.

Edle Rache beut er dann der Schande,
Die er über sein Verschulden trug,
Seit der Hypochonder dumpfe Bande
Um die reingestimmten Nerven schlug;
Wann es heller um der Wahrheit Seher,
Wärmer um der Schönheit Pfleger tagt,
Und er glorreich eines Hauptes höher
Als zehntausend Alltagsmenschen ragt.

Mag es Riese dann und Drache wagen,
Gegen ihn zum Kampf heranzugehn!
Mag das Glück ihn auf den Armen tragen,
Oder er auf eignen Füßen stehn!
Neu gerüstet mit den Götterwaffen,
Die er mit gestähltem Arme führt,
Wird er sich nach Heldenrecht verschaffen,
Was sein Wunsch bedarf und ihm gebührt. —

Herr des Lebens, willst du mich erhalten,
O so gieb nur Eins, — Gesundheit mir!

Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugsam mir, alsdann
Auf des Lebens Ocean mein Steuer,
Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann.

Bürger.

---

## Todesbetrachtung.

Vom Staube, Vater, stammen wir,
Wir Erdenpilger weilen hier
Nur kurze Zeit auf Erden;
Wir sind vor dir ein fallend Laub,
Uns müssen [illegible],
Raub der Verwesung werden.

Rings um uns ist Vergänglichkeit,
Die warnend uns der Thorheit zeiht,
Wenn wir in diesem Leben
Uns unsres Ansehns, unsres Guths,

Uns unſrer Schönheit, unſres Muths
Und Reichthums überheben.

Doch webet deiner Allmacht Hauch
In unſerm Staub unſterblich auch,
Du ſchufſt uns dir zur Ehre;
Du ſelbſt willſt unſer Vater ſeyn,
Und jeder von uns darf ſich freun,
Daß er dir angehöre.

Uns zeiget dein wahrhaftig Wort
Des Glückes Ausſicht, das du dort
Im Himmel uns bereitet,
Wohin den Geiſt, der in uns lebt,
Und ſtets nach höherm Glücke ſtrebt,
Dein Vater-Rathſchluß leitet.

Herr, dieß erhebet unſren Muth,
Dieß lehrt uns weiſe, redlich, gut,
Das Erdenleben nützen;
Dieß kann, wann die Vergänglichkeit
Mit ihren Schrecken uns bedräut,
Uns Schwache unterſtützen.

Mach uns mit unſerm Werth bekannt,
Daß wir dieß Vorbereitungsland
Nach ſeiner Würde ſchätzen;
Doch unſrer Seele Zuverſicht
Auf ſeine kurzen Freuden nicht,
Nur auf den Himmel ſetzen.

Heltzen.

---

## Von der Furcht.

Ohne Zweifel iſt die Furcht eine der mächtigſten Leidenſchaften, weil es für eine der größten Tugenden gehalten wird, ſie zu unterdrücken. Sie iſt uns zu unſrer Selbſterhaltung eingepflanzt, und daher iſt es kein Wunder, daß ſie uns ſo veſt anklebt, ſo lange wir noch irgend etwas haben, das wir zu erhalten wünſchen. Da aber das Leben, mit allen ſeinen Gütern und Freuden, kaum der Erhaltung werth ſeyn würde, wenn wir in beſtändiger Furcht ſchwebten, es zu

verlieren: so kömmt es der Religion und Philosophie zu, uns von allen unnöthigen Aengstlichkeiten zu befreien, und unsre Furcht auf ihren eigentlichen Gegenstand zu lenken.

Bedenken wir, wie schmerzhaft und quälend diese Leidenschaft ist, und was für gewaltsame Würkungen sie hervorbringt, so werden wir sehen, wie gefährlich es ist, ihr bei nichtsbedeutenden Anlässen Raum zu geben. Einige sind vor Schrecken närrisch geworden, Andern hat ihre Furcht das Leben gekostet. Die Geschichte des Mannes, dem die Angst einer einzigen Nacht graue Haare machte, ist bekannt:

O! nox, quam longa es, quae facis unam senem!

Nacht, die zum Greise den Mann macht, o wie lang mußt du seyn!

Wenn eine solche Angst aus Bewußtseyn der Strafbarkeit entspringt, so ist sie die strafende Warnung der Vernunft, und kann wohl unser Mitleiden erregen, leidet aber keine Hülfe. Hat der Allmächtige sichtbar seinen Arm gegen den Gottlosen aufgehoben, so vermag das Herz des

Sterblichen ihm nicht zu widerſtehen. Wir finden eine erhabene Schilderung dieſer Leidenſchaft in dem apokryphiſchen Buch der Weisheit, wo es die Aegypter beſchreibt, wie ſie durch die Plage der Finſterniß gequält wurden.

„Da ſie meineten, das heilige Volk zu unterdrücken, wurden ſie, als die Ungerechten, der Finſterniß Gebundene und der langen Nacht Gefangene; und als die Flüchtigen lagen ſie unter den Dächern verſchloſſen vor der ewigen Weisheit. Und da ſie meinten, ihre Sünden ſollten verborgen, und unter einem blinden Deckel vergeſſen ſeyn, wurden ſie grauſamlich zerſtreuet und durch Geſpenſter erſchrecket. — Denn, daß einer ſo verzagt iſt, das macht ſeine eigne Bosheit, die ihn überzeuget und verdammet; und ein erſchrocken Gewiſſen verſiehet ſich immerdar des Aergſten. Denn Furcht kömmt daher, daß einer nicht trauet, ſich zu verantworten, noch keine Hülfe weiß. — Die ganze Welt hatte ein helles Licht, und ging in unverhinderten Geſchäften; allein über dieſen ſtand eine tiefe Nacht, ein Bild der Finſterniß, die über ſie kommen ſollte.

Aber sie waren sich selber schwerer, als die Finsterniß."

Gegen eine solche sowohl gegründete Furcht läßt sich kein Mittel vorschlagen. Allein ein Mensch, dessen Gewissen von keinen großen Vergehungen gedrückt wird, welcher auf dem graden, ebenen Wege der Gerechtigkeit und Redlichkeit wandelt, und doch, entweder aus Temperament, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen, oder aus Versäumung ernsthaften Nachdenkens, sich durch diese erniedrigende unmännliche Leidenschaft beherrschen läßt, würde wohl thun, zu bedenken, daß nichts in der Welt seine Furcht verdient, als das wohlthätige Wesen, welches sein Freund, sein Beschützer und Vater ist. Wäre dieser einzige Gedanke in unsrer Seele immer recht lebendig, welches Unglück würde uns dann noch schrecklich seyn? Wie kann zeitliche Schande uns niederbeugen, wenn wir des Beifalls dessen versichert sind, welcher den Schimpf eines Augenblicks mit der Glorie der Ewigkeit vergelten wird? Was ist die Bitterkeit des Schmerzes und der Krankheit, wenn wir wissen, daß sie uns desto eher zu unver-

vergänglicher Freude und Wonne verhelfen? Wo bleibt der Stachel des Todes, wenn wir versichert sind, daß er nur der Anfang des Lebens ist? Ein Mensch, der so lebt, daß er sich nicht fürchtet zu sterben, ist im Widerspruch mit sich selbst, wenn er sich irgend einer zufälligen Aengstlichkeit überläßt.

Horaz hat die Unerschrockenheit eines gerechten und guten Mannes so vortrefflich und erhaben geschildert, daß man die Stelle nicht zu oft anführen kann.

Den Mann, der standhaft bei der Gerechtigkeit
Verharrt, erschüttert frevelnder Bürger Trotz
Vergebens; drohender Tyrannen
Anblick vergebens; vergebens Auster,

Der allgewaltsam Adrias Sund empört;
Auch nicht der Keil des zürnenden Donnerers;
Ja, brach' und stürzte dieser Weltbau,
Schreckenlos träfen sein Haupt die Trümmer.

Das Eitle und Nichtige der Furcht wird uns noch mehr einleuchten, wenn wir bedenken:

Erstlich, daß das, was wir fürchten, vielleicht nicht geschehen wird. Kein menschlicher

Entwurf kann so künstlich angelegt und so genau berechnet seyn, daß nicht irgend ein kleiner dazwischen kommender Umstand ihn zernichten könnte. Er, der das Herz der Menschen nach seinem Wohlgefallen lenkt, und ihre Gedanken lange vorher weiß, kann durch zehntausend Zufälle, oder durch unmittelbare Veränderung in den Neigungen der Menschen, das feinste Gewebe ihrer Anschläge zerrütten, und sie zum Wohl seiner Getreuen dienstbar machen.

Hiernächst sollten wir nie vergessen, daß, wenn auch das Uebel, welches wir fürchten, geschehen sollte, es doch vielleicht viel erträglicher seyn wird, als es uns zu seyn schien. Wie es kein Glück des Lebens ohne seine Leiden giebt, so giebt es auch kein Unglück ohne seine Vortheile. Man frage die Großen und Mächtigen, ob sie nicht die Qualen des Neides und der Ehrsucht fühlen? Man frage die Armen und Dürftigen, ob sie nicht die Süßigkeiten der Gemüthsruhe und Genügsamkeit geschmeckt haben? Selbst bei Schmerzen des Körpers, bei Treulosigkeit der Freunde, oder bei verkehrten Auslegungen unsrer

löblichen Handlungen, empfindet unſre Seele (wenn ſie nur erſt eine Zeitlang an dieſe Leiden gewöhnt iſt) innere Ergießungen des Troſtes, die unmittelbare Belohnung einer frommen Unterwerfung. Die Uebel dieſes Lebens erſcheinen uns wie Felsklippen und Abgründe, rauh und unfruchtbar in der Ferne; kommen wir ihnen aber näher, ſo finden wir manchen kleinen fruchtbaren Fleck, manche erfriſchende Quelle, mit den Rauhigkeiten und Ungeſtaltheiten der Natur vermiſcht.

Zuletzt können wir uns noch mit dieſer Betrachtung tröſten, daß, ſo wie die gefürchteten Dinge vielleicht uns nicht erreichen werden, eben ſo auch wir vielleicht das nicht erreichen werden, was wir fürchten. Unſer Leben wird ſich vielleicht nicht bis zu dem furchtbaren Punkte erſtrecken, den wir vor Augen haben. Er, der unſre Schwachheiten kennt, und nicht zugeben will, daß wir über unſre Kräfte verſucht werden, erzeigt uns oft in ſeiner zärtlichen Strenge die Gnade, die Seele von ihrem Körper, und mit ihm von allen ihrem Elende, zu erlöſen.

Blicken wir nach ihm hinauf um Hülfe, so werden wir nie in Gefahr seyn, in die Abgründe hinabzustürzen, die unsre Einbildungskraft uns so gern vormahlt. Gleich denen, die auf einer Linie gehen, können wir, wenn unser Auge vest auf einen Punkt gerichtet ist, sicher fortschreiten; da hingegen ein unbesonnener oder ängstlicher Blick zur Seite uns unvermeidlich ins Verderben stürzen wird.

Steele.

---

## Aussaat in gesunden Tagen.

Wer die Jahre seiner Fröhlichkeit in Gesellschaft verschleudert, wer das Visitenwesen zu seinem ersten und einzigen Geschäfte macht, denket nicht, daß man in der frohen Zeit säen sollte, um in einer minder heitern Zukunft zu erndten. Von den Gesunden und Glücklichen will ich nicht einmal sprechen, die, mitten im Taumel ihrer

Jugendfreuden, der Tod so oft in wenig Tagen hinraffet. Aber da uns doch alle, früher oder später, die Freude verläßt; da wir so wenig Ursache haben, auf eine dauerhafte Gesundheit zu zählen; da wir tausend Dinge nicht thun, die Keckheit und Kühnheit bis in das späteste Alter erhalten: so sollten wir, wie mich deucht, doch wenigstens unzerstörbare Kräfte sammeln für unsere Seelen. Die beste Gesundheit kann verwelken und vergehen; aber das heilige Feuer seiner Seele muß man so bewahren, daß es nie erlöschet. Weisheit und Tugend, Muth vor Menschen und Furcht vor Gott, dieß hilft dulden und tragen, dieß schützet und stärket, und dieß hebt uns, wenn wir auch lange niedergeworfen sind, immer wieder in die Höhe.

Ueberdruß und Ekel sind doch endlich die unvermeidliche Folge der beständigen Treibjagd nach Ergötzung. Wer den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; wer nun einmal sich selbst gestehen muß, es sey für ihn in der Welt nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen, und nichts mehr zu thun; wer im Ge-

nusse des Vergnügens von Ekel überfließet, über seine eigene Gefühllosigkeit erstaunt, und die zauberische Einbildungskraft nicht mehr hat, die alles verändert, verschönert und verfeinert, der rufet vergeblich die Töchter der Wollust zu sich.

Zimmermann.

---

## Kirchengesang vom Tode.

Durch den wir sind, Herr unser Gott,
Verlaß einst in der Todesnoth
Uns nicht, die dir vertrauen;
Laß uns mit neugestärktem Sinn
Dann über Grab und Moder hin
Zu deinem Himmel schauen.

Wann unsre letzte Zähre starrt,
Die deiner Hülfe, Vater, harrt,
Dann höre du ihr Flehen.
Laß uns durch Christum, unsern Herrn,

Den rauhen Pfad des Todes gern
Und ohne Zittern gehen.

Dem Saamen für die Ewigkeit
Vergönne dann auf kurze Zeit
Den Schlummer in der Erden;
Einſt laß an deinem Richttag ihn
Mit beſſrer Schöne wieder blühn,
Und reif zur Erndte werden.

Den Geiſt, der in uns lebt und denkt,
Dem du Unſterblichkeit geſchenkt,
Den wir zu dir erheben,
Den leite du an deiner Hand
Hin in ſein wahres Vaterland,
Hin in ein beſſer Leben.

Mit unſern Lieben, die du ſchon
Verſammelteſt vor deinem Thron,
Verehr' er dich dort oben,
Staun', Höchſter, deine Gottheit an,
Und lerne von den Engeln dann
Dich deiner würdig loben.

Doch, daß zu jener Seligkeit
Wir ſchon in dieſer Pilgerzeit
Uns vorbereiten können;
So laß von Liebe, Gott, zu dir
Und zu der Tugend immer hier
Schon unſre Herzen brennen.

Verleih' uns Kraft zum ernſten Streit
Mit Täuſchungen der Sinnlichkeit,
Daß wir ſie überwinden,
Und laß, wenn unſre Stunde ſchlägt,
Der Richter unſre Thaten wägt,
Uns dich als Vater finden.

Ueltzen.

Für

# zweifelnde Denker,

welche

Beruhigung in den theuersten Wahrheiten der Religion suchen.

# Ueber den Tod.

Ich ziehe oft in einem Kaffeehause die Augen des ganzen Zimmers auf mich, wenn ich zu einer Zeit, da alles von Neuigkeiten voll, und das Holländische Paketboot vielleicht eben angekommen ist, von dem Wirth die Sterbeliste der letzten Woche fordere. Man hat mich bey dieser Gelegenheit zuweilen für einen Küster, zuweilen für einen Leichen-Entrepreneur, und zuweilen für einen Arzt gehalten. Mein wahrer Bewegungsgrund aber ist meine philosophische Denkungsart, da ich hieraus Gelegenheit nehme, über die regelmäßige Vermehrung und Verminderung des Menschengeschlechts nachzudenken, und die verschiedenen Wege zu betrachten, durch welche wir aus dem Leben in die Ewigkeit hinübergehen.

Ich freue mich daher über diese wöchentlichen Warnungen, die meine Seele auf Gedanken lenken, welche die tägliche Unterhaltung jedes vernünftigen Geschöpfs seyn sollten; und stelle mir oft mit innigem Vergnügen vor, durch welche dieser Erlösungen, oder wie wir es gemeiniglich nennen, Krankheiten, ich vielleicht aus dieser Welt des Kummers und der Schmerzen in denjenigen Zustand der Existenz übergehen werde, worin ich glücklicher zu seyn hoffe, als ich es jetzt zu begreifen vermag.

Doch dieß ist nicht der einzige Gebrauch, den ich von jenem wöchentlichen Verzeichniß mache. Eine Sterbeliste ist, meiner Meinung nach, ein unwiderleglicher Beweis für das Daseyn einer Vorsehung. Wie können wir es, ohne anzunehmen, daß wir unter der beständigen Aufsicht eines höchsten Wesens stehen, auf irgend eine mögliche Weise erklären, daß sich, wie aus allen Sterbelisten erhellet, zwischen der Anzahl der Gebornen und Verstorbnen, wie auch der Knaben und Mädchen, welche geboren werden, ein so genaues Verhältniß findet? Was sonst könnte

wohl den Zuwachs jeder Nation so richtig mit ihrem Verlust ins Gleichgewicht bringen, und diese neuen Ankömmlinge in so gleiche Haufen beider Geschlechter abtheilen? In der Hand des Ungefährs könnte die Waage unmöglich immer so gleich stehen. Würden wir nicht durch einen verständigen Aufseher gezählt und berechnet, so würden wir zuweilen mit Menschenschwärmen überladen werden, und zu andern Zeiten uns fast ganz entvölkert sehen; bald würden wir ein Populus virorum, wie Florus es sehr zierlich ausdrückt, oder eine Generation von Männern, bald ein Volk von lauter Weibern seyn. Wir können diese Betrachtung auf jede Gattung lebendiger Geschöpfe ausdehnen, und uns die ganze animalische Welt als eine ungeheure Armee vorstellen, die aus unzähligen Korps besteht, deren Regimenter nun beinahe fünf tausend Jahre lang auf eine so wunderbare Weise vollzählig erhalten worden, daß vermuthlich während dieser langen Zeit eine einzige Gattung verloren gegangen. Könnten wir allgemeine Sterbelisten von jeder Art von Thieren haben, oder nur besondre von jeder

Gattung in jedem veſten Lande oder Eilande, ja nur in jedem Walde, Moraſt, oder Berge, welche erſtaunliche Beweiſe würden ſie nicht von der Vorſehung ſeyn, die über alle ihre Werke wacht!

Ich habe von einem großen Manne in der Römiſchen Kirche gehört, der, als er im fünften Kapitel des erſten Buchs Moſis die Worte las: Und Adam lebte neun hundert und dreyßig Jahre, und ſtarb; und Seth lebte neun hundert und zwölf Jahre, und ſtarb; und Methuſalah lebte neun hundert neun und ſechzig Jahre, und ſtarb: ſogleich der Welt entſagte, und ſich in ein Kloſter einſchloß, weil er glaubte, daß in dieſem Leben nichts ſeines Beſtrebens würdig ſey, was nicht Beziehung auf ein künftiges habe.

Die Wahrheit iſt, nichts in der ganzen Geſchichte iſt lehrreicher, als die Nachrichten, die wir in derſelben von dem Tode großer Männer und ihrem Verhalten in dieſem furchtbaren Zeitpunkte finden. Ich kann noch hinzuſetzen, es giebt keine Theile der Geſchichte, die den Leſer ſo empfindlich rühren und vergnügen. Die Urſach davon iſt, meiner Meinung nach, weil es

keinen andern einzelnen Umstand in der Geschichte irgend einer Person giebt, welcher jeden der Leser möglicher Weise auch treffen könnte. Eine Schlacht oder ein Triumph sind Fälle, in welche kein einziger unter einer Million vermuthlich kommen wird; sehen wir aber einen Menschen am Rande des Grabes, so können wir nicht umhin, auf alles, was er spricht oder thut, aufmerksam zu seyn, weil wir versichert sind, daß wir selbst, früh oder spät, uns in demselben melancholischen Zustande befinden werden. Der General, der Staatsmann, oder der Philosoph sind vielleicht Charakter, in denen wir nie handeln werden; aber der sterbende Mann ist ein Charakter, welcher, früh oder spät, gewiß auch der unsrige seyn wird.

Eben dieß ist vielleicht auch der Grund, warum wenig Bücher, die in England erschienen sind, so viel gelesen werden, als Sherloks Abhandlung vom Tode; wiewohl ich zu gleicher Zeit gestehen muß, daß der, welcher dieß vortreffliche Werk nicht gelesen hat, eine der stärksten Ueberredungsschriften zu einem gottesfürchtigen Leben

nicht kennt, die vielleicht je in irgend einer Sprache geschrieben worden.

Die Betrachtung, mit welcher ich diesen Versuch über den Tod beschließen will, ist eine der ältesten und gewöhnlichsten Moralen, die man den Menschen angepriesen hat. Aber eben das, daß sie so gemein, und so durchgängig angenommen ist, ob es ihr gleich den Reiz der Neuheit nimmt, giebt ihr ein desto größeres Gewicht, da es zeigt, daß sie dem Verstande aller Menschen einleuchtet. Kurz, mein Wunsch ist: Jedermann bedächte, daß er in diesem Leben nichts weiter, als ein Fremdling und Pilger ist, und daß er seine Ruhe nicht hier suchen, sondern immer ein aufmerksames Auge auf denjenigen Zustand des Daseyns richten sollte, dem er mit jedem Augenblick näher kömmt, und welcher in alle Ewigkeit unwandelbar und unverändert fortdauern wird. Diese einzige Betrachtung sollte hinreichen, die Bitterkeit des Hasses, den Durst der Habsucht, und die Grausamkeit des Ehrgeizes in uns zu vertilgen.

Ich lese nie ohne großes Vergnügen eine Stelle aus dem Antiphanes, einem sehr alten Dich-

Dichter, der beinahe hundert Jahre vor dem Sokrates lebte, welche das menschliche Leben in diesem Gesichtspunkt darstellt. Hier ist eine wörtliche Uebersetzung derselben: Traure nicht übermäßig um deine verstorbnen Freunde. Sie sind nicht todt, sondern haben nur die Reise vollendet, die jeder von uns machen muß. Wir selbst müssen hin zu dem großen Wohnorte, wo sie alle versammelt sind, und in diesem allgemeinen Sammelplatz des Menschengeschlechts wartet ein ganz anderer Zustand des Daseyns auf uns.

Mich dünkt, ich habe schon in einem meiner vorigen Blätter der schönen Metaphern in der Schrift erwähnt, wo das Leben eine Wallfahrt, und die Lebendigen Fremdlinge und Pilger auf Erden genannt werden; und dieß erinnert mich an eine Geschichte, die ich irgendwo in Chardins Reisen gelesen habe. Nachdem er angemerkt hat, daß man die Häuser, worin die Karavanen in Persien und andern Morgenländern beherbergt werden, Karavanserayen nenne, erzählt er Folgendes:

Ein Derwisch kam, auf seiner Reise durch die Tartarei, in die Stadt Balk, und ging aus Versehen in den königlichen Pallast, weil er ihn für eine öffentliche Herberge oder Karavanserey hielt. Nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen hatte, begab er sich in ein lange Gallerie, wo er sein Felleisen ablegte, und seine Decke ausbreitete, um auf derselben, der Gewohnheit der orientalischen Völker gemäß, auszuruhen. Er hatte noch nicht lange so gelegen, als einige von der Wache ihn entdeckten, und ihn fragten, was er da zu thun habe? Der Derwisch sagte ihnen, er gedächte in dieser Karavanserey sein Nachtlager zu halten; worauf die Wache ihm sehr zornig zu wissen that, daß das Haus keine Karavanserey, sondern der königliche Pallast sey. Von ungefähr ging der König selbst während dieses Streits durch die Gallerie; er lächelte über den Irrthum des Derwisch, und fragte ihn, wie er doch so dumm seyn, und einen Pallast nicht von einer Karavanserey unterscheiden könnte? Herr, sagte der Derwisch, erlaube mir, dir eine oder zwey Fragen zu thun. Wer wohnte in diesem Hause,

als es zuerſt erbaut wurde? — Meine Vorfahren, verſetzte der König. — Und wer, ſagte der Derwiſch, wohnte hier zuletzt? — Mein Vater. — Und wer wohnt jetzt hier? — Ich ſelbſt? — Und wer wird denn nach dir hier wohnen? — Der junge Prinz, mein Sohn. — „Ach Herr! ſagte der Derwiſch: ein Haus, das ſo oft ſeine Bewohner verändert, und immer andere Gäſte beherbergt, iſt kein Pallaſt, ſondern eine Karavanſerey.“

Addiſon.

---

## Fragment aus einem Briefe an Andreas.

Willſt du ſehen, wie die Phariſäer ſelbſt mit ſich umgehen: ſo ließ unter andern die Geſchichte von dem Blindgebornen, Johannis 9. vom 10 bis 34. V. inclulive. Ich weiß wohl, die Bibel liegt immer nicht weit von dir; ſie könnte doch aber grade einmal in der andern Kammer liegen; und ſo will ich ſie herſchreiben:

„Da ſprachen ſie zu ihm: Wie ſind deine Au-
„gen aufgethan?“

„Er antwortete und ſprach: Der Menſch,
„der Jeſus heißt, machte einen Koth, und ſchmie-
„rete meine Augen, und ſprach: Gehe hin zu
„dem Teiche Siloha, und waſche dich. Ich ging
„hin und wuſch mich, und ward ſehend.“

„Da ſprachen ſie zu ihm: Wo iſt derſelbige?
„Er ſprach: Ich weiß nicht.“

„Da führten ſie ihn zu den Phariſäern, der
„weiland blind war.“

„Es war aber Sabbath, da Jeſus den Koth
„machte, und ſeine Augen öffnete.“

„Da fragten ſie ihn abermal, auch die Pha-
„riſäer, wie er wäre ſehend worden? Er aber
„ſprach zu ihnen: Koth legte er mir auf die Au-
„gen, und ich wuſch mich, und bin nun ſehend.“

„Da ſprachen etliche der Phariſäer: Der
„Menſch iſt nicht von Gott, dieweil er den Sab-
„bath nicht hält. Die andern aber ſprachen:
„Wie kann ein ſündiger Menſch ſolche Zeichen
„thun? Und es ward eine Zwietracht unter ih-
„nen.“

„Sie sprachen wieder zu dem Blinden: Was „sagest du von ihm, daß er hat deine Augen auf„gethan? Er aber sprach: Er ist ein Prophet.“

„Die Juden glaubten nicht von ihm, daß „er blind gewesen, und sehend worden wäre, bis „daß sie riefen den Aeltern deß, der sehend war „worden,“

„Fragten sie, und sprachen: Ist das euer „Sohn, welchen ihr saget, er sey blind geboren? „Wie ist er denn nun sehend?“

„Seine Aeltern antworteten ihnen, und spra„chen: Wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, „und daß er blind geboren ist.“

„Wie er aber nun sehend ist, wissen wir „nicht; oder wer ihm hat seine Augen aufge„than, wissen wir auch nicht. Er ist alt genug, „fraget ihn; lasset ihn selbst für sich reden.“

„Solches sagten seine Aeltern, denn sie furch„ten sich vor den Juden; denn die Juden hat„ten sich schon vereiniget, so jemand ihn für „Christum bekennete, daß derselbige in den Bann „gethan würde.“

„Darum sprachen seine Aeltern: Er ist alt „genug, fraget ihn.“

„Da riefen sie zum andernmal dem Men„schen, der blind gewesen war, und sprachen zu „ihm: Gieb Gott die Ehre: Wir wissen, daß „dieser Mensch ein Sünder ist.“

„Er antwortete und sprach: Ist er ein „Sünder, das weiß ich nicht; eins weiß ich „wohl, daß ich blind war, und bin nun sehend.“

„Da sprachen sie wieder zu ihm: Was thät „er dir? Wie thät er deine Augen auf?“

„Er antwortete ihnen: Ich hab's euch jetzt „gesaget; habt ihr's nicht gehöret? Was wollet „ihrs abermal hören? Wollet ihr auch seine Jün„ger werden?“

„Da fluchten sie ihm, und sprachen: Du bist „sein Jünger; wir aber sind Mosis Jünger.“

„Wir wissen, daß Gott mit Mose geredet „hat; diesen aber wissen wir nicht, von wannen „er ist.“

„Der Mensch antwortete und sprach zu ih„nen: Das ist ein wunderlich Ding, daß ihr

„nicht wisset, von wannen er sey; und er hat „meine Augen aufgethan.“

„Wir wissen aber, daß Gott die Sünder „nicht höret; sondern so jemand gottesfürchtig „ist, und thut seinen Willen, den höret er.“

„Von der Welt an ist's nicht erhöret, daß „jemand einem gebornen Blinden die Augen auf„gethan habe.“

„Wäre dieser nicht von Gott, er könnte „nichts thun.“

„Sie antworteten, und sprachen zu ihm: „Du bist ganz in Sünden geboren, und lehrest „uns? Und stießen ihn hinaus.“

Nicht wahr, ärger konnten sie doch sich nicht prostituiren? Und es fehlt nur noch, daß sie eine Commission von Naturkündigern und Aerzten niedergesetzt hätten, das Faktum zu untersuchen und darüber ihr Bedenken einzugeben.

Ich setze kein Wort zum Text hinzu; und die Wahrheit zu sagen, es dünkt mir das die beste Methode, wenn man nichts hinzusetzt, denn man verdirbt doch nur daran.

Du frägst: welche Geschichten mir die herrlichsten dünken?

Alle, Andres, alle! . . . ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand . . . seine Schuhriemen sind mir heilig. Und wer kann sich was wollen dünken lassen?

Wenn er sagt: „Friede sey mit Euch;“ so haben wir unser ganzes Leben zu thun, und werden es wohl im Himmel erst verstehen lernen, was das einzige Wort Friede in seinem Munde heisse.

Andres, du kannst denken, daß alles, was ihn angeht, und was er gesagt und gethan hat, viel Sinn und Bedeutung habe; und daß wir zu klein sind, über die Herrlichkeit der Geschichten zu richten.

Indeß machen sie doch, wie sie da stehen, auf unser Herz verschiedenen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht, und von einem Tröster, den er senden will; wo er den Blinden die Augen aufthut; wo er die Seinen liebt bis ans

Ende, und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meiſtert.

Denk' einmal, Andres, wenn der Teufel, der ſo mächtig iſt, und der nur Freude daran hat, zu quälen, und alles um ſich her elend zu machen, wenn der freie Hand, und Niemand über ſich hätte; was würde aus der Welt und uns armen Menſchen werden! Muß es denn einen nicht freuen, wenn man ſieht, daß er einen Uebermann hat, und daß grade der ſein Uebermann iſt, der da half und geſund und ſelig machte alle, die zu ihm kamen, und deß Barmherzigkeit kein Ende hat? Und der Tod! Er iſt doch ſchrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt ſich vor ihm, denn er nimmt uns alles. Wenn du nun ſiehſt, daß unſer Herr Chriſtus zu Nain einen Todten erweckt, den ſie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der ſchon vier Tage im Grabe gelegen war; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens ſprechen hörſt, wo wir unſern Anſelmo wieder ſehen ſollen, und wo die guten und frommen Menſchen aller Zeiten und Völker ſollen verſammlet werden; wenn du ihn

nun ſagen höreſt, daß, wer an ihn glaubt, nicht ſterben ſoll, ob er gleich ſtürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünſcheſt du nicht von Herzen, an ihn zu glauben? Aber, „der Glaube iſt nicht jedermanns Ding,“ und er ſteht nicht ſo zu Gebot, Andres. Die Apoſtel ſelbſt, die um ihn waren, und die geſehen und gehört hatten, „ſprachen zu dem Herrn: ſtärke uns den Glau„ben.“ — Ich ſehe an dem Cananäiſchen Weiblein und andern Exempeln: daß man wenig wiſſen kann und groſſen Glauben haben; und an den Phariſäern, daß man viel wiſſen kann und doch nicht glauben. — Chriſtus ſagte zu den Phariſäern: „wie könnet ihr glauben, die ihr „Ehre von einander nehmet;“ und Paulus ſpricht von „Menſchen von zerrütteten Sinnen, „untüchtig zum Glauben“ u. ſ. w.

Daher ſehe ich die Geſchichten, wo vom Glauben die Rede iſt, fleiſſig an, und merke auf den Sinn ſolcher Leute, um daraus zu lernen: nicht was ich noch wiſſen muß, um glauben zu können, ſondern was ich noch vergeſſen, mir aus

dem Sinn ſchlagen, und von mir abthun muß, damit der Glaube recht an mich haften könne.

Claudius.

---

## Die Auferſtehungs-Knospen.

Warum, beglückter Bürger zweier Welten,
Entwendeſt du dem Himmel deinen Blick;
Erhebſt ihn zu der Flur umher ſo ſelten,
Und ſenkſt ihn auf die Erde ſchnell zurück?

Dort ruht dein Blick auf dürrem, gelben Laube,
Vom Herbſt entſchüttelt und umher geſtreut.
Wie? Freund, bey dieſem Anblick wankt dein Glaube
An Auferſtehung und Unſterblichkeit?

Sieht denn dein Trübſinn in der Schöpfung Räumen
Nichts als das Blatt, das jetzt dem Herbſte fiel?

Schon Knospen dort auf Büschen und auf Bäumen,
An jedes abgefall'nen Blattes Stiel.

Und diese Hofnungsknospen überleben
Des Winters Frost, des Herbstes Nebelrauch;
Den Zweig mit Laub und Blüten zu umgeben,
Erwarten sie des Lenzes warmen Hauch.

Blick um dich her, und lerne von der Pflanze!
Der lichte Frühling ahnet ihr schon jetzt;
Für ihn sind in des Herbstes schwächerm Glanze
Die Auferstehungsknospen angesetzt.

Blick in dich selbst, und reiße die Gedanken
Zum Felsen der Unsterblichkeit hinan,
Aus der Verwesung grauenvollen Schranken,
Wo keine Hofnung Knospen setzen kann.

Auf Staub und Moder die Gedanken senken
Mag, soll dein Geist nicht, der unsterblich ist!
Der gern, — an heut und morgen will er denken, —
Die Nacht, da niemand wirken kann, vergißt.

Blick um dich her, und lerne von der Pflanze!
Sie würkte nicht für dieſes Jahr allein;
Ihr Knospentreiben greift in ihre ganze
Entfernte, künftige Beſtimmung ein.

Der Pflanze Kräfte werden ſich entfalten,
Die knospenreich im Frühling auferſteht,
Des Lenzes Athem wird die Knospen ſpalten:
Zum Knospentreiben iſt es dann zu ſpät.

Blick in dich ſelbſt; was hat dein Herz gewonnen
An Tugend, die des Daſeyns Luſt erhöht?
Haſt du des Geiſtes Bildung ſchon begonnen?
Denn zum Beginnen iſt es dort zu ſpät.

Auf wichtige beglückende Geſchäfte
Dich vorbereiten ſoll die Lebenszeit!
Entwickeln aber deines Geiſtes Kräfte,
Erhöhen, erweitern wird die Ewigkeit.

Willſt du zur erſten Zuverſicht erheben
Die ſchöne Hofnung der Unſterblichkeit? —

Sie wächst nur mit dem unverdroßnen Streben
Nach immer höherer Vollkommenheit.

Dein Geist entschlüpft dem Leib und Erdenballe,
Drängt durch den Tod, wie durch den Schlummer sich;
Die Nerve reiße nur, der Knochen falle: —
Unsterblich, Freund, unsterblich ist dein Ich!

Ungenannter.

---

## Die Religion.

Die Religion ist Alles. Siehe, die Göttin steigt von den Wolken zum elenden Menschen herab, und bringt ihm in ihrer linken Hand diese Welt, in ihrer rechten die künftige entgegen. Die Religion! die einzige Gewähr, daß der Mensch ein Mensch sey; sie, die einzige Stütze, welche den Menschen über ihn selbst hebt; sogar in dieser Nacht der Schwachheit, des Wechsels und des

Todes, ſchenkt ſie der Seele eine Seele, die wie ein Gott handelt. Religion! Vorſehung! eine Zukunft! Hier iſt ſicher zu fußen; hier iſt veſter Fels; dieſes kann uns halten; alles Uebrige iſt See! ſinkt unter uns, beſtürmt und verſchlingt uns endlich. Der Gerechte ergreift mit ſeiner Hand den Himmel, heißt die Erde ſich immer fortwälzen, und fühlt von ihrem eiteln Wirbel nichts.

Wie wenig ein Elender aus dicker, unreiner Luft, aus Finſterniß und Geſtank, und erſtickenden Dünſten, und grauenvollen Kerkern durch das günſtige Schickſal erlöſt, auf einen ſchönen Hügel hinanklimmt, wo ihn ein heitrer Aether umringt, und elyſäiſche Ausſichten hervorſteigen; ſein Herz hüpft, ſeine Geiſter ſchütteln ihre Bürde ab; er jauchzt, wie neugeboren, über die Veränderung. Alſo frohlocket die Seele, wenn ſie, von unrühmlichen Arbeiten und ſchändlichen Wolüſten, von dem Schaum und den Hefen irdiſcher Verbindungen befreit, ſich zur Gegend der Vernunft, ihrem eignen Elemente, aufſchwingt,

unsterbliche Hofnungen athmet, und nach dem Himmel strebt.

O Religion! du bist die Seele der Glückseligkeit; und der ächzende Golgatha ist die Seele von dir. Dort strahlen die edelsten Wahrheiten; dort dringen uns die stärksten Bewegungsgründe ans Herz! Dort wird die Seele von einer heiligen Gewaltthätigkeit angegriffen; dort bleibt kein Mittel, uns zu bekehren, ungebraucht, ausser dem Zwange. Kann Liebe uns locken? oder kann Schrecken uns demüthigen? Er weint! — Die fallende Zähre löscht die Sonne aus; Er seufzt! — Der Seufzer erschüttert die tiefe Grundveste der Erde. Ist er in seiner Liebe so fürchterlich, was muß denn nicht sein entbrannter Grimm, seine flammende Zärtlichkeit seyn? Muß nicht diese, gleich dem sanften gelinden Oele, noch heftiger, als andre Feuer, lodern? Ist Beten, ist Preisen vermögend, es abzuwenden? — O du, mein Alles! mein Gesang! meine Begeisterung! und meine Krone! meine Stärke im Alter! meine Erhöhung in der Niedrigkeit! meiner Seele Ehrgeiz, Wollust, und Reichthum!

Reichthum! — meine Welt! mein Licht in der Finsterniß! mein Leben im Tode! mein Ruhm in der Zeit! mein Glück in der Ewigkeit! in der Ewigkeit, welche noch zu kurz ist, dein Lob zu verkündigen! oder die Tiefe deiner Liebe gegen den Menschen zu ergründen! gegen den Menschen, den geringsten der Menschen, sogar gegen mich; mein Opfer! mein Gott! o was für Dinge sind diese!

Was bist denn Du? Mit welchem Namen soll ich dich nennen? Wüßte ich auch den Namen, welchen andächtige Erzengel brauchen, so sollten andächtige Erzengel, von mir unbeneidet, den Namen allein besitzen. Tausend sind erhabner, keiner ist halb so süß, als der, welcher, obgleich unausgesprochen, doch stets in meinem Herzen glüht: O wie sehr verliert sich die Allmacht in der Liebe! Du großer Menschenfreund! Vater der Engel! aber ein Vertrauter des Menschen! der du, wie Jakob, deine jüngern Kinder am zärtlichsten liebst! Du, der du ihn erretten, der du den glimmenden Brand aus den Flammen reißen, und in deinem Blute aus-

löschen wolltest; wie hat es dir doch gefallen, uns durch Wohlthaten in Bekümmerniß zu setzen! unter unsrer Dankbarkeit, die zur Geburt viel zu groß ist, uns ächzen zu lassen! zu begnadigen, und zu beschämen! alle Vergeltung zu fordern, und unmöglich zu machen! in erstaunliche Höhen einer überschwenglichen Liebe emporzusteigen, und das Lob im fernen Thale kreichend zurückzulassen! Denn gar zu großes Recht beraubt dich deines verdienten Lohns; und unser erhabenster Gesang ist ein Frevel. Weil aber der bloße Wille schon deine Huld erlangt, so soll unter diesem Denkmale von unbezahltem Lobe, und dem künftig mit meinem Liede harmonisch klingenden Leben, (diesem vortrefflichen Lobgesange für den Himmel!) unter diesen soll meine Furcht des Todes auf ewig begraben liegen; und jede Furcht, das Schrecken vor jedem Uebel, außer deinem Zorne.

Young.

## Widersprüche der Irreligion.

Ist's möglich, daß ein Mensch, der hier die Wunder siehet,
Die jeder Blick in die Natur ihm zeigt,
Das Saamenkorn, das keimt, und wächst, und blühet,
Den Duft, der aus der Blume steigt,
Die Frucht, ganz der Natur des Menschen angemessen,
Den Menschen, diesen Herrn von einer schönen Welt,
Des kleinstes Glied ein Wunder in sich hält,
Bei dem selbst nicht der feinste Theil vergessen,
Der ihn für jede Art Genuß empfänglich macht;
(O wär's der Mensch allein, was Gott hervorgebracht,

Wer könnte ſelbſt alsdann des Schöpfers Weisheit meſſen?)
Iſt's möglich, daß ein Menſch ſich ſelbſt und alles ſiehet,
Das Sonnenheer, das an dem Himmel glühet,
Die Welten, die in jenen fernen Höhen
Unzählbar ſich um ſie, gleich Sonnenſtäubchen, drehen,
Die zwar das Auge nicht erreicht,
Und deren Daſeyn doch des Menſchen Geiſt erfleucht:
Sie wälzen auf gemeſſ'nen Pfaden
Durch's Unermeßliche ſich ewig fort,
Und kehren dann, vielleicht nach Myriaden,
In dem beſtimmten Nu zurück zum erſten Ort.
Sie fliehen in gemeſſ'ner Ferne,
Und weichen nie von ihrer Bahn;
Unzählbar iſt das Weltenheer der Sterne,
Die durch die Schöpfung fliehn, und nie zu weit ſich nahn;
Iſt's möglich, daß ein Menſch dies alles ſiehet,
Und nicht von Ehrfurcht voll vor deſſen Schöpfer glühet?

Iſt's möglich, daß er glaubt: der Gott, der ſeine Welt
Mit ſo viel Weisheit ſchuf, mit ſo viel Macht erhält,
Der ſelbſt das kleinſte Thier zum Heil und Glück erleſen,
Der Lieb' und Milde nur durch ſeine Schöpfung goß,
Der wäre gegen uns, uns ſeine Menſchen blos
Nicht liebevoll, nicht väterlich geweſen,
Nein grauſam nur und ungerecht;
Der hätt' in unſrer Bruſt ſolch ein Gefühl gelegt,
Das unausſprechlich uns zur Luſt des Lebens wecke,
Damit in jedem Nu uns die Vernichtung ſchrecke;
Der hätte mit ſo viel Vollkommenheit,
Mit ſo viel innrer Kraft für eine Ewigkeit,
So herrlich unſern Geiſt erſchaffen,
Um ihn nach einer Spanne Zeit,
Wenn nun die Weisheit ihm erſt ihre Schätze beut,

Zum Nichtseyn wieder hinzuraffen;
Der hätte sonder Zweck in dieser seiner Welt
Das edelste Geschöpf vernünftig aufgestellt;
Der hätte thöricht es mit der Gewalt versehen,
Die schrecklichsten der Thaten zu begehen,
Die Rechte der Natur unmenschlich zu entweihn,
Die Pest in seiner Welt, der Menschheit Feind zu seyn,
Den Schöpfer selbst zu schmähn, Gift auf sein Werk zu sprühen,
Und seinem ganzen Zorn dann durch ein Stahl zu fliehen?
Ist's möglich, daß ein Mensch so eine Lehre glaubt,
Daß er in dieser Welt so einen Gott erkennet,
Der seinen Menschen nur zum Daseyn Stunden gönnet,
Der, was er eben gab, mit Schrecken wieder raubt?
Ist's möglich, daß ein Mensch dies zu beweisen suchet,
Und seinen Schöpfer selbst durch diese Lehre fluchet?

Iſt's möglich, daß er lächelnd ſpricht:
Wer iſt der, den die Welt als Gott verehret?
Ich kenne den Gepriesnen nicht;
Was uns die Schrift von ihm, von ſeinen Werken lehret,
Iſt Aberglauben und Gedicht.
Ich habe ſie, die Wahrheit, ganz gefunden,
Vor meinen Blicken iſt des Irrthums Nacht verſchwunden:
Der Menſch iſt hier in dieſe Welt geſetzt,
Daß er darinnen ſich durch jede Luſt ergötzt.
Was iſt die Tugend? Ha! Was iſt Gewiſſen?
Er ſoll die Welt, wie's ihm behagt, genießen;
Vor wem will ſich der Thor denn ſcheun?
Wenn nun der Tod ihn ruft, ſo wird er nicht mehr ſeyn.

Dir, Freigeiſt, mag dies wohl erträglich ſcheinen,
Du biſt vielleicht ein hochgeehrter Mann,
Bei dem ſich Hoheit, Macht, und Schätze und Ruhm vereinen,

Der stets, wie's ihm gefällt, den Lüsten fröhnen kann;
Doch sieh den Armen an, der hier in Trübsal schmachtet,
Der sich im Staube krümmt, und den dein Stolz verachtet:
Er wird des Lebens nimmer froh;
Der Kummer speist mit ihm bei seinem dürft'gen Mahle,
Und wacht mit ihm auf seinem Stroh,
Früh bei dem ersten Sonnenstrahle
Ruft ihn die Dürftigkeit zur harten Arbeit schon;
Er seufzt und sieht mit Müh und Elend sich umfangen,
Der Schweiß entfließt den blassen Wangen;
Und was ist dann der blut'gen Mühe Lohn?
Ein dürftig Mahl, das halb nur seinen Hunger stillet,
Erwartet ihn, wenn er, von Mittagsglut verzehrt,
Zu seiner Hütte wiederkehrt.
Des Baches Kühl, das aus dem Hügel quillet,

Nebst seinen heißen Gaum; er kennt die Speisen
nicht,
Die deine goldne Tafel schmücken,
Der grüne Brosam nur muß ihn erquicken.
Die Gattin kömmt mit blassem Angesicht
Und trüben Blicken ihm entgegen;
Die Kinder suchen ihn durch Flehen zu bewegen,
Wenn er die dürft'ge Kost zur Nahrung ihnen
reicht;
Er hört ihr Flehn, und wird im Innersten er-
weicht,
Und ach! vermag es nicht, ihr Bitten zu er-
füllen,
Und ihren Hunger ganz zu stillen.
Nichts kann ihn mehr auf dieser Welt erfreun;
Nur der Gedanke muß ihm Trost und Lindrung
senden:
Einst wird es besser mit mir seyn!
Und diesen Trost willst du, o Freigeist, ihm ent-
wenden?

Benkowitz.

## Einige Beweise für das Daseyn eines höchsten Wesens, besonders aus der Anatomie.

Diejenigen von den Alten, welche etwas von der Anatomie verstanden, schlossen aus dem äussern und innern Bau eines menschlichen Körpers, daß er das Werk eines höchst weisen und mächtigen Wesens seyn müsse. So wie die Menschen nach und nach tiefere Einsichten in diese Kunst bekamen, gaben ihre Entdeckungen ihnen auch immer neue Gelegenheiten, die Veranstaltungen der Vorsehung in der Bildung des menschlichen Körpers zu bewundern. Galenus ward durch seine Zergliederungen bekehrt, und konnte nicht umhin, bey Betrachtung eines so bewundernswürdigen Kunstwerks, ein höchstes Wesen zu erken-

nen. Von manchen Theilen des Körpers wußten freilich die alten Anatomiker den eigentlichen Nutzen nicht; da ſie aber ſahen, daß die meiſten von denen, welche ſie unterſuchten, mit bewundernswürdiger Kunſt zu ihren verſchiedenen Verrichtungen eingerichtet waren: ſo zweifelten ſie nicht, daß auch die, deren Nutzen ſie nicht einſahen, mit gleich großer Weisheit zu gewiſſen Zwecken und Abſichten dienen würden. Seitdem unſre neuern Zergliederer den Umlauf des Bluts entdeckt, und noch viele andere wichtige Entdekkungen gemacht haben, ſehen wir neue Wunder im Bau des Menſchen, und entdecken mancherlei wichtige Abſichten bei jenen Theilen, deren Nutzen die Alten nicht kannten. Kurz, der menſchliche Körper iſt ein Werk, welches die alleraſchärfſte Prüfung aushalten kann. Sieht man gleich ſchon bei der flüchtigſten ebenhingebenden Betrachtung, daß er mit der feinſten Weisheit gebildet iſt, ſo gewinnt er doch immer mehr, je mehr man ihn unterſucht, und erregt immer größere Bewunderung und größeres Erſtaunen, je tiefer man in ihn eindringt. Was ich hier

von einem menſchlichen Körper geſagt habe, gilt auch von dem Körper jedes Thiers, worüber man irgend anatomiſche Beobachtungen angeſtellt hat.

Der Körper eines Thiers iſt ein Gegenſtand, der unſern Sinnen angemeſſen iſt. Er iſt ein beſonderes Syſtem der Vorſehung, in einen kleinen Umfang eingeſchränkt. Das Auge iſt Herr über ihn, und kann nach und nach alle ſeine Theile unterſuchen. Könnten wir den Körper der ganzen Erde, ja des ganzen Weltalls, ſolcher Geſtalt der Unterſuchung unſerer Sinne unterwerfen, wäre er nicht zu groß und disproportionirt für unſre Unterſuchungen, und zu ſchwer und unbehülflich für die Behandlung der Hand und des Auges, ſo iſt kein Zweifel, daß wir ihn eben ſo künſtlich und weiſe gebaut und eingerichtet finden würden, als einen menſchlichen Körper. Wir würden dieſelbe Verknüpfung und wechſelſeitige Eingreifung in einander, dieſelbe Nothwendigkeit und Nutzbarkeit, dieſelbe Schönheit und Harmonie in allen und jeden ſeiner

Theile sehen, die wir jetzt in dem Körper jedes lebendigen Geschöpfs wahrnehmen.

Je viel umfassender unsre Vernunft, und je geschickter sie ist, sich mit unermeßlichen Gegenständen zu beschäftigen, desto größere Entdeckungen von Weisheit und Vorsehung macht sie auch in den Werken der Schöpfung. So kann ein Newton, dieses Wunder unsrer Zeit, ein ganzes Planetensystem durchschauen, es nach Gewicht, Zahl und Maaß betrachten, und eben so viele Beweise von unendlicher Macht und Weisheit daraus herleiten, als ein eingeschränkterer Verstand aus dem System eines menschlichen Körpers zu folgern vermag.

Doch um zu meinen anatomischen Bemerkungen zurückzukehren, so will ich hier den Bau und die Textur der thierischen Körper besonders aus Einem Gesichtspunkte betrachten, welcher, meines Erachtens, uns die Hand eines denkenden und allweisen Wesens in ihrer Bildung mit der Evidenz von tausend Demonstrationen zeigt. Wir können es, dünkt mich, als einen unstreitigen Grundsatz festsetzen, daß der Zufall nie in

beſtändiger Gleichförmigkeit und Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt würkt. Würfe jemand mit zehntauſend Würfeln beſtändig dieſelbe Zahl, oder träfe er mit jedem Wurf immer grade fünfe mehr, oder fünfe weniger, als mit dem vorhergehenden, wer würde nicht glauben, daß irgend eine unſichtbare Macht den Wurf lenke? Eben dieſes nun iſt das Verfahren, welches wir in den Würkungen der Natur finden. Jedes Geſchlecht von Thieren unterſcheidet ſich durch kleine Verſchiedenheiten, beſonders in der Größe, deren jede eine beſondere Gattung hervorbringt. Man betrachte nur das Geſchlecht der Hunde oder der Löwen, ſo wird man bemerken, wie viele von den Werken der Natur in mancherlei verſchiednen Ausgaben, wenn ich mich dieſes Ausdruckes bedienen darf, erſchienen ſind. Sehen wir uns unter den Inſekten und Gewürmen, oder unter den verſchiednen Thiergeſchlechtern um, deren Element das Waſſer iſt, ſo finden wir dieſelben Wiederholungen unter verſchiednen Gattungen, die ſich faſt durch nichts, als ihre Größe, unterſcheiden. Eben daſſelbe Geſchöpf, welches

zuerſt im Großen gezeichnet iſt, ſehen wir in verſchiednen Proportionen, und zuletzt in Miniatur, kopirt. Ich würde langweilig werden, wenn ich Beiſpiele von dieſem regelmäßigen Verfahren der Vorſehung anführen wollte, wie es denn auch für die, welche in der Naturgeſchichte der Thiere bewandert ſind, ganz überflüſſig ſeyn würde. Die prächtige Harmonie iſt ſo volltönend und weich, daß wir unzählige Intervallen bemerken können, die alle mit demſelben Grundton einklingen. Ich könnte dieſe Bemerkung auch auf die todten Theile der Natur ausdehnen, wo wir die Materie in mancherlei ähnliche Syſteme geordnet finden, wir mögen nun die Sterne und Planeten, oder die Pflanzen, Mineralien, Steine und andere Theile dieſer ſublunariſchen Welt betrachten. Mit einem Worte, die Vorſehung zeigt den Reichthum ihrer Güte und Weisheit nicht nur in der Hervorbringung vieler Originalgeſchlechter, ſondern auch in der Menge und Mannigfaltigkeit der Nebenſchößlinge, womit ſie den Stamm des Originalgeſchlechts beſonders ausgeziert hat.

Verfolgen wir dieſen Gedanken noch ferner, ſo hat jedes lebendige Geſchöpf, für ſich ſelbſt betrachtet, manche ſehr zuſammengeſetzte Theile, welche genaue Kopien gewiſſer andern Theile ſind, die es beſitzt, und die gerade auf eben die Art zuſammengeſetzt ſind. Ein Auge wäre zur Subſiſtenz und Erhaltung eines Thiers hinreichend geweſen; um aber ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, hat es noch eins bekommen, welches mit mathematiſcher Genauigkeit in derſelben vortheilhafteſten Lage angebracht, und in allen Stücken von derſelben Größe und Bauart iſt. Iſt's nun möglich, daß der Zufall ſo äußerſt künſtlich und gleichförmig in ſeinen Würkungen ſeyn kann? Träfe eine Million Würfel zweimal hinter einander eben dieſelbe Zahl, ſo wäre das Wunder doch nichts in Vergleichung mit dieſem. Sehen wir aber dieſe Aehnlichkeit und Harmonie auch an dem Arm, der Hand, den Fingern; ſehen wir die eine Hälfte des Körpers mit der andern in allen den kleinen Zügen übereinſtimmen, ohne welche ein Menſch gar wohl hätte ſubſiſtiren können; ja, ſehen wir oft einen beſondern Theil

hundert

hundert Mal in demſelben Körper wiederholt, ungeachtet er aus dem verflochtenſten Gewebe zahlloſer Fibern beſteht, und dieſe Theile wieder an Größe verſchieden, je nachdem die Konvenienz ihrer beſondern Lage es erfordert: wahrlich, ſo muß der eine gar ſeltſame Art von Verſtande haben, der in einem ſo wunderbaren Werke den Finger Gottes nicht gewahr wird. Dieſe Verdoppelungen in denjenigen Theilen des Körpers, ohne welche ein Menſch gar wohl, wenn gleich nicht ſo gut, als mit ihnen, ſubſiſtirt haben könnte, ſind ein klarer Beweis von einem allweiſen Werkmeiſter; ſo wie jene zahlreichern Kopien, die man unter den Gefäßen deſſelben Körpers findet, offenbare Beweiſe ſind, daß ſie nicht das Werk des Zufalls ſeyn können. Dieß Argument bekömmt noch mehr Stärke, wenn wir es nicht nur auf jedes Thier und Inſekt, das wir kennen, ſondern auch auf diejenigen zahlloſen lebendigen Geſchöpfe anwenden, die für das menſchliche Auge zu klein ſind. Und wenn wir bedenken, wie die verſchiednen Geſchlechter in dieſer ganzen Welt der Lebendigen einander, ſofern ihr beſon-

derer Zuſtand von Exiſtenz es leidet, in ſehr vielen Stücken gleichen, ſo iſt es weit wahrſcheinlicher, daß hundert Millionen Würfel hundert Millionen Mal hinter einander eben dieſelbe Zahl treffen, als daß der Körper eines einzigen Thieres durch ein ungefähres Zuſammentreffen der Materie hervorgebracht ſeyn ſollte. Und daß eben dieſer glückliche Zufall ſich in unzähligen Fällen immer wieder ereignen ſollte, erfordert einen Grad von Leichtgläubigkeit, über den der gemeine Menſchenverſtand nichts mehr vermag. Wir können dieſe Betrachtung noch weiter ausdehnen, wenn wir über die beyden Geſchlechter in jeder Gattung von lebendigen Geſchöpfen, ihre Aehnlichkeit mit einander, und diejenigen Unterſchiede nachdenken, die zur Erhaltung dieſer großen Welt der Lebendigen nothwendig waren.

Es giebt noch viel mehr Beweiſe für das höchſte Weſen, und ſeine unbegreifliche Weisheit, Macht und Güte in der Bildung des Körpers eines lebendigen Geſchöpfs, in Anſehung derer ich meine Leſer auf andere Schriften verweiſe, beſonders auf das ſechſte Buch des Gedichts:

Die Schöpfung, wo die Anatomie des menschlichen Körpers mit groſser Klarheit und Eleganz beschrieben ist. Ich habe mich über den Gedanken, welcher der Gegenstand dieses Aufsatzes ist, etwas umständlich ausgebreitet, weil er, so viel ich weiſs, von Andern noch nicht abgehandelt ist.

Addison.

---

## Moses.

„Gürte dich, als wie ein Mann,
Nebo zu ersteigen:
Denn ich will dir Kanaan
Von der Spitze zeigen.
Diese Ruhe nach der Noth
Soll dein Auge sehen;
Dann erst wirst du durch den Tod
Zu den Vätern gehen.“

Moſes höret, was er ſpricht,
Gott vom Wolkenſitze;
Eilt mit rothem Angeſicht
Auf zu Nebo's Spitze;
Schaut das honigreiche Land,
Das die Seinen erben;
Sinket dann in Gottes Hand
Seinen Tod zu ſterben.

Soll den Berg des Todes hier
Ich dereinſt erſteigen;
O ſo wolle Gott auch mir
Die Gefilde zeigen,
Wo für den erlöſten Geiſt,
Nach dem Kampf des Todes,
Wein und Milch und Honig fleußt,
In dem Garten Gottes.

Wo vom Elend ungeplagt
Keine Thränen fließen;
Wo die Lippen, die geklagt,
Ewig jauchzen müſſen

Müder Wand'rer, ſteige fort,
Um das Land zu ſchauen,
Wo wir mit den Vätern dort
Friedenshütten bauen.

Schubart.

---

## Fortdauer.

Entweder überlebt der Menſch das Grab, oder geſtehe, Lorenzo, daß dein höchſter Ruhm ein wilder Unſinn ſey. Dein Muth iſt unerſchrocken; feige Herzen ſind dein Spott. Laß den Menſchen unſterblich ſeyn, und dein Spott iſt gerecht. Der unſterbliche Menſch erkühnt ſich, mit einer vernünftigen Tapferkeit, dem Rachen des Todes entgegen zu eilen, weil er nicht ſterben kann. Allein, wenn der Menſch mit dem Leben Alles verliert, ſo lebt er als ein Feiger, oder ſtirbt als ein Thor. Ein kühner Ungläubiger, (und es finden ſich ſolche aus Stolz, Nachahmung, Ge-

wünſchet, Wuth und Rachgier, oder aus einer bleiſchen heroiſchen Gedankenloſigkeit,) ein kühner Ungläubiger verdient, unter allen Raſenden der Erde, am meiſten eine Kette.

Wenn wir denjenigen zu Grabe begleiten, der durch Tapferkeit, Tugend, Wiſſenſchaft, durch alles, was wir lieben, und durch alles, was wir preiſen, berühmt war; durch einen Werth, deſſen heller Mittagsſtrahl uns erhabner zu denken fähig macht, und unſre Begriffe von ätheriſchen Kräften verbeſſert; wähnen wir alsdann, daß dieſes Licht der moraliſchen Welt in Geſtank verlöſche, und in Moder aufhöre? Warum war er weiſe, den allmächtigen Geiſt zu erkennen, und entbrannt, ihn zu preiſen, und befliſſen, ihn im menſchlichen Leben nachzubilden? Wäre es wohl möglich, daß das Verhängniß, da die Züge eben anfingen hervorzuſcheinen, und die Gottheit anzubrechen, den Abriß wegreiſſen, ihn mit ewiger Nacht auslöſchen, und die Himmel in Furcht ſetzen ſollte, daß auch wohl Engel ſterben könnten?

Wenn menſchliche Seelen vertilgt werden, warum nicht auch der Engel Seelen? daß nur

ein einſiedleriſcher Gott übrig bleibe, der von ſeinem Thron über die ſcheußliche Verwüſtung finſter herabſieht? Sollen wir, dieſen Augenblick, im Menſchen Gott anſchauen, und in dem Augenblick darauf, den Menſchen auf ewig im Staube verlieren? Nein, wir winden uns vom Staube los, oder der Menſch irrt, und zwar da, wo ſein Urtheil am wenigſten zu fehlen fürchtet. Wie kühn erhebt er nicht Weisheit und Verdienſt! Weisheit und Verdienſt ſind heilige Namen; allenthalben verehrt, wo ſie auch nicht umarmt werden, geprieſen! vergöttert! Warum nicht auch bedauert? Wenn Geiſter ſterben, ſo ſind beide ein Unglück, Plagen, die uns zugeſchickt werden, um uns nur noch bejammernswürdiger zu machen. Wozu iſt das Auge der Weisheit ſcharfſichtig? Um mehr Elend auszuſpähen; und ein ſo belohntes Verdienſt giebt den Stacheln des Elends noch neue Schärfe. Entweder überſteigt der Menſch das Grab, oder Gewinn iſt Verluſt, und ein erhabner Werth demüthigt uns deſto mehr. Du wirſt doch nicht

ein Lehrgebäude schützen, welches Blödsinnigkeit und Laster zur Zuflucht der Menschen macht?

„Hat die Tugend denn keine Freuden?“ — Ja, aber theuer erkaufte Freuden. Rede dawider, so lange du willst, Tugend und Laster führen, in diesem Stande der Unvollkommenheit, einen ewigen Krieg mit einander; die Tugend ist ein Streit; und wer streitet für nichts? oder für ungewissen, oder für geringen Lohn? Die, welche die Selbstbelohnung der Tugend mit so lauter Stimme preisen, wollen hienieden schon Engel werden, und verrathen doch die Tugend, indem sie ihr schmeicheln, durch schwache Bewegungsgründe und ungetreue Wächter. Die Krone, die unverwelkliche Krone begeistert die Seele; diese, und diese allein kann den Verräthereien des Leibes und den Anfällen der Welt das Gleichgewicht halten: Von dem schlechten Solde der Erde muß unsre Tugend verhungern. Eine unstreitige Wahrheit! trotz allem, was ein Bayle gepredigt, oder ein V—e geglaubt hat.

Je tiefer wir uns in den Menschen hinabsenken, desto deutlicher sehen wir ihm von der

Hand des Himmels das Siegel der Unſterblichkeit eingedrückt. Laß uns in das Innerſte ſeiner Seele, bis zu der alles tragenden Grundveſte, hinabſteigen; was finden wir da? Erkenntniß und Liebe. Dieſe ſind der Seele ſo weſentlich, als Licht und Hitze der Sonne. Und warum, wenn Seelen vergehen? Wie wenig Liebenswürdiges treffen wir hier an? Wie wenig erkennen wir hier? Mit unendlicher Arbeit graben wir geringe Erkenntniß aus; und die aufrichtigſte Liebe kann ſich den feindſeligſten Haß erwerben. Warum werden unſre Engel-Begierden, hienieden, vom Hunger getödtet, indem den thieriſchen ihre ganze Fülle beſcheeret wird? Wurden uns denn göttliche Fahigkeiten als eine Afterkrone geſchenkt, um, zur wilden Luſt, unſre prächtige Armuth deſto bitterer zu verhöhnen, die aus ſo herrlichen Anſprüchen, welche ſie zu haben ſcheint, nur Quaalen einſammelt? Kann uns die Zukunft nichts erſetzen? Und ſchleußt die Ewigkeit die Thüre vor unſern Klagen zu? Wofern das wahr iſt, zu was für wunderbaren Endzwecken wurden denn die Sterblichen geſchaffen! Die

Schlimmſten, zu ſchwelgen, und die Beſten, zu weinen; der Menſch, der am meiſten verdient, muß am meiſten klagen. Können wir uns wohl vorſtellen, daß dem Himmel alles gleichgültig ſey, was die Schlimmſten ausüben, oder was die Beſten leiden?

Young.

---

## Trennungslied.

Schau, da iſt ſie ſchon gekommen,
Unausſprechlich quaalenvoll
Iſt die Stunde ſchon gekommen,
Die dich von mir trennen ſoll.
Tiefer, banger Kummer nager
Unerſättlich jetzt mein Herz,
Und dein Vielgetreuer zaget
Vor der Trennung herben Schmerz.

Wenig Roſenmonde haben,
Von der Freude mild umſchwebt,

Seit wir Herz um Herz uns gaben,
Kaum wir Glücklichen verlebt;
Schau die Roſen — ſchon verblühet
Ihre wunderſchöne Pracht,
Und der Tag der Freude fliehet
Vor der Trennung Mitternacht.

O! wie ſollt' ich ſie ertragen,
Dieſe ſchwarze Mitternacht,
Wie das Lebewohl dir ſagen,
Das uns beide zittern macht?
Blinkte nicht mit ſanftem Schimmer
Hofnung uns zum Wiederſehn?
Sollten wir ſchon jetzt auf immer
Hier am Scheidewege ſtehn?

Sieh dann, Mädchen meiner Liebe,
Wie der Hofnung Mondenlicht
Durch der Trennungsſtunde trübe,
Finſt're Wolken lächelnd bricht.
Wenn uns Hymen einſt beglücket
Durch den ſeligſten Verein,

Strahlet uns, von Luſt entzücket,
Des Genuſſes Sonnenſchein.

Geh, des lieben Gottes Seegen
Und ſein Engel leite dich;
Doch auf allen deinen Wegen,
Mädchen, denk zurück an mich.
Denk an mich, dieß letzte Flehen,
Mädchen, o! vergiß es nicht;
Bis wir froh uns wiederſehen,
Theuerſte, vergiß es nicht.

Uelzen.

---

## Die Vollendung.

Wenn ich einſt das Ziel errungen habe,
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann auf meinem Grabe,
Die auf hingeſtreute Roſen fällt!

Sehnſuchtsvoll, mit hoher Ahndungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beim Niedergang der Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

Eil', o eile mich empor zu flügeln,
Wo ſich unter mir die Welten drehn,
Wo im Lebensquell ſich Palmen ſpiegeln,
Wo die Liebenden ſich wiederſehn.

Sklavenketten ſind der Erde Leiden;
Oefters, ach! zerreißt ſie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Weſthauch zu entblättern droht.

Matthiſſon.

# Klaglied.

Wer wollte nicht auf Erden klagen,
Wenn ſchon ſo früh ſein Frühling flieht,
Wenn ſchon in ſeinen Blüthentagen
Das Weh mit ihm zu Felde zieht?
Die Schwermuth wandelt mir zur Seite
Durch meinen engen Lebenspfad,
Und hemmt mir, all wohin ich ſchreite,
Mit hochgezücktem Dolch den Weg.

Mit Gram und düſtern Seelenſorgen
Iſt meine Jugend ſchier vollbracht.
Zu Seufzen weckt mich jeder Morgen.
Mit Gram durchwach' ich jede Nacht.
Der Leidenſchaften Foltertriebe
Zerrütten meine wunde Bruſt,

Und Wermuth hoffnungsloſer Liebe
Vergällt mir jeden Trank der Luſt.

Mich rühret nicht des Frühlings Schöne,
Nicht Morgenroth, nicht Mondenſchein.
Der Nachtigallen Klagetöne
Wiegt mich in finſtre Träume ein.
Der wunderſchönen Gotteserde
Vermag mein Herz ſich nicht zu freun.
Ich werde, bis ich Aſche werde,
Umwölkt und trüb' und traurig ſeyn.

Roſegarten.

---

## Fragen.

Liebe, alles beſeelende Liebe, diamantnes Band der Herzen, woher biſt du entſproſſen? Biſt du ein Kind der Gottheit, warum haſt du der Qualen ſo viel? Biſt du gezeugt von einem feindlichen Weſen, woher haſt du ſo viel Beſeligendes

für die Menschheit? Wir armen Sterblichen fühlen deine unwiderstehliche Gewalt, seufzen unter deinem Joche, und wissen nicht, von wannen du bist. Lüstlinge, die nur deine entstellte Tochter, die Wollust, kennen, machst du oft glücklich, aber empfindlichen, ganz für dich geschaffenen Seelen, reichst du deinen Wermuthbecher.

Benkowitz.

---

## Siegbert h.

### Romanze.

Wohlauf, wohlauf, was säum' ich noch,
Was zittr' ich vor dem Sterben?
Kann ich in meinem Leben doch
Mein Liebchen nicht erwerben.
Wohlauf, zerrißnes, wundes Herz,
Wohlauf, und tödte deinen Schmerz,
Von Martern und von Leiden
Kann man ja gerne scheiden.

Ha!

Ha! manche, manche bange Nacht,
Voll Grauſen und voll Schrecken,
Hab' ich um ſie ſchon durchgewacht;
Ich muß ein Ziel mir ſtecken.
Dich, finſtre Gruft, dich fürcht' ich nicht,
Wohl mir, wenn dieſes Herz bald bricht;
Ich weiß es, auf der Erden
Kann nimmer Ruh mir werden.

Voll ächter deutſcher Redlichkeit
Hat ſtets mein Herz geſchlagen;
Hat ſtets der Tugend ſich geweiht
In meinen Blütentagen;
Und ach! zerriſſen iſt es ſehr,
Kennt Fröhlichkeit und Luſt nicht mehr,
Muß ohne ſein Verſchulden
Hohn und Verachtung dulden.

Ich ſpürte jeder Freude nach,
Die die Natur uns ſchenket,
War andre zu beglücken wach,
Ward durch ihr Leid gekränket;

Ich ſtimmete zum Freudenton
Gern ihre Klagen, und mein Lohn
Iſt Gram; es ſchenkt mir Armen
Kein Menſchenherz Erbarmen.

Selbſt ſie, die meine Pein mir ſchuf,
Das Mädchen meiner Seele,
Verſchmäht der holden Liebe Ruf,
Daß ſie mich ewig quäle;
Sieht meinem Harm mit Gleichſinn zu,
Kein Seufzer ſtöhret ihre Ruh,
Sie hüpft im Feierkleide
Entgegen jeder Freude.

Geſprochen iſt das Urtheil mir:
„Siegberth, ich kann nicht lieben;“
Wohl, Engel! — doch ich ſchwör' es dir,
Ich muß dich ewig lieben.
Wohlauf, zerrißnes, wundes Herz,
Wohlauf, und tödte deinen Schmerz;
Von Martern und von Leiden
Kann man ja gerne ſcheiden. —

So klagt der edle Siegberth laut
Mit ängſtlichen Gebehrden.
Ringt matt die bleiche Hand, und ſchaut
Mit ſtarrem Blick zur Erden;
Ruft dann dem Diener: Bringt mein Roß!
Nimmt ſchnell ſein Schwerdt, nimmt ſein Geſchoß,
Sitzt ſinnlos auf und reitet,
Wohin der Weg ihn leitet.

Es war ein Jüngling, bieder, gut,
Ohn' Argliſt, ohne Tücke;
Im Herzen trug er Edelmuth,
Und Hoheit in dem Blicke;
Er war der Liebling der Natur,
Und einſam horcht' er auf der Flur
Dem Lied der Nachtigallen
Mit ſüßem Wohlgefallen.

An jedem Würmchen labt er ſich,
Und fand an jeder Blüte,
An jedem Halme ſichtbarlich
Die Spur von Gottes Güte;

Fand Liebe, wo sein Blick hinfiel,
Und sympathetisches Gefühl
Bei allen Kreaturen
Im Meer und auf den Fluren.

Schlank war sein Wuchs, braun war sein Haar,
Und floß in Locken nieder;
Ganz sonder allen Mangel war
Das Ebenmaaß der Glieder.
Er liebte Saitenspiel und Sang,
Und wo sein schmelzend Lied erklang,
Da horcht in stiller Feier
Ein jeder seiner Leier.

Gestimmt für warme Zärtlichkeit,
Erfüllte bald die Liebe
Sein Herz voll froher Heftigkeit,
Mit ihrem süßen Triebe.
Chlorindens Reize fesselin ihn,
Sein stetes, einziges Bemühn
War, von den Mädchen allen,
Chlorinden zu gefallen.

Chlorinde, achtzehn Sommer alt,
War jung und mild, und lose;
Es glich die Graziengestalt
Der aufgeblühten Rose.
Ihr Herz war sanft, die Seele rein,
Ihr Witz nahm jeden Jüngling ein,
Und namenlos Entzücken
Fand man in ihren Blicken.

Versprochen war an Theodor,
Den edlen Mann, Chlorinde;
Sie zog ihn allen Buhlern vor,
Und keine größre Sünde
War wohl für sie, als Wankelmuth;
Sie hätte gern ihr reines Blut
Geopfert ihrer Liebe,
Daß sie getreu nur bliebe.

Siegberth verzehrte heimlich sich,
Es bleichte seine Wange,
Bescheiden schweigend härmt er sich
Vergebens schon sehr lange;

Doch endlich faßt er Muth, und sagt
Chorinden alles, was ihn nagt,
Die, als er sich entdeckte,
Durch den Bericht ihn schreckte:

„Ich höre Theodoren an,
„Und kann dich nimmer lieben;
„Hör' auf, wenn ich dir rathen kann,
„Um mich dich zu betrüben.
„Den Neigungen befiehlt man nicht;
„Mich fesseln Leidenschaft und Pflicht,
„Du würdest sonst vor allen
„Am besten mir gefallen."

So wie ein banger Sünder steht,
Den Blitz und Donner schrecket,
So steht der Jüngling, bleicht, und geht
Verstummet fort; — dann wecket
Ihn wüthende Verzweiflung auf,
Er läuft hinab, er läuft hinauf,
Stampft, seufzet, ringt die Hände,
Und wünscht des Lebens Ende.

Jezt jagt er fort mit Ungeſtüm
Durch Wieſen und durch Felder;
Es leitet ihn des Herzens Grimm
In unwegſame Wälder;
Er irrt umher bis in die Nacht,
Kein Vogel in der Luft mehr wacht,
Nur einzeln Sterne ſchimmern,
Und ferne Irrwiſch flimmern.

Dort ſteigt er ab, und tappt umher,
Und von der Seite ſcheinet
Ganz nah' ein blaſſes Licht daher;
Bei dieſem Licht erſcheinet
Ein Greis, nach Eremiten Art
Gekleidet, deſſen langer Bart,
Vom Alter ſchon gebleichet,
Bis auf die Bruſt ihm reichet.

„Memento mori! — Jüngling ſprich,
„Was iſt hier dein Begehren?
„Was kömmſt du bei der Nacht, um mich
„In dem Gebet zu ſtöhren?

„Memento mori! — Jüngling ſag',
„Wem ſpürſt du in dem Walde nach?
„Du ſcheinſt ja ganz von Sinnen,
„Was willſt du hier beginnen?“

Memento mori? — Tod will ich!
Kannſt du mir dieſen geben?
Memento mori hallt um mich,
Ich mag nicht länger leben.
Ach! guter Alter, ſchenke mir
Den ſüßen Tod; ihn ſucht' ich hier,
Ich bin, ich bin betrogen;
Gott hat ſich mir entzogen. —

„Halt, Jüngling, halt und läſtre nicht,
„Den Tod muß man nicht ſuchen;
„Du weißt nicht, was dein Mund da ſpricht,
„Und wagſt es, Gott zu fluchen?“ —
Moral, Moral iſt nicht für mich;
Memento mori! Tod will ich!
Ha! Alter, Sterben, Sterben
Befreiet vom Verderben.

„Mein Sohn, mein Sohn, ich bitte dich
„Um deiner Seele willen,
„Verweile hier, und höre mich,
„Dein Jammer wird ſich ſtillen.
„Hier in dem Schooß der Einſamkeit
„Hab' ich mich ganz mir ſelbſt geweiht,
„Und denke von den Leiden
„Der Welt nun bald zu ſcheiden."

„O wiſſ' es, bange Liebe trieb
„Vor vielen, vielen Jahren
„In dieſe Wildniß mich. Hier blieb,
„Entfernt von den Gefahren
„Der Welt, mein Herz der Liebe treu,
„Hier hat mich die Einſiedelei,
„In die mich Gott geleitet,
„Dem Himmel vorbereitet.

„Hier klagt' ich mit der Nachtigall
„Als Jüngling meine Liebe
„Der Wälder lautem Wiederſchall
„Im ſehnſuchtsvollſten Triebe;

„Und jetzo tönt das leiſe Ach!
„Des Greiſes noch das Echo nach,
„Wenn ich im Mondenſcheine
„An jener Quelle weine.“

Siegberth ſtand unbeweglich da
Voll namenloſen Schmerzens.
Der mitleidsvolle Alte ſah
Die Qualen ſeines Herzens,
Bot ihm die Hand, um freundlich ihn
Nach ſeiner Hütte hinzuziehn,
Wo ſie auf einem Raſen
Stumm bei einander ſaßen.

Nach einer langen Pauſe ſprach
Der Jüngling dann mit Thränen:
„Ich gebe deinen Bitten nach,
„Will mich mit Gott verſöhnen,
„Nur ſieh, mein guter Alter, du
„Mit Schonung meinem Kummer zu,
„Ich hab' es nicht verſchuldet,
„Was dieſes Herz erduldet.“ —

Drauf lebt' er in der Einſamkeit
Drei Monden voll von Leiden;
Es klagten ihre Zärtlichkeit
Sich wechſelsweis die Beiden.
Und Siegberth ſchnitt im ganzen Hain
Den Namen ſeiner Theuren ein,
In jedes Baumes Rinde
Las man das Wort: Chlorinde.

Der Kummer ſeiner Seele fand
Bei Tag' und Nacht kein Ende;
Wo er nur ging, wo er nur ſtand,
Da rang er bleich die Hände;
Und einen Abend, mondenhell,
Fand ihn der Greis am nahen Quell
In letzten Todeszügen
Mit naſſen Augen liegen.

In ſeinen Armen ſtarb er hin
Im leiſen, ſanften Schlummer,
Und ſeines Herzens Edelſinn,
So wie der tiefſte Kummer,

Lag auf der Wange. Starr und bleich
Begrub der Eremit ihn gleich;
Besuchte alle Tage
Sein Grab mit lauter Klage.

Es hat der alte gute Mann
Die traurige Geschichte
Mir selbst erzählt. Ich traf ihn an;
Mit hagerem Gesichte
Saß er vor seiner Hütte Thür;
Ich war verirrt, er zeigte mir
Den Weg, und sprach mit Schmerzen
Von Siegberths edlem Herzen.

Jezt soll er auch gestorben seyn
Und dicht bei Siegberth schlafen;
So sind nun beide, frei von Pein,
Im stillen, sichern Hafen.
Doch, wo es einen Jüngling giebt,
Der eines Andern Braut noch liebt;
Der lasse sich bei Zeiten
Von seinem Irrweg leiten.

Ueltzen.

# Elegie.

Wie in Kerkernacht, belaſtet,
Wie von Ketten, centnerſchwer,
Stöhnet nun mein Geiſt, und taſtet
Ohne Rath und That umher.
Nirgends iſt ein Spalt mir offen
Für der Hoffnung Labeſchein;
Und auch Wünſchen oder Hoffen
Scheint Verbrechen gar zu ſeyn.

Ich erſtarre, ich verſtumme
In Verzweiflung tief verſenkt,
Wenn mein Herz die Leidensſumme
Dieſer Liebe überdenkt.

Nichts, ach nichts weiß ich zu ſagen,
Im Bewußtſeyn dieſer Schuld,
Nichts zu murren, nichts zu klagen;
Dennoch mangelt mir Geduld!

Wie wird mir ſo herzlich bange,
Wie ſo heiß und wieder kalt,
Wenn in dieſem Sturm und Drange
Keuchend meine Seele wallt!
Ach! das Ende macht mich zittern,
Wie den Schiffer in der Nacht,
Den Tumult von Ungewittern
Vor dem Abgrund zittern macht.

Herr, mein Gott, wie ſoll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
Iſt wohl irgendwo auf Erden
Rettung noch und Heil für mich?
Heil auch dann, wenn ich erfahre,
Daß ſie, ganz von mir befreit,
Einem Andern am Altare
Sich mit Leib und Seele weiht?

Werd' ich, o mein Gott und Rächer,
Ohn' in dieſen Höllenwehn
Der Verzweiflung zum Verbrecher
Mich zu wüthen, werd' ichs ſehn:
Wie der Mann bei Kerzenſcheine
Sie zum Brautgemache winkt,
Und in meinem Freudenweine
Sich zum frohſten Gotte trinkt? —

Freilich, freilich fühlt, was billig
Und gerecht iſt, noch mein Sinn,
Und das beßre Selbſt iſt willig:
Doch des Herzens Kraft iſt hin!
Weh mir! Alle Eingeweide
Preßt der bängſten Ahndung Krampf!
O ich armer Mann, wie meide
Ich den fürchterlichſten Kampf? —

Biſt du nun verloren? Rettet
Keine Macht dich mehr für mich?
Molly, meine Molly, kettet
Mich kein Segensſpruch an dich?

O ſo ſprich, zu welchem Ziele
Schleudert mich ein ſolcher Sturm?
Dient denn Gott ein Menſch zum Spiele,
Wie des Buben Hand der Wurm? —

Nimmermehr! Dies nur zu wähnen
Wäre Hochverrath an ihm.
Rühre denn dich meiner Thränen,
Meines Jammers Ungeſtüm!
O es kennt, wie lang' es währe,
Doch vielleicht uns noch Gewinnſt,
Wenn ich dir den Kampf erſchwere,
Den du gegen mich beginnſt.

War denn dieſe Flammenliebe
Freier Willkühr heimgeſtellt?
Nein! Den Saamen ſolcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld,
Unaustilgbar keimen dieſe,
Sproſſen dicht von ſelbſt empor,
Wie im Thal und auf der Wieſe
Kraut und Blume, Gras und Rohr.

Sinnig

Sinnig ſitz' ich oft und frage.
Und erwäg' es herzlich treu
Auf des beſten Wiſſens Wage:
Ob „Uns lieben“ Sünde ſey?
Dann erkenn' ich zwar und finde
Krankheit, ſchwer und unheilbar;
Aber Sünde, Liebchen, Sünde
Fand ich nie, daß Krankheit war.

O ich möchte ſelbſt geneſen!
Doch durch welche Arzenei?
Oft gedacht und oft geleſen
Hab' ich viel und mancherlei;
Aerzte, Prieſter, Weiſ' und Thoren
Hab' ich oft um Rath gefragt:
Doch mein Forſchen war verloren;
Keiner hats mir angeſagt.

O ſo laß es denn gewähren,
Da Geneſung nicht gelingt!
Laß uns lieber Krankheit nähren,
Eh' uns gar das Grab verſchlingt! —

Suche nicht den Strom zu hemmen,
Der so lang' sein Bett nur füllt,
Bis er zornig vor den Dämmen
Zum Vertilgungsmeer entschwillt.

Freier Strom sey meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!
Harmlos wallen seine Triebe,
Wog' an Woge dann dahin.
Laß in seiner Kraft ihn brausen!
Wenn kein Damm ihn unterbricht,
Müsse dir davor nicht grausen!
Denn verheeren wird er nicht.

Auf des Stromes Höhe pranget
Eine Insel, anmuthsvoll,
Wo der Schiffer hin verlanget,
Aber, ach! nicht landen soll.
Auf der schönen Insel thronet
Seines Herzens Königin.
Bei der süßen Heldin wohnet
Dennoch immerdar sein Sinn.

Hänget gleich ſein Schiff an Banden
Strenger Pflichten, die er ehrt;
Wird ihm gleich dort anzulanden,
Molly, ſelbſt von dir verwehrt:
O ſo laß ihn nur umfahren
Seines Paradieſes Rand,
Und es ſeine Obhut wahren
Gegen fremde Räuberhand.

Selbſt, o Heldin, — kannſt es glauben,
Was dir Mund und Herz verſpricht! —
Selbſt das Paradies berauben
Und verheeren wird er nicht;
Keine Beere will er pflücken,
Wie ſo lockend ſie auch glüht,
Nicht ein Blümchen nur zerknicken,
Das in dieſem Eden blüht.

Hinſchaun ſoll ihn nur ergötzen,
Wenn ſein Schiff herum ſich dreht,
Nur der ſüße Duft ihn letzen,
Den der Weſt vom Ufer weht.

Aber ganz von hinnen scheiden,
Fern von deinem Angesicht
Und der Heimath seiner Freuden,
Heiß', o Königin, ihn nicht.

Bürger.

# Für Gefangene.

## Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs ſchwarze Eiſengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und ſeufze bitter.

Die Sonne, ſonſt ſo hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendſtund,
So geht ſie blutig unter.

Mir iſt der Mond ſo gelb, ſo bleich,
Er wallt im Wittwenſchleier.
Die Sterne mir — ſind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag ſehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber ſäh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber ſtehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht nur in meinem Felſenbauch
Die Stürme brauſen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenſchein
Im Buſen einer Roſe;
Denn nichts iſt mein, ach! nichts iſt mein,
Im Muttererdenſchooße.

Kann nimmer an der Gattin Bruſt,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Götterwonne, Vaterluſt
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen
Muß ich des Lebens Donnerbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einſamkeit,
Ich wälze mich auf Neſſeln;
Und ſelbſt mein Beten wird entweiht
Vom Klirren meiner Feſſeln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten ſchuf,
Um ſie damit zu ſtrafen.

Was hab' ich, Brüder! euch gethan?
Kommt doch, und ſeht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach! habt mit mir Erbarmen!

Schubart.

## Der Inquisitionsgefangene.

In der dritten Nacht, seitdem ich den Religionsstreit gehabt hatte, erwachte ich. Es schien mir, als kämen Menschen die Treppe herauf, und nahten sich meiner Thür. Ich hatte sie verschlossen, und öffnete nicht, als man anklopfte; aber bald darauf schloß man von Außen auf, und einige bewaffnete Männer traten herein. Einer von ihnen näherte sich meinem Bette, und befahl mir im sanften Tone aufzustehen; er kündigte mir zu gleicher Zeit an, daß ich ein Gefangener des Königs sey, und forderte mich auf, ihnen ohne Widersetzlichkeit und im Stillen zu folgen.

Ich hatte einige Pistolen neben meinem Bette hängen, und hätte mich vertheidigen können; aber daß ich ein Gefangener des Königs sey,

das machte mich verwirrt. Ich ſtand auf, und kleidete mich an. Es war eine feierliche Stille um mich her. Mein Wirth ſtand mit den Seinigen an der Thür, aber ſehr blaß, und ohne zu reden. Es ſchien, als wagte niemand einen Laut auszuſtoßen, der nicht geboten war. Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, ſagte ich, das eine ſolche Behandlung verdiente. Die Unſchuld kann überall ruhig ſeyn, antwortete der, der mich zum Gefangenen erklärt hatte.

Ich war angezogen, und man führte mich hinweg, ohne daß ich die Erlaubniß erhalten hätte, irgend etwas von meinen Schriften zu mir zu nehmen. Alles ging in einer ſolchen Stille vor ſich, daß ſelbſt die übrigen Bewohner des Hauſes nichts davon wahrnahmen. Vor der Thür hielt ein Wagen, in welchen ich einſteigen mußte. Der Anführer ſetzte ſich bewaffnet zu mir, und nun fuhren wir durch mehrere Straßen. Was iſt mein Verbrechen, fragte ich ihn, daß man mich in der Nacht, wie einen Miſſethäter, gefangen nimmt? Ich weiß es nicht, antwortete er, und von nun an erhielt ich keine weitere

Antwort auf meine Fragen. Ich machte tausend Vermuthungen, wodurch ich mir die Ungnade des Königs könnte zugezogen haben; aber zu gleicher Zeit war es mir ein kleiner Trost, daß ich auf seinen Befehl eingezogen sey.

Endlich hielt der Wagen, und wir stiegen aus. Ich befand mich, so viel ich in der Dunkelheit der Nacht erkennen konnte, vor einem großen Gebäude, an dessem Eingang mehrere Menschen auf mich warteten. Man führte mich eilend durch den Eingang, bis zu einem innern Hofe, und ich hörte den Wagen, der mich hierher gebracht hatte, weiter rollen. Fackeln begleiteten mich, und wir gingen eine lange Gallerie hinunter. Endlich standen meine Führer vor einer Thüre still. Die Thür öffnete sich, und eine andere war noch dahinter. Es hatte etwas unbeschreiblich Furchtbares für mich, das Rasseln der Schlösser und Riegel zu hören. Nur mit Mühe ward die zweite Thür geöffnet, und ich sah ein Zimmer vor mir, das von einem schwachen Lampenschein erhellt ward. Man wies es mir zu meinem Aufenthalt an, und sobald ich hineinge-

treten war, ſagte mein Führer zu mir: Ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich ein Diener der heiligen Inquiſition bin, und daß Sie ein Gefangener derſelben ſind. Sobald er dies geſagt hatte, wurden die Thüren hinter mir verſchloſſen, und ich blieb allein.

Die letzten Worte meines Führers hatten meine Seele tief erſchüttert, und ich gerieth in halbe Verzweiflung. Von dieſem Augenblick an war mein Zuſtand ſchrecklich: denn der Troſt, daß ich ein Gefangener des Königs ſey, und daß ich kein Verbrechen begangen habe, hatte mich bis jezt erquickt. Ach, es war eine niedrige Liſt, den Namen des Königs zu gebrauchen, damit ich mich nur ruhig in die Hände der Unmenſchen liefern ſollte. Jezt war ich darin, und ſie bedurften der Verſtellung nicht mehr.

Ich ging voll tödtlicher Unruhe in meinem Kerker auf und nieder. O ſchreckliches Getränk, rief ich, o traurige Unvorſichtigkeit. Aus dem Lord Malcolm, dem eine ſo reizende Zukunft ſich öffnete, ſah ich mich plözlich in einen Gefangenen der ſchauderhaften Inquiſition verwandelt.

Das war der zweite schreckliche Wechsel meines Schicksals, und an diesem zweiten war ich selber Schuld. Ich hätte vergehen mögen vor Gram und Verdruß. Alles, was ich um mich sah, war ein Tisch, ein Stuhl, ein Strohlager. Auf dem Tische stand ein Wasserkrug nebst einer kleine Lampe, die einen schwachen Schein verbreitete. Das war der Aufenthalt, in welchen ich mich aus einem bequemen und reichen Wohnzimmer versetzt sah. Ich warf mich auf das Strohlager, um einige Stunden Vergessenheit in meine Seele zu bringen; umsonst! Die fürchterlichsten Bilder, die traurigsten Ahndungen der Zukunft stiegen vor meinem Geiste auf, und ich durchwachte die schrecklichste Nacht, die nur ein Sterblicher haben kann. Zehn Tage voll von Wonne und dem höchsten Vergnügen hätten sie nicht bezahlen können.

Am andern Morgen erwartete ich den Tagesanbruch, aber er kam nicht. Eine schwache Dämmerung fiel durch ein kleines Fenster in meinen Kerker, und der traurige Schimmer der Lampe mußte hier ewig das Licht der Sonne ver-

ereten. Hinter den eiſernen Gittern des Fenſters erblickte ich in geringer Entfernung eine Mauer, deren Höhe ich nicht mit meinem Auge erreichen konnte. O Unmenſchen, rief ich, iſt das die Religion, die Chriſtus lehrte, daß ihr eure Mitbrüder um eitler Worte willen in unterirdiſche Kerker hinabſtoßt!

Ich hörte eine Uhr ſchlagen, und die Stunde ſagte mir, daß der Tag in Gottes freier Luft ſchon angebrochen ſey. Bald darauf raſſelten meine Thüren, und der Kerkermeiſter trat zu mir herein. Er brachte mir Brodt, ein Stück Fleiſch, einige Wurzeln, etwas Oel und Weineſſig, und kündigte mir an, daß ich mit dieſem Vorrath eine Woche mich begnügen müſſe. So lange ſoll ich in dieſem Kerker bleiben? rief ich. Er antwortete mir nicht, ſondern zeigte mir einen kleinen Kamin, wo ich meine Speiſe mir ſelber bereiten könnte, gab mir einiges Geräth dazu, und ging.

Ich war außer mir. Die Worte des Kerkermeiſters kündigten mir eine dauernde Gefangenſchaft an, und der Tod wäre mir willkomme-

ner gewesen, als der Aufenthalt in diesem Grabe, wo kein Laut von Menschenstimmen mein Ohr erreichte, kein Sonnenstrahl mein Auge berührte, keine erquickende Himmelsluft mein Antlitz fächelte. Ich ging voll Wehklagen auf und nieder, und jammerte laut über mein Unglück. Sogleich trat mein Kerkermeister wieder herein, und sagte mit ernster Miene: Diese heiligen Oerter sind nur der Stille und der innern Betrachtung gewidmet; wer durch Geräusch sie entheiligt, und durch laute Reden die Ungeduld seiner Seele verräth, den erwartet die rächende Geißel, um ihn zu frommer Stille zurück zu rufen. So haben es die heiligen Väter geboten.

Er entfernte sich nach dieser Rede wieder, ohne meine Antwort abzuwarten. Ich war so voll Erstaunen darüber, daß ich mich kaum besinnen konnte, ob ich recht gehört habe. Also die Menschheit soll ganz aus diesen Grüften verbannt seyn, seufzte ich, selbst bis zu der Stimme des Menschen, selbst bis zu den Klagetönen des Unglücklichen? O ihr heiligen Barbaren, wie laut wird die Stimme der Unschuld einst gegen euch

rufen,

rufen, wenn ſie nicht mehr in unterirdiſchen Kerkern ſchmachtet! Wehe, wehe eurer frommen Grauſamkeit!

Ich hatte mich von dem Schrecken über dieſe unnatürliche Strenge noch nicht wieder erholt, als zwei Fremde zu mir hereintraten, die mir bekannt machten, es ſollte mir auf Befehl der heiligen Väter das Haar abgeſchoren werden. Ich bin ein engliſcher Lord, rief ich, und werde mich nicht als einen Miſſethäter behandeln laſſen. Vor Gott ſind wir alle gleich; antworteten die beiden lächelnd, und auch die Santa Caſa kennt keinen Stand; Sie thun alſo wohl, ſich freiwillig den heiligen Gebräuchen derſelben zu unterwerfen, damit wir keine Hülfe zu rufen brauchen.

Ich nahm noch eine Menge Menſchen vor der Thür meines Kerkers wahr, ich ſah, daß Widerſtand hier fruchtlos ſey, und überließ mich den Händen meiner Verfolger. In wenigen Augenblicken ſah ich mich eines ſchönen langen Haares beraubt, das faſt bis auf die Erde hinunterfloß. Welche Gewalt haben die heiligen Unmenſchen über meinen Körper, dachte ich voll Ver-

zweiflung, welches Recht, ihn einer anerſchaffnen Zierde zu berauben! Aber Recht und Menſchlichkeit war weit entfernt von dieſen Jammerhölen.

Ich genoß nichts, als etwas Brodt zu meiner Erquickung, und irrte übrigens troſtlos in meinem Kerker umher. Es ſchien mir, als wenn ich in der Hölle wäre: denn ich hoffte aus den Händen der Inquiſition eben ſo wenig Erlöſung, wie aus ihr. O mein einſames Haus bei Liſſabon, ſeufzte ich aus der Tiefe meines Herzens, o könnte ich zu dir zurückkehren! Aber auch dort wüthet die Peſt der Menſchheit, die Inquiſition; auch dort hätte ich in ihre ſeelenverzehrende Kerker fallen können. Hinweg, hinweg aus dieſen Ländern, wo die Feindin Gottes und der Menſchen im Dunkeln, wie ein blutdürſtiger Tieger, umher ſchleicht, wo die Hölle ihr ſcheußliches Ungeheuer ausſpie! Hinweg, hinweg! Aber ach, zu ſpät, zu ſpät will ich fliehen! Finſterniß und undurchdringliche Mauren ſind um mich her.

So verlor ſich mein Geiſt in einſame Klagen, und mein Verſtand war halb verirrt. In

der folgenden Nacht ſchlief ich einige Stunden, und den Tag darauf begann mein geſunkener Muth allmählich wieder zu erwachen. Die Unſchuld, dieſer deckende Schild, ſchwebte über mir, und gab mir Stärke; ich fing an laut zu beten. Nicht lange, ſo wurden meine Thüren geöffnet, und zween Kerkermeiſter traten mit Stäben herein. Jeder Gefangene, ſagte der eine zu mir, der die heilige Stille dieſes Orts unterbricht, iſt von den Vätern des Gerichts zu büßenden Streichen verurtheilt, und nur zweimal dürfen wir warnen, bei dem dritten Mal wird das Urtheil vollzogen. Ich habe nur gebetet, ſagte ich. Jedes laute Geräuſch iſt verboten, war die Antwort; wer hier wohnt, ſoll ſich in ſich ſelbſt verſchließen, und nur in Betrachtung ſeiner Vergehungen verſunken ſeyn. Das gebietet unſere heilige Richtſchnur, und nun dürfen wir nicht wieder warnen.

Ich hatte für dieſe berechnete Grauſamkeit, den Verlaſſenen auch des letzten Troſtes, auch des Gebets und der Unterhaltung mit ſich ſelbſt zu berauben, nichts, als ein tiefes Verſtummen;

aber mein Herz schrie laut zu Gott über die frommen Böſewichter, die mich hier eingekerkert hielten. Alſo bis zu dieſer Tiefe war ich geſunken, daß ich mich den Mißhandlungen der niedrigſten Menſchen Preis gegeben ſah, und vor meiner eigenen Stimme zurückbeben mußte. Ich wandte mich mit gefalteten Händen weg von meinen Peinigern, und ſie verließen mich wieder. Aber ſtatt daß dieſer neue Beweis von Unmenſchlichkeit meinen Muth hätte niederſchlagen ſollen, ſtärkte er ihn. Ich fühlte mich zu erhaben über dieſe Kränkungen. Ich empfand die Würde der Unſchuld zu innig, um mich dadurch beugen zu laſſen. Im Gegentheil erwachte eine Freudigkeit in mir, wie ich ſie nie in dieſen bangen Mauern geahndet hätte, und ich ergab mich der Vorſehung. Es muß ein ſeliges Gefühl ſeyn, das Gefühl der Märtyrer, die nur um der Unſchuld willen leiden.

Aber es bedurfte auch einer ſtarken innern Erhebung, um dieſen äußern Drangſalen nicht unterzuliegen. Denn ein Tag verfloß nach dem andern, und noch immer führte man mich nicht

vor meine Richter, noch immer ward mir nicht bekannt gemacht, warum ich in einem so fürchterlichen Gefängniſſe ſchmachte. Es hatte etwas unbeſchreiblich graunvolles, nie das Tageslicht zu erblicken, und ohne Beſchäftigung ewig bei dem Schimmer einer Lampe zu verweilen. Oft ſchien es mir, als wenn ich ſchon todt ſey, und in einem Grabe wohne. Alle Tage ſah ich nur einmal einen Menſchen, und einmal nur wurden beide Thüren meines Kerkers geöffnet. Denn meine Speiſen reichte mir der Gefangenwärter durch ein eiſernes Gitter der zweiten Thür. Dabei war er ſtumm bei den dringendſten Fragen, die ich an ihn that. Ich war von dem Umgange mit Menſchen ſo völlig abgeſondert, als wäre ich im Mittelpunkt der Erde geweſen.

Benkowitz.

## Frage.

Warum iſt mir das Morgenroth
So blutgeſtreift? die Welt ſo todt?
Warum ſtrahlt mir das Sonnenlicht
Oft ſo beſchwerlich ins Geſicht?
Und warum weint die Wolke mir?
Was trau'rt der Linde Blüthenzier?
Die Lüfte wimmern: jedes Bild
Iſt mir in Trauerflor gehüllt! —
Der Thau, beglänzt von Sonnenſchein,
Deucht mir vom Schmerz geweint zu ſeyn;
Die Wohlgerüche in der Luft,
Umſchwimmen mich wie Gräberduft;
Die lieben Bäumlein allzumal
Sind mir verſ ngt vom Sonnenſtrahl;
Der Vogel aus der Luft herab
Tönt mir, wie Sterbeſang am Grab;

Und alles, alles um mich her
Scheint kummervoll und thränenschwer;
Die Farben, grün und weiß und roth,
Sind abgestanden, schwarz und todt.
Die Menschen, deren Trost ich such',
Sind Geister, die im Leichentuch
Mich ansehn bleich, und furchtbar stumm:
Du guter Gott! warum, warum?
Hast du der ganzen Erde Pracht
Zu einem Todtenschlund gemacht? —
Ach nein! die Welt ist noch, wie vor,
Nur dem, der „Freiheit! dich verlor,
Ist diese Welt, so schön gemacht,
Ein Todtenschlund voll Fluch und Nacht;
Wo alles heult, den Schädel schlägt,
Verzweiflung brüllt, — und Ketten trägt! —
O Gott im Himmel mach mich frei
Aus dieser Höllentäuscherei!! —

Schubart.

## Das Vögelchen im Käfigt.

Ein Vögelchen im Käfigt saß,
Und konnte nicht heraus;
Süß war der Zucker, den es aß,
Und blank sein goldnes Haus;
Doch flattert es bald hin, bald her,
Und kannte keine Freude mehr.

Der süße Zucker schmeckt ihm nicht,
Den es mit Ekel aß;
Auch blendete nicht sein Gesicht
Das Gold, worin es saß.
Es wollt' hinaus, zerstieß sich schier
Das Köpfchen an dem Golde hier.

Fromm war das kleine Vögelein,
Ich hab' es ſelbſt geſehn,
Und ſein Geſang war ſilberrein,
Und ſein Gefieder ſchön;
Auch naſcht' es nicht nach Rabenart,
Doch ward's im Käfigt aufbewahrt.

Nun kam ein fremder Knabe her
Mit mitleidsvollem Sinn,
Den jammerte der Anblick ſehr,
Er nahm den Käfigt hin,
Und ließ aus ſeinem goldnen Haus
Das liebe Vögelchen heraus.

Lebendig wurde hier erkannt,
Daß Milde Nutzen bringt,
Daß nur an edler Freiheit Hand
Der Wunſch nach Glück gelingt.
Kein Sklavengold weckt Dankbarkeit,
Kein Ueberfluß Zufriedenheit.

In unſers Knaben Händen weilt
Das fromme Vöglein gern,

Zwar fliegt es her und hin, doch eilt
Zurück zu diesem Herrn
Es stets mit freudigem Gesang,
Der silberner, wie jemals, klang.

Dies ist mein Lied vom Vögelein,
Das einst im Käfigt saß,
Und süßen Zucker, voll von Pein
Und voll von Ekel, aß.
Das Liedchen warnet Jedermann;
Nun lerne, wer noch lernen kann.

Uelzen.

## Nach dem 88ſten Pſalm.

Jehovah, Gott mein Heil! ich ſchreie
Im Morgennebel zu dir auf!
Und kommt die Mitternacht, aufs neue
Flammt mein Gebet zu dir hinauf.
Ach, laß dies Schreien zu dir kommen
Und neig' herab zu mir dein Ohr.
Steigt nur des Heiligen, des Frommen,
Nicht auch des Büßers Flehn empor?

Voll Jammers, Gott, iſt meine Seele,
Mein weggeworfnes Leben ſchwebt
Nah' am Geklüft der Schauerhöhle,
Wo der Verdammten Schatten bebt.

Geachtet bin ich, gleich den Todten,
Wie ein Erschlagner lieg ich hier
Verlassen, hülflos auf dem Boden,
Im Felsengrabe, Gott, vor dir!

In Tiefen hast du mich verschlossen,
Und Finsterniß liegt um mich her.
Dein Feuergrimm, herabgegossen,
Stürzt auf mich wie ein Flammenmeer.
Fern' sind die Trauten meines Herzens,
Ich bin ihr Scheusal, bin ihr Greu'l;
Sie scheu'n den Anblick meines Schmerzens,
Und fliehn vor meinem Angstgeheul.

Nicht Weib und Mutter hört mich bangen
Verlaßnen, der so einsam traurt.
Gefangen bin ich, schwer gefangen,
In öde Trümmer eingemaurt.
Ach, ohne Zeugen muß ich trauren,
Dem Fels nur klag ich meinen Schmerz;
Doch er bleibt stumm, und seine Mauren
Sind hart wie ein Tirannenherz.

Was frommen meine goldnen Jahre,
Des vollen Lebens Sommergluth,
Grau macht der Kummer meine Haare,
Zur faulen Lache wird mein Blut.
Sind nicht von langem, heißen Weinen
Die Wangen wund? die Augen roth?
Starrt nicht das Mark in meinen Beinen?
Und bin ich nicht ein Bild vom Tod?

Vergebens breit' ich meine Arme
Gen Himmel, rufe: Vaterherz,
Wo iſt dein Mitleid! ach, erbarme
Dich über mich! Biſt du von Erz?
O Herr, willſt du nur deine Wunder
An Schädeln und Gerippen thun?
Dringt auch der Allmacht Arm hinunter
Ins Nachtthal, wo die Seelen ruhn?

Wird dieſer Staubleib auferſtehen,
Hat ihn dein Sturmwind, Gott, verſtreut?
Wird dann mein Aug' gen Himmel ſehen?
Schlägt dann dies Herz voll Dankbarkeit?

Wird man in tiefen Gräbern ſagen,
Wie gut du ſeyſt? und wird im Land,
Wo Schlang und Würmer uns benagen,
An Todten deine Treu erkannt?

Jauchzt man in ſchauervollen Nächten
In deine Wunder, Gott, verſenkt?
Spricht man von dir und deinen Rechten
Im Lande, da man nichts gedenkt?
Hier will ich, Schöpfer, zu dir beten,
Noch hier, ſo lang dies Herz noch klopft,
Bis mir der Tod nach tauſend Nöthen,
Des Lebens goldnen Quell verſtopft.

Doch was verſchmäh'ſt du meine Seele?
Was kehrſt du von mir dein Geſicht?
Siehſt mich im Dampf der Kerkerhöhle,
Hörſt mein Gebet im Staube nicht?
Elend und Ohnmacht drückt mich nieder,
Und doch ſtößt mich dein Fuß zurück.
Dein Schrecken, Gott, zermalmt die Glieder,
Und die Verzweiflung preßt den Blick.

Dein Grimm fährt über mich wie Wagen,
Und ſchneidet Furchen in mein Herz.
Gott, deine ausgegoßne Plagen
Sind brennend, wie der Hölle Schmerz.
Sie fluthen um mich her, wie Wogen,
Umbrauſen mich, bis ihre Wuth
Im Strudel mich hinabgezogen,
Und mich erſäuft die wilde Fluth.

Vergebens ſtrecken nach dem Freunde
Die müdgerungnen Arme ſich;
Vergebens ächz' ich: Komm, beweinte,
Verlaßne Gattin, tröſte mich!
Kommt Kinder, ehmals mein Vergnügen!
Seht euren armen Vater hier! —
Vergebens! — meine Freunde liegen
Wie ein bewölktes Land vor mir.

Verlaſſen ſoll ich von den Meinen,
Soll einſam in der Mitternacht
In meiner Jammergrotte weinen,
Mit Elend ringen ohne Macht. —

Nur du kannſt meine Seufzer ſtillen,
O Gott, drum ſchrei' ich auch empor:
Erbarme dich um Jeſu willen,
Und neig' zu meinem Schrei'n dein Ohr.

Schubart.

Für

# Unglückliche jeder Art.

---

# Ein Gebet.

Herr, du hörſt mich gewiß, ob ich es gleich nicht erfahre,
Daß du mich hörſt. Stets komm ich von neuem, und flehe von neuem,
Daß du mich hören mögeſt, o aller Kinder im Himmel
Vater, und aller auf Erden! Vor deinem leuchtenden Throne
Knien wir alle: wir Armen auf Erden, denen ihr Erbe
Thränen ſind, wie keine im Staube; die ausgeweinet
Haben, auf ſchimmernden Wolken; und jene, die niemals weinten,
In den Strahlen der Sterne, die ungefallnen Engel.

Alle flehen von dir mehr Seligkeit; aber mit Ruhe
Flehen sie jene dort oben. Denn sie labt Fülle der Freuden.
Wir, wir flehen weinend dich an, um Erlösung vom Bösen,
Ach Erlösung vom Elend, und Segen zum ewigen Leben.

Klopstok.

---

## Unglückliche in der Einbildung.

Es giebt Unglückliche in der Einbildung, die sich über Dinge ängstigen, welche an sich unschädlich sind, und unangenehme Eindrücke nur durch die fürchterliche Gestalt machen, die man ihnen selbst andichtet. Diese der vorigen so sehr ähnliche Gattung ist bloß darin von ihr verschieden, daß jene sich ohne alle Ursach quält, und an einem leeren Nichts, an bloßen Phantomen und

Einbildungen hängt, dieſe hingegen zu ihrem Leiden doch einige Veranlaſſung in wirklichen Gegenſtänden hat, ſo unſchädlich und unſchuldig dieſe auch immer an und für ſich ſeyn mögen.

In der That legen Viele ganz unſchädlichen Dingen, oft den verächtlichſten Kleinigkeiten, ich weiß ſelbſt nicht, was für ſchädliche Wirkungen bei, um nur vor dieſem Gewebe des Irrthums zurückbeben zu können. Und dieſes begegnet am meiſten denen, die ſich von einer ungezähmten Einbildungskraft beherrſchen und fortreißen laſſen, oder die Schwachheit haben, lieber gewiſſen dunkeln Gefühlen, Ahndungen und äußerlichen Anzeigen nachzugehen, als der Stimme der geſunden Vernunft. Es iſt kaum nöthig zu erinnern, was für Angſt und Schrecken von je her der Glaube an Geſpenſter auf dem Erdboden verbreitet hat, der hie und da noch ſein Weſen treibt! Wer einmal dieſer Schwachheit Raum gegeben hat, und eine etwas lebhaftere Einbildungskraft beſitzt, wird eigentlich niemals recht ruhig, wird, wo er geht und ſteht, von Angſt und Furcht verfolgt, hört und ſieht allenthalben etwas Grau

sendes. Nicht besser geht es denen, welche auf Träume halten, und, wenn solche etwas Ungünstiges anzuzeigen scheinen, dieses wirklich befürchten. Und eben so unglücklich sind alle diejenigen, die sich verleiten lassen, ihr künftiges Schicksal vorher wissen zu wollen, und deshalb bei jeder Berathschlagung oder Verlegenheit und Sorge [illegible] Ahndungen, Winken und Vorbedeutungen haschen. Es bedarf in der That nichts, als dieser einzigen Thorheit, um unzähliger Menschen Leben sogleich zu verbittern, und mit eiteln Schrecknissen zu erfüllen. Bildet man sich einmal ein, daß es gewisse Anzeigen, oder gar eine eigne Kunst und Regeln wirklich gäbe, durch deren Hülfe oder Betrachtung sich im voraus die Zukunft erforschen, und der, sonst ungewisse, Erfolg und Ausgang dieser und jener Angelegenheit bestimmen lasse: so mag sich dann einfinden und blicken lassen, was da will, selbst die unschuldigste und unbedeutendste Kleinigkeit, wenn sie nicht ganz alltäglich zu seyn scheint, wird zur Vorbedeutung gemacht, und das Herz in immerwährender Unruhe erhalten. Und, o wie man-

chen nagt und frißt ein geheimer Kummer, den man für zu aufgeklärt hielt, um Aberglauben zu vermuthen: und doch, untersucht man es genauer, so ist der ganze Grund davon eine nichtswürdige Kleinigkeit, welcher man die Ehre angethan, sie für eine böse, schwarze Vorbedeutung zu halten! Selbst der Weltbezwinger Alexander verfiel noch zuletzt in diese Schwachheit. Den Augustus machte es schon unruhig, wenn ihm des Morgens die Schuhe falsch angezogen, und der rechte mit dem linken verwechselt wurde. Cardan gerieth nach seinem eigenen Geständnisse in Furcht und Schrecken, und fing an etwas Widriges zu ahnden, wenn ihm auf der Straße Schweine entgegen grunzten oder Enten entgegen schnatterten. Und noch haben ähnliche Arten von Aberglauben ihre Freunde nicht bloß unter dem Pöbel! Bei einer großen Anzahl von Menschen in allen Ständen war noch vor wenig Jahren die blutrothe Farbe der, lange Zeit in Nebel gehüllten, Sonne eine Quelle banger Ahndungen; bei sehr vielen thut ein Comet noch dieselbe Wirkung. Und wie oft wird nicht die

Zärtlichkeit für interessante Personen noch durch eine Nachteule, durch ein Katzengeschrei, durch das Heulen der Hunde, durch das bedeutungsloseste und erklärbarste nächtliche Geräusch der Hausgeräthschaften, oder bei völlig gesunden Kindern durch den Anblick einer blauen Ader über der Nase, oder andere vermeinte Merkmale des frühern Todes gemartert!

Reinhard.

---

## Der Traurige.

Einst, da ich eine Nacht, wie Erndtetage lang,
Mit Gram und Ungeduld im leeren Bette rang,
Wenn öde Schatten uns das Unglück schwärzer machen,
Und, Unholdinnen gleich, die Sorgen mit uns wachen,

Schalt die Vernunft mein Herz, das allen Troſt verwarf,
Und ſprach in einem Ton, den es nicht tadeln darf:
Kurzſichtiger! der Gram hat dein Geſicht vergället;
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet;
Mach deinen Raupenſtand und einen Tropfen Zeit,
Den, nicht zu deinem Zweck, die, nicht zur Ewigkeit!
Sieh Welten über dir, gezählt mit Millionen,
Wo Geiſter fremder Art in andern Körpern wohnen!
Der Raum, und was er faßt, was heut und geſtern hat,
Menſch, Engel, Körper, Geiſt, iſt alles eine Stadt.
Du biſt ein Bürger auch, ſich ſelber, wie geringe!
Und gleichwohl machſt du dich zum Mittelpunkt der Dinge?

— — — — — —

Willst du, daß Gott dann selbst die ewigen Gesetze,
Die er den Welten schuf, aus Gunst für dich verletze?
Soll, weils ein Dichter wünscht, der zarte Leib ein Stein,
Ein Fieber ohne Wuth, Gift ohne Wirkung seyn?

Haller.

---

## Mittel, sein Unglück zu erleichtern.

Der Glaube, daß Gott alles wisse, an allen Orten zugegen sey, alle unsere Schicksale regiere, ist, wie ich vorhin schon sagte, ziemlich allgemein. Allein bei den mehresten ist er todt, ohne alle Wirksamkeit auf das Herz. Wie könnte sonst unter den Gläubigen so großer Mißmuth, so große Furcht vor der Zukunft herrschen?

Dies kömmt vorzüglich daher, weil man sich nicht gewöhnet hat, die Anwendung davon auf einzelne Fälle zu machen. Willst du das Beseligende dieses Glaubens recht fühlen, den Umgang mit Gott genießen, und durch denselben die Erde für dich zum Himmel umschaffen: so mußt du schlechterdings alles, was da ist, und geschieht, und geschehen wird, als Gottes Wirkung ansehen lernen, und dich gewöhnen, die Weltbegebenheiten dir folgendermaßen vorzustellen: Gott hat meine Arbeit gelingen lassen, Gott hat meine Geschäfte mir angewiesen, Gott hat mich mit diesen Menschen in Verbindung gesetzt, Gott hat mir diese Krankheit zugeschickt, Gott hat mir mein Weib genommen, Gott donnert, Gott hat eine Feuersbrunst geschickt, Gott hat Revolution oder Krieg veranstaltet.

Diese Vorstellungsarten sind freilich ziemlich alt, und schmecken nach der Vorwelt; sie sind aber, wenn Gott die Welt und die Schicksale der Menschen wirklich regieret, wahr.

Versuche es nun, mein Freund! und glaube herzlich, daß Gott allenthalben wirkt, dann blicke

mit diesem Glauben auf die Welt! Ist sie nicht zum Himmel umgeschaffen? Ist nicht alles Böse, und Schreckliche, und Furchtbare, über welches du bisher seufztest, mit einemmale verschwunden? Die schöne Gegend, die du um dich erblickst, ist sie dir nicht viel werther, wenn du sie als Veranstaltung Gottes betrachtest? Die Frucht, die du von deinem Baume brichst, schmeckt sie dir nicht süßer, wenn du sie als Gabe Gottes nimmst? jener Morast, den du vor dir erblickst, der dir bisher so ekelhaft schien, verliert er nicht sein Unangenehmes, wenn du ihn als Gottes Werk betrachtest, wodurch er gute Zwecke bewirken, vielleicht die Kräfte der Menschen durch Austrocknung desselben üben will? Deine Arbeiten, sie mögen in Regierung eines Volks, oder im Schuhflicken, bestehen, die dir bisher lästig waren, was sind sie nun? Aufträge Gottes, die du mit Freuden befolgen wirst. Deine körperlichen und Seelenleiden! was sind sie? Erziehungsmittel, wodurch Gott dich zu veredeln sucht. Die entsetzlichsten Scenen des Krieges, was sind sie? Veranstaltungen der höchsten Weis-

heit, um große Zwecke fürs Ganze zu erreichen. Die schrecklichen Aussichten in die Zukunft, was sind sie? Phantome, die durch den Glauben an Gott verscheucht werden. Wenn dieser alles regiert, so regiert er auch die Zukunft. Wie kann denn da etwas Schreckliches seyn, wo ein Allweiser, Allgütiger regiert?

So viel ist also gewiß, daß man in der Stunde, da man glaubt, daß Gott allenthalben wirke, fühlt, daß man im Himmel sey. Deswegen ist es Pflicht für jeden, der den Himmel auf Erden zu finden wünscht, sich an diesen Glauben zu gewöhnen, und sich darin immer mehr zu bestärken.

Vielleicht hat nie ein Mensch gelebt, bei dem dieser Glaube zu allen Zeiten recht lebendig gewesen wäre. Unordnungen im Körper, das Zusammentreffen von vielen unangenehmen Vorfällen verdunkeln ihn oft, so wie die Sonne bisweilen Wochen lang durch Anhäufung der Dünste in der Luft den Augen entzogen wird. Aber, wenn er einmal in der Seele Wurzel geschlagen hat, thut er doch seine Wirkung, bewahrt vor

Verzweiflung, schützt gegen große Verirrungen, und nährt den Eifer, seiner Pflicht treu zu bleiben; so wie die Sonne auch bei den dichten Dünsten uns noch leuchtet und erwärmt, wenn wir sie auch gleich nicht sehen.

Mit diesem Glauben muß ferner unsere ganze Art zu Denken und zu Handeln übereinstimmen, wenn wir des Genusses himmlischer Seligkeit fähig seyn wollen. Je richtiger und heller die Einsichten sind, desto traurigger wird der Zustand unserer Seele, wenn wir denselben nicht gemäß denken und handeln.

Glauben wir also, daß alles, was uns begegnet, unter göttlicher Leitung stehe: so müssen wir schlechterdings den Unmuth, den Gram, den Zorn, die Traurigkeit, die uns anwandeln, wenn die Schicksale, die uns treffen, nicht mit unsern Wünschen übereinstimmen, zu besiegen suchen. Derjenige, der um sich nur Naturkräfte, nur Menschen handeln sieht, und, durch seine Eigenliebe verleitet, erwartet, daß alles nach seinen Wünschen sich richten soll — der mag unmuthig seyn, und zürnen und sich grämen, wenn seine

Wünſche vereitelt werden, ſeine Erwartungen fehl ſchlagen. Er hat Grund dazu. Iſt's aber nicht Thorheit, wenn ein anderer, der von der Ueberzeugung beſeelt iſt, daß alle Wirkungen in der Welt unter der Leitung der höchſten Weisheit und Güte ſtehen, ſich eben dies erlaubt?

Salzmann.

---

## Abbadonna auf Golgatha.

Abbadonna umzitterte noch der Engel Verſammlung,
Zweifelte, ſchwebt', und ſtand, und ſchlüpft' am Boden Er wäre
Ferne geflohn. Allein er ermannte ſich durch den Gedanken:
Keinen Geringeren, als den Verſöhner, könne der große
Feſtliche Kreis der Engel umgeben. Itzt wagt er's, und ſchwebte

In den ſchreckenden Kreis. So wie die Engel ihr Antlitz
Wandten, und ihn erblickten: ſo ſahn ſie die bange Verſtellung,
Todtes Lächeln, und Glanz, der keine Seligkeit ſtrahlte,
Tauſendjährigen Gram, unüberwindliches Trauern,
Abbadonna's! Sie ließen mit ſtillem Mitleid ihn fortgehn.
Und er näherte ſich dem nachtbelaſteten Hügel;
Sah die Gekreuzigten; wandte ſich. Nein, ich will ſie nicht ſehen,
Nicht der Sterbenden Antlitz! Ihr Leiden verwundet zu tief mich!
Führt zu grauvolle Bilder vor meinen Gedanken vorüber!
Klagt zu laut vor dem Richter mich an! Denn, ach, der gewandte,
Kurze, fliegende Blick auf ihre Wunden, durchflammt mich
Schon mit wüthender Angſt! , . . Mitunglückſelige Menſchen,

Und so sehr mitschuldige, daß, durch schwarze Verbrechen,
Eure Brüder euch zwingen, sie, vor dem Antlitz der Sonne,
Feierlich vor unzählbarer Mengen Versammlung, zu tödten!
Nein, es soll sie mein Auge nicht sehn, die ihr itzt der Verwesung,
Grausam oder gerecht, zusendet! ... Dem trüben Gedanken,
Qualenvoller, entreiß dich dem ängstlichen Todesgedanken.
Den ich suche, wo find' ich ihn auf? Ja, diese Versammlung
Aller Himmel, sie ist nicht umsonst herunter gestiegen!
Sie umgiebt ihn! Er ist in diesem heiligen Raume!
Aber wo? .... Am Oeiberge war das furchtbarste Dunkel,
Wo er war! Doch hier strömts auf den gebeinvollen Hügel!

Und da kann er nicht seyn! Wenn mir ein Engel ihn zeigte!
Wenn ich fragen dürfte, dann mir ein Engel ihn zeigte!
Unglückseliger! . . . Wenn sie mich nur an dieser Erschütterung,
Dieser schleunigen Wehmuth, nicht kennen, zu fliehn mir gebieten! . . .
Nein! sie bemerken mich nicht, vertieft in große Gedanken
Von dem göttlichen Manne, zu dem der Richter sie sandte!
Ach, wo ist er? Ist er vielleicht in des deckenden Tempels
Allerheiligstem? Betet er dort von neuem? Und soll ihn,
Wie er leidet, kein Endlicher mehr, nicht den blutigen Schweiß sehn,
Der von seinem Angesicht rinnt? . . . Doch der himmlischen Augen
Sind mehr auf den Hügel, als auf den Tempel gerichtet;

Wenn ich anders es ſehe, wohin ſie blicken.
Verworfner!
Ja, ſo biſt du erniedrigt, du darfſt dein ſchamvolles Auge
Nicht zu den Gottgetreuen erheben, obgleich du es wagteſt,
Ihnen ſelber in ihrer verklärten Geſtalt dich zu zeigen!
Auf dem gebeinvollen Hügel?... Vielleicht, daß er dort, wo Verbrecher,
Dieſe lauteſten Zeugen des Falls der Sterblichen, bluten,
Was er auf Erden zu leiden beſchloß, vollendet?
Vielleicht liegt
Unter Gebeinen der Göttliche dort, und betet zum Richter?
Ach, ſo muß ich denn wieder zum Todeshügel mein Antlitz
Wenden! Er wandt' es; doch ſchwebt' er mit bangem, ſäumenden Fluge;
Seitwärts ſchwebt er hinab, und ſuchte lange mit ſcharfen

Schnellen Blicken unter den Kreuzen. Er findet Johannes,
Und begleitet mit ſeinem Auge die Blicke des Jüngers.
Und der Geopferte für die Verbrecher hing in der Nacht hin;
Schien mit brechendem Aug' ein Grab, zur Ruhe, zu ſuchen!
Als von dem erſten Entſetzen ſich Abbadonna entpernwand,
Dacht er: Es iſt nicht möglich! Es iſt nicht möglich! Er iſt's nicht!
Sterben? ... Es iſt nicht möglich! ... Allein, ihr Himmel! (Was wag ich
Mir zu überreden? ... Ich täuſche mich nicht! Ich ſeh' ihn!)
Ja! er iſt es dennoch! ... Ach, den ich am Oelberge ſahe,
Leiden ſahe, was nie noch ein Endlicher litt, dem Opfer,
Unerbittlicher Richter, er iſt's! ... Izt ſank er zum Hügel

Tiefer hinab. Hier will ich am Staube der Erde (ſo dacht' er,)
Auf den Ausgang des wunderbarſten aller Gerichte
Warten: und, wenn's ein Endlicher kann, den göttlichen Dulder
Sterben ſehn! . . . Was iſt es in mir, ſo wie Ruhe mich lindert?
Iſt's Betäubung der Angſt? wie? oder wirkliche Hoffnung?
Ach der Hoffnung beſte, vernichtet zu werden? O täuſche,
Einzige Hoffnung, täuſche mich nicht! Mich däucht ja, ich dürfe
Um die Vernichtung den Richter itzt flehn! Es däucht mich, er werde
Itzt mich erhören! . . . O wenn der göttliche Dulder ſein Haupt nun,
Richter der Welt! am Kreuze geneigt hat, und du, ein Rächer,
Daß wir die Sünd erſchufen, zur Sünde die Menſchen verführten!

Einige dieſer Verbrecher, als Todesopfer, dem Schatten
Deines Getödteten weihſt, und um ſein Grab ſie vernichteſt!
Ach, dann ſond're mich auch, mich, den verworfenſten Sünder,
Abbadonna mit aus, daß du dem Todten mich opferſt!
Ach, dann bin ich nicht mehr! Dann fühl ich der nächtlichen Qualen
Flamme nicht mehr! Ich war einmal! Dann bin ich vergangen!
Aus der Weſen Reihe verlöſcht! auf immer vergangen!
Von den Engeln, von allen Erſchaffnen, von Gott vergeſſen!
Sieh, ich ſtrecke mein Haupt, Gott, deiner Allmacht entgegen!
Würdige, Richter der Welt, mich, daß ihr geheimes Verühren,
Oder ihr fallender Blitz aus deiner Schöpfung mich tilge!

Alſo wünſcht, ſo wähnet er, hoffen zu dürfen; er freut ſich,
Und entſetzt ſich, über die Hoffnung! Er ſchwebt' am Staube,
Blickte zum blutvollen Kreuz hinauf, zum ſterbenden Mittler,
Dachte, mit jedem fliegenden Blicke, der Göttliche würde
Nun! nun! ſterben! Und trüberes Schrecken, vernichtet zu werden,
Ueberfiel, mit jedem Gedanken, ihn! Sichtbar verdunkelt,
Stand er, und ſtrebt', und rang, die lichte Geſtalt zu behalten!
Als er ſo ſich beſtrebt, und ſich in der Bangigkeit wendet,
Sieht er nicht ferne von ſich, bei einem der Kreuze, zur Rechten
Jenes erhabneren Kreuzes, das mitten ſchreckender aufſtieg,
Sieht er dort auf Einmal den mitgeſchaffnen, geliebten,

Furchtbaren Abdiel ſchweben! . . . Die ringsumglänzenden Engel
Hüllt' ihm itzt Dunkelheit ein! Die Schöpfung ward ihm enge!
So ergriff ihn die Angſt, es werde ſein Freund ihn erkennen!
Was in ihm Unſterbliches war, die geiſtigen Kräfte
Alle, ruft er zurück, daß Abdiel ihn nicht erkenne!
Eilend, als wär' er von Gott, aus fernen Welten, zu andern
Fernen Welten, geſandt, und dürft' auf der Erde nicht weilen;
Wandt' er zu Abdiel ſich, und ſprach die geflügelten Worte:

Sag, Geliebter, du weißt es vielleicht: Wenn iſts dem Verſöhner,
Daß er ſterbe, geſetzt? Mir iſt zu eilen geboten;
Und ich wünſche doch auch, den heiligen, gottgewählten,
Schrecklichen Augenblick, wo ich auch ſey, anbetend zu feiern!

Abdiel ſtand gewendet! Allein itzt kehrt er ſein Antlitz
Auf den Verlornen, und ſpricht mit Ernſte, den Wehmuth mildert:

Abbadonna! . . . So ſteigt in's Geſicht des blühenden Jünglings,
Den der rufende Blitz erſchlug, die Farbe des Todes
Schnell herauf! So ſtrömte die Nacht des Abgrunds in's Antlitz
Abbadonnas empor! Die Heiligen ſahen ihn alle
Dunkel werden! Er floh aus ihrem ſchreckenden Kreiſe!

Klopſtok.

---

## Der Tiefbetrübte.

— Auf der öden Erdenfläche
Irr' ich hier —
Angeſchwellte Regenbäche
Rauſchen mir

Von dem kahlen Berg' entgegen —
Hier auf unbekannten Wegen
Wandr' ich nun bergauf, bergab —
Seh' den Himmel an und weine,
Suche Ruh und finde keine,
Fänd' ich doch mein Grab!
Seit so vielen trüben Tagen
Hab' ich Näß und Frost getragen —
Diese Erde war mein Bette,
Dürres Laub die Lagerstätte,
Die ich mir zusammentrug —
Wo ich wandre, scheint ein Fluch
Auf der öden Welt zu ruhn. —
Alle Bäume sind entlaubt,
Jeder Flur ihr Schmuck geraubt —
Und was soll ich Armer thun?
Soll ich unaufhörlich wandern
Ueber diesen Dornenpfad,
Der vielleicht so manchen andern
Schon zum Ziel geführet hat?
Nur mich hält er stets zurück —
Oftmals stellt' er meinem Blick
Schon das Ziel so nahe vor —

Aber kaum ſtieg es empor,
So verſchwand es auch ſchon wieder. —
Wenig ſind der Freudenlieder,
Die ich auf dem Wege ſang,
Und nie war es reiner Klang. —
Aber meines Kummers Zähren,
Ach, daß ſie gezählet wären,
Die ich in den Staub geweint! —
Denn, wem nie die Sonne ſcheint,
Wem der Himmel immer trübe,
Stets die Ausſicht dunkel bliebe,
Könnte der wohl heiter ſeyn? —
Düſter war mir ſtets der Himmel
Um mich her, ein leer Getümmel,
Täuſchung, Blendwerk, falſcher Schein!
Dennoch ſollt' ich heiter ſeyn? —

O verzeiht mir meine Klagen;
Denn mir aus dem Sinn zu ſchlagen
Meinen Schmerz, vermag ich nicht. —
Wem der Regen ins Geſicht
Auf der Wanderſtraße ſchlägt,
Und der Wind das Schneegeſtöber

In das naſſe Antlitz ſagt, —
Dieſer kann doch nimmer glauben,
Daß es Frühling um ihn ſey; —
Wollt ihr denn den Troſt ihm rauben,
Den er noch im Klagen findet?
Ach, des Menſchen Leben ſchwindet
Doch nur wie ein Traum dahin. —
Daß ich nun ſo elend bin —
Iſt's mein Loos — ſo will ich's tragen,
Nahet doch von meinen Tagen
Wohl der letzte bald heran.
Oft auf meiner Pilgerbahn
Sank ich, und erhob mich wieder; —
Aber ſchmachtend nach der Ruh,
Sinken nun die müden Glieder
Sehnſuchtsvoll dem Grabe zu. —

Moritz.

## Gethſemane.

Wer iſt der große Sterbende?
Der dorten in Gethſemane,
In ſchauervoller Einſamkeit,
So müde, ſo verlaſſen ſchreit:

„Ich bin betrübt bis in den Tod,
In allen Adern wühlt der Tod.
Da lieg' ich wie ein Wurm vor dir,
Mein Vater, nimm den Kelch von mir.“

Doch allgewaltig ſchrecken ſie,
Die Donner von dem Sinai,
Und aus des Richters Auge bricht
Ein unerbittliches Gericht. —

Fallt nieder, Sünder, betet! wacht!
Und ſeht die fürchterliche Nacht,
Die über jenem Manne hängt,
Der dorten mit dem Tode ringt.

Schwer liegt auf ihm des Richters Grimm,
Die Füße brechen unter ihm,
Und aus gepreßten Adern dringt
Sein Todesschweiß mit Blut vermengt.

Noch brennt der Rache tiefe Glut,
Noch trinkt die Erde Schweis und Blut,
Die unter ihm vor Angst sich regt,
Und ihren Todtenstaub bewegt.

Es liegt auf seinem Rücken ganz
Des Richters Zorn, die Hölle ganz.
Und Tod auf Tod, und Grab auf Grab
Stürzt donnernd in die Seel' hinab.

Er redet nicht, er winselt nur,
Und die mitklagende Natur
Spricht jeden Seufzer tausendfach
Den Felsen und Gebirgen nach.

Weltrichter, warum schlägest du
Mit hohem Arme auf ihn zu?
Es schreckt der Antwortsdonner mich:
„Für Sünder blutet Er, für dich!“

Ja, unſre Sünden drückten dich;
Nicht deine, Herr, ſo fürchterlich!
Wir weckten Gottes Eifergluth,
Wir färbten deinen Schweiß mit Blut.

O Mittler! zeige mir nur nicht
Die Miene vor dem Weltgericht.
Im Blutſchweiß lieg' ich arm und bloß,
Der dir von deiner Stirne floß.

Wenn nun der größte Menſchenfeind,
Der Satan, mit dem Tod erſcheint,
Und meiner müden Seele graut,
So rede dieſe Erde laut.

Dann ſteigt ein Jauchzen in die Höh',
Gethſemane! Gethſemane!
Mein Heldenglaube ſegnet dich,
Dort floß auch Schweiß und Blut für mich.

Schubart.

## Der Mißmüthige.

Was bist du, Würmchen an der Wand? —
Bist glücklicher, als ich:
Du scheust nicht meine Mörderhand,
Und ich beneide dich.

Mit Wahrheit und mit Irrthum kämpft
Dein kurzes Daseyn nicht;
Und Freude, die kein Zweifel dämpft,
Ist, was dir nie gebricht.

Hast alles, was dem Sinn begehrt,
Und hoffst und fürchtest nichts,
Und wärmst dich hier so ungestöhrt,
Am Strahl des Sonnenlichts.

Ganz unempfunden nähmſt du hier
Den Tod von meiner Hand;
Doch friſt' ich gern dem Daſeyn dir,
Du Würmchen an der Wand.

Ach! meiner Freude Quell verraun,
Doch ſeh' ich Freude gern,
Bleibt ihr Genuß mir armen Mann
Auch vor dem Grabe fern.

Die mich noch lieben, wünſchen mir
Recht balde meinen Tod;
Tod endet nichts als Freuden dir,
Mir tauſendfache Noth.

Uelzen.

---

## Euphroſin und der Greis mit der ſilbernen Waage.

(Fortſetzung.)

Wer ſollte glauben, daß es im menſchlichen Leben der unſichtbaren Klippen ſo viel gäbe, woran das Glück der Sterblichen ſcheitern kann? Wer ſollte glauben, daß auch in Euphroſins Lage noch eine ſolche Klippe ſeyn könnte? Dennoch kam er zum drittenmal, als der Vollmond erſchien, den Wald und den Greis zu ſuchen; dennoch ſchlug er zum drittenmal auf dieſem Wege die Augen bethränt nieder, und ſchaute voll Sehnſucht in das Dunkel des Waldes hinein, ob ſein Tröſter nicht erſcheinen würde.

Und es war gleichſam, als ahndete diesmal der weiſe Alte die Nähe ſeines Zöglings; denn

er kam nach einer langen Weile einen dichtverwachsenen Gang daher. Nun, Euphrosin, hub er an, bist du in dem Hafen des Glücks eingelaufen? Aber ohne daß du eine Antwort giebst, lese ich sie aus deinem Gesicht. Du bist es noch nicht. Die gefaltete Stirn, dies nasse Auge sagt mir es. Entdecke mir, Euphrosin, welcher neue Kummer drückt dich nieder? Vielleicht kann ich noch einmal dir Rath und Trost geben.

Euphrosin sah beschämt zur Erde, und vermochte noch keine Worte zu finden.

Sey nicht verlegen, fuhr der Greis fort, daß du noch immer Leiden hast; ich weiß ja, daß du sie nicht gerne hast. Wer so viel in der Welt ertrug, als ich, dem ist der Leidende willkommener, als der Glückliche.

Also auch du, sagte Euphrosin, hast gelitten? Nun, so wirst du auch die feinern Leiden der Menschen, die geheimen Seelenleiden kennen, die sie sich oft aus der tiefsten Zukunft herholen. Sagtest du nicht in unserm vorigen Gespräche, daß man gern von einem Gastmahle aufstünde, wenn man nach demselben ein schönes Schauspiel,

oder irgend ein anderes geistiges Vergnügen, zu erwarten hätte?

Ja, Euphrosin, und das ist auch noch meine Meinung.

Aber, edler Greis, wenn es nun ungewiß wäre, daß hinter dem Gastmahl ein Schauspiel oder ein anderes Vergnügen folgte; wenn man von jenem aufstehen müßte, ohne zu wissen, ob man je zu einem andern sich niedersetzte; wenn man gegenwärtige Genüsse verlassen müßte, ohne zukünftige vor sich zu sehen?

Ich verstehe dich, guter Euphrosin; du bist auf einen Punkt gekommen, der von den ältesten Zeiten an den Weisen der Erde unruhige Tage und schlaflose Nächte machte, dem sie oft alle Kräfte ihres Geistes widmeten, ohne ihn erschöpfen zu können, auf Zweifel an Unsterblichkeit der Seele.

Ja, ehrwürdiger Greis, dies ist es, was jetzt Schwermuth unter meine Freuden mischt. Der Gedanke von Vernichtung ist mir, nächst dem einer ewigen Verdammniß, am fürchterlichsten, und ich habe nicht Gründe genug in mir,

der Furcht vor derselben zu widerstehen, und mich von einer künftigen Fortdauer zu überzeugen. Dies verbittert jetzt das Glück meines Lebens, und noch einmal komm ich, Trost bei dir zu suchen.

Du zweifelst also an einem künftigen Leben, und wenn du davon vollkommne Gewißheit hättest, so würde Dein jetziger Kummer schwinden?

Ja! wüßte ich so gewiß, daß auf dies Leben ein anderes folgt, als auf manches Gastmahl ein angenehmeres Schauspiel; wäre ich von meinem künftigen Daseyn so überzeugt, wie ich es von meinem jetzigen bin, siehe, so würde ich mich glücklicher schätzen, als ich je war, so würde ich Muth haben, jedem Leiden der Erde Trotz zu bieten; so würde ich selbst einem martervollen Tode freudig entgegen gehen.

Du wünschtest also, was man eine mathematische Gewißheit nennt, von dem künftigen Leben zu haben. Laß uns die Sache einmal erwägen. Hast du wohl schon gehört, daß jemand aus dem künftigen Leben zurückgekommen sey,

um irgend einem jetzt lebenden Menschen diese Gewißheit zu bringen?

Leider, nein!

Acht tausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft geflogen,
Der Meldung that von der Vergelterin?

Euphrosin, und du wolltest der einzige Auserwählte seyn, dem diese Gewißheit gebracht werden sollte? Du wolltest unter den mehr als tausend Millionen Menschen, die auf der Erde sind, allein herausgehoben werden, diese Nachricht zu empfahen? Hast du wohl überlegt, ob deine Forderung billig war, ob es selbst nur möglich ist, daß sie befriedigt werde? Du hast keine vollkommene Gewißheit, daß einst ein Cäsar, ein August lebte, du bist selbst nicht vollkommen gewiß, daß jetzt ein Kaiser in China vorhanden ist, sondern mußt dies alles auf das Zeugniß eines andern glauben. Wie könntest du also in einer Sache vollkommene Gewißheit verlangen, die so weit aus unserm Gesichtskreise ist? Laß uns also zuerst die Regel merken: wir müssen, so wie kein Paradies oder vollkommenes Glück, so auch

keine vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde ſuchen. Beydes konnte und durfte nicht ſeyn; durch das erſte erhielte das Erdenleben einen zu großen Werth, und wir würden dann kein anderes verlangen; durch das zweite verlöre es zu viel von ſeinem Werth, wir würden nur immer zu dem künftigen hinüberblicken, und das gegenwärtige darüber ganz vernachläßigen. Beides alſo wäre der Weisheit des Schöpfers zuwider, der ſeinen Geſchöpfen auf jedem Schauplatz vollkommene Beſtimmung giebt. Darum, guter Euphroſin, verlange nichts, was auf der ganzen Erde nicht iſt, und nicht darauf ſeyn darf.

Aber, guter Greis, wenn nun auch vollkommene Gewißheit vom künftigen Leben auf der Erde nicht möglich iſt, ſo darf man doch wohl billig ſo viel Gewißheit fordern, als zur Beruhigung nothwendig iſt?

Ja, Euphroſin, ſo viel darf man fordern, und ſo viel iſt auch da. Solteſt du ſie nicht haben?

Hätte ich sie, so sähest du mich nicht mit diesem trüben Blicke vor dir, so priese ich mich als einen der Glücklichsten auf der Erde.

Wohlan denn, laß uns versuchen, was wir vereint zu erfinden vermögen. Ich könnte dir freilich ohne weitern Beweis sagen: Die christliche Religion ist göttlichen Ursprungs, sie lehrt Unsterblichkeit der Seele, und was sie lehrt, ist vermöge ihrer Göttlichkeit wahr; aber du ziehst vielleicht die philosophischen Beweise den religiösen vor?

Euphrosin schlug etwas betreten die Augen nieder. Ich habe, sagte er nach einer kleinen Weile, den Hierokles und die Fragmente gelesen, und seit dieser Zeit kränkelt mein Glaube etwas.

Nun wohl, so können wir wenigstens einen philosophischen Beweis aufsuchen, der dir vielleicht noch nicht einfiel. Glaubst du einen allmächtigen und allweisen Gott?

Ja! den Glauben daran giebt mir der geordnete Kreislauf der Welten, und jedes Hälmchen, der Bau des Menschen, und jedes Wurms.

Glaubst du auch, daß von zwei entgegengesetzten Sachen die eine wahr seyn müsse, wenn die Unmöglichkeit der andern erwiesen wird?

Ja, denn dieser Grundsatz wird von allen Weisen angenommen.

Nun höre doch noch einige Augenblicke weiter. Man sagt, der Kaiser in China habe die beste Polizei von allen Monarchen. Durch regelmäßige Fortpflanzung seiner Beobachter, vom Mittelpunkt des Reichs bis an die Gränzen wisse er alles, was in demselben vorgeht: ob es dort wohl schwer ist, zu entkommen, wenn man ein Staatsverbrechen begangen hat?

Das muß es allerdings seyn, weil man von so viel Augen beobachtet wird.

Der jetzige Kaiser aber soll, trotz aller dieser Anstalten, die Staatsverbrecher und alle andere Böswichter, ja selbst die Mörder, ohne Ausnahme entkommen lassen. Es könnte einer eine ganze unschuldige Familie langsam zu Tode gemartert, er könnte Häuser angezündet, und unmündige Kinder ins Feuer geworfen haben, der Kaiser würde ihn dennoch nicht festhalten lassen,

wenn er aus seinem Reiche zu entfliehen suchte. Was urtheilst du von diesem Monarchen?

Daß er ein ungerechter, ein schändlicher Regent, daß er ein wahrer Tyrann sey, daß er verdient . . . .

Halt! Jenes Böse weiß ich nicht von dem chinesischen Kaiser; aber du, Euphrosin, behauptest es von Gott selbst, wenn du an Unsterblichkeit der Seele zweifelst. Hat Gott es jedem Böswicht erlaubt, durch den Druck an einem scharfen Eisen aus seinem Reich zu entweichen, und sich auf ewig seiner Gewalt zu entziehen; so ist er, was du von jenem Monarchen sagtest. Hat er dem Menschen frei gestellt, den schrecklichsten Frevel in seiner Welt zu üben, zu morden, zu brennen, zu rauben, alle satanische Bosheiten zu begehen, und dann durch einen Dolchstich seiner Macht zu entfliehen: so ist er ein unweiser, ungerechter und grausamer Regent. Nicht wahr, Euphrosin?

Ich gestehe es, du folgerst nichts aus meinen Worten, was nicht wirklich daraus folgt.

Ein unweiser und schwacher Regent kann aber Gott nicht seyn, und du erklärst ihn ja selbst oben für allmächtig und allweise, es muß also das Gegentheil statt finden, und mit demselben Unmöglichkeit, sich durch den Tod der Herrschaft Gottes zu entziehen; Unmöglichkeit, die Seele mit dem Körper zugleich zu tödten; Unmöglichkeit, daß die Seele sterblich sey. Nicht wahr?

Du beweisest kräftig, was du beweisen willst, ehrwürdiger Greis, und ich verhehle dir nicht, daß der süße Glaube an Unsterblichkeit in mir zu erwachen beginnt.

Und dennoch ist dies nur ein einziger Grund dafür. Nimm alle die Gründe hinzu, die uns die Religion giebt; nimm dazu, daß selbst die menschlichen Körper nicht vernichtet, sondern nur in ihre Theile aufgelöst werden: dies aber kann die Seele nicht, weil sie keine Theile hat, sie muß also unverändert bleiben; nimm dazu, daß für jede Neigung, die der Seele eingepflanzt wurde, Befriedigung da ist, daß also auch ihre heftigsten Neigungen: Durst nach Fortdauer und

nach vollkommenern Glück, Befriedigung finden werde; nimm endlich dazu, daß alle Völker der Erde an Fortdauer nach dem Tode glauben, und du wirst gewiß so viel Beruhigung finden, als dir zum Glück auf der Erde nothwendig ist. Und wie himmlisch süß ist die Ueberzeugung von Unsterblichkeit!

Denke dir, Euphrosin, daß du ewig, ewig leben, ewig eine Glückseligkeit empfinden sollst, zu der du dich hier gar nicht hinaufdenken kannst; muß dieser Gedanke nicht deine ganze Seele mit Entzücken überströmen?

Ein heiliges Feuer hob von neuem den Greis empor, sein Auge strahlte von Wonne, und in seiner Hand erklang die silberne Waage.

Länger vermochte sich Euphrosin nicht zu halten. Jetzt war der Augenblick da, da sein Verlangen nach mehrerem Lichte ihn übermannte.

Ehrwürdiger Weiser, rief er, sage mir, wer bist du? was bedeutet diese Waage in deiner Hand, und woher kennst du mich?

Der Greis lächelte. Der Fragen viel auf einmal, sagte er. Ich könnte sie dir alle gleich

jetzt beantworten, denn lange genug haſt du verweilt, ehe du ſie aufwarfeſt; aber ich will deiner Wahl es überlaſſen: willſt du zuvor meine Geſchichte hören, und am Ende derſelben die letzte Ueberzeugung von Unſterblichkeit der Seele erhalten, oder ſoll ich dir jene Fragen gleich beantworten?

Ich würde der neugierigen Thoren einer ſeyn, ſagte Euphroſin, wenn ich das letzte wählte. Deine Geſchichte, edler Greis, will ich wiſſen. Sie reizt mich eben ſo viel, und mehr, als die Beantwortung jener Fragen.

Gut, entgegnete der Greis, komm den nächſten Vollmond wieder in dieſen Wald, und du wirſt Befriedigung finden. So ſprach er, und ehe Euphroſin noch antworten konnte, war der Greis mit der ſilbernen Waage hinter einem belaubten Gebüſch verſchwunden.

Es iſt leicht zu errathen, daß Euphroſin den nächſten Vollmond nicht verſäumte. Sonſt trieb ihn nur Bedürfniß des Herzens und Verlangen nach Troſt zu dem einſamen Walde; jetzt geſellte ſich auch die Neugierde dazu. Er ſehnte ſich in

nig, den weiſen Alten endlich näher kennen zu lernen, und war ſchon eine Stunde vor dem beſtimmten Augenblick in dem heiligen Dunkel der bemooſten Bäume. Gedankenvoll wandelte er unter dem Schimmer des Mondes, indem er alle die tröſtenden Wahrheiten überdachte, die er hier ſo unerwartet vernahm, und oft mit einem innern Schauer umherblickte, ob der wunderbare Greis nicht erſchiene? Und kaum war die Stunde verfloſſen, als er ihn plötzlich mit ſeiner glänzenden Waage unter einer alternden Eiche ſtehen ſah. Voll Ehrfurcht nahte er ſich ihm, und die Freude des Wiederſehens gab ihm den Muth, die Arme voll Verlangen nach ihm auszuſtrecken.

Der Greis wich zurück. Laß dieſe Umarmung, hub er ſanft an, bis wir uns näher einander kennen; dann wird ſie des Süßen mehr haben. Aber herzlich willkommen ſey mir mit dieſem heitern Auge, mit dieſer entwölkten Stirn. Sie ſagt mir, daß du kein ungelehriger Schüler bei der Anweiſung, glücklich zu ſeyn, warſt. Aber dem Glücklichen iſt das oft gleichgültig, was

dem Unglücklichen ſehr theuer war. Vor einem Monate ſchien der ſchwermüthige Euphroſin einiges Verlangen zu haben, meine Geſchichte zu wiſſen, und ich verſprach ihm die Mittheilung derſelben. Vielleicht erlaubt mir jetzt Euphroſin, der Aufgeheiterte, mein Verſprechen zurück zu nehmen?

O edler Greis, rief Euphroſin, und wenn ich der glücklichſte Sterbliche auf der Erde wäre, ſo würde ich dennoch voll heißer Sehnſucht nach der Kenntniß deiner Schickſale verlangen.

Du ſcheinſt etwas Wunderbares in meinen Schickſalen zu erwarten, ſagte der Greis, weil du ein ſolches Verlangen darnach haſt. Aber wenn ich dir ſage, daß ſie gewöhnlich ſind, daß ſie den Trieb nach etwas Außerordentlichem nicht befriedigen, daß ſie nichts als einen Menſchen darſtellen, dem das Geſchick Anlaß gab, unglücklich zu ſeyn, ohne daß er es war; wenn du hörſt, daß mein Leben ganz ohne ſeltſame Begebenheiten verfloß, wirſt du auch dann noch begierig darnach ſeyn?

Auch dann noch! rief Euphrosin; alles was dich angeht, ehrwürdiger Greis, ist mir theuer, und wenn es das Geringfügigste wäre.

Wohlan denn, sagte der Greis, so will ich dir ganz offen erzählen, was für ein Loos mir auf der Erde gefallen ist. Aber wenn du ermüdest, wenn du etwas Alltägliches vernimmst, so erinnere dich, daß ich dies vorher sagte.

Mein Vaterland ist fern, sehr fern von hier, aber dennoch ein gebildeter Staat, und dir, Euphrosin, so bekannt, als wärest du selber dort geboren. Ich ward, was die Welt vielleicht mein erstes Unglück nennen könnte, von einem armen Vater gezeugt. Aber das Schicksal ersetzte dies Ungünstige zwiefach. Ich ward an einem Orte geboren, welcher der Mittelpunkt der höchsten Kultur genannt werden konnte; und zu diesen äußern Umständen gesellte die gütige Natur eine innere Anlage, mich selbst zu erziehen. Sie gab mir von der zartesten Jugend an einen unbezwinglichen Trieb, alles, was ich vernahm, bis auf die letzte Klarheit zu erforschen, und nie mit Worten mich zu begnügen, mit welchen

chen ich nicht einen ganz hellen Sinn verbinden konnte.

Die Natur hatte mir eine ſchwere Aufgabe vorgelegt; aber unterdeß ich unaufhörlich ſtrebte, ſie aufzulöſen, bildete ſie meinen Geiſt. Mein Vater erzog mich zu einem Künſtler in ſichtbaren Dingen, ſie erzog mich zu einem Künſtler in unſichtbaren. Leicht wurden dem Knaben die Uebungen in dieſer geiſtigen Kunſt nicht, und nur auf einem mühſamen Wege ließen ſie ſich finden. Ich eilte zu jedem, der in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft glänzte, um von ihm zu lernen, und forſchte ſo lange, bis ich etwas begriff. Aber als Knabe ſchon fühlte ich, daß dies Forſchen nicht leicht ſey, und daß es oft mehr Geiſteskraft erfordere, nach dem Weſentlichen der Sache zu fragen, als zu antworten. Mein ganzes Beſtreben wandte ſich alſo dahin, fragen zu lernen, um in mir und andern das Wichtigſte und Nothwendigſte jeder Kenntniß zu entwikkeln. Im Stillen ſann ich unaufhörlich über die zweckmäßigſten Fragen, wodurch jede Wiſſenſchaft ergründet werden könnte, und nahte mich nie ohne

Vorbereitung einem Weisen, bei dem ich nach Kenntnissen forschen wollte.

So ward ich ein Jüngling, und nun wandte ich mich von den Lebenden zu den Todten, und las die Schriften der Weisesten, die vor mir gelebt hatten. Denn ich trachtete nur nach Kenntnissen, und suchte sie von meinen Zeitgenossen und meinen Vorfahren zu sammeln.

Nicht wahr, Euphrosin, ich halte noch weniger, als ich versprach? Ich wollte dir die Geschichte meines Lebens erzählen, und es wird die Geschichte meiner Kenntnisse. Aber winke mir nur, wenn du ermüdet bist, und ich breche gern ab.

O erzähle weiter, ehrwürdiger Mann, sagte Euphrosin; auch die Schicksale deines Geistes sind mir theuer.

Wohlan denn, fuhr der Greis fort, dein Wille rechtfertigt mich, wenn ich dir Ueberdruß verursache. Mein Vater starb, und hinterließ mir ein kleines Vermögen, von welchem ich zwar nicht immer, aber doch einige Zeit leben konnte. Ich ward Bürge mit diesem Vermögen für einen

Freund, der ſich in Noth befand, und verlor es. Jetzt hatte ich die erſte volle Gelegenheit, unglücklich zu ſeyn, denn ich war ohne Hülfe, ohne Schutz, und mitten in die Welt hingeſtoßen. Aber ich war es dennoch nicht, Euphroſin. Ich beſchränkte von jetzt an meine Bedürfniſſe auf eine ſo geringe Anzahl, daß ich ſie mit wenigem Aufwande befriedigen konnte, und mein Verluſt, der mir nicht den Anlaß, unglücklich zu ſeyn geben konnte, gab mir wenigſtens den Anlaß, mit noch mehr Ernſt auf das Erlernen deſſen zu denken, was andern und mir nützlich ſeyn konnte. Ich wußte ſchon manches; aber eben dies Wiſſen, eben dieſe geſammelte Kenntniß lehrte mich einſehen, wie wenig davon unmittelbaren, ſelbſt nur nahen, Einfluß auf das Wohl der Menſchen habe. Und daß dies es eigentlich ſey, was der Denkende zu lernen vorzüglich ſuchen müſſe, das ſagte mir mein Verſtand.

Wo ſollte ich es lernen? Voll Sehnſucht ſchaute ich nach dieſem erhabenen Unterricht um mich her. Da erblickte ich Männer, deren ganzes Geſchäft es war, Weisheit zu lehren, die das

Alter und die Jugend unterrichteten, und von denen man glaubte, daß sie die Geheimnisse der Natur zu erforschen vermöchten. Hier ist Befriedigung für deinen Geist, dachte ich, hier ist die Nahrung der Seele, die du ersehnst! Voll Begierde eilte ich zu ihnen, voll Begierde sog ich den Unterricht ein, den sie ertheilten.

Ihre Worte klangen erhaben, und versprachen viel, und wenn mir auch gleich manches dunkel schien, so tröstete mich doch die Hoffnung, daß ich allmählich in die Tiefen der Weisheit eindringen würde.

Aber, o Euphrosin, wie ward ich getäuscht! Eine geraume Zeit hatte ich mich voll Eifer und Fleiß ihren Lehren, für die weder mein Geist noch mein Herz Empfänglichkeit besaß, gewidmet, hatte mit Anstrengung diese Empfänglichkeit hervorzubringen gesucht, als ich endlich wahrzunehmen begann, alle diese Lehren ständen fast in gar keiner Verbindung mit dem Wohl der Menschen. Ja, Euphrosin, unfruchtbare Grübelei, leere Spitzfindigkeiten, dunkle Redeformen, die einen erhabnen Sinn zu haben schienen, und nur einen

gewöhnlichen hatten, todte Unterſuchungen, wodurch weder der äußere noch der innere Zuſtand der Menſchen verbeſſert wird, dies war alles, was ich in der ſo prachtvoll angekündigten Weisheit entdeckte.

Hier unterbrach Euphroſin den Greis. Ehrwürdiger Mann, ſprach er, wenn deine Jahre mir nicht ſagten, daß du von einem lange verfloſſenen Zeitraum redeteſt, ſo glaubte ich, du wollteſt unſere jetzigen Zeiten ſchildern, ſo viel Aehnliches haben ſie mit den deinigen.

Wie, ſagte der Greis, ſollten die Menſchen noch nicht dahin gekommen ſeyn, nur darauf die Kraft ihres Geiſtes zu verwenden, was unmittelbar zu ihrem Heil wirken kann? Sollten ſie noch immer auf entfernten, unfruchtbaren Gefilden ſich verlieren?

Mehr vielleicht als je, rief Euphroſin. Du ſcheinſt von Menſchen entfernt zu leben, daß der Ruf davon nicht zu dir gedrungen iſt. Wiſſe alſo, daß ſeit dem letzten Jahrzehend ſich eine Weisheit verbreitet, die uns von der ſchönen ſinnlichen Natur immer weiter entfernt, die ſich für

Tauſende in ein faſt undurchdringliches Dunkel hüllt, und nur wenigen, ſehr wenigen tiefen Grüblern erforſchlich iſt.

Alſo noch immer, ſagte der Greis, mit einer kleinen Wolke von Unwillen auf der Stirn, alſo noch immer bedeckt ſich die ſchönſte Tochter des Himmels, die Weisheit, mit einem täuſchenden Nebel? Noch immer lagert ſich Finſterniß um dieſe treue Freundin der Menſchen, die in der hellſten Klarheit einhergehen ſollte, um recht kräftig zu wirken? O armes, bedauernswerthes Menſchengeſchlecht, wird es nie licht um dich werden?

Nein, guter Greis, entgegnete Euphroſin, jetzt ſind keine Ausſichten dazu. Das Gegentheil müſſen wir fürchten; und o, wäre es nur blos noch zu fürchten! Es iſt leider ſchon da. Vieles, was hell und klar war, iſt dunkel, was leicht war, iſt ſchwer geworden. Die einfachſten Dinge, welche die bloße Vernunft ohne Mühe begreift, treibt dieſe Lehre zu einer ſo überſinnlichen Höhe hinauf, daß ſie faſt unerklärbar werden. O wüßteſt du, wie der leicht begreifliche Satz: Wenn

wir über irgend etwas in der Schöpfung urtheilen, ſo muß es entweder ein Ding, oder es müſſen mehrere, oder alle Dinge ſeyn; wüßteſt du, in welches Dunkel man dieſen ſonſt ſo hellen Satz gehüllt hat, welche Anſtrengung des Geiſtes es erfordert, wenn er in dem Nebel dieſer Weisheit vorgetragen wird; wüßteſt du, wie man Jahre lang grübeln muß, um auf eine neue Art etwas zu erforſchen, das man vorher ſchon wußte, wie eine halbe Lebenszeit erfordert wird, um etwas zu lernen, das kaum in der entfernteſten Verbindung mit dem Glück der Menſchheit ſteht, wüßteſt du, wie dieſe Weisheit ſo vielſeitig auszulegen iſt, daß Unzählige ſie anders —

Halt, Euphroſin! rief der Greis; das bloße Hören dieſer neuen Verfinſterung iſt Qual für mich, der ich mein ganzes Leben hindurch brachte, die hellſten Ausdrücke für die hellſten Begriffe zu ſuchen. Aber findet denn dieſe Weisheit, die in einen ſo nebelvollen Schleier ſich hüllet, Anhänger?

Sie findet deren, die mit aller angeſtrengten Geiſteskraft ſie zu vertheidigen und zu heben ſu-

chen, obwohl nur hie und da einer iſt, von dem ihre Anhänger es zugeben, daß er ſie verſtehe. Für das ganze übrige Menſchengeſchlecht iſt ſie verborgen. Aber ihre Dunkelheit eben macht, daß ſie ſo im Ruf iſt. Sie erlaubt viel Hohes und Erhabenes in ſich zu finden, was ſie nicht enthält. Auch kann ſie nicht angegriffen werden, denn ſie entwiſcht durch ihre Vielſeitigkeit auch der genaueſten Prüfung.

Welchen Nutzen hat ſie denn geſtiftet, ſeitdem ſie den Geiſt der Menſchen ſo beſchäftigt?

Es iſt vielleicht meine Unwiſſenheit Schuld, ſagte Euphroſin, ich weiß keinen. Fragteſt du mich, welchen Nachtheil ſie hervorgebracht hat, ſo würde ich dir vielleicht ohne Ungerechtigkeit manchen nennen können. Sie hat die Wiſſenſchaften, auf welche ſie ihren Einfluß äußerte, ſchwer gemacht, ſie hat hie und da die ſchöne lichtvolle Deutlichkeit aus unſerer Sprache verdrängt, und ſie überſinnlicher gebildet; ſie hat manche Hoffnung, die uns theuer war, wankender gemacht; ſie hat endlich unſern Geiſt auf unfruchtbares Grübeln hingelenkt, das in keiner

Verbindung mit unſerm Glück iſt. Ja, weiſer Alter, es iſt ein Sokrates nöthig, der die Weltweisheit aus den ſteilen Höhen der übergeiſtigen Begriffe in die ſchönen Thäler der beſtimmten Deutlichkeit herabziehe, der den Nebel um ſie her zerſtreue, und ſie in ihrer holden Geſtalt für aller Augen erkennbar mache.

Der Greis begann während dieſer Worte gedankenvoll auf und nieder zu gehen, und ſann lange nach. Endlich ſprach er:

Du ſagteſt mir vorher, daß ich deine Zeiten geſchildert habe; ich gebe dir jetzt dies zurück: Du haſt die meinen geſchildert. Eben ſo unfruchtbar, ſo ſpitzfindig und dunkel die jetzige Weisheit ſeyn mag, eben ſo war ſie es auch zu meiner Zeit. Ja die Lehrer derſelben brüſteten ſich mit unerträglichem Stolz, und flößten außerdem, worüber du doch nicht geklagt haſt, der Jugend gefährliche Grundſätze ein, und verführten das Volk.

Höre nun meine Geſchichte weiter. Ich öffnete endlich den Blick über dieſe falſche Weisheit;

ich fühlte endlich voll Ueberzeugung, daß sie nicht zum Glück der Menschen, welches doch ihr einziges Ziel seyn sollte, abzweckte, und von diesem Augenblick an entschloß ich mich ernst und fest, ihr nach meinen Kräften entgegen zu arbeiten. Ich überdachte den Entwurf dazu, und fand, daß ich, um wahre Weisheit zu üben, das Gegentheil von dem thun müsse, was die Weisen meiner Zeit thaten. Dies schien mir der einzige Weg zu seyn, die ausgeartete Weisheit näher mit dem Wohl der Menschheit zu verbinden.

Ich that es. Die Lehrer jener Weisheit traten prachtvoll einher, und ließen einen blendenden Glanz um sich schimmern, ich hüllte mich in die einfachsten Gewänder, und suchte nur den ersten nothwendigen Gebrauch derselben; sie trugen ihre Lehren an öffentlichen Orten mit großem Pomp vor, ich ging überall, selbst unter meinen niedrigsten Mitbürgern, umher, und suchte blos durch Unterredung sie und mich zu belehren; jene hüllten ihre Lehrsätze in einen Nebel von hochtönenden Worten und dunkeln Redeformen

ein, ich ſuchte mit der möglichſten Deutlichkeit in Worten und Begriffen meine Meinung darzuſtellen; jene führten ihre Lehrlinge zu unnützen Grübeleien, und zu Erforſchung eitler Dinge hin, ich ſuchte nur das zu ergründen, was unmittelbar der Menſchheit zum Beſten gereicht; jene hielten ihren Unterricht ſehr theuer, ich gab ihn jedem umſonſt, der ihn begehrte, und nahm von einigen Zöglingen nur ſo viel, daß ich die erſten Bedürfniſſe des Lebens befriedigen konnte.

So handelte ich in allem den Lehrern der falſchen Weisheit entgegen, und obwohl die Zahl ihrer Anhänger groß war, ſo ſammelten ſich doch auch zu mir der Wißbegierigen manche, die Gefallen an der neuen, menſchlicheren Lehre hatten.

Aber, Euphroſin, ohne daß ich dir's erzähle, kannſt du ſchon rathen, welche ſcheele Blicke jene falſchen Lehrer der Weisheit auf mich warfen. Ja, von jetzt an begannen von allen Seiten Verfolgungen über mich hereinzubrechen, und ich erhielt wiederum vollwichtige Gelegenheit, unglücklich zu ſeyn.

Eine neue Aehnlichkeit, unterbrach ihn Euphrosin, mit unserer jetzigen Weisheit! Auch dir darf ich vielleicht mit Recht sagen, daß man die anders Denkenden, die ihre Meinung laut sagen, hie und da etwas verfolgt, sie wenigstens hart angreift, und der Unwissenheit beschuldigt. Darum, guter Greis, solltest du künftig einen Anhänger dieser Lehre irgendwo finden, sage ihm nicht, daß ich so ernst gegen dieselbe sprach! Ich würde vielleicht die Folgen davon selbst auf meinem einsamen Landsitz dort erfahren.

Der Greis lächelte. Fürchte nichts, Euprosin, sagte er; die Weisheit derer, mit welchen ich umgehe, ist so weit von jener, welcher du erwähnst, entfernt, daß nie etwas davon zu uns erschallt. Ueberdies weißt du ja, daß ich selber ein Feind von jeder Weisheit bin, die sich im Dunkel hüllt; ich werde daher nicht zum Nachtheil eines meiner Genossen reden.

Höre jetzt weiter, was sich alles zu meinem Unglück vereinte. Meine Verfolger begnügten sich nicht, gegen mich zu reden, um mich überall zu

verläumden; es ſtand bald einer auf, der gegen mich ſchrieb, und mich im Angeſicht des ganzen Volks auf das bitterſte verhöhnte und anklagte. Meine Ruhe, meine Sicherheit gerieth in die größte Gefahr. Aber dies war noch lange nicht alles das Unglück, das ſich mir nahte. Auch in der häuslichen Stille ſollte es mir drohen. Ich hatte eine Gattin, die mit den fürchterlichſten Launen mich zu quälen ſuchte, hatte ungerathne Kinder. So fand ich Sturm von außen, und Sturm ſelbſt in dem Hafen, wo ich Ruhe und Erholung hätte finden ſollen.

Aber dies alles, Euphroſin, vermochte mich nicht unglücklich zu machen. Ich ſetzte den Verfolgungen von außen das Gefühl meiner Unſchuld, dem Toben meiner Gattin Geduld und Sanftmuth, dem Ungehorſam meiner Kinder Güte und Glauben an die Vorſehung entgegen. So blieb ich unter allen Stürmen voll Seelenruhe, und mein Antlitz war ſtets ſo heiter, wie du es jetzt ſiehſt. Lerne daraus, Euphroſin, wie

viel der Mensch vermag, wenn er mit Ernst gegen seine ungünstigen Schicksale kämpft.

Ich lehrte unter allen Anfällen ruhig fort, was ich zum Wohl der Menschen in der Weisheit erfunden hatte, und genoß die süße Zufriedenheit, daß der ausgestreute Saame nicht auf ganz dürren Boden fiel.

Aber was war es denn eigentlich, was du lehrtest? fragte Euphrosin.

Wenigstens das Ganze meiner Lehre, entgegnete der Greis, kann ich dir jetzt in Kurzem darstellen. Bei einem steten Nachdenken über das Wohl meiner Mitmenschen hatte ich endlich gefunden, daß nichts in der Welt mehr zu ihrem Glück beitragen könne, als die Tugend. Diese suchte ich also in der möglichsten Deutlichkeit, und in der anziehendsten Gestalt darzustellen. Damit aber mein Unterricht um so faßlicher seyn möchte, nahm ich nur zwei Grundtugenden an: die Mäßigkeit und die Gerechtigkeit. Unter die erste faßte ich alle Pflichten gegen uns selbst, unter die zweite alle Pflichten gegen andere zusam-

men. Ich ſprach aber nicht von öffentlichen Lehrſtühlen, ich hatte keinen Kreis von Zuhörern um mich her, die mir ſtundenlang zuhörten; ich hielt blos vertrauliche Geſpräche, und ſuchte mehr die Gedanken anderer zu entwickeln, als ſelbſt zu reden. Auch waren meiner Hauptſatze nur wenig, und für alle verſtändlich, welches jede Weisheit ſeyn muß, wenn ſie zum Heil der Menſchheit wirken ſoll. Die Mäßigkeit, ſagte ich, macht uns ſelbſt, die Gerechtigkeit andere glücklich. Nur der Mäßige iſt ein wirklich freier Menſch, der Unmäßige wird von ſeinen Begierden zu Handlungen hingeriſſen, die gegen den Willen ſeiner Vernunft ſind. In Abſicht der Gerechtigkeit, ſagte ich: Wer am meiſten unglücklich macht, iſt ſelbſt am meiſten unglücklich!

Dabei lehrte ich Unſterblichkeit der Seele, und ſuchte ſie mit allen möglichen Gründen zu vertheidigen, indem ich zugleich reinere Begriffe von der Gottheit zu verbreiten ſtrebte.

Alle dieſe Lehren ſcheinen dir gewiß unſchuldig; aber meine Feinde brachten es doch endlich

dahin, daß ich öffentlich angeklagt ward, wie ich die Religion meiner Väter ſtürzen wolle, wie ich die Jugend verführe, und verderbliche Grundſätze gegen den Staat verbreite.

Ich ward vor Gericht geführt, und da das Gefühl meiner Unſchuld mir nicht erlaubte, mich vor meinen Richtern zu demüthigen, ſo verurtheilte man mich zum Tode.

Bebe nicht zurück, Euphroſin; wer an Unſterblichkeit glaubt, für den hat der Tod nichts Schreckliches. Ich ward in Feſſeln gelegt, und ins Gefängniß geführt, worin ich dreißig Tage verweilte.

Der Greis hob jetzt die ſilberne Waage in die Höhe, und betrachtete ſie ſchweigend. Erfahre nun auch, Euphroſin, fuhr er dann fort, wohin dieſe Waage in meiner Hand deutet. Du wirſt dich erinnern, daß ich dir einſt die Lehre zur Glückſeligkeit gab, ſo oft du dich unglücklich fühlteſt, deine ungünſtigen Schickſale mit den günſtigen zu vergleichen. Um mich beſtändig an dieſe wichtige Prüfung zu erinnern, führte ich dieſe Waage

ge mein ganzes Leben hindurch verborgen bei mir. Sie lehrte mich, so oft ich mißmüthig werden wollte, mein Glück und Unglück genau gegen einander abzuwiegen, und machte mich wieder heiter. Denn jenes hatte immer, auch in meinen Leben voll Unfällen, das Uebergewicht. Sie erinnerte mich zugleich durch ihr reines weiſses Metall, welches, indem ich es bei mir führte, immer glänzender ward, daß ich eben so rein und lauter mein Herz durch ſtetes Feilen erhalten müſſe, wenn ich wirklich glücklich ſeyn wollte.

Dieſe Waage alſo iſt nichts, Euphroſin, als ein Symbol von der innern richtigen Beurtheilung meines Zuſtandes, und zugleich eine Erinnerung an die Reinheit, die meine Seele haben müſſe.

Sie begleitete mich ſelbſt in das Gefängniß, und lehrte mich auch hier noch, glücklich zu ſeyn: denn der Glaube an Unſterblichkeit, und das Bewußtſeyn meiner Unſchuld, legte ein großes Gewicht in die Schale meines Glücks. Kurz vor meinem Tode redete ich noch mit mei-

nen Freunden von der Fortdauer unſerer Seele, und ſuchte ſie durch die mächtigſten Gründe davon zu überzeugen. Dann trank ich voll Ruhe den Giftbecher . . .

Um Gottes willen, wer biſt du? rief voll Staunen Euphroſin: denn ſchon lange war die Ahndung von dem erhabenſten menſchlichen Weſen in ihm erwacht. Sie täuſchte ihn nicht.

Ich bin Sokrates, ſprach der Greis, und zugleich dein Schutzgeiſt. Dein redliches Herz, und das Forſchen deines Geiſtes nach Wahrheit, verdiente, daß ich dir erſchien, um dich von dem Irrwege, den du zum Glück betreten hatteſt, zurück zu führen. Nimm zugleich den letzten Beweis von Unſterblichkeit der Seele, den ich dir jüngſt verſprach.

Kaum hatte der Greis dieſe Worte vollendet, als ſein Antlitz zu glänzen begann, als ſein Körper aus einem irdiſchen zu einem himmliſchen ward, und Euphroſin in ſeinen Zügen das Bild eines ſeligen Sokrates erkannte.

Siehe, ich bin, rief der Verklärte, und du wirst auch seyn!

So rief er mit himmlischer Stimme und verschwand. Nichts, als ein leises wehendes Säuseln blieb von seinem Daseyn zurück.

Euphrosin sank voll Entzücken auf die Knie. Ueberschwenglich hast du an mir gethan, war alles, was er denken, was er rufen konnte. Dann erhob er sich, und eilte voll hoher Freude, wie ein Seliger, nach seinem einsamen Landsitz.

Benkowitz.

## An ihn, als ſie ſtarb.

Der Säemann ſäet den Saamen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein Kleines
Keimet die Blume herauf.

Du liebteſt ſie. Was auch dies Leben
Sonſt für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und ſie entſchlummerte dir!

Was weineſt du neben dem Grabe,
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den
Staub, und
Kehret zur Sonne zurück!

Claudius.

## Freund Hains Errettung.

Die Stimme.

Eil' in die Hütte, Freund! — Draußen iſt's kalt —

Der Fremdling. Die Thür iſt niedrig. —

Die Stimme. Mußt dich bücken!

Der Fremdling. Bis zur Erde bück' ich mich und kann doch nicht durch —

Die Stimme. Bücke dich in die Erde, ſo kannſt du durch. —

Der Fremdling. Wie ſichts drinnen aus?

Die Stimme. Schön und nett —
Fremdling, reich mir deine Hand! —

Der Fremdling. Was willſt du mit der Hand?

Die Stimme. Ich will dich zu mir ziehn —
Dein Bett' iſt gemacht —
Der Ruhe ſollſt du pflegen. —

Der Fremdling. Deine Hütte iſt ſo ſchmal und niedrig —
Wie kannſt du drinnen aufrecht ſtehn?

Die Stimme. Komm nur herein — du ſollſt alles ſehn. —

Der Fremdling. Dein Ton iſt mir verdächtig,
Bewohner der ſchmalen Hütte —
Nicht länger darf ich weilen. —

Die Stimme. Geh, wenn du kannſt. —
Sind deine Füße dir nicht ſchwer? —

Der Fremdling. Schwer ſind die Füße mir,
Ich kann nicht fort. —

Die Stimme. Iſt deine Hand nicht kalt wie Eis?

Der Fremdling. Kalt wie Eis iſt meine Hand. —

Die Stimme. So reich' mir denn die eiskalte Hand! —
Nun hab' ich dich, du Trauter, —
Nun biſt du immer mein; —

Nun sollst du niemals wieder
Ein Spiel des Zufalls seyn. —
Ich will dich freundlich schützen
Vor jedem Ungemach, —
Nun mag der Himmel blitzen,
Es sey Nacht oder Tag! —
Du sollst es nicht empfinden,
Wenn Erd' und Himmel schwinden,
Der Sonne Glanz verlischt. — —
Die Thränen, die du weintest,
Sind nun, eh' du es meintest,
Vom Auge dir gewischt. —
Du hast ja unverschuldet
Wohl Schmerz genug erduldet,
Nun aber bist du frei; —
Die Fesseln sind gelöset,
Dein müder Leib verweset, —
Die Schmerzen sind vorbei. —
Kein Donner soll dich wecken,
Kein Weltensturz dich schrecken. —
Wenn Elemente zanken,
Der Erde Pfeiler wanken,
Liegst du in stolzer Ruh; —

So ſchließe dann auf immer
Die müden Augen zu. —
Was ſcheuſt du meine kalte Hand? —
Du haſt an meiner Bruſt geſogen,
Ich bin es, die dich aufgezogen,
Und habe dir mit Geiſterzungen
Dein letztes Wiegenlied geſungen! —

Moritz.

---

## Himmel und Erde.

In dem Himmel quillt die Fülle
Der vollkommnen Seligkeit.
Ich auch, wär' es Gottes Wille,
Tränke gern aus dieſer Fülle
Labſal für der Erde Leid.

Für das Leid, das meiner Tage
Schöne Roſenfarbe bleicht,
Das ich tief im Buſen trage,
Das ich Arzt und Prieſter klage,
Welches keinem Balſam weicht.

Längſt ſind über Thal und Hügel
Alle Freuden mir entflohn.
Lahm ſind meiner Hoffnung Flügel,
Rauher Hinderniſſe Hügel
Sprechen ſelbſt den Wünſchen Hohn. —

Dennoch ſetzt' ich auf der Erden
Gern noch fort den Pilgerſtab.
Sollte Molly mir nur werden,
Trüg' ich aller Welt Beſchwerden
Noch den längſten Pfad hinab.

Bürger.

## Dem Erlöser.

Sohn Gottes, Muſter der Geduld,
Der du ſo willig ohne Schuld
Für uns dich martern laſſen,
Verleih' uns Kraft, auf dich zu ſehn,
Wenn wir der Trübſal Pfade gehn,
Wenn uns Verfolger haſſen.

Du widerſtandeſt bis aufs Blut,
Und trugeſt deiner Mörder Wuth
Mit ſanftmuthsvollem Herzen;
Du achteteſt der Schande nicht,
Du ſtandeſt ſchweigend im Gericht,
Bliebſt muthig unter Schmerzen.

Gegeißelt und zum Spott gemacht,
Ja, in die größte Noth gebracht,
Sah' man dich nicht verzagen;
Du konnteſt in der herbſten Pein
Noch eines Sünders Beiſtand ſeyn,
Ihm Troſt im Tode ſagen.

Voll ſanfter Liebe hingeſt du
Am Kreuz' und rieſſt den Deinen zu,
Sich niemals zu verlaſſen;
Voll Hoffnung auf die Herrlichkeit
Des Vaters, voll Gelaſſenheit
Sah dich die Welt erblaſſen.

O! gieb, wenn uns ein Leiden kränkt,
Daß unſre Seele dies bedenkt,
Und mit Geduld ſich ſchmücket.
Es iſt ein Vater, der uns ſchlägt,
Wer ſeine Züchtigung erträgt,
Wird einſt von ihm beglücket.

Laß uns, vom ſchnöden Murrſin fern,
Gelaſſen bleiben bei dem Herrn,

Ihm treu seyn bis zum Sterben;
So werden nach vollbrachter Zeit,
Durch dich wir auch die Seligkeit
In seinem Himmel erben.

Uelzen.

---

## Der Arme.

Gott, wie lange muß ich darben,
Ewig glücklich sind die nun,
Die vor mir im Frieden starben,
Um vom Elend auszuruhn.

Hülfe, willst du lange säumen?
Halb verschmachtet steh ich hier,
Goldne Früchte an den Bäumen,
Reicher Herbst, was helfst ihr mir? —

Bauern ſammlen in die Scheune
Korn und Waizen auf, wie Sand,
Aber, wenn ich Armer weine,
So verſchließen ſie die Hand.

Reiche raſſeln mit dem Wagen,
Fett vom Haber iſt ihr Pferd:
Raſſelt nur, daß ihr die Klagen
Eines armen Mann's nicht hört.

Knabe, den nur Gott gegeben,
Der ſein Elend noch nicht fühlt,
Seh' ich dich im Herbſtwind beben,
Der mit deinen Lumpen ſpielt:

O dann gräm' ich mich am Stabe,
Höre dein Geſchrei nach Brodt,
Seufz' im Stillen: armer Knabe,
Wärſt du todt: ach wärſt du todt!

Menſchen, iſt denn kein Erbarmen,
Kein Erbarmen unter euch?
Sind die Dürftigen, die Armen,
Euch an Fleiſch und Blut nicht gleich?

O ſo werft, wie euren Hunden,
Mir nur einen Biſſen zu!
Doch wer Armuth nie empfunden,
Weiß es nicht, wie weh' ſie thu'.

Gott, ſo muß ich ewig darben —
O wie glücklich ſind die nun,
Die vor mir im Frieden ſtarben,
Um vom Elend auszuruhn.

Schubart.

## Abbadonna am jüngſten Tage.

Grauvoll ſtand das Heer zu des Richters Linke. Vom Throne
Schwebten die Todesengel herab, Verworfne zu führen
In die Wohnung der ewigen Nacht. Sie trugen die Schrecken
Deß auf dem Thron im richtenden Blick. Zu Tauſenden wälzten,
Da ſie ſchwebten, die Donnerwolken des hohen Gerichtſtuhls
Ihrem eilenden Fluge ſich nach. In einſamer Stille,
Und mit ſterbenden Blick ſtarr in die Tiefe geſenkt ſtand

Abba-

Abbadonna. Ihm kam der Engel Einer des Todes
Immer näher, und näher. Er ſah den Cherub, und kannt' ihn,
Und erhub ſich zu ſterben. Er ſchaute mit trüberem Auge
Auf den Richter, und rief aus allen Tiefen der Seele.
Gegen ihn wandte das ganze Geſchlecht der Menſchen ſein Antlitz,
Und der Richter vom Thron. So ſprach anbetend der Seraph:

Weil nun alles geſchehen iſt, und auf den letzten der Tage
Dieſe Nacht der Ewigkeit folgt: ſo laß nur noch Einmal,
Du, der ſitzt auf dem Throne, mit dieſen Thränen dich anſchaun,
Die, ſeit der Erde Geburt, mein brechendes Auge geweint hat.
Schau vom Thron, wo du ruhſt, du haſt ja ſelber gelitten!

Schau uns Elend herunter, wo wir Gerichteten stehen,
Auf den Verlassensten aller Erschaffnen! Ich bitte nicht Gnade;
Aber laß um den Tod, Gottmensch Erbarmer, dich bitten.
Siehe diesen Felsen umfaß ich! hier will ich mich halten,
Wenn die Todesengel von Gott die Gerichteten führen.
Tausend Donner sind um dich her, nimm einen der tausend,
Waffn' ihn mit Allmacht, tödte mich, Sohn, um deiner Liebe,
Deiner Erbarmungen willen, mit denen du heute begnadigst!
Ach ich ward ja von dir auch mit den Gerechten erschaffen;
Laß mich sterben! Vertilg aus deiner Schöpfung den Anblick
Meines Jammers; und Abbadonna sey ewig vergessen!

Meine Schöpfung ſey aus, und leer die Stätte des bängſten
Und des Verlaſſenſten aller Erſchaffenen . . . Dem Donner ſäumet,
Und du höreſt mich nicht. Ach! muß ich leben; ſo laß mich,
Von den Verworfnen geſondert, auf dieſem dunklen Gerichtsplatz
Einſam bleiben, daß mir's in meinen Qualen ein Troſt ſey,
Tief nachdenkend mich umzuſchaun: dort ſaß auf dem Throne
Mit hellglänzenden Wunden der Sohn! da hoben die Frommen
Sich auf ſchimmernden Wolken empor! hier wurd' ich gerichtet!

Abbadonna ſank an dem Felſen. In eilendem Fluge
Standen die Todesengel, und wandten ihr Antlitz zum Richter.
Feierlich ſchwieg das Menſchengeſchlecht. Die Donner verſtummten,

Die unaufhörlich vorher vom Throne des Richters erſchollen.
Abbadonna erwacht', und fühlte die Ewigkeit wieder;
Gegen ihn kam durch die wartenden Himmel die Stimme des Richters:

Abbadonna, ich ſchuf dich! ich kenne meine Geſchöpfe;
Sehe den Wurm, ehe er kriecht, den Seraph, ehe er empfindet;
Kenn' in allen Tiefen des Herzens alle Gedanken:
Aber du haſt mich verlaſſen! und jene Gerichteten zeugen
Wider dich auch! du verführteſt ſie mit! Sie ſind unſterblich!

Abbadonna erhub ſich, und rang die Hände gen Himmel.
Alſo ſagt' er: Ach wenn du mich kennſt, und wenn du den bängſten
Aller Engel gewürdiget haſt, ſein Elend zu ſehen;

Wenn dein göttliches Auge die Ewigkeiten durchſchaut hat,
Die ich leide: ſo würdige mich, daß dein Donner mich faſſe,
Und dein Arm ſich meiner erbarm', vor dir mich zu tödten!
Mittler! ich ſinke betäubt in des Abgrunds furchtbarſte Tiefe;
Und mein bebender Geiſt entflieht der Ewigkeit Schauplatz,
Stürzt ſich hinab, und rufet dem Tode, ſo oft ich es denke,
Daß du mich ſchufſt! und ich es nicht werth war, geſchaffen zu werden!
Schau, wo du richteſt, herab, und ſieh, du Erbarmer, mein Elend!
Laß mich einmal nur noch den großen Gedanken denken,
Daß du mich ſchufſt! daß auch ich von dem beſten der Weſen gemacht ward!
Und dann tilg' auf ewig mich weg vom Antlitz der Schöpfung!

Sey mir, Gedanke, gegrüßt, vor dem nahen Abſchied von allen,
Die Gott ſchuf, und dem Unerſchaffnen der letzte Gedanke!
Da der vollendete Himmel in ſeinen Kreiſen heraufkam,
Und der erſte Jubelgeſang die Unendlichkeit füllte;
Da mit einer großen Empfindung, die von dem Schöpfer
All' auf Einmal ergriff, die werdenden Engel ſich fühlten;
Da der Einſame ſich vor tauſendmal Tauſend enthüllte,
Wie er von Ewigkeit war; und zuerſt der höchſte Gedanke
Nicht allein von Gott mehr gedacht ward; da ſchuf mich mein Richter!
Damals kannt' ich kein Elend, kein Schmerz entweihte die Hoheit
Meines Geiſtes. Vor allen, die ich, ſie zu lieben, mir auskohr,

War mir der Liebenswürdigſte Gott! Mit ſchat-
tendem Flügel
Deckte mich ewiges Heil! In jeder Ausſicht
ſah ich
Seligkeiten um mich! Mir jauchzt' ich in mei-
ner Entzückung,
Daß ich geſchaffen war, zu. Ich war, geliebet
zu werden
Von dem beſten der Weſen! Ich maß mein
dauerndes Leben
Nach der Ewigkeit ab, und zählte die ſeligen
Tage
Nach der Zahl der Erbarmungen Gottes!.. Nun
muß ich vergehen!
Nicht mehr ſeyn! nie wieder mit tiefer Bewun-
derung Gott ſchaun!
Und am Throne des Sohns kein Halleluja mehr
ſingen!
Werde denn, ewiger Geiſt, werd' aufgelöſet!
Vollendet
Iſt der Zweck, zu dem du geſchaffen wurdeſt!
Hier ſieh' ich,

Bete zum Letztenmal dich an, o der auf des Schickſals
Nächtlichſte furchtbarſte Höhe mich ſtellte, mich dort zum Zeugen
Erſt der Huld; der Rache, der unerbittlichen, dann mich
Auserkohr, daß Aeonen es ſähn, und ihr Antlitz verhüllten!

Alſo ſagt' er, und ſinkt vor dem Richter aufs Angeſicht nieder,
Und erwartet den Tod. Und tiefe, feier'liche Stille
Breitet noch über den Himmel ſich aus, und über die Erde.

Damals erhub ich mein Aug', und ſah die Himmel herunter,
Und ich ſah auf den goldenen Stühlen die Heiligen beben,
Vor Erwarten der Dinge, die kommen ſollten! Ich ſah auch
Vor dem Heer der Verworfnen, um Abbadonna, erwartend,

Glühender Stirn; es lagen um sie die nächtlichen Wolken
Unbeweglich; so sah ich die Todesengel! sie wandten
Starr ihr Antlitz von Abbadonna zum Throne des Richters.

Hier verstummte der Vater der Menschen. Die Heiligen sahn ihn,
Als wenn er unter ihnen noch Einmal vom Tod' erwachte,
Da er wieder begann: Zuletzt, wie die Stimme des Vaters
Zu dem Sohn, wie der Jubel Nachhall, scholl von dem Throne
Diese Stimme: Komm, Abbadonna, zu deinem Erbarmer!

Adam verstummt von neuem. Da ihm die Sprache zurückkam,
Da er mit feurig geflügelten Worten zu reden vermochte,

Sagt' er: Schnell wie Gedanken der himmelsteigenden Andacht,
Wie auf Flügeln des Sturms, in dem der Ewige wandelt,
Schwung sich Abbadonna empor, und eilte zum Throne!
Als er daher durch die Himmel ging, erwachte die Schönheit
Seiner heiligen Jugend im betenden Auge, das Gott sah;
Und die Ruh der Unsterblichen kam in des Seraphs Gebehrde!

Klopstok.

Das

# italienische Kabinet

oder

## Merkwürdigkeiten aus Rom

und Neapel

von

C. F. Benkowitz.

---

Leipzig 1804,
bey Heinrich Graff.

# Vorrede.

In Italien, besonders in Neapel, entbehrt man vieles, woran man in Deutschland von Jugend auf gewöhnt ist. Hiezu gehören öffentliche Häuser, in denen man sich zu gesellschaftlichen Vergnügungen versammelt (denn die Caffee- und Eis-Häuser verdienen diesen Namen nicht), öffentliche Gärten, Lustorter, schattigte Spaziergänge, die Freuden eines wohleingerichteten Tisches, eine gewisse Herzlichkeit im Umgange, eine litterarische und politische Welt, und viele ande-

ie kleine Ergetzlichkeiten, die im Ganzen den Reitz des Lebens ausmachen. Dadurch entsteht in jedem denkenden Fremden ein gewisses Leer, das ausgefüllt werden muſs.

Aber es gibt hier auch zwei wichtige Dinge, wodurch es ausgefüllt werden kann; sie heifsen Natur und Kunst. Das Auge ist der Sinn, der in Italien vorzüglichen Genufs findet. Unter Gottes freiem Himmel beut sich ihm die Natur in ihrer Pracht dar, in den Wohnungen der Menschen die Kunst. Ein grofser Zweig der letzten stammt aus dem Alterthum her, und dieser hat einen solchen Reiz, daſs er alles, was man etwa in Italien entbehren muſs, ersetzen kann.

Ein kleiner Umstand führte mich zu dieser Erfahrung. Ich kaufte in Puzzuolo einige antike Münzen, und zwar ganz absichtslos; ein Kenner erklärte mir die Inschriften, zeigte

mir ihren Zusammenhang mit der Geschichte, und machte mich auf den Karakter des Gepräges aufmerksam. Dies hatte einen unbeschreiblichen Reiz für mich, und von dieser Zeit an begann ich, Munzen zu sammeln.

Einst, als ich einige von einem Cicerone kaufte, trat ein alter Priester zu mir heran, nahm mich auf die Seite, und bot mir eine Sammlung von hetrurischen Gefafsen zum Verkauf an. Dieser arme Mann hatte seine Lebenszeit hindurch Vergnügen daran gefunden, die Gefafse zu sammeln, war aber durch die Revolution in Dürftigkeit gesunken, und mufste sie jetzt aus Mangel und Elend verkaufen. Ich sah sie, liefs sie prüfen, und nach einigen Verhandlungen waren wir einig. Am andern Morgen stand ein Esel mit zwei grofsen Queerkorben vor meiner Thür, worin die Gefafse sauber eingepakt lagen. Viele

davon waren noch in keiner andern Sammlung gewesen, sondern unmittelbar aus den Händen der Leute, welche sie in den Gräbern der Hetrurier fanden, in die Hände des Priesters übergegangen.

Dieser Anfang machte mir Muth, und ich begann mit grofsem Eifer zu sammeln, nicht Münzen und hetrurische Gefäfse allein, sondern auch andere Alterthümer und Merkwürdigkeiten, kurz alles, was mir meinem Vaterlande interessant zu seyn schien, und was einen Begrif von manchen wichtigen und unwichtigen Dingen in Italien geben kann, die oft in Reisebeschreibungen erwähnt werden.

Ich war glüklich im Sammeln, und besonders im Sammeln der Münzen. Ein günstiger Zufall führte mir eine ansehnliche Menge Kaisermünzen in die Hände, die erst ausgegraben, und noch nie in einem Münz-

kabinet gewesen waren. Unter diesen fand ich sehr viele mit griechischen Inschriften, also aus den Städten graece loquentibus, und eine Menge merkwürdiger Reverse, von denen ich viele selbst noch nicht zu entziffern weifs.

Ich lebe an einem Orte, wo Münzwissenschaft zu denen von nur wenigen gekannten gehöret, und wo, in Absicht der antiken Münzen, ich mich als denjenigen betrachten mufs, der am meisten davon versteht. Amtsverrichtungen und andere Geschäfte erlauben mir jedoch nicht, mich diesem Studio zu widmen; aber den Wunsch kann ich nicht unterdrükken, dafs die wahrscheinlich hier verborgen liegenden Schätze, unter denen ich selbst hie und da einen nummum unicum vermuthen darf, von einem Kenner ans Licht gezogen werden mögen.

Ich fand ein solches Vergnügen am Sammeln der Münzen und ihrer allmähligen Entzifferung, dafs ich mich nicht entsinne, mein ganzes Leben hindurch eine Wissenschaft mit solcher Begeisterung getrieben zu haben. Mit Sehnsucht, als hätte ich eine Geliebte, oder eine jüngst mit mir vermählte Gattin, daheim, eilte ich, wenn ich mich auswärts befand, wieder zu Hause, um meine Schätze zu durchlaufen. Dies mag als Beweis dienen, wie hinreifsend diese von so wenigen gekannte und geachtete Wissenschaft seyn kann.

Ich beschränkte mich indefs nicht blos auf Alterthümer, sondern sammelte auch manches aus dem jetzigen Leben der Italiener, so wie einige Conchilien und Naturalien. Auf diese Art entstand das italienische Cabinet, das in den folgenden Blättern näher be-

schrieben ist, worin jedoch die Alterthümer das eigentliche Gros ausmachen.

Es war ein sehr süfser Gedanke für mich, diese in mein Vaterland, das nicht reich daran ist, zu versetzen, und ich wandte mein ganzes Bestreben darauf.

Es ist mir gelungen. Ich habe die von dem grofsen Baume des Alterthums abgerissenen Blätter und Zweige nach Deutschland verpflanzt; wie es mir gelang, davon wird in dem Buch selber ein eigner Abschnitt vorkommen.

Und nun noch einige Worte von diesem Buche, von welchem schon einige Proben im Freimüthigen No. 36. 1804. vorgekommen sind. Ich glaube nicht, dafs man es als einen blofsen Pendant zu der Sammlung betrachten mufs, sondern als ein Lesebuch über mancherlei Gegenstände in Italien, die auch, ohne sie

vor Augen zu haben, ihr Anziehendes behalten. Das meiste von dem, was man beschrieben liest, sieht man nicht in der Wirklichkeit. So ist es auch hier, und es findet blos der kleine Unterschied Statt, dafs ein genauer Bezug auf die Gegenstände genommen ist, und dafs sie so beschrieben sind, als wenn man sie vor Augen hätte. Man denke sich dies hinweg, und man liest nichts als eine Beschreibung von mannigfachen Merkwürdigkeiten, die in Italien zu Hause gehören.

# Inhalt.

## Mineralien und Lavasorten.


No. 1. Wandbekleidung aus der Piscina mirabile auf Cap Misenum . . . Seite 3

No. 2. Geschmolzener Tufstein in einigen merkwürdigen Hohlen am Pausilipp. . 6

No. 3. Antikes Mosaik. . . . . 11

No. 4. Ein Baumaterial von dem alten griechischen Theater in Pompeji. . . 13

No. 5. Die gewöhnlichsten Arten der Wandbekleidung in dem alten Pompeji und Herculanum. . . . . 15

No. 6. Lava des Vesuvs von verschiedenen Arten. . . . . 19

No. 7. Verschiedene Arten Steine, welche der Vesuv auswirft. . . . 31

No. 8. Geschliffene Sorten von Lava. . 32

No. 9. Halo und ganz verwitterte Lava. S. 23
No. 10. Erdart aus den Campis phlegraeis bei Puzzuolo. . . . . 25
No. 11. Früchte, welche d. s Meer bei Puzzuolo auswirft, und die Knossen der Cicerone verkaufen. . . . . 28
No. 12. Ein Priapus. . . . . 30

---

## B r o n z e n.

No. 13. Ein antiker Jupiter-Ammons-Kopf. 32
No. 14. Eine antike Hefzandel, eine dergleichen Glocke, ein Schlussel und ein Thierkopf. . . . . 34
No. 15. Ein Hippogryph. . . . . 50
No. 16. Ein Medusenkopf. . . . . 57
No. 17. Eine bronzene Lampe. . . . 58
No. 18. Ein caduceus oder Merkurstab. . 59

---

## Hetrurische, römische und aegyptische Vasen und Gefäfse.

No. 19. und 20. Zwei sehr alte Geifskannen, oder Opfergefäfse. . . . . 41
No. 21. Eine spätere hetrurische Opferkanne. 44

No. 22. Zwei kleine Trinkgefäſse. . S. 46
No. 23. Eine kleine Schale. . . . 47
No. 24. und 25. Zwei kleine antike Töpfe. 48
No. 26. Eine hetrurische Ἐπιχύσις mit Figuren. . . . . 49
No. 27. Ein hetrurischer flacher Teller, oder Discus mit Figuren. . . . . 51
No. 28. und 29. Zwei Trinkgeschirre. . 53
No. 30. Ein aegyptisches Thränengefäſs, oder Lacrymatorium. . . . . 54
No. 31. 32. und 33. Drei Thränengefäſse von verschiedener Art. . . . . 57
No. 34. 35. 36. 37. und 38. Fünf antike Töpfe, wie man sie in Pompeji findet. . 58
No. 39. Vas vel mensae, vel culinae inserviens. . . . . 60
No. 40. und 41. Zwei Balsamarien. . . 61
No. 42. 43. 44. 45. 46 und 47. Gefäſse wie man sie in den Gräbern der Armen findet. 65
No. 48. Eine hetrurische Patera. . . 64
No. 49. 50. 51. 52. 53. 54. Gefäſse, wie sie wahrscheinlich den Kindern mit ins Grab gegeben wurden. . . . . 65
No. 55. und 56. Zwei Lampen von rother Erde. . . . 66

No. 57. Ein hetrurisches Grab mit dem Skelet, und den Gefäßen umher, wie es unweit dem Vesuv gefunden wurde. . . S. 66

## Conchilien, die im Golf bey Neapel gefunden werden.

No. 58. Zwey große und ein kleiner Meerstern. . . . . 81

No. 59. a) Zwey Meerpferde. (Caballi marini.) b) ein Todtenkopf. c) ein Corallenast. d) einige unbekannte Schalenthiere, und e) eine eßbare Muschel. . . 83

No. 60. Verschiedene andere Conchilien und Meerthiere aus dem Golf bey Neapel. . . 87

No. 61. Einige Bruchstükke von antiken Gefäßen, Lampen u. s. w. . . . . 87

No. 62. Zwei antike knocherne Griffel, mit denen man auf Wachstafeln schrieb. . 90

No. 63. Ein glasernes Lacrymatorium. . 91

## Einige Sachen aus dem jetzigen Leben der Römer und Neapolitaner.

No. 64. Macaroni. . . . . 95

No. 65. Einige Sorten Brot aus Neapel . 100

No. 66. Ein römischer Dolch, und ein römisches Messer. . . . . S. 102
No. 67. Ein türkischer Säbel. . . . . 104
No. 68 Eine Lampe, wie sie jetzt fast in ganz Italien gebräuchlich ist. . . 106
No. 69 Eine Neapolitanische Pfeife. . 108
No. 70 Etwas aus Rom, das sich nicht gut nennen läßt. . . . . 116
No. 71 Einige Pasten aus Rom. . . 117
No. 72. Neues römisches Mosaik. . . 124
No. 73 Ein Stein von mehreren Farben, wie man sie noch jetzt zu schneiden pflegt. 126

## Kupferstiche aus Rom und Neapel.

No. 74 Neapel mit seinem Golf, mit den Inseln und seinen umliegenden Landgegenden. Eine topographische Karte von Rizzi-Zannoni. . . . . 129
No. 75. Ein Plan von der Stadt Neapel; von Ebendemselben. . . . . 142
No. 76. Die Peterskirche inwendig; von Vincenzo Feoli. . . . . 153
No. 77. Die Peterskirche in Rom von außen, nach Giovanni Antolini. . . . 156

## Erzählungen und Nachrichten von Kunstsachen.

Ueber den Transport von Kunstsachen, nebst Erzählung, wie die beschriebenen Kunstsachen von Neapel bis Schlesien versetzt wurden. . . . . 184
Ein Paar Worte über alte Münzen. . . . 185
Etwas über die Physiognomien der römischen Kaiser. . . . . 197
Tabula I. oder Nachrichten von verschiedenen antiken Münzarten. . . . . 202
Anhang. . . . . 209

Das

Das

# Italienische Cabinet,

oder

## Merkwürdigkeiten aus Rom und Neapel.

---

## No. 1.

### Wandbekleidung aus der Piscina mirabile auf Cap Misene.

Auf dem Cap Misene, welches den rechten Arm von dem Golf bei Neapel bildet, ist ein grofses unterirdisches Gebaude, bekannt unter dem Namen Piscina mirabile, oder der wunderbare Teich. Man sagt, dafs dieser Ort, der jetzt einer Kirche ahnlich sieht, und eine Menge grofser Pfeiler und Gewolbe in sich fafst, vom Nero erbauet, und ehmals ein Wasserbehaltter fur die romische Flotte gewesen sei. In diesem unterirdischen Bezirk, in welchen man auf einer Treppe von vielen Stufen hinabsteigt, und worin das Licht durch eine entstandene Oefnung des Gewolbes hineinfallt,

findet sich etwas, das man, so viel mir bekannt ist, sonst in der ganzen Welt nicht findet, ein Ueberzug der Wande und Pfeiler von einer auserordentlichen Festigkeit und Schonheit. Die Naturforscher sind uneinig, ob dieser Ueberzug sich von selber durch uns unbekannte Ursachen mit Lange der Zeit, und indem das Wasser das Aeulsere der Mauer auflöste, bildete, oder ob er als Composition vorher bereitet und angetragen wurde. Das letzte ist bei weitem wahrscheinlicher, zumal da der Ort zu einem Wasserbehalter bestimmt war.

Man sieht hier ein sehr schönes Stuk von diesem Ueberzuge, das zu einem Oblongum geformt, und auf beiden Seiten geschliffen ist. Es hat eine graue mit schwarzlichen Flekken vermischte Farbe, und eine Politur, wie der feinste Marmor, angenommen. Die Naturforscher und Architecten wurden hier ein weites Feld finden, die Materie dieses Ueberzuges zu prufen und nachzuahmen.

Eine solche polirte Wand ware unstreitig die schonste Tapete; und auch von aulsen konnte man keinem Hause eine schonere und festere Bekleidung, die allem Regen und Ungewitter widerstunde, geben.

An der Unterlage, nämlich an dem wirklichen Gemauer, bemerkt man, dafs die Alten ihren Kalk, mit kleinen Stukchen von Ziegelsteinen vermischt, auftrugen, dafs er aber eine grofse Festigkeit hat.

Man verarbeitet diese Wandbekleidung in Neapel zu kleinen Dosen, aber ein so grofses Stuk, wie das anliegende, ist mir während meines ganzen Aufenthalts daselbst nicht vorgekommen, und auch nicht leicht zu finden, weil sich die Bedekkung sehr schwer von der Mauer ablosen läfst.

Die übrigen kleinen und rohen Stükke habe ich zum Theil mit eignen Händen von der Wand losgemacht, zum Theil von den Ciceronen in Puzzuolo gekauft, und sie zeigen die Gestalt der Materie gerade so, wie man sie in der Piscina mirabile findet. Man sieht daraus, dafs sie sehr roh erscheint, und sich fast ganz von der geschliffenen unterscheidet. Etwas sehr merkwürdiges dabei ist, dafs der Ueberzug aus vielen Schichten, deren man bis zu zwölfe zählt, besteht, als hätte er sich auf eine Art gebildet, wie eine Wand, die oft gewelst ist, und mehrere Blatter über einander annimmt.

## No. 2.

### Geschmolzener Tufstein aus einer merkwürdigen Höhle im Pausilipp.

An einem schönen Wintertage über ging ich mit einem neapolitanischen Officier über den Bergrücken des Pausilipp bis beinahe zur Spitze desselben, wo ein Piket von neapolitanischen Truppen steht, und wo einige Kanonen gepflanzt sind, um den Golf zu bestreichen. Wir weideten uns an der schönen Aussicht, an dem Anblik des Meers, der prachtvollen Stadt, des Vesuvs, und der Insel Capri, als ein Soldat uns fragte, ob wir nicht die Höhlen unten am Meer betrachten wollten? Er fügte einige Worte wegen dieser Höhlen hinzu, die uns neugierig machten, sie zu sehen, und wir nahmen ihn zu unserm Wegweiser an.

Er führte uns über unwegsame Oerter, bald auf-, bald unterwärts, durch alte verfal-

lende Hauser, selbst über Klippen, die für einen ungeübten Fußgänger gefährlich gewesen waren, und brachte uns endlich auf einen grünen Platz dicht am Ufer des Meers, wo uns einige ungeheure Hohlen mit großen gewölbten Eingangen anglohten.

Wir traten hinein, und die Gelegenheit zum Erstaunen bot sich uns gleich beim Eintritt dar. Der Pausilipp besteht aus Tufstein und die Hohlen, die an vielen Orten in denselben durch Steinbrüche entstanden sind, haben daher überall eine graue Farbe. Hier fanden wir es anders; hier sahen wir drei aneinanderhangende große Hohlen, die inwendig schwarz und glänzend waren, und in denen der Tufstein überall an Wänden und Gewölben eine prachtvolle Verglasung angenommen hatte. Die Hitze war so groß gewesen, daß an vielen Orten große und kleine Tropfen herabgeronnen, und zum Theil noch hangend erstarrt waren, ja sich wie lange Fäsakken gebildet hatten.

Wodurch war diese seltsame Beschaffenheit der Hohlen hervorgebracht? Wodurch war ein Grad von Hitze darin entstanden, der den Tufstein zu verglasen vermogte? Wer hat das Rathsel? Sie waren offenbar

als sie ausgebauen wurden, grau, und bestanden aus wirklichem Tufstein, wie alle andere Hohlen im Pausilipp; welches unterirdische Feuer war heraufgedrungen, welche vulcanische Operation hatte so viel Glut ausgehaucht, um diese Wirkung hervorzubringen? Hat kein Geschichtschreiber diese Begebenheit erwähnt? Ist sie nicht unter den Naturerscheinungen dieser merkwürdigen Gegenden mit aufgeführt, und hat kein Physiker die Sache untersuchen gesucht? Ist die Erscheinung ein Rathsel das keine Auflosung hat?

O nein: sie hat eine, aber eine Auflosung, wie niemand es zu vermuthen vermag, und wie nach einem kurzen Zeitlauf sie nicht mehr gefunden werden konnte, wenn die Geschichte sie nicht aufbewahrte: sie hat eine politische Auflosung. Hier ist sie:

Als sich die Franzosen in dem letzten Freiheitskriege Neapel naherten, als alles in Unruhe und Bangigkeit war, und die Königliche Familie eilend nach Palermo flüchtete, lagen eine Menge neapolitanischer Schiffe in dem Hafen, die man bei der allgemeinen Verwirrung nicht retten zu konnen glaubte. Man führte sie gegen den Pausilipp, und da sie nur Transportschiffe waren, so vermogte

man sie in die Hohlen hineinzuziehen. Hier zündete man sie an, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen, und drei Tage und Nächte hindurch schlug die Flamme weit aus den Eingängen der Hohlen, wie aus einem feuerspeienden Berge, hervor. Da die Anzahl der verbrannten Schafe ungefähr auf 60 zu rechnen ist, so ward die Hitze so grofs, dafs der Tufstein an den Wänden und Gewölben schmolz, überall eine schwarze Verglasung annahm, die in grofsen und kleinen Tropfen herabfloss und allmählich gerann.

Die Wände und Decken derselben sind also überall schwarz und glänzend, und bringen einen seltsamen, etwas schauerlichen Eindruck hervor. Beiliegende Stückle von der Bekleidung der Wände, die dem Naturforscher vielleicht nicht unwichtig sind, habe ich in den Hohlen gesammelt, und man wird darin die aufsere Verglasung bis zum Uebergang in wirklichen Tufstein entdecken, so wie auch kleine und grofse Tropfen.

Diese Hohlen sind selbst den Neapolitanern nur wenig bekannt, und wahrscheinlich noch von keinem Schriftsteller, besonders nach ihrer Veränderung erwähnt worden.

Zu Lande läfst sich nur auf einem sehr beschwerlichen Wege zu ihnen herabsteigen, und zu Wasser kommt man, bei den Lustfahrten zur Spitze des Pausilipp, oder nach den Inseln Nisita, Procida, Ischia, u. s. w., nie an diesen Ort, weshalb man sie in ihrer jetzigen Gestalt als eine neuentdeckte Naturmerkwürdigkeit betrachten darf.

Ich hoffe, es wird nun nach Jahren kein Naturforscher, der von ungefehr in diese Höhlen hineingerieth, auftreten, zehn gelehrte Vermuthungen über das Entstehen derselben wagen, und endlich als die wahrscheinlichste ein unterirdisches Feuer, oder eine vulcanische Explosion aufstellen.

## No. 7.

### Antikes Mosaik

Die Alten verwandten auf den Fufsboden ihrer Zimmer bei weitem mehr, als auf andere Theile ihrer Wohnungen, denn dieser ist aufserst nachsam und kunstlich zusammengesetzt. Es besteht, wie man in der aufgegrabenen Stadt Pompeji sieht, aus unendlich kleinen etwas irregulair - viereckigten Marmorstukchen, die man nach ihren Farben in allerhand Verzierungen von Thieren, Menschen, Zirkel, Meereswellen Guirlanden, Kreuzen, Hausern, Schilden, u. s. w. zusammengefugt hat. Sie sind alle Stuk vor Stuk in Kalk eingedrukt, sodann mit einer Wasserwage geebnet, und mussen unglaublich viel Geld gekostet haben, obwohl man sieht, dafs es meistens das Geschaft der Handwerker war, diese Fufsboden zu machen. Schon das Verfertigen der zahllosen kleinen mar-

mornen Viereke mufs höchst mühsam und Zeitraubend gewesen seyn, wenn man nicht ein Mittel besafs, hunderte oder tausende dieser Stukchen auf einmal zu machen.

Das anliegende weifse Stukchen Mosaik, so wie das ins Kreuz geformte ist von dem Besitzer ebenfalls mit eigenen Handen aus dem Fufsboden der Stadt Pompeji aufgenommen, das grofse aber in Rom von einem Antikenhandler gekauft worden, und der Verkaufer meinte, es stelle das Hintertheil eines alten Schifs vor. Obwohl man aber dies nicht genau unterscheiden kann, so wird man dennoch einen deutlichen Begrif dadurch erhalten, wie die mosaischen Fufsboden der Alten aussahen. Die Lebhaftigkeit der Farben gewinnt besonders, wenn man sie nafs macht.

## No. 4.

### Ein Baumaterial von dem alten griechischen Theater in Pompeji.

Nach den Vermuthungen und Beobachtungen einiger scharfsinnigen Forscher ist unter dem alten Pompeji noch ein anderes Pompeji befindlich, welches schon fruher von dem Vesuv begraben, und auf dessen Grabstatte sodann das jetzige Pompeji erbaut wurde, so dafs unter der auferstehenden Stadt wahrscheinlich noch eine andere bedekte liegt. Die Grunde, aus welchen man dies schliefst, sind besonders von dem Bau des kleinen Theaters, welches ganz griechisch, und in einem bei weitem altern Styl erbauet ist, als das grofsere romische, hergenommen. So viel ist gewifs, dafs man von dem kleinern Theater hoch hinauf zu den eigentlichen Strafsen in dem jetzt aufgegrabenen Pompeji steigt, und dafs man daher dies Theater ohne zu grofse

Kühnheit mit zu dem ersten uralten Pompeji rechnen kann, welches man vielleicht nach neuen Jahrtausenden aufgrabt, wenn die Häuser des jetzigen an der Sonne verwittert sind.

Als ich die Stufen an dem Theater hinaufgestiegen war fand ich oben am Gesimse des Halbzirkels ein Baumaterial, auf welches die Zeit sehr sichtbar gewirkt, und es fast unkenntlich gemacht hatte. Ich brach das beigefügte Stük zur Probe davon ab. Dafs es ein Product des Vesuvs ist, scheint am wahrscheinlichsten, aber von welcher Art, das wurde schwer zu bestimmen seyn. Es ist aufserst verwittert, hat die gröfste Aehnlichkeit mit einem grauen Schwamm, und sogar auf der einen Seite weit feinere Locher, wie auf der andern. Es ist so leicht wie der Bimsstein, scheint aber keiner zu seyn, sondern vielmehr aus dem mittlern Theil eines Lavastroms, die keine grofse Festigkeit hat. Es wurde nachher zum Bauen verbraucht, und verwitterte solann in Jahrtausenden zu seiner jetzigen Gestalt.

Es ist ein seltsamer Gedanke, ein Product vor sich zu haben, das schon in den ältesten Ausbrüchen des Vesuvs, von denen

die Geschichte nichts weifs, aus unerforschlichen Tiefen ans Licht gebracht, das sodann, wahrscheinlich von den ersten Colonien der Griechen, welche hieher kamen, vielleicht vor Pythagoras Zeit, zum Bau eines Theaters verwandt, hernach unter die Auswurfe des Vesuvs vergraben wurde, eine Stadt über sich sah, und nach Jahrtausenden endlich in einer ganz veränderten Gestalt wieder ans Licht und in die nordlichen Gegenden gekommen ist.

## No. 5.

### Die gewöhnlichsten Arten der Wandbekleidung in dem alten Pompeji und Herculanum.

Die Wande von Pompeji und Herculanum sind allen Forschern des Alterthums als merkwurdig bekannt, theils wegen der schonen Gemahlde, welche man daran findet, theils wegen der Frischheit der Farben, die gegen

zwei Jahrtausende sich in ihrem vollen Glanz erhalten haben. Gemählde von diesen Wanden zu bekommen ist dem Fremden gleichsam unmöglich, denn die meisten davon sind nach dem Museo in Portici gebracht, und die übrigen werden mit grofser Sorgfalt beobachtet. Aber von den gewöhnlichen Wandbekleidungen, selbst mit einigen Zierathen darauf, ist es mir möglich gewesen mehrere Arten zu bekommen, und man wird daraus genau sehen, mit welchen Farben die meisten Wände in Pompeji prangen.

Das blaue mit gelben Zierathen, die rothen mit weifsen Strichen und Puncten, so wie das ganz rothe, alle diese Stücke sind aus dem Theil von Pompeji, der schon lange aufgegraben ist. Aber die Franzosen haben bekanntlich vor einigen Jahren einen Flek aufgegraben, und aus den Häusern die man fand ist das grofse beschädigte blaue Stück mit den weifslichen Blumen, so wie das kleinere gelbe. Das halbrothe ist aus dem bekannten Landhause bei Pompeji, das von allen Gebäuden am meisten erhalten ist, und wahrscheinlich einem vornehmen Mann gehörte. Auch scheint die Farbe etwas feiner zu seyn. Sie ist, wie man sieht, in den

Kalk

Kalk eingedrungen, also wahrscheinlich naſs aufgetragen.

Die Farben, die man hier sieht, sind die gewöhnlichsten in dem Zimmer der alten Pompejaner, doch erinnere ich mich auch das violette, wovon hier keine Probe ist, bemerkt zu haben.

Die beiden hellbraunen Stukke, woran man noch etwas winstliche Asche bemerkt, sind aus der unterirdischen Stadt Herculanum, und beim Schein der Fakkeln von der Mauer abgelost worden.

Ich habe fast durchgehends bemerkt, in Schriften und auch bei mündlicher Unterhaltung, daſs man Herculanum und Pompeji mit einander verwechselt. Selbst Schiller in seinem schönen Gedicht uber diesen Gegenstand verwechselt diese beiden Stadte und scheint zu glauben, daſs man in Herculanum wie in eine offene, unter freiem Himmel liegende Stadt hineingehen konne. Dies ist aber nur bei Pompeji der Fall. Dieser Ort wurde unter einen leicht hinwegzuraumenden Aschenregen begraben, es ward keine Stadt, sondern nur ein Weinberg daruber angelegt, und mehrere Straſsen davon sind jetzt aufgegraben, und werden von der Sonne, wie andere

Stadte, beschienen. Herculanum hingegen wurde von einem Lavastrom begraben, auf diesem ward späterhin Portici erbaut, und die unterirdische Stadt erst entdekt, als man einen Brunnen graben wollte. Man mufste Portici vernichten, und eine ansehnliche Hohe von Lava, welche darunter liegt, sprengen, wenn man Herculanum ans Licht bringen wollte.

Jetzt steigt man in diesen Orten auf vielen Stufen hinab, und befindet sich dann in unterirdischen Gängen, wo nur durch Fakeln die dikke Finsternifs vertrieben werden kann, und wo man lange studiren mufste, um nur den Bau des Theaters kennen zu lernen. Es ist also nur um der Kunstsachen wichtig, die man hier gefunden hat, und bei weitem nicht so merkwurdig, wie das wirklich ans Licht gebrachte Pompeji.

Uebrigens sieht man, dafs die Alten ihren Wänden eine weit glattere Aufsenseite gaben, als wir gewohnlich mit unsern Kalkwanden thun. Sie verwandten auf Fufsboden und Wand weit mehr, wie wir, wenn auch nicht auf die ubrigen Bequemlichkeiten des Hauses.

Alle die beiliegenden Stukke sind echt und an Ort und Stelle mit eignen Händen gesammelt worden. Sie gewinnen, wie alle Farben in Pompeji, ein weit lebhafteres Ansehen, wenn man sie nafs macht.

---

## No. 6.

### Lava des Vesuvs von verschiedenen Arten.

Die Lava, welche dieser merkwürdige Berg erzeugt, ist von sehr verschiedener Gattung in Festigkeit und Farbe. Der unterste Strom der Lava ist der festeste, der mittlere ist weniger substantiel, und der obere ist ein schlakartiger Schaum, der auf dem glühenden Strom schwimmt. Die beigefügten grauen Stükke sind von dem eigentlichen Grunde der Lava, und werden mit dem grofsten Vortheil zum Bauen und Pflastern der Strafsen gebraucht. Viele Palaste in und um Neapel bestehen daraus, und fast alle

Quaderstucke, womit diese Stadt gepflastert ist, sind ebenfalls daraus gehauen.

Das rothliche und graue etwas bemooste Stuk ist aus der mittlern Region der Lava, und man entdekt schon mehrere Poren darin; doch ist diese Art noch immer zum Bauen und Pflastern brauchbar. Das schwarzliche zackigte Stuk endlich ist von dem Schaum und unbrauchbar. Dieser obere Theil der Lava ist es eigentlich, der ihr das furchterliche Ansehen gibt. Man denke sich eine Flache unabsehlich lang, und mehrere hundert Schritte breit, aus welcher lauter solche Schlackenzakken, bald hoch, bald niedrig hervorragen, und man hat etwas Bild von einem Lavastrom. Er hat in der Ferne einige Aehnlichkeit mit einem gepflugten oder rejolten Erdboden, auf welchem unordentlich die Erdklotse herumliegen; aber in der Nahe hat er die schaudervolle Gestalt einer furchterlichen Zerstorung.

## No. 7.

### Verschiedene Arten Steine, welche der Vesuv auswirft.

Die anliegenden schimmernden Stükchen von verschiedener Farbe und Beschaffenheit sind ebenfalls Producte dieses Berges, obwohl mehr herausgeworfen, als herausgeflossen. Einige davon habe ich mit eigner Hand an dem eigentlichen Kegel des Vesuv, in dessen Nähe der Eremit wohnt, gesammelt, z. B. das ganz weiße, einige von ihm selber erhalten, und die übrigen von einem Antiken-Handler in Neapel gekauft.

Unter denen, die der Eremit mir schenkte, ist das große gelblich rothliche Stük, und die beiden kleinern ähnlichen Stükke. Dies Product ist ganz aus der Tiefe des Kraters, wohin nicht leicht ein Sterblicher kommt, und wohin sich nur die Weingärtner, die am Vesuv wohnen, trauen. Man sieht

leicht, dafs sein innerstes Wesen durch Feuer vertilget ist, und dafs es nur einzelne Theile in sich fafst, die demselben zu widerstehen vermogten. Auch beweist die Leichtigkeit desselben, dafs es der Zerstorung langer ausgesetzt war, als die übrigen Mineralien.

In einigen davon wird man kleine Vielekke entdekken, z. B. in dem schwarzen glanzlosen, und ein grofseres abgesondertes Vielek. Diese Formen, welche die Natur in dem Innern heterogener Producte bildete, werden fur sehr merkwurdig gehalten.

---

## No. 8.

### Geschliffene Sorten von Lava.

So wie die Bekleidung der Wände in der Piscina mirabile sich ganzlich durch die Bearbeitung verandert, so ist dies auch der Fall mit der Lava. Sie nimmt eine ganz marmorartige Politur an, wie man aus den

beigefugten Stukken sieht, und in Neapel macht man Dosen und andere kleine Gefasse daraus. Eine Menge Arbeiter in dieser Stadt sind unaufhörlich beschäftigt, Laven für die Fremden zu schleifen, von denen nicht leicht jemand abreist, ohne etwas davon mit sich zu nehmen.

Man sieht übrigens an diesen Stukken, wie mannichfach die Farben der Lava sind, und aus welch einem feinen Korn sie besteht.

---

## No. 9.

### Halb- und ganz verwitterte Lava.

Die Oberfläche der Erde um den Vesuv her besteht aus dem, was einst in den Tiefen der Erde war, und was durch eine furchterliche Gewalt aus ihr hervorgetrieben wurde. Man erblickt dort nicht die Erde, wie sie im Stande der Ruhe und des Friedens, sondern wie sie von tausend kampfen mi

andern Elementen zerrissen ist. Diese Kämpfe und Verwüstungen bringen nach Jahrtausenden neues Leben hervor. In den verwitterten Laven, in der Asche, die bei einem Ausbruch des Vesuvs rings umher das Land bedeckt, wächst der schöne Wein Lacryma, wächst schwellendes Getreide, und der edleren Früchte schimmernde Schaar.

Wie die Erde aussieht, in welcher eine so grose Fruchtbarkeit sich schopfrisch beweist, wird man an der beigefugten fast ganz verwitterten Lava sehen. Zugleich gibt sie eine Probe von der Erde, womit Pompeji bedekt ist, und zeigt, wie leicht man sie hinwegraumen kann. Man nennt gewohnlich den Aschenregen, worunter diese alte Stadt begraben wurde, Lapilli, weil er mit unzahligen kleinen Steinchen vermischt ist.

Die beigefugte halb verwitterte Lava, die vielleicht funfzehn Jahrhunderte gebrauchte, um bis zu dieser Kleinheit aufgelost zu werden, wird einen deutlichen Beweis geben, dafs es, wie auch unsere Physiker berechnen, Jahrtausende bedarf, um von dem Schaum der Lava eine fruchtbare Erde zu bilden; denn wie lange wird sie noch dem Regen, der Sonne, und den Stur-

men ausgesetzt seyn müssen, ehe sie bis zu der nebenliegenden Asche verwittert!

---

## No. 10.

### Erdart aus den Campis phlegraeis bei Puzzuolo.

Es war den 27sten Januar 1803, als ich mit einem Freund über St. Elmo, den Vommero, und einen Theil vom Pausilipp nach Puzzuolo ging. Wir nahmen um der Bewegung willen diesen grolsen Umweg; sonst führt der nächste Weg von Neapel nach diesen Ort durch die Grotte im Pausilipp, und am Ufer des Meers. Wir hielten uns weiter rechts, kamen bei dem See Agnano vorbei, an welchem die Hundsgrotte liegt, und naherten uns sodann der bekannten Solfatara.

Obwohl es in der Mitte des Winters war, so blüheten doch die Bohnen in dieser Gegend; denn das Clima bei Puzzuolo ist noch milder, als bei Neapel. Wahrschein-

lich trägt dazu eine gewisse unterirdische Wärme bei, und es ist fast nicht zu verkennen, dafs diese hier Statt findet. Ein Stück von den campis phlegraeis, die hier liegen, erstreckte sich beinahe bis zu unserm Wege, und wir sahen eine Stelle einen starken Dampf aushauchen. Er kam zwischen weichen lokkern Steinen hervor, und diese waren so heifs, dafs man sie mit bloßer Hand nicht berühren konnte. Ich stiefs einige davon auf die Seite, um sich abzukühlen, wikkelte sie in das Schnupftuch, und brachte sie am Abend noch ganz warm nach Neapel. Es sind die nämlichen, die unter dieser Nummer beigelegt liegen, und die Naturforscher mögen untersuchen, welche Ingredienzien sie in sich fassen.

Als wir weiter gingen, und dicht an der Solfatara waren, sahen wir einen Landmann, der ein Loch in dem Abhange einer Anhöhe gemacht hatte, die ebenfalls rauchte, und ein Pferd mit dem Kopf dicht über die Oefnung hielt. Auf unsere Erkundigung hörten wir, dafs dies das beste Mittel sei, Pferde vom Rotz zu heilen, und dafs man sich desselben in der ganzen Gegend bediene.

Es läst sich an der Heilsamkeit dieses Dampfes nicht zweifeln; denn auch auf Menschen äusert er eine gute Wirkung. Man sollte das Gegentheil glauben, da die ganze Gegend mit Schwefel und Salmiak gleichsam geschwängert ist; aber die Erfahrung lehrt, dafs er auf die Brust wohlthätig wirkt. Auch hat man in der Solfatara selber tiefe Löcher in die Erde gegraben, in welche man auf Stufen hinabsteigt, und worin eine aufserordentliche Hitze ist. Diese dienen dazu, venerische Kranke, die darin schwitzen, schnell von ihren Uebeln zu befreien. Ich stieg darin bis zur Hälfte hinunter, kehrte aber wieder um, weil die Hitze mich übermannte, obwohl ich sonst keine Unannehmlichkeit und keine gehemmte Respiration empfand.

In diesem weiten Kessel, oder ausgebrannten Krater liegt auch ein kleines Haus, worin man Salpeter durch die natürliche Ausdünstung des Erdbodens bereitet. An einem Ort nämlich, wo die Hitze besonders stark ist, hat man einen Kessel eingemauert, worin die Ingredienzien von selber kochen, und sich sodann umher ansetzen. Beinahe siedend heifs sind die weifslichen anliegenden

Stukke aus diesem Ort genommen worden, und scheinen mit Schwefel und Salpeter gleichsam geschwängert zu seyn. Ein Theil davon ist mir durch die Reibung unterwegens geschmolzen, und hat eine sehr klebrigte Materie gebildet. Schon der Geschmack und Geruch zeigt die Seltsamkeit dieses Products, aus welchem beinahe die ganze Solfatara besteht.

---

## No. 11.

### Producte, welche das Meer auswirft und die Knaben der Cicerone in Puzzuolo verkaufen.

In und um Neapel sind keine Juden. Dies ist ihr Gluck, denn sie würden nicht bestehen können. In allen Sachen, welche man Schacher, und jüdisch nennt, würden sie weit von diesem Volk am tyrrhenischen Meer übertroffen werden. Von Jugend auf lernt hier der grofse Haufe betrugen, und

Handel und Wandel treiben; so wie der Juden-Knabe bei uns seine Laufbahn mit dem Feilbieten der Hemdeknöpfe beginnt, so verkauft dort der Knabe des Cicerone oder anderer Bewohner von Puzzuolo Kleinigkeiten, die das Meer auswirft, geht dann allmählich zu Münzen und andern antiken Sachen über, bis er endlich Cicerone wird, und wohl gar Bronzen oder ein hetrurisches Gefäfs in seinem Handel hat.

Beiliegende Sachen sind Producte des Meers, wie die Knaben sie den Fremden dringend anbieten, und um eine Kleinigkeit verkaufen. Man sieht wenigstens daraus, welche kleine Arten Conchilien das Meer hier auswirft, und wie es durch seine Bewegung die Steine, das Glas, und den Marmor abschleift.

## No. 12.

### Ein Priapus.

Es ist bekannt, dafs die Alten manche Sachen bildeten, die wir ihnen jetzt aus einer gewissen Züchtigkeit nicht nachbilden. Dazu gehört ein Priapus. Man findet ihn von Bronze, oder Marmor, oder Stein, und in Pompeji sieht man ihn über einer Hausthür von Ziegelstein. Was er dort zu bedeuten hat, weifs man. Ein ähnlicher, der in Rom gekauft wurde, ist hier beigefügt, und wird einen Begrif geben, was man sich ungefehr dabei denken mufs. Indefs scheint dieser letzte keinen Hercules, sondern einen beginnenden Jüngling repräsentiren zu sollen. Ob er auch einen Lockvogel über einer Thür, oder sonst irgendwo, gemacht hat, weifs ich nicht.

Ich könnte noch manches hinzusetzen, aber ich bin der Meinung, dafs viele Men-

schen sich die Sache zu einem eignen Studium machen, und dafs hier die Kunst weit hinter der Natur zurückbleibt.

---

## Einige Bronzen aus dem Alterthum.

Die Bronzen machen einen Haupttheil von dem aus, was aus dem Alterthum übrig geblieben ist. Sie fangen mit Colossal-Statuen an, und gehen herunter bis zum kleinsten Hausgeräth, bis zum kleinsten Heft an der menschlichen Kleidung. Alles, was zwischen diesen beiden Endpuncten in der Mitte liegt, ist vorhanden, und man findet es in den fürstlichen Kabinettern im Ueberflufs, besonders in Neapel, Rom und Florenz, hie und da auch in den Sammlungen der Privatpersonen.

Unter dieser und den nachfolgenden Nummern sind einige echt antike Sachen aus dem gemeinen Leben der Römer zu finden, und man wird dadurch einen Begrif bekommen, welche Gestalt sie nach beinahe zwei Jahrtausenden angenommen haben.

---

## No. 15.

### Ein antiker Jupiter - Ammons - Kopf von Bronze.

Das anliegende Stuk ist der Kopf eines Jupiter Ammon. Dies sieht man aus den beiden Widderhornern, welche sich am obern Kopf herumwinden, und aus der Physiognomie; das Antike erkennt man zum Theil an dem Karakter des Kopfs, theils an dem Ueberzuge, den die Bronze durch das Alterthum angenommen, und der sich an einigen Stellen, wie uber dem rechten Auge, und an einem Theil der Nase abgelost hat.

Dieser Kopf ist nicht von grofser Schonheit, aber doch nicht gemein. Er hat etwas Karaktervolles und Edles, und die zusammen gerunzelten Augenbraunen verrathen den Jupiter. Der Bugel oben, an welchem man ihn anfassen und halten kann, gibt ihm ein etwas seltsames Ansehen, fuhrt aber zugleich

auf

auf die Bestimmung, die er mag gehabt haben. Ich habe Lust, ihm eine sehr niedrige anzuweisen, und bin dazu auf einen ganz einfachen Gedanken gerathen. Die Alten suchten alles zu beleben, was sie um sich sahen, und das Todte durch lebendige Bilder vorzustellen. Ihre Lampen sind oft ein Thier, aus dessen Mund ein Dacht herauskommt, ihre Leuchter werden durch kleine menschliche Figuren getragen, und um ihre Gefäse winden sich Schlangen.

Der anliegende Kopf scheint mir ein Gewicht zu seyn, vielleicht eine Libra. Auf diese Vermuthung führt seine Gestalt, und der Umstand, dafs Blei in denselben gegossen ist, wodurch seine Schwere nach Gefallen vermehrt werden kann.

Ist man nicht dieser Meinung, und findet man den Kopf vielleicht zu gut, um ein Gewicht vorzustellen, oder scheint jemandem, dafs die Römer ein zu feines Gefühl hatten, um den Kopf eines Jupiters, des Höchsten, was sie kannten, zu einem so gemeinen Geräth zu bestimmen, so kann er auch noch etwas anders vorstellen, nämlich ein ex voto, das jemand in einem Tempel aufhing, weil Jupiter vielleicht sein Gebet erhört hatte.

Dann hat der angebrachte Bügel auch seine Bestimmung; das Blei inwendig kann jemand späterhin hineingegossen haben, um den Bügel zu befestigen. Diese letzte Meinung scheint mir noch wahrscheinlicher, als die erste, weil sie sich mehr mit der Wunde eines Jupiter Ammon verträgt.

---

## No. 14.

### Eine antike Heftnadel, eine dergleichen Glocke, ein Schlüssel, und ein Thierkopf.

---

An den unter dieser Nummer liegenden Sachen wird man sehen, dafs die Geräthe bei den Alten zum Theil eine grofse Aehnlichkeit mit den unsrigen hatten, dafs sie aber dennoch immer in etwas sich unterscheiden, wodurch sie einen fremdartigen Karakter erhalten.

Die Heftnadel unterscheidet sich am meisten von den unsrigen. Sie war bestimmt, die Toga, und die weiten Gewänder der Priester zusammen zu halten, und dazu ist

sie unstreitig sehr bequem. Es ist zu verwundern, dafs wir die oft veränderten Modelle von den Heften unserer Busenkrausen nicht schon nach diesen geformt haben.

Der Schlussel ist einer der einfachsten von denen, die aus dem Alterthum übriggeblieben sind. Mehrere gibt es, wo der Ring oben aus vielfachen Zierathen, aus Schlangen, aus Blumen u. s. w. besteht. Dieser unterscheidet sich durch nichts, als durch den kleinen Stil oben; und worin soll sich auch ein Schlussel unterscheiden? Ein Schlussel muls im Wesentlichen wie der andere seyn.

Die Glocke zeigt schon mehr Verschiedenheit, durch das Viereckte, durch die vier Zippel, auf welchen sie steht, durch das Loch an der Seite, in welchem der Kloppel befestigt ist, und durch den Klöppel selber mit seiner Kugel, und den drei Kugelchen daran. Doch sieht man beim ersten Anblick, dafs es eine Glocke seyn soll, aber wenn sie in den alten Zeiten nicht besser geklungen hat, wie jetzt, so soll sie ihrem Besitzer wenig Dienste geleistet haben. Wir wurden sie höchstens zu einer Schafglocke gebrauchen können.

Der beigelegte Thierkopf ist schlecht, und es ist höchst zweifelhaft, ob er antik sei? Ich sollte glauben, auch der Nichtkenner müfste das Gepräge des Alterthums an ihm vermissen. Er liegt nur da, weil er beim Verkauf als antik ausgegeben wurde und um den Unterschied der Farbe zu zeigen.

---

## No. 15.

## Ein Hippogryph.

Unter den Thieren, welche zur Mythologie gehören, ist auch der Pegasus, und der Hippogryph. Jener ist, wie bekannt, ein vollkommnes Pferd mit Flügeln, welches den, der es zu besteigen weifs, auf den Parnafs trägt. Der letzte hat auch die Gestalt eines Pferdes, aber dabei einen Vogelkopf, und sehr lange Flügel. Es scheint die Verschiedenheit dabei Statt zu finden, dafs der Pegasus die Dichter edler Art, der Hippogryph hingegen die leichten, komischen zum Parnafs trägt. Man findet beide häufig.

Unter der obigen Nummer ist ein kleiner sitzender Hippogryph von Bronze beigefügt. Die Bestimmung, die er ehmals hatte, ist schwer zu errathen, aber man wird mindestens daraus sehen, welche Gestalt die Alten diesem schimärischen Thiere gaben.

---

## No. 16.

### Ein Medusenkopf.

Eben so wenig, als von dem Hippogryph, läfst sich die Bestimmung dieses Kopfs mit Gewifsheit angeben. Die Bildung hat Aehnlichkeit mit einem Medusenkopfe, und das Haar legt sich ziemlich schlangenförmig um ihn herum. Dabei aber ragen über der Stirn kleine Hörner hervor, und an den Seiten des Kopfs sind Flügel.

Höchstwahrscheinlich war er an irgend etwas befestigt, dem er zum Zierath diente; aber wer will bestimmen, ob an einem Hausgeräth oder am Hause selbst, oder an einer Vase? Mir scheint das letzte am glaubwür-

digsten, weil der halbe Ring über dem Kopfe zum Anfassen kann gedient haben, und weil die flache innere Seite etwas gewölbt ist. Diese beiden Umstände scheinen zu beweisen, dafs er an einem bronzenen Gefäfs von mittlerer Gröfse safs, und wahrscheinlich noch einen oder mehrere ähnliche Genossen hatte.

---

## No. 17.

### Eine bronzene Lampe.

Um so leichter und gewisser ist zu bestimmen, wozu das unter dieser Nummer beigefügte Geräth gebraucht wurde. Es ist nicht zu verkennen, dafs es eine Lampe war, und zwar, wie es mir scheint, eine Sepulcral-Lampe, die man einem Todten mit ins Grab gab. Zum wirklichen Gebrauch im gemeinen Leben wurde sie, weil sie so niedrig ist, nicht bequem gewesen seyn, obwohl sie sonst eine aufserst einfache Einrichtung hat.

Oben auf der Fläche, wo das Oel hineingegossen wurde, sieht man einen Knaben,

der auf einem Delphin reitet, eine phrygische Mütze trägt, und auf einer grofsen Muschel bläst. Wie diese Sinnbilder des Wassers auf eine Lampe kommen, die es nur mit Feuer zu thun hat, weifs ich nicht zu erklären; aber wie viel seltsame Figuren sieht man nicht auf Lampen! Bei dieser kann man auch annehmen, dafs sie in der alten Stadt Tarentum gemacht sei, wo man einen Menschen, der auf einem Delphin reitet, gleichsam zum Wapen hatte.

---

## No. 18.

### Ein Caduceus oder Merkursstab.

Bekanntlich ist ein Stab, regelmäfsig mit Schlangen umwunden, deren Köpfe sich oben gegeneinander neigen, ohne sich zu berühren, das Attribut des Merkurs. Dieser Stab diente ihm, der die Botschaften der Götter ausrichten hatte, als ein Heroldsstab, er trieb damit die Seelen über den Stix in die Unterwelt, und die Schlangen daran bezeichnen ihn als Gott des Handels.

Auch die Herolde unter den Menschen trugen einen solchen Stab statt des Oelzweiges in den Handen, und nach dem Volkerrechte machte er sie unverletzlich.

Der anliegende ist einfach aber geschmakvoll gearbeitet, und wahrscheinlich ein wirklicher Heroldsstab, der bei den Romern gebraucht wurde, weil er keine Flugel hat. Auf der einen Seite fehlt der Schlangenkopf, der sich nach vorn heruntermeigt, da sonst die Schlangenkopfe gerade mit dem Munde gegen einander stehen. Ich kann mir diese Verschiedenheit nicht erklaren, eben so wenig, wie die Bestimmung der beiden silbernen Nagel in der Mitte desselben, und überlasse es einsichtsvolleren Alterthumsforschern, dies zu untersuchen. Ein Caduceus ist es, dies zeigt die ganze Form, und echt antik ist er auch, denn dafur haben ihn die Kenner in Neapel erkannt. Es bleibt hier also eine kleine Entscheidung übrig.

# Hetrurische, römische und egyptische Vasen und Gefäfse.

## No. 19. und 20.

### Zwei sehr alte Giefskannen oder Opfergefäfse.

Es hat etwas sehr anziehendes, Gegenstände aus dem hohen Alterthum vor sich zu sehen, besonders wenn diese von dem Geist desselben etwas an sich tragen. Dies, glaube ich, ist bei den beiden hinzugefügten Gefäfsen der Fall, die man in mehreren Rücksichten als merkwürdig betrachten darf. Sie sind noch älter, als die eigentlichen hetrurischen Gefäfse, denn sie werden noch unter den Grabern der Hetrurier gefunden, und haben ihr Entstehen in einer Zeit, wo man noch auf keiner Töpferscheibe arbeitete, sondern die Gefäfse mit bloßen Händen machte. Dies ent-

dekt man auch noch deutlich an ihnen. Zuerst scheint der Bauch oder der eigentliche Kelch des Gefäfses mit dem simpeln Fufs gemacht zu seyn. Sodann ist der Hals mit dem Henkel darauf gesetzt, und zwar ist der Daum gerade lang genug, um bei einem regelmäfsigen Herumdrehen in der Hand den Absatz des Gefäfses zu bilden. Hernach hat man mit dem Daum die Windung des Gefäfses durch drei Einbiegungen geformt, wovon eine nach vorn, und die beiden andern nach den Seiten gehen.

Auf diese Art ist eine so schöne Form entstanden, dafs es schwer seyn würde, eine schönere zu erfinden, mindestens scheint eine einfachere kaum möglich zu seyn. Man findet durchaus nichts daran, was die kleinste unangenehme Wirkung machte; alles ist kunstlos, alles edel.

An dem Halse des Gefäfses sieht man noch deutlich Striche von oben nach unten, welche zu errathen scheinen, dafs man ihm mit einem Stäbchen die letzte Glätte gab. Am Kelch desselben gehen diese Striche kreisförmig herum.

Die Materie beider Gefäfse ist durchgehends schwarz, wie man an den abgesprun-

genen Stellen sieht, und scheint es ursprünglich schon gewesen zu seyn. Aber zweifelhaft ist es, ob sie gebrannt oder nur getrocknet ist, und solche Bestandtheile hat, dafs sie durch blofses Trocknen ihre Festigkeit annahm. Uebrigens sind die Gefäfse bis auf die Form ganz unscheinbar, und schwer dabei; aber jene ersetzt auch alle andern Vorzüge.

Was ihr Alter betrift, so geht es wahrscheinlich bis 900 Jahr vor Christi Geburt hinauf, da sie unter den Gräbern der Hetrurier gefunden werden. Dafs man zur Zeit des Propheten Jeremias schon auf der Scheibe gearbeitet hat, ist gewifs, denn man findet Jeremias Cap. 18. v. 2. die Worte: „Und ich ging hinab in des Töpfers Haus, und siehe, er arbeitete eben auf der Scheibe.“ Die Gefäfse haben nicht Jahrhunderte, sie haben Jahrtausende vorüberfliefsen sehen, sie reichen gewifs nahe an die egyptischen Pyramiden hinauf, und haben noch ihre ganze ursprüngliche Gestalt behalten. Dies beweist für den hohen Werth der Materie, woraus sie gemacht sind; denn unsere jetzigen Gefäfse würden wahrscheinlich in einem solchen Zeitraum in Staub zerfallen.

## No. 21.

### Eine spätere hetrurische Opferkanne.

Dies Gefäfs scheint mit den vorigen beiden von einer Hauptgattung zu seyn, unterscheidet sich aber von ihnen in mehrern Puncten: in Leichtigkeit, in äufserm Schmuck, in Bearbeitung und in Masse. Es ist offenbar aus einer spatern Zeit, denn es ist auf einer Scheibe gearbeitet, wie man deutlich an den kreisformigen regelmafsigen Ringeln in der Mundung sieht; es ist von der leichten rothen Erde der Hetrurier, und die ganze Form davon verrath ein luxurioseres Zeitalter. Es ist edel und kunstlich, unterdefs jene edel und kunstlos sind. Wer fühlt nicht, dafs jene durch diese Bestimmung gewinnen? Doch werden viele seyn, welche die geschmacktere Form dieses Gefafses vorziehen; auch ist es in Neapel theurer bezahlt, als jene ersten, vorzuglich deshalb, weil es eine Zeichnung hat.

Der Gebrauch dieser Gefäſse würde sich schwerlich mit Gewiſsheit bestimmen lassen; aber so viel mindestens kann man ohne zu irren annehmen, daſs sie zu flüssigen Sachen gebraucht wurden, zu Wasser, Wein, oder Oel. Homer hat Odyss. I. 136 folgende Stelle.

Χερνιβα δαμφιπολος προχοω επεχευε φερουσα
Καλη, χρυσειη, ὑπερ αργυρεοιο λεβητος,
Νιφασθαι.

Eine Dienerin trug in der schönen, goldenen Kanne
Ueber dem silbernen Bekken das Wasser, beströmte zum Waschen
Ihnen die Hände u. s. w.

Solche Kannen könnten diese Gefäſse gewesen seyn, ein solches προχοος, das in einem Waschbekken stand, wie wir jetzt noch häufig etwas ähnliches finden. Aber sie können auch eine höhere Bestimmung gehabt, und bei Tische zu Gefäſsen gedient haben, aus welchen man sich den Wein in die Tassen goſs. Sie können endlich noch höher hinauf, ganz vom gemeinen Gebrauch abgesondert, und bei Opfern nur gebraucht worden seyn. Ein tertium gab es hier, aber ein quartum

mögte sich schwerlich finden lassen. Denn dafs sie nicht zum Kochen oder unmittelbar zum Trinken bestimmt waren, zeigt ihre Form deutlich.

Montfaucon hat mehrere ähnliche Gefäfse in Kupfer stechen lassen, und nennt sie guttus oder [illegible]; beides deutet blos auf ein Ausgiefsen hin.

Sollte das Gefäfs No. 20. ein Opfergefäfs gewesen seyn, so konnte es bei Opfern des Bacchus seine Bestimmung gefunden haben, wenn man aus den Weinranken, die es umschlingen, etwas schliefsen dürfte.

---

## No. 22.

### Zwei kleine Trinkgefäfse.

Wenn jene drei Gefäfse zum Aufbewahren irgend einer Flüssigkeit bestimmt waren, so scheinen diese zum nachherigen Empfang derselben, und zum unmittelbaren Trinken daraus bestimmt gewesen zu seyn. Sie haben eine grofse Aehnlichkeit mit unsern

Schokoladetassen, und eine sehr gefallende Form, besonders das oberste Gefäs. Sie gehoren nicht zusammen, sind auch von verschiedener Masse, aber machen nach unsern jetzigen Einrichtungen ein Ganzes aus, und sind deshalb vereint aufgestellt. Der Obersatz hat eine unbegreifliche Aehnlichkeit, und es mögte sich hochst selten irgend ein hetrurisches Gefäs finden, welches es hierin mit diesem aufnehmen konnte, besonders da es stark und dik dabei ist.

## No. 23.

### Eine kleine Schale.

Es würde sehr schwer seyn zu entscheiden, ob dies Gefäs zum Essen oder Trinken bestimmt war; es konnte bequem zu beiden dienen. Uebrigens scheint es nicht hetrurisch, sondern romisch zu seyn, und hat nichts merkwurdiges an sich. Doch ist die Form gefallig und einfach.

## No. 24. und 25.

### Zwei kleine antike Töpfe.

Diese beiden Töpfe haben sehr viel Aehnlichkeit mit unsern jetzigen Töpfen; aber gerade in dem, worin sie verschieden sind, liegt ihre Schönheit. Eine kleine andere Biegung, ein anderer Rand oder Henkel, und ihre Form kann sogleich unedel werden. Ein wenig mehr oder minder macht hier viel. Sie sind überdies sehr leicht, besonders der unbeschädigte.

Diese Töpfe scheinen zu demselben Gebrauch gedient zu haben, wie unsere jetzigen, und wir könnten sie vollkommen nachbilden, um ein bequemes Kuchengeräth zu haben. Sie würden selbst mit den vorherbenannten Gefäßen ein sehr zierliches Kaffeeservice ausmachen, und da in Schlesien sehr feine und schöne Erde an mehreren Orten vorhanden ist, so wird wahrscheinlich der Versuch

such gemacht werden, Kaffeegeschirre genau nach diesen antiken Formen zu liefern. Die Nummern 19. 20. und 21. können sehr gut zu Kaffeekannen, No. 22. zu Tassen, No. 23. zu Zukkerdosen, und diese beiden kleinen Töpfe zu Milchgefäßen dienen.

---

## No. 26.

### Eine hetrurische Ἐπιχυσις mit Figuren.

Bei dem Städtchen Nola unweit dem Vesuv ist eine Gegend, wo die alten Hetrurier einen Begräbnißort hatten, der ihnen vor andern heilig war, und wo eine große Menge dieser pelasgischen Griechen begraben liegen. Man glaubte dort besser nach dem Tode aufbewahrt zu seyn, wie etwa unsere Bigotten sich gern in einem Kirchengewölbe beisetzen lassen.

Dieser hetrurische Kirchhof wird jetzt allmählich wieder aufgegraben, und man entdeckt hier Gefäße von der feinsten und leichtesten Erde, wie das beigefügte, das da-

selbst gefunden ist, beweist. Es stand wahrscheinlich in dem Grabe eines vornehmen Mannes, wenn man von der Zierlichkeit und Schonheit desselben einen Schluls machen darf, und hat eine Aehnlichkeit mit unsern Blumengefafsen; aber es hatte nach Montfaucon einen andern Gebrauch, und diente zu einem Weinbehaltnis, aus welchem man bei der Tafel sich den Wein in die sogenannten Pateras eingofs. Aus dem aufsern Ansehen zu schliefsen wurde man es mehr für ein Prunkgefafs, als zum wirklichen Gebrauch bestimmt halten.

Die beiden Figuren, die man auf der einen Seite sieht, scheinen einen Arzt anzudeuten, und einen Kranken, der ihn um Rath fragt. Den Arzt erkennt man an einer Schlange, welche er in der Hand trägt, den Kranken an einem geschlangelten Stabe, auf welchen er sich stutzt. An der andern Seite ist eine einzelne Figur, die sich in ihr Gewand hullt, und deren Deutung schwer seyn wurde. Wahrscheinlich ist es eine bloise Verzierung

Inwendig in diesem Gefafs sieht man noch den Ansatz einer Kalkerde, womit es auch von aufsen, als es ausgegraben wurde.

überzogen war. Dieser Ansatz trägt aufserordentlich viel zur Conservation der Gefäfse bei, und sie erscheinen, wenn er kunstlich abgelost ist, oft so neu, als wenn sie eben aus der Hand des Kunstlers hervorgingen.

---

## No. 27.

### Ein hetrurischer flacher Teller, oder Discus mit Figuren.

Es ist fast nicht zu verkennen, dafs dieser Teller zum gewöhnlichen Tischgebrauch bestimmt war; ja, aus den darauf gezeichneten Figuren lafst sich selber mit einiger Wahrscheinlichkeit schliefsen, was man darauf servirte, nämlich Fische und Früchte. Viel hatte nicht Raum darauf, aber weil er in einem Grabe gefunden wurde, so war er auch nur für einen bestimmt. Fische, wie man sie jetzt noch in Neapel findet, sieht man hier, aber die Frucht erkenne ich nicht genau. Vielleicht soll es eine Citrone, oder eine andre Frucht andeuten, deren Saft man

auf die Fische drückte, wie jetzt noch geschieht.

Um den Rand her ist eine Verzierung, die man sehr häufig auf Antiken bemerkt, nämlich die Nachahmung der Meereswellen. Wenn sich diese dem Gestade nähern, so überwälzen sie sich gewöhnlich, und bilden einen Bogen. Dies ist hier durch Schwarz in Roth, und durch Roth in Schwarz ausgedruckt, denn beide Farben bilden dieselbe Verzierung. Man sieht auch hieran, dafs die Alten ihre Zierathen meistens aus der Natur hernahmen, und dann gefallen sie auch nur.

Die Erde zu diesem Teller ist von der feinsten, aber nicht von der leichtesten Art. Im Gegentheil ist er an Schwere unsern irdenen Tellern gleich; aber wie sehr unterscheidet er sich von ihnen an Form, an Farbe, an Zeichnung!

## No. 28. und 29.

## Zwei Trinkgeschirre.

Bis wenige Jahrhunderte vor Christi Geburt waren bei Griechen, Romern und Egyptern nur irdene Gefäfse im Gebrauch. Da die Erde, woraus sie dieselben verfertigten, sehr fein ist, so bedienten sie sich ihrer auch bei Tische, und die beigefügten beiden Schalen, wie wir sie nennen wurden, sind Trinkgeschirre, in welche man den Wein wie in unsere Gläser gofs.

Sie sind sich sehr ähnlich, und zugleich sehr verschieden. Die Gattung ist dieselbe, die Ausführung hingegen eine ganz andere. No. 28. ist ein ganz simples Gefäfs, ohne Schmuk, ohne Zartheit, und kam wahrscheinlich nur auf eine gemeine Tafel. No. 29. hingegen ist äufserst fein und schon bearbeitet, der Form so wie den Zierathen nach, und kam meiner Meinung nach auf einem sehr

eleganten Tische gestanden haben. Es war ringsumher mit den kleinen Verzierungen umgeben, die man noch jetzt auf einer Seite daran bemerkt, aber eine Reise von beinahe 300 Meilen auf der Achse hat sie auf der einen Seite ganz verlöscht, auf der andern zum Theil. Die Tasse ist übrigens von so feiner Erde, dafs sie wie Metall erklingt, wenn man mit einem Kloppel daran schlägt; und dies mogte wohl mit keinem neuern thonernen Gefafs der Fall seyn.

---

## No. 30.

### Ein egyptisches Thränengefafs oder Lacrymatorium.

Ein Deutscher Kaufmann in Neapel, der seit 20 Jahren mit hetrurischen Gefafsen handelte, und einige ansehnliche Sammlungen nach Frankreich verkaufte, war in der Zeit der letzten Revolution mit den vielen andern Tausenden zu Grunde gerichtet worden, und sein Handel hatte geendet. Er besafs nur

noch zwei kleine Gefäfse, die eben erwähnte schöne Tasse No. 29. und diese egyptische Thränenurne. Diese letzte hielt er für ein höchst seltenes Gefäfs aus dem frühesten Alterthum, und ich habe wirklich in keinem Kabinet, weder in Neapel noch in Florenz, ein ähnliches gefunden.

Es ist von weifser Erde, hat zwei Henkel, statt dafs die andern Lacrymatoria nur einen haben, unterscheidet sich übrigens gänzlich von ihnen durch die weite Wölbung des Bauchs, und durch die Thierfiguren umher, die offenbar aus dem Anfange der Zeichenkunst sind. Von den drei Thieren scheint eins ein weidender Hirsch zu seyn. Er ist wunderbar lang aus einander gezogen, und könnte auch ein Rennthier vorstellen, wenn Egypten irgend mit diesen Thieren was zu thun hätte. Das zweite ist ein Tieger, wie man an den Flekken sieht, eben so lang gezogen, und mit einem Gesicht, als hätte ein Knabe es gekritzelt. Der Vogel dazwischen ist ebenfalls so ungestalt, dafs man die Gattung nicht erkennen kann.

Das Gefäfs hat den Fufs verloren, und das seltsamste ist, dafs die Form durch das Ansetzen eines andern entstellt wird, und

dafs sich fast keiner erfinden läfst, der mit dem Gefäls in einem gefallenden Verhältnifs steht.

Es ist wahrscheinlich mit einer ägyptischen Familie, die sich in Grofsgriechenland niederliefs, hieher verpflanzt, und sodann einem Todten mit ins Grab gegeben worden.

Der Kaufmann, der es besafs, hat eine Zeitlang vom König von Neapel die Erlaubnifs gehabt, bei Nola nachzugraben, und hat selber ein Stück von dem hetrurischen Kirchhof besessen. Er hat übrigens alle Gefäfse geprüft, die ich besitze, und die unechten, ja selbst die zweifelhaften, abgesondert. Diese Sorgfalt war nothwendig, um nichts Nachgeahmtes dreihundert Meilen weit zu verpflanzen. Nach seinem Ausspruch ist dies Gefäls das merkwürdigste in der Sammlung.

## No. 31, 32, 33.

### Drei Thränengefäfse verschiedener Art.

Bekanntlich hatten die Alten die Gewohnheit, bei Verstorbenen nicht allein die Thränen der Klageweiber, sondern auch ihre eigenen in kleine Flaschen aufzubewahren, und sie dem Todten mit ins Grab zu geben. Die Sache hat etwas sehr rührendes, und wahrscheinlich kommt der Ausdruk: ich weihe dir meine Thränen, von diesem Gebrauch her.

Unter den obigen Nummern sieht man drei dieser Thränengefäfse oder Lacrymatorien von verschiedener Gattung. Vielleicht sind sehr bittere Thränen um einen geliebten Anverwandten hineingeweint, vielleicht auch nur Thränen, welche der Gebrauch forderte.

No. 31, das grofste von ihnen, scheint zugleich das alteste zu seyn; Zeichnung und Beschaffenheit der Farbe, so wie das ganze aufsere Ansehen beweist dies. Statt des

Haars hat der daran befindliche Kopf einen blofsen Kleks, worunter man jedoch das Ohr bemerkt. Die ganze Zeichnung ist elend, und scheint dessen ungeachtet zu etwas führen zu können.

No. 32. ist von schlankerer schönerer Form, aber ohne Zeichnung. No. 33. ist wieder ganz verschieden von diesem; es hat auch keine Zeichnung, aber dafür Einschnitte von oben nach unten, wie eine Melone.

Uebrigens mufs es etwas schwer gewesen seyn, in solche Gefäfse zu weinen, und wir bedienen uns ohnstreitig unsers Schnupftuchs weit bequemer dazu.

---

## No. 34, 35, 36, 37 und 38.

### Fünf antike Töpfe, wie man sie in Pompeji findet.

Es ist bekannt, dafs man in dem Museo zu Portici viele Töpfe sieht, welche in den Küchen des alten Pompeji gefunden worden sind. Hier hat man fünf Töpfe vor sich, gerade so

geformt, wie die in Portici. Sie unterscheiden sich in Feinheit der Erde, in Leichtigkeit, und in Zierlichkeit der Form von den unsrigen, obwohl sie ihnen übrigens gänzlich ähnlich sind; denn gleiche Bedürfnisse bringen gleiche Formen hervor.

No. 34 und 35. scheinen wegen der Leichtigkeit und Glätte hetrurisch zu seyn; No. 36. hingegen ist von künstlichem Styl, und wahrscheinlich römische Arbeit. No. 37 und 38 sind ganz so, wie man in Portici die Töpfe aus Pompeji sieht, und es ist leicht möglich, dafs sie selbst dort gefunden sind. No. 37. war auch von aufsen an vielen Orten mit dem festen Ueberzuge bedekt, den man inwendig bemerkt, und ich selber habe ihn künstlich ablösen müssen.

Auch ein ungeübtes Auge mufs fühlen, dafs diese Töpfe eine schöne Form haben, und vielleicht die beste, die sie als Töpfe haben können. Eine Olla bei den Alten war doch etwas schöneres, als ein Topf bei uns ist.

## No. 59.

### Vas vel mensae vel culinae inserviens.

Bei diesem Gefäfs mufs ich etwas gestehen, was mancher so ungern gestehet, und was man doch so oft zu gestehen Gelegenheit hat, dafs ich nicht weifs, was ich daraus machen soll. Montfaucon hat es in Kupfer stechen lassen, und meint, dafs es bei Tische oder in der Küche gebraucht worden sey. Es kann seyn; es kann sogar seyn, dafs es ein Oelgefäfs war, aus welchem man sich, wie aus unsern kleinen Kannen, Oel auf die Speisen gofs, und die enge Mundröhre beweist etwas dafür. Aber es kann auch zu ganz anderm Gebrauch bestimmt gewesen seyn, zu Opfern, zum Aufbewahren irgend einer Flüssigkeit. In Neapel nennt man es ein Balsamarium; aber es geht von der Form dieser Gefäfse gänzlich ab, wie man bei den beiden folgenden Nummern sehen kann.

Kurz, ich vermag es nicht zu bestimmen, wozu man eigentlich dies Gefäls, wovon wir nichts ähnliches in Küche und Keller haben, gebrauchte. Mag es seyn! Ich denke, man wird ruhig schlafen können, auch wenn die eigentliche Bestimmung davon nicht ausgemittelt ist.

---

## No. 40 und 41.

### Zwei Balsamarien.

Wenn man diese beiden Gefäfse, von denen wir ebenfalls nichts ähnliches in unserer Wirthschaft haben, mit dem vorhergehenden vergleicht, so sieht man deutlich, dafs sie nicht zu einerlei Gebrauch bestimmt waren. Ich habe alle drei Gefäfse unter dem Namen Balsamarien gekauft, aber wahrscheinlich kommt er diesen beiden nur zu.

Wenn die Priester bei den alten Römern opfern wollten, so gingen sie gewöhnlich vorher dreimal um den Altar herum, und gossen sodann aus einem Gefäls etwas Wein

oder Oel auf den Altar, oder auf das bestimmte Opferthier. Vielleicht weihten sie es dadurch zum heiligen Gebrauch für den Gott ein.

Gefäse, womit dies geschah, sind wahrscheinlich die beigefügten. Das braune ist marmorirt, und deshalb bemerkenswürdig; das schwarze aber ist wegen seiner Form etwas aufserordentliches, und wird für sehr selten gehalten. Es besteht aus einem irregularen Cylinder, der sich im Zirkel herumlegt, und über welchem ein Bügel zum Handgrif sich erhebt. Das Mundstük beider Gefäse ist zugleich bestimmt, die Flüssigkeit aufzufangen, und wieder herauszulassen, weil keine andere Oefnung vorhanden ist.

Man könnte auf den Gedanken gerathen, diese Gefäse wären Arten von Lampen, aber weil sie keine Luft haben, und die Mündung viel höher ist als das Gefäs, so würden sie nicht brennen; und dies widerlegt diese Vermuthung hinlänglich. Ihre Form im Ganzen scheint zu verrathen, dafs sie nicht zu einem gemeinen, sondern zu einem heiligen Gebrauch bestimmt waren.

## No. 42, 43, 44, 45, 46 und 47.

### Gefäfse, wie man sie in den Gräbern der Armen findet.

Es hat etwas rührendes, die dürftigen und schlechten Gefäfse zu betrachten, welche den Armen mit in die Erde gegeben wurden. Sie hatten im Leben nicht viel und man konnte ihnen nicht viel ins Grab legen; sie sind noch im Tode arm. Die Gefäfse unterscheiden sich in Schwere, in Mangel an Glatte, und in Rohheit der Erde. Dessen ungeachtet haben einige von ihnen etwas zierliches in der Form, wie No. 42, welches bei einer bessern Politur unstreitig ein schönes Gefäfs seyn würde. No. 47 hat ebenfalls eine gute Form, aber eine grobe sogenannte Glasur. Wenn man dies Gefäfs am Henkel betrachtet, so könnte man auf den Gedanken gerathen, der äufsere Firnifs sei mit dem Pinsel aufgetragen, weil man die Pinselstriche deutlich zu erkennen glaubt.

No. 44. hat keine angenehme Form, besonders des eckigten Henkels wegen, und die Farbe ist ebenfalls schmutzig. Es mag ein kleiner Trinkbecher für einen armen Mann gewesen seyn. No. 45 und 46. sind zwei einhenklige Trinkschalen, denen man es, denke ich, auch ansieht, dafs kein vornehmer Mann daraus trank, und dafs kein Falerner daraus getrunken wurde. No. 47. ist eine Lampe, wie man wohl keinem zu sagen braucht. Einfacher kann nicht leicht ein Geräth seyn, und doch erfüllt es seinen Zweck.

---

## No. 48.

### Eine hetrurische Patera.

Welch ein Unterschied findet zwischen diesem und den vorigen Gefäfsen Statt! Es ist von sehr zierlicher Form, von feiner Erde, und hat einen hellen Klang. Man sieht gleich, dafs es in feinem Handen war, oder auch beim Opfer gebraucht wurde. Montfaucon führt es unter dem Namen Patera auf.

Es

Es hat dreierlei Zierathen, wovon jede auf eine verschiedene Art angebracht ist. Die Ranken, welche inwendig herumlaufen, sind in den Firnifs eingeschnitten, die Blatter daran sind mit Farben aufgetragen, und die zierliche Rosette in der Mitte scheint in das Gefafs eingedrukt zu seyn, als es weich war. Uebrigens konnte man aus dem leicht verwischten Auftrag der Blätter schliefsen, dafs es nur zu troknen Sachen bestimmt war. An den Henkeln entdekt man wieder Pinselstriche, und dadurch konnte man der Glasur dieser Gefafse auf die Spur kommen.

---

## No. 49, 50, 51, 52, 53, 54.

### Gefafse, wie sie wahrscheinlich den Kindern mit ins Grab gegeben wurden.

Zum eigentlichen Gebrauch scheinen diese Gefafse zu klein zu seyn; man mufs also schliefsen, dafs sie eine Art von Spielzeug waren. Was konnte man den Kindern be-

sers in jene Welt mitgeben? Sie hatten in dieser vielleicht nichts liebers. Das einzige Lacrymatorium scheint kein Spielzeug zu seyn, und hat wahrscheinlich wirkliche Thränen um das entschlafene Kind enthalten. Auch konnten No. 50 und 51. Salzfasser auf den Tischen der Alten gewesen seyn; und No. 50. wäre überdies ein sehr zierliches Gefäls dieser Art.

Uebrigens läfst sich wenig von diesem Geräth sagen, und es würde, wenn es nicht antik wäre, keinen Werth haben.

---

## No. 55 und 56.

### Zwei Lampen von rother Erde.

Es gab dreierlei Art Lampen bei den Alten: heilige, die man in Tempeln aufhing, gewöhnliche, die man zum täglichen Gebrauch hatte, und die sogenannten lucernae sepulcrales, welche man den Verstorbenen ins Grab setzte.

Diese hier sind höchst wahrscheinlich von der letzten Art, und sehr einfach. No.

57. ist etwas plump und schwer, und konnte nur zum Gebrauch eines gemeinen Mannes dienen; auch mufste eine solche Lampe bei den Romern sich um einen hochst geringen Preis kaufen lassen. Oben auf derselben scheint ein Thierkopf zu seyn, in welchem die beiden Locher, wo man das Oel hineingiefst, die Augen ausmachen. No. 56. ist weit feiner, zierlicher und leichter. Sie war beinahe ganz mit der Erde bedekt, die man noch jetzt unten daran bemerkt, und als ich diese auf die gewohnliche Art ablöste, nahm sie auch die Farbe mit herunter, wie man deutlich wahrnimmt. Dies ist, so wie die hell rothe Farbe uberhaupt, ein Beweis, dafs sie nicht hetrurischen Ursprungs ist; denn von den hetrurischen Gefafsen verliert sich nie der feine Firnifs, wenn sie mit Sorgfalt gereinigt werden. Dafs sie aber antik sei, das lehrt jeden, der irgend etwas in dieser Art beurtheilen kann, der Augenschein.

Uebrigens zeigt sich die Einbildungskraft der Alten beinahe in keiner Sache ausschweifender, als in der Form der Lampen, die bald als Thierkopfe bald als Menschenkopfe, bald als halbe und ganze Thiere oder Menschen, auch als alle mogliche Ungeheuer erscheinen.

Aber in der einfachen Gattung, wie No. 56. findet man auch viele.

---

## No. 57.

### Ein hetrurisches Grab mit dem Skelet und den Gefalsen umher, wie es unweit dem Vesuv gefunden wurde.

Die alten Hetrurier hatten einen Gebrauch, der einen merklichen Einflufs auf unsere Zeiten behält, und uns nach mehr denn zwei Jahrtausenden noch mancherlei Vergnügen und Belehrung gewährt. Sie verbrannten ihre Todten nicht, sondern begruben sie, und statteten sie mit vielem von dem, was sie im Leben bedurft hatten, in die Erde aus. Hiezu gehören vorzüglich die Gefalse, die zum täglichen Gebrauch, oder zum Prunk bestimmt waren, und eine grofse Menge ist dadurch auf unsere Zeiten gekommen.

Diese Sitte der alten Hetrurier erwekt Rührung, und eine stille Theilnahme. Sie

liefsen ihre Todten nicht allein *) in der Erde, sie gaben ihnen ein Eigenthum mit, je nachdem sie gewohnt waren, es im Leben zu besitzen. Vorher wohnten sie über der Erde, jetzt wohnen sie unter derselben, mitten in ihrer kleinen Wirthschaft.

Die Gräber der Hetrurier sind nicht wie die unsrigen, sondern hohl. Sie hatten keine Särge; aber dafür ward tief in der Erde ein Behältnifs aus Quadersteinen zusammengesetzt, worin man den Leichnam legte, und rings um ihn her die Gefäfse setzte, oder an den Seitenwänden des Behältnisses aufhing. Sodann dekte man das Grab mit vier grofsen schräg gegeneinanderlaufenden Steinen zu, so dafs ein Dach darüber entstand, und verschüttete es mit Erde. Auf diese Art besafs der Todte ein Zimmer unter der Erde, worin er schlief, und hatte einen beträchtlichen Raum mit seiner Ausstattung um sich. Die ganze Einrichtung bei den Begräbnissen der Hetrurier deutet auf den Glauben an ein künftiges Leben hin.

Man findet oft das Skelet der begrabenen unverwest, und seine ganze Mitgabe unversehrt um ihn her. Auch jener obenerwähnte

*) Einsam.

Deutsche Kaufmann, der bei Nola nachgraben liefs, fand ein solches Grab mit einem ganz erhaltenen Skelet; aber so wie man es berührte, sank es in Staub zusammen.

Bei dem Betrachten der hetrurischen Gefäfse konnte man sich oft über ihre anscheinende Neuheit wundern, und auf den Gedanken gerathen, sie wären unmöglich 2000 Jahr alt, sondern nachgemacht. Man wurde Unrecht thun; die Neuheit entscheidet hier nichts, sie ist vielmehr sehr gut motivirt. Die Gefäfse liegen nicht etwa in der Erde, und sind mit feuchten Bestandtheilen umgeben; sie stehen in einem Hohl wie in einem grofsen Kasten, und sind so gut aufbewahrt, wie in irgend einem Cabinet. Da sie gewöhnlich zwölf Fufs tief in der Erde sich befinden, da die äufsere Luft oder die Veränderung ihrer Temperatur hieher nicht dringen kann, da nicht Wärme, nicht Kälte, nicht Nässe, da kein äufserer Einfluls sie zerstört, sondern ein ewiges Einerlei sie umgibt, so ist es nicht wunderbar, wenn die Gräber sie nach Jahrtausenden unversehrt zurück geben. Sie konnten keinen bessern Zufluchtsort finden. Ueberdies sind viele von ihnen durch die Länge der Zeit mit einem

kalkartigen Ansatz umgeben worden, und dieser erhält sie noch mehr in ihrer Frische, wie bei dem Gefäls No. 26. der Fall ist. Es ist unbezweifelt echt hetrurisch, und doch scheint es eben erst aus den Handen des Meisters gekommen zu seyn; besonders neu ist es unten, wo sich der Kalk zuerst ansetzt.

Wir besitzen also etwas, das schon vor mehr als zwei Jahrtausenden jemanden gehörte, das uns auf eine rührende Art erhalten wurde, und das noch jetzt, wo die festesten Gebaude aus jenen Zeiten zusammengestürzt sind, gleichsam in seiner Jugend da ist. Schriften finden wir nicht, aber etwas, worin sich auch lesen, und woraus sich auf den Geist der Verfertiger und Besitzer schliefsen lafst: die Form und Zeichnung der Gefalse.

Um einen ganzlich anschaulichen Begrif zu erwecken, wie man diese merkwurdigen Ueberbleibsel aus dem Alterthum findet, ist unter dieser Nummer ein Grab hingestellt, gerade in der Gestalt, wie man es unweit dem Vesuv aufgrub, gerade so wie das unverwese Gerippe darin lag und wie die Gefalse um dasselbe herum standen, oder lagen. Dies Grab ist auch in dem Hause

des dänischen Consuls Heigelin in Neapel zu finden, mit einem aus Wachs gebildeten Skelet, und mit kleinen nachgemachten, wiewohl sehr schön nachgemachten, Gefäßen.

Ein solches Grab mit wirklich hetrurischen Gefäßen ist unstreitig in unsern Gegenden etwas sehr seltenes, und mochte wohl noch nicht gesehen worden seyn. Ich glaube also den Liebhabern des Alterthums durch die Construction desselben einen kleinen Dienst zu erweisen, indem sie dadurch so gut von hetrurischen Gräbern urtheilen lernen, als wenn sie bei Nola eins hätten aufgraben sehen.

Dies Grab ist das Grab eines Mittelmannes, eines wohlhabenden Bürgers; die Gefäße darin sind also weder von der prachtigsten noch von der geringsten Sorte, sondern wie sie in den Häusern der Mittelklasse ganz und gebe waren.

An der rechten Seite hinter dem Kopf des Skelets sieht man ein Deckelgefäß, wovon das Gefäß selber an die Mauer gelehnt ist, und der Deckel daneben liegt. Dies war unstreitig ein Ligefäß, wie man an der ganzen Gestalt sieht, und zwar ungefähr für eine Person; zum trinken wurde es

durch den vertieften Rand unbequem gewesen seyn.

Auf dem Dekkel erblickt man eine fliegende Figur, welche jemandem etwas darzureichen scheint, und eine sitzende, die ihre rechte Hand beseht. Eine Deutung wurde hier schwer seyn, da die Handlung so gleichgultig ist. Dieser Dekkel ist das geschmakteste an dem ganzen Gefals. Warum? — Aus einem Grunde, aus welchem wir ihn jetzt noch am meisten schmukken wurden: weil, bei einem so niedrigen Gefals, er am meisten, und fast nur er, in die Augen fallt. Also unsere Voreltern vor mehr als zweitausend Jahren, unsere alten hetrurischen Brader, hatten schon so viel Gleichformigkeit der Ideen in einer kleinen Oeconomie, in einer kleinen Ersparnis, mit uns! Wie wenig verlugnet sich unser Geschlecht! Die Dinge um uns her bilden uns nicht, wir bilden sie.

So weit man das Gefals nur sehen kann, wenn es auf dem Tisch steht, ist der Schmuk da, und um den Rand desselben sieht man noch die nachgeahmten Meereswellen, wie am Dekkel; aber unten, wo man es nur sehen kann, wenn man es aufhebt, ist nichts, als

ein rother und schwarzer Austrich. Weise, aber etwas kleinliche Oeconomie!

Das Gefafs ist übrigens von keiner leichten Erde, und etwas handfest; aber es hat dabei doch eine gute Form, wenn es zugedekt ist.

Das Gefafs, welches neben der rechten Schulter des Skelets steht, ist eine sogenannte Campane, oder eigentliche Vase, eins von den Gefafsen, welche am meisten geschatzt werden. Ihre Form hat Aehnlichkeit mit einer Glokke, weshalb man sie auch in Italien Campanen nennt. Sie scheinen zu keinem gewöhnlichen Gebrauch bestimmt, sondern mehr Prunkgefafse gewesen zu seyn, wie die marmornen Vasen, die uns noch übrig sind. Diese Campane war unbeschadigt, als ich sie in Neapel einpakte, aber unterwegens ist der Fufs beschadigt; doch hat ihre Form, die sehr gefallend ist, nichts dadurch verloren.

Man sieht zwei Figuren daran, eine sitzende, und eine stehende, beide sehr schlecht; denn man glaube doch ja nicht, dafs alles Hetrurische schon sei. Es befinden sich selten schlechte Formen, aber um so mehr schlechte Zeichnungen bei den Gefafsen. Tatzen am Bauch der Vase sind die bekann-

ten Meereswellen angebracht, und oben unter dem Rande zieht sich ein Lorbeerkranz herum. Uebrigens ist die Erde des Gefäfses weifs, und man bemerkt, dafs die Figuren und Zierathen roth angestrichen, nicht blos ausgespart sind, wie bei andern feinern Gefäfsen.

Neben der linken Schulter des Todten steht ein grofses Trinkgefchirr, das man wohl ein Familientrinkgeschirr nennen könnte; denn eine ganze durstige Familie würde ihren Durst daraus stillen können. Uebrigens mufs sich bequem aus einem solchen Geschirr trinken lassen, wenn man es mit beiden Händen an den Henkeln anfafst.

Man sieht zwei gehende Figuren daran, wovon die eine ganz verhüllt ist. Das Gesicht, die Hände und die Füfse der andern sind durch weifse kalkartige Farbe als nakkend bezeichnet. Als das Gefäfs gemacht wurde, mochte die Farbe wohl etwas anders aussehen. Die Zeichnung der Figuren ist etwas besser, als auf der Campane, aber immer noch schlecht genug. Die Meereswellen sind auch nicht vergessen, ja die Gestalten stehen sogar darauf.

Obwohl wir keine Gefäfse ähnlicher Art haben, so hat diese Form doch nichts antikes an sich, ich möchte sie eher alt nennen, wie antik, womit man immer etwas gefallendes verbindet.

Das kleine Gefäfs zwischen diesen beiden grofsen ist ein Thränengefäs und befindet sich an einem Orte, der es sehr interessant macht. Es liegt dem Todten auf der Brust; und welch einen bessern Ort hätte man dazu wählen können? Man hat ihm nicht allein die Thränen der Zurückbleibenden gewidmet, man hat sie ihm ans Herz gelegt. Das ist bedeutend und rührend, aber nicht ungewöhnlich, denn man findet dasselbe in vielen Gräbern.

So leicht die Deutung bei diesem kleinen Gefäfs ist, so schwer ist sie bei dem grofsen, welches dem Todten am linken Schenkel liegt. Ich hätte auf den Gedanken gerathen können, es sei ein grofses Familien-Lacrymatorium, worin alle Angehörigen ihre Thränen sammelten; aber nach Montfaucon und Winkelmann ist es eine Art guttus, aus welchem man sich den Wein eingofs, und mit ganzem Recht ein guttus, weil der Wein wegen

des engen Halses beinahe nur Tropfenweise herausfliefsen konnte.

Die Form des Gefäfses hat nichts anziehendes; es gleicht einer Flasche. Aber die Figuren daran sind weit vorzüglicher, als die an den vorherigen Gefäfsen. Sie bezeichnen eine Handlung, und diese läfst sich auf eine reizende Art erklären. Man erblikt eine nakte männliche Gestalt mit Flügeln; also etwas überirdisches, etwas aus einer andern Welt. Vor ihr sitzt eine weibliche bekleidete Gestalt, welche dem Stehenden ein Gefäfs, eine weite Patera überreicht. Die sitzende scheint traurig zu seyn, der Stehende ist halb weggewandt, und in einer Bewegung des Scheidens. Konnte dies nicht der Verstorbene seyn, der die Seinigen verläfst, die sitzende Figur aber eine Angehörige, welche ihm noch etwas überreicht; konnte diese einfache Darstellung nicht auf den Gebrauch gehen, die Todten noch im Grabe auszustatten? Es konnte so seyn, aber wer bürgt dafür, dafs es wirklich so ist? Die geflügelte Figur sieht ganz einem Genius ähnlich: man kann daher den Gedanken noch zarter ergreifen, und sich vorstellen, dafs dem Genius des Verstorbenen ein Opfer gebracht wird, um ihm in jener

Welt noch günstig zu bleiben. Die sitzende kann endlich auch eine Hebe seyn, welche einem Verstorbenen eine Schale aus dem Fluß Lethe angefüllt, überreicht.

Die Handlung ist zu einfach, um über ihre Deutung mit Gewißheit entscheiden zu können, aber es hängt auch nicht unser Wohl und Weh davon ab, und wir können uns an allen drei Erklärungen vergnügen, ohne von einer einzigen überzeugt zu seyn.

Die übrigen Zierathen haben Aehnlichkeit mit denen an der Campane, und an dem großen Trinkgefäß; die Figuren stehen wieder auf den Meereswellen, und die Blumen unter den Henkeln sind ganz von einer Gattung.

Aber warum liegt das Gefäß am linken Schenkel, warum findet man hier gewöhnlich ein solches Gefäß in den hetrurischen Gräbern? Die Sache ist jetzt noch ein Räthsel, und wird wohl immer ein Räthsel bleiben. Denn wenn dieser Gebrauch seinen Grund in einem vergessenen Aberglauben, in einer unbekannten Nationalsitte hatte, wer will es lösen.

Wir gehen zu den übrigen Gefäßen in dem Grabe fort. Neben dem rechten Knie

des Todten ist ein Teller oder Discus mit Figuren von Fischen an die Wand gelehnt, wie er unter No. 27 beschrieben wurde. Auf der andern Seite steht eine Patera, wie unter No. 48, nur dafs diese nicht allein Ranken, sondern auch Figuren hat, und durch schwarz und roth sich gleich als hetrurisch ankundigt. Die Figuren sind elend, und eine Art von Topferwitz, der jedoch auf einem guten Wege ist.

Unten zwischen den Füfsen des Todten sieht man eine Lampe, und diese brannte wahrscheinlich, als man ihn begrub. Lange wird sie indessen in der eingeschlossenen Luft nicht haben fortbrennen können, und wozu auch? Der Todte hatte ja die Augen verschlossen, und Licht und Dunkelheit waren ihm gleichgultig. Genug, die Angehorigen hatten den Trost, dafs ihr verstorbener Geliebter in die Erde ausgestattet war, und noch in jene Welt die Beweise ihrer Zartlichkeit mitnahm. Diese Sitte ist nicht allein rührend, und gutartig, sie kann auch dem Tode etwas von seiner Bitterkeit rauben.

So also waren die hetrurischen Graber, so lag der Leichnam darin, und so standen die Gefafse um ihn her. Wer dies Grab

sieht, der braucht keine Reise nach Nola am Vesuv zu machen, um eine gänzlich anschauliche Idee von diesen alten berühmten Gräbern zu bekommen.

---

## Conchilien, die im Golf bei Neapel gefunden werden.

Es ist leicht einzusehen, dafs in einem Meerbusen, wie der bei Neapel, umschlossen vom Cap Minervae, Cap Misene, und den Inseln Procida, Ischia, und Capri, von einem Umfange von 20 Meilen, sich eine Menge Meerproducte finden mussen, die dem Naturforscher nicht unwichtig sind. Wer konnte alles kennen, wer nur raiden, was in diesen Tiefen verborgen ist? Aber einiges davon wird man unter den folgenden Nummern finden.

---

## No. 58.

### Zwei grofse, und ein kleiner Meerstern.

Von diesen seltsamen Meerthieren habe ich die beiden grofsen gekauft, als man sie eben bei einem Fischfange aus dem Meer gezogen hatte. Damals waren diese Geschopfe lebendig, die unzahligen kleinen Nadeln unter ihrem Bauch bewegten sich, und aus ihrem ganzen Korper drang ein rother Saft hervor, wie Blut. Das Schnupftuch, worin ich sie gewikkelt hatte, ward überall blutig davon. Es mochte ihr Todesschweis seyn. Sie rohrten sich übrigens nicht, waren aber biegsam, und man bemerkte sehr wohl, dafs ein stumpfes Leben in ihnen wohnte. Sie gaben noch eine Menge rothen Saft von sich, aber die kleinen Nadeln fingen allmahlich an, sich weniger zu bewegen, und wurden endlich ganz unbeweglich. Die Thiere erstarrten

ebenfalls, und nahmen die Gestalt an, worin man sie noch jetzt sieht.

Diese seltsamen Geschopfe wurde man beim ersten Anblick fur nichts weniger als fur Thiere halten, da sie ganz einem zakkigten Stern ahnlich sehen, da man nichts von Augen, Mund, Eingeweide oder irgend einem organisirten Theil bei ihnen entdekt; aber dafs es Thiere sind, zeigt wohl die selbstständige Bewegung der weifsen Nadeln hinlanglich. Sie sind der Uebergang von der Thierwelt in die Pflanzen oder Steinwelt. Die gewohnlichen Arten der Meersterne sind grau, wie der kleine anliegende; rothe habe ich nur diese beiden gesehen.

Einige von ihnen haben sechs Zakken, andere funf, wie man auch hier bemerkt, und noch andere nur vier. Von drei oder sieben Zakken habe ich keine beobachtet, und uberlasse es uberhaupt gelehrtern Conchylienkennern, die Naturgeschichte dieser Thiere naher zu entwikkeln.

## No. 59.

a) Zwei Meerpferde, (cavalli marini,) b) ein Todtenkopf, c) ein Corallenast, d) einige unbekannte Schalenthiere, e) und eine eisbare Seemuschel.

a) Die beiden seltsamen Thiere, welche oben ganz die Gestalt eines Pferdekopfs, und mit dem Springer im Schach viele Aehnlichkeit haben, sind ebenfalls aus dem Golf bei Neapel. Man findet sie nicht haufig, und sie werden meistens an Fremde verkauft. Sie haben ein schalenartiges, zakkigtes Aeufsere; aber wahrscheinlich ist der gekrummte Schweif unten beweglich, wenn sie noch leben, und dient ihnen also zum Ruder im Wasser. Sonst sieht man nicht, auf welche Art sie ihren Ort verandern konnten.

b) Der Todtenkopf gehort ebenfalls zu den seltsamen Geschopfen, welche die Granze zwischen der lebendigen und todten Natur

ausmachen. Wo soll hier Leben, wo Gefühl, wo Bewegung wohnen? Er ist als Granze sehr karakteristisch gezeichnet, und reprasentirt sie gleichsam von aufsen. Auf der einen Seite ist ein Stern, als etwas todtes, und auf der andern eine Art Insect, als das Lebendige, eingedrukt. Uebrigens hat er eine entfernte Aehnlichkeit mit dem menschlichen Kopf; er ist knochenartig, und die Seite, wo der Stern sich befindet, konnte das Gesicht vorstellen. Dabei ist er hohl inwendig, und von dieser Seite hat er ebenfalls Aehnlichkeit mit vielen menschlichen Kopfen.

c) Wie die Corallen entstehen, deren sich das weibliche Geschlecht zum Schmuk bedient, kann man an dem kleinen rothen Corallenast sehen. Er wachst aus einer knochenartigen Masse wie ein kleiner blatterloser Baum hervor, und wird weit grofser, als der hier beigefugte; aber der Transport davon ist sehr schwer. Man findet besonders bei Sicilien viele Corallenaste.

d) Im Winter 1807 zog man in Neapel ein roth angestrichenes Bret aus dem Wasser, welches ringsumher mit kleinen Schalenthieren bedekt war. Man wufste nicht, zu welcher Gattung man diese kleinen Muscheln

rechnen sollte, die einen so grofsen Geschmak an einem Bret gefunden hatten, und welche die Oelfarbe angelokt zu haben schien. Das beigefugte Stuk ist von diesem Bret, und die Conchylienkenner mogen nun selber untersuchen, von welcher Art die kleinen Muscheln sind. In denselben ist ein zusammengerolltes Thier, welches Aehnlichkeit mit einer Feder hat, wenn man es aufwikkelt.

c) Das anliegende Schalenthierchen, das einer Nadelbuchse ahnlich sieht, ist eine gewohnliche Speise der Neapolitaner, die sie wie wir die Austern essen, und die einen ahnlichen Geschmak haben. Man verkauft diese Muscheln haufig an St. Lucia um einen wohlfeilen Preis, und ifst sie lebendig. Man kneift namlich an der einen Seite die Schale zusammen, worauf das Thier an der andern Seite erscheint, und wie eine Schnekke heraus kriecht. Aber es hat hier einen ubeln Empfang zu erwarten, denn man beifst ihm sogleich den Kopf ab, und zieht das übrige des Thiers nach. Von diesen Thieren kann man mit Recht sagen, dafs sie aus dem Regen in die Traufe kommen. Sie heifsen Canelichi.

## No. 60.

### Verschiedene andere Conchylien und Meerthiere aus dem Golf bei Neapel.

Die meisten von diesen Seethieren zeichnen sich durch Schönheit der Farben und Regelmäsigkeit der Formen aus. Einige sind stachelicht, andre glatt, oder gereift, silberfarbig, bunt, perlmutterartig, und farbenspielend. Manche sind oben schneeweis und unten roth, und besteht das Ganze aus zwei Theilen, so passen sie auf das genaueste in einander. Kurz, die Menschen können unmöglich schönere Wohnungen haben, als diese Seethiere, und sie haben den grosen Vorzug voraus, dals sie diese Wohnung überall mit sich herumtragen.

Etwas merkwürdiges ist die rothe Seefeder, die gänzlich der Feder von einem Vogel oder mindestens einem Seegewächs gleicht, die aber dennoch ein Product aus dem Thier-

reich ist. Sie finden sich in Schalen, wie die anliegende lange Muschel, die von aufsen scharf wie ein Reibeisen ist.

---

## No. 61.

### Einige Bruchstükke von antiken Gefäfsen, Lampen u. s. w.

Die beiden flachen Gesichter befanden sich wahrscheinlich als Zierathen an einer Vase. Sie haben ganz das Leere und Fette, was man als ein Vasengesicht haben muls. Unsere Engel, die ein Blasinstrument spielen, pflegen so auszusehen. Bei No. 10. fuhrte ich an, dafs mir etwas von der Erde aus den campis phlegraeis unterwegens geschmolzen sei; ein Theil davon ist unglüklicherweise dem grofsern Gesicht an die Nase gerathen und auf keine Weise wieder davon abzulosen. Menschen, die solche harmlose Physiognomien haben, mussen sehr alt werden. Uebrigens ist diesen beiden Gesichtern recht boshaft von einem Zufall mitgespielt worden. Dem

einen fehlt etwas an der Nase, dem andern ist etwas hinzugesetzt worden, beides ist für ein menschliches Gesicht sehr kitzlich.

Von dem kleinen runden Kopf lafst sich nicht viel sagen, als dafs er viel edles und zartes hat. Unsere Topfer machen ihn nicht so gut. Ob er übrigens einer Statue abgeschlagen ist, oder irgendwo als Zierath an einem Gemauer, oder als Knopf auf einem Dekkel safs, das möchte sehr schwer auszumitteln seyn, auch wenn Winkelmann diese wichtige Materie behandeln wollte.

Das Trapezion mit dem Hunde ist unstreitig der Dekkel von einer Lampe, durch welchen man das Oel hineingofs, wie man an dem Loch unter dem Bauch des Hundes sieht. Man lernt wenigstens aus diesem Bruchstük, wie die Lampenmacher der Alten einen Hund bildeten. Mir scheint er Aehnlichkeit mit einem pommerschen Schäferspitz zu haben.

Auf dem andern ähnlichen Bruchstük ist gar ein Kopf mit Lorbeern geschmukt, wer weifs, von welchem Kaiser? Bis unter die Nase sieht er ganz gescheidt aus, Mund und Kinn aber verrathen viel Dummheit. Da das Stuk auch vom Dekkel einer Lampe ist,

so mag dies Haupt sammt dem Lorbeer oft mit Oel gesalbt seyn.

Das aufserdem noch anliegende Stük scheint der Henkel von einem Gefäfs zu seyn. Es ist ein abscheuliches Fratzengesicht darauf mit zwei Hornern und zwei langen Eselsohren. Aber wie soll auch ein Henkelgesicht aussehen? Die Ohren scheinen wieder die Henkel an dem Kopf zu seyn. Wenn es ein goldnes Bruchstük wäre, so könnte man wegen der Ohren glauben, es wäre ein Midaskopf.

Ich habe diese Sachen mit hinzugefügt, um den Nimbus, der um das Antike zu schweben pflegt, etwas zu verscheuchen. Denn nicht alles aus dem Alterthum ist heilig. Es gab bei den Alten schlechte Künstler, und Fuscher, und einfältigen Töpferwitz, wie jetzt. Man darf keine zu grofse Idee von der Welt des Alterthums haben, um das wahre Schöne, was man darin findet, nicht mit überspanntem Auge zu betrachten, und seinen Werth unbefangen zu fühlen.

## No. 62.

### Zwei antike knöcherne Griffel, mit denen man auf Wachstafeln schrieb.

Bekanntlich bedienten sich die Alten spitziger Griffel von Eisen, Metall, oder Elfenbein, mit denen sie die Schrift in Tafeln, die mit Wachs überzogen waren, eingruben. Auf der einen Seite des Griffels war eine Spitze, auf der andern eine flache Platte, oder ein Knopf, womit man das Geschriebene wieder verwischen konnte.

Da sich mehrere mit den Griffeln von Eisen verwundeten, oder gar umbrachten, so kamen die von Knochen oder Elfenbein in Gebrauch, von welcher Art die anliegenden beiden sind, und bei diesen findet schwerlich Gefahr des Todes Statt.

Der eine davon hat einen Knopf, so dafs, wenn man ihn umdrehte, man damit das Geschriebene wieder auslöschen konnte; wo-

durch unstreitig der Ausdruk saepe vertere stilum entstanden ist. Denn man setzte allmählig die entstandene Sache statt des Werkzeuges. Darin hat ebenfalls unser Ausdruk, einen guten Stil schreiben, seinen Ursprung; ja wir haben sogar diese Metapher buchstäblich in unsere Sprache übergetragen, indem wir sagen: es ist eine gute Feder, statt: ein guter Schreiber; ein guter Degen, statt: ein guter Fechter.

---

## No. 63.

### Ein gläsernes Lacrymatorium.

Wie antikes Glas aussieht, und welche Formen die Thränengefäse dieser Gattung hatten, das kann man an dem beigefügten Fläschchen sehen. Es ist wenig von unsern Gefäßen verschieden, und doch verschieden. Der breite Boden, der bis an den Hals allmählig abnimmt, der lange Hals, die sich erweiternde Mündung oben, der fehlende Kegel inwendig, alles dies unterscheidet es, aber es

ist ein Flaschchen, und unser gläsernes Geschirr ist von so mannigfacher Form, dafs wir auch dies leicht darunter aufnehmen könnten. Doch scheint das Glas, ganz nahe betrachtet, noch eine etwas andere Masse zu seyn, als unser jetziges Glas.

In Neapel hat man ähnliche Flaschen von neuer Arbeit; aber man bedient sich ihrer nicht, um darin zu weinen, sondern man hat Oel darin, eine Sache, die den Neapolitanern weit lieber ist, als Thränen. Man kann sie also jetzt eher Balsamarien nennen.

---

## Einige Sachen aus dem jetzigen Leben der Römer und Neapolitaner.

Die Stadt am tyrrhenischen Meer an dem schönen Golf, worin Capri emporsteigt, heifst nicht mehr Parthenope, oder Νεάπολις; sie heifst Neapel, oder vielmehr Napoli. Auf ihren Munzen sieht man nicht mehr den Kopf der Parthenope und den Minotaur mit der Siegesgottin uber ihm, man erblikt darauf das Bild Ferdinands IV. und ein konigliches Wapen. So wie dies sich anderte, so anderte sich fast alles in dem Zeitraum von Jahrtausenden. Statt der Tempel der Mi-

nerva, des Priapus, des Zevs, steigen Kirchen der heiligen Elisabeth, der Jungfrau Maria, des heiligen Januarius empor. Bis auf die Speisen, bis auf die kleinsten Geräthe hat alles einen fremdartigen Karakter angenommen, und die Sachen sind so verändert, wie der Name. Etwas von dem, was man als auszeichnend jetzt in Neapel sieht, ist unter den folgenden Nummern beigefügt worden.

---

## No. 64.

### Maccaroni.

Wer hat nicht von diesem berühmten Gericht der Italiener gehört, dieser Hauptspeise der Nation? Wer ist nicht begierig, sie kennen zu lernen? In Neapel wird sie am meisten gegessen, und nach dem Ausspruch der Kenner am besten verfertigt. Von dorther sind alle beigefügten Maccaroni.

Man hat gewöhnlich die Meinung, dafs diese Maccaroni von einerlei Gattung sind; man irret sich. Sie erscheinen in verschiede-

ner Gestalt, werden auf eine verschiedene Art zubereitet, und haben einen verschiedenen Geschmak. Jede Form nimmt einen andern Geschmak an, wenn gleich alle aus einem Teige gemacht sind. Seltsam genug, dafs die Form eines Sterns anders schmekt, als die eines Cilinders, und dafs man überhaupt eine Form schmekken kann. Mit dem Auge hat man sie freilich immer schmekken können, aber mit der Zunge! —

Die unter *a.* anliegende Sorte ist die gewöhnlichste von allen, und wird in Neapel am meisten gegessen. Sie macht das erste Gericht aus auf den Tafeln der Wohlhabenden, und das erste und letzte auf dem Tisch der Armen, wenn sie noch einen Tisch haben. Gewöhnlich gehen sie zu einer Boutike in den Strafsen, wo Maccaroni gekocht werden, lassen sich einen Teller voll um einige Gran geben, etwas beifsenden Kase darüber streuen, und verschlingen sie dann. Verschlingen ist hier der eigentliche Ausdruk, und nicht allein der gemeine Mann verschlingt sie, sondern auch der Vornehme. Es ist unglaublich, auf welch eine unanstandige Art diese Maccaroni gegessen werden, sowohl an table d'hote, als auch in Familien und bei

Gastmahlen. Man legt zuerst einen aufgehauften Teller davon vor, worüber man in Deutschland erstaunen würde, und auch in Neapel mufs man es für das einzige zu erwartende Gericht halten; so grofs sind die Portionen. Der echte Neapolitaner wikkelt sich dann dies mehr als ellenlange Gewürm um seine Gabel, neigt den Kopf über den Teller, fällt den Mund mit dem einen Ende der Maccaroni an, und zieht das übrige, ohne Hülfe der Gabel, immer nach, so dafs, wenn nun der erste Bissen genommen ist, die andern von selber folgen. Es mufs sehr oft der Fall seyn, dafs das eine Ende noch auf dem Teller ist, wenn das andere schon den Magen erreicht hat. Der gemeine Mann braucht dazu überdies keine Gabel, sondern er bedient sich der Finger.

So windet sich in drei bis vier langen Bissen der ganze Teller voll hinunter, und was unmöglich schien, wird in wenig Minuten vor unsern Augen möglich.

Man glaube nicht, dafs dies im Scherz gesagt sei; nichts weniger! Es ist nicht einmal übertrieben, und wer Zeuge von einer solchen Maccaroni-Scene seyn will, braucht nur in den ersten besten Gasthof von Neapel

zu gehen. Die grofse Menge, die man davon verzehren kann, hat wahrscheinlich in der Glatte der Speise ihren Grund, welche ganz ohne Anstofs die Kehle hinuntergeht. Die anliegende Sorte wird zwar mehr als noch einmal so dik, wenn sie gekocht ist, aber für einen Neapolitaner ist es nicht zuviel 6 bis 10 Enden immer auf einmal herunterzuschlingen. Er hat eine sehr weite Kehle, die sich verhaltnifsmafsig nach der Quantitat der Speise auszudehnen scheint. Sachkenner mögen untersuchen, ob auch hierin etwa seine Anlage zum Singen ihren Grund hat.

Unter *b.* ist die grofste Sorte Maccaroni, die ich von feinem Mehl in Neapel bemerkt habe. Sie sind inwendig hohl, wie alle Stangenmaccaroni, und haben Aehnlichkeit mit kleinen Blaserohren. Die Oefnungen in der Mitte dienen wahrscheinlich dazu, das Garkochen zu erleichtern, welches bei gänzlicher Ausfullung sehr lange dauern wurde. Diese Sorte muls aufserdem über eine Stunde kochen.

Unter *c.* sieht man eine ganz andere Gattung, die mit kleinen breiten Sagen etwas ahnliches hat. Diese ifst man nicht wie die

Stangen-

Stangenmaccaroni, sondern in Suppen, und sie wurden sich auch schwerlich so zusammenhangend hinunter schlukken lassen, hatte man gleich eine sehr weite Kehle.

In *d.* liegen nahe Vettern von den vorigen; sie unterscheiden sich blos dadurch, dafs sie weit schmaler sind, und qualificiren sich also wieder für das Hinunterschlingen. Doch habe ich sie nie so essen sehen.

Wir kommen zu den kurzen Arten Maccaroni, welche gewöhnlich in Suppen gegessen werden, und man sieht in *e.* eine Sorte, die man in Neapel Capellotti nennt, weil sie Aehnlichkeit mit den Mutzen der Pfaffen haben. Es sollte mich wundern, wenn man dort diese Art Maccaroni wegen ihrer Gestalt nicht mit etwas Devotion afse; indessen sind die Mutzen der Pfaffen, und die Pfaffen selber sogar in Neapel seit einigen Jahren im Preise gefallen. Diese Capellotti waren weifs, lagen aber unterwegens in einen antiken Kopf, worin sich noch etwas Erde befand, und sind dadurch gelblich geworden.

Unter *f.* sieht man welche, die von den Italienern Torcette, und von den Deutschen Kugelzieher genannt werden. Ihrer Gestalt nach konnte man sie eher Pfropfenzieher

nennen. Grofse Aehnlichkeit mit ihnen haben die unter *g.* beigefugten, und unterscheiden sich blos dadurch, dafs sie weniger gedreht sind.

In *h.* sind kleine Rohrchen, die man Stivaletti nennt. Die Aehnlichkeit mit Stiefeletten ist nicht grofs, und der Name nicht anlokkend. Gegessen habe ich sie nicht, und weifs also nicht, wie Stiefeletten schmekken. Aber da die Form hier viel bei der Sache thut, so ist zu vermuthen, dafs ein geborner Neapolitaner mit verschlossenen Augen zu unterscheiden vermag, ob er Sagen, Priestermutzen, Kugelzieher, oder Stiefeletten ifst.

Diese letzten Maccaroni sind unterwegens, wie es auch oft den wirklichen Stiefeletten geht, etwas beschmuzt worden.

Die Namen der ebenerwahnten Arten sind vom Militair hergenommen, denn diese Classe von Menschen sind keine Feinde von Maccaroni; aber es gibt auch welche, die vom Clerus, oder vielmehr von den Soldaten Christi, wie sie sich in Neapel nennen, ihren Namen erhalten. Dahin gehoren die unter *i.* beigefugten, die sehr seltsam pater noster heifsen; wahrscheinlich, weil sie kleinen durchlocherten Corallen ahnlich sehen, und

füglich zu einem Rosenkranz gebraucht werden konnten.

Die Maccaroni liefsen sich also ihren Namen nach nicht übel in geistliche und weltliche eintheilen; zu den geistlichen konnte man die Capellotti, die pater noster u. s. w. rechnen, zu den weltlichen die übrigen Arten, besonders die Kugelzieher und Stiefeletten.

In *k.* sieht man welche, die ihren Namen von Vögeln hergenommen haben, und occhie de' pernici, Rebhuhnerangen heifsen. Warum sie so genannt werden, weifs man gleich, wenn man sie ansieht. Sie haben sogar eine Pupille, diese Augen, nämlich ein Loch. Uebrigens ist unterwegens etwas Staub hineingekommen, und sie sind schwarzlich geworden.

In *l.* endlich ist eine Sorte Maccaroni beigefügt, welche ihrer Gestalt wegen Semenza, Samen heifst. Man hat gröfsere und kleinere Semenza, wie bei wirklichen Sämereien, und der anliegende ist von der Mittelsorte. Er hat Aehnlichkeit mit den Kernen in Gurken und Melonen. Indessen darf man billig zweifeln, dafs dieser Same aufgehen würde.

Dies sind die gewöhnlichsten Arten Maccaroni in Neapel, und dem Italiener das,

was dem Deutschen die Kartoffeln, die gelben Rüben, die Erbsen, der Hirse u. s. w: sind. Sie werden für leicht verdaulich gehalten, und müssen es wohl seyn, weil man sie in so grofser Menge ifst, ohne Nachtheil davon zu empfinden.

So viel mir bekannt ist, gibt es in Deutschland nur an zwei Orten Fabriken, wo man Maccaroni macht, nämlich in Wien und Dresden. Wer die dort verfertigten gesehen hat, wird sie hier vergleichen, und bestimmen können, ob sie nach neapolitanischer Art gemacht sind.

---

## No. 65.

### Einige Sorten Brot aus Neapel.

Die Theuerung, die in den letzten Jahren sich fast über ganz Europa verbreitete, hat auch in Neapel ihre verzehrende Herrschaft ausgedehnt, und die Preise der Lebensmittel mehr als dreifach erhöht. Brot ist eine Speise geworden, die der gemeine Mann nur

als Leckerbissen genieſsen darf, und man wird sich selber davon überzeugen, wenn man das beigefügte Brot mit dem Preise desselben vergleicht. Es ist im März 1803 gekauft, und zeigt den damaligen Brotpreis. Der kleine Kranz, der nach Schlesier Gewicht drei Loth wiegt, und ungetroknet etwa 2 Loth mehr gewogen haben mag, kostet nach unserm Gelde 3½ Pfennig, oder einen Gran, die beiden an einander hangenden Brotchen aber, die ungefehr sechs Loth wiegen, kosten 7 Pfennige oder zwei Gran. Für dasselbe Geld kauft man aber jetzt bei uns in Schlesien, wo man schon sehr über Theurung sich beklagt, wenigstens sechzehn Loth Brot. Es ist wahr, daſs das neapolitanische Brot von Weizen gebakken ist; aber man kennt dort keinen Roggen, und die Erde bringt so gut den Weizen daselbst hervor, wie bei uns den Roggen.

Man kann hier zugleich die Form des neapolitanischen Brots kennen lernen. Es ist fast alles übrige von dieser Art, nur von grofsem Umfange; denn es gibt auch zwei aneinanderhangende Brotchen, die 4 Gran kosten. Bei Tisch wird es so vorgelegt, wie es hier liegt. Es ist ohne Ausnahme gesauert,

wie bei uns das hausbakkene Brot, weil man in Neapel kein Bier und also auch keine Hefen hat. Im Ganzen und mit Länge der Zeit ist das roggene Brot schmakhafter.

---

## No. 66.

### Ein römischer Dolch, und ein romisches Messer.

Ich kaufte in Rom am Corso ein Messer, fand aber keine Spitze daran. Indem ich ein anders aussuchen wollte, bemerkte ich, dafs alle vorhandene Messer keine Spitze hatten. Auf meine Frage, warum dies Statt fände, erhielt ich die Antwort, dafs es verboten ware, Messer mit Spitzen zu verkaufen, um das Verwunden und Ermorden damit zu verhüten. Ich kaufte also das beiliegende Messer ohne Spitze, wogegen es auf der andern Seite einen Pfropfenzieher hat.

Mufs man nicht die Vorsicht der römischen Polizei bewundern? Kann es ein sicherers Mittel geben, das Stechen und Erstechen zu

verhindern, als den Messern ihre Spitze zu rauben? — Sachte! — Es gibt Dinge, die weit spitzer sind als ein Messer, und die man in Rom eben so gut verkauft, wie Messer. Der anliegende Dolch ist ein Zeuge davon, und bei Untersuchung desselben wird man finden, welch eines leichten Druks es nur bedarf, um damit jemanden auf einmal von allen Uebeln hienieden zu befreien.

Einen solchen Dolch oder ein solches Dolchmesser tragt man in Neapel und Rom sehr haufig, und hat eigene Taschen dazu unter dem linken Arm. Beim Zank gemeiner Leute habe ich sie sehr oft hieher eine Bewegung machen sehen, als wollten sie das Messer hervorziehen, so wie bei uns Militairpersonen die Hand an den Degen legen, und diese Bewegung ist ihnen so natürlich, dafs sie dieselbe auch machen, wenn sie kein Messer bei sich haben.

Viele von der gemeinen Classe tragen diese Dolchmesser an den Schenkeln in den Beinkleidern, und die Frauenzimmer tragen sie — wie, die Frauenzimmer? — Ja, die Frauenzimmer in Rom, besonders die Trasteverinnen tragen sie im Busen unter der Schnürbrust, und nicht etwa zum Spafs; sie bedie-

nen sich ihrer, wenn sie durch Untreue oder Eifersucht zum Zorn gereizt werden. Wenn es noch eine grose Nadel wäre!

So arg machen es unsere Frauenzimmer nicht, sie tragen in diesem Betrick etwas anders, womit sie verwunden.

Das schärfste Verbot hemmt das Tragen verbogener Waffen nicht, und so wie die gemeinen Leute bei uns ein Brotmesser als etwas gewöhnliches bei sich führen, so hat man dort ein Messer zum Stechen und Vertheidigen bei sich.

---

## No. 67.

### Ein türkischer Säbel.

Ich lege etwas bei, das eigentlich nicht hieher gehört, das aber doch Bezug auf meine italienische Reise hat: einen türkischen Janitscharen-Säbel. Dieser ist nächst dem Dolch mein treuer Begleiter von Rom bis nach Schlesien gewesen, und hätte leicht gebraucht werden können, wenn ich nicht in starker

Gesellschaft gereist wäre. Ich habe ihn in Rom von einem englischen Offizier zum Geschenk erhalten, und er ist bei Ismailow von ebendemselben einem Turken abgenommen worden.

Er zeigt wenigstens, wie die gemeinen Turken bewafnet sind, und man sieht, dafs damit was auszurichten ist. Seine hohle sichelförmige Form mufs dem Hiebe einen starken Nachdruk geben, und ein Kopf liefse sich schon damit herunter hauen. Der Griff ist ganz von Elfenbein, welches bei uns sehr kostbar seyn wurde; aber dort haben sie die Elephanten näher. Die übrigen Zierathen sind gemein und bedeutungslos.

Wer durch Italien reist, dem ist es zu rathen, ein Paar geladene Pistolen, und ein gutes Seitengewehr bei sich zu führen. Dies kann dadurch schon nützlich werden, dafs es Furcht erwekt, und Angriffe verhütet.

## No. 68.

### Eine Lampe, wie sie jetzt fast in ganz Italien gebräuchlich ist.

Von diesen Mordwerkzeugen wollen wir zu einer sehr friedlichen Sache übergehen: zu einer Lampe. Die beigefügte ist von der Art, wie man sie besonders in Florenz, Rom, und Neapel fast allgemein findet. Jede etwas wohlhabende Familie besitzt eine oder mehrere, in jedem Gasthofe sind welche, die man häufig statt der Lichter dem Gast ins Zimmer bringt. In diesem Fall zündet man gewöhnlich mehr Dochte an.

Die Form der Lampe scheint von antiken Mustern hergenommen zu seyn, ist aber zum Gebrauch äuſserst bequem. Zu beschreiben ist ihre Gestalt nicht, da sie mit nichts Aehnlichkeit in der Natur hat, und sehr componirt ist. Sie läſst sich an der hohen Stange in der Mitte auf und nieder bewegen, und

kann also nach dem jedesmaligen Bedurfnifs hoch oder niedrig gestellt werden. Man kann sie ferner ganz aus einander nehmen, und in sieben Theile zerlegen, wodurch sie leicht transportabel wird.

Gewohnlich haben diese Art Lampen drei Arme oder sogenannte Tullen; aber es gibt auch viele mit vier Armen, ja in den Eisgewolben in Neapel habe ich welche mit sechs Armen gesehen, die alle brannten. In diesem Fall konnen sie statt eines Kronleuchters dienen; aber der eigentliche Korper oder das Oelbehaltnifs der Lampe mufs dann auch weit grolser seyn. Dieser Korper ist im Grunde nichts anders, als ein rundes Gefafs, aus welchem nach allen Seiten zu Arme laufen.

Gewohnlich sind diese Lampen von Messing; aber in grofsen Hausern findet man sie auch von Silber, und dann sind sie sehr schon.

## No. 69.

## Eine neapolitanische Pfeife.

Wenn ich ein Franzose oder Engländer wäre, so würde ich diesen Artikel als uninteressant nicht aufnehmen; aber da ich ein Deutscher bin, und meine Landsleute bekanntlich das Tobak-Rauchen für keine Sünde halten, so hoffe ich, dies kleine Werkzeug aus Neapel wird ihnen nicht unwichtig seyn. Es ist dies wahrlich auch auf keine Weise für eine grosse Anzahl Menschen, und hat beträchtlichen Einfluss auf ihre Unterhaltung, ihren Genuss, ihren Werth. — Ihren Werth? — Allerdings. Was würde mancher Deutsche seyn, wenn er nicht an irgend einem öffentlichen Ort seine Pfeife, seinen Tobak, sein Feuerzeug herausnehmen, nicht Feuer anschlagen, nicht mit grosser Behaglichkeit die Pfeife unterdess in dem Munde halten, und mit noch grösserer sie nachher an-

zünden könnte? Womit sollte er seinen Mund, seine Hände, sein ganzes Ich beschäftigen, wodurch sich ein Ansehen geben?

Man nehme ihm seine Pfeife, und man nimmt ihm seine Freundin, seine Gesellschafterin, seine Trösterin in Unglük, ja seine Würde und sein ganzes Aeufseres. Es bleibt gleichsam nichts als ein ausgebrannter todter Krater übrig.

Auch beim Spiel ist die Pfeife von grofser Wichtigkeit. Sie füllt die leeren Zwischenräume beim Kegelschieben, beim Billard, beim Kartenspiel, u. s. w. aus, obwohl sie hiebei auch nicht selten unbequem und schwer zu handhaben ist. Denn die Vorsehung hat bei der Schöpfung des Menschen nicht Rüksicht auf diese Art Bedürfnifs genommen, sonst hätte sie ihm drei Hände gegeben, zwei, um Karten zu spielen, und die dritte, um die Pfeife zu halten.

Bei Geschäften ist sie endlich eben so wichtig, und vielleicht am wichtigsten; denn es gibt Menschen, die nicht eher denken können, ehe sie nicht ihr Haupt mit einem Nebel von Tobaksdampf umgeben haben, und deren Verstand erst gleichsam aus einer Gewitterwolke hervorzublitzen anfangt.

Man hat die Pfeife oft mit einem Vulcan verglichen, und, wie mir däucht, sehr passend. Denn ein Ding, das Rauch, Feuer und Asche auswirft, hat unstreitig die groiste Aehnlichkeit damit. Man kann sogar den Erguis einer schwarzen Lava bemerken, die ganz zuletzt, wenn Feuer und Dampf ausgetobt hat, zum Vorschein kommt.

In Italien bemerkt man den einzigen grofsen Vulcan, den Vesuv; in Deutschland ist er von dieser Art nicht zu finden. Dagegen wandeln eine Menge kleiner Vulcane herum, die täglich periodisch speien, und alles umher mit Dampf und Asche bedekken. Ich hatte viel bei meinem Aufenthalt in Italien darum gegeben, einmal den grofsen Vulcan speien zu sehen, aber dies Glük ist mir nicht geworden, da er sich nicht zu einem periodischen Speien gewöhnt hat. Desto öfter wird es mir in Deutschland bei den kleinen Vulcanen, und ich bin oft den Kratern so nahe, dafs es, wo nicht wegen des Feuers, doch wegen des Dampfs gefährlich werden konnte. Denn es ist kein Zweifel, dafs man mit den kleinen Vulcanen nicht in einen Bezirk gerathen könnte, wo man, wie Plinius bei dem grofsen, erstikte. Uebrigens ist die

Schönheit des Schauspiels, wenn ein kleiner Vulkan speiet, nicht grofs.

Der Vesuv verdankt seinen ganzen Ruf dem Feuerspeien; was wäre er ohne dies? Sein Name wurde eben so wenig genannt werden, als der des Somma oder des Gauro, der in seiner Nähe liegt. Da nun viele Menschen ebenfalls eine gewisse Wichtigkeit durch das Tobakrauchen erhalten, sich mindestens geben, so ist dies eine neue Aehnlichkeit mit einem Vulcan.

Aus allem bisher Gesagten ist es mehr als deutlich, von welchem Belang das Tobakrauchen für die Deutschen sey, und es ist also nicht zu verwundern, dafs man die Werkzeuge dazu mit grofsem Fleis bearbeitet. In keinem Lande findet man vielleicht eine solche Eleganz der Pfeifen und Pfeifenköpfe, als in Deutschland. Nach schönen Pferden und Hunden kommen bei vielen gleich schöne Pfeifenköpfe und man macht sie aus Porzellan aus der leichtesten Erde, dem schönsten Holz u. s. w. in allen möglichen Formen. Ja, sie gehören in das Gebiet der Mode, und verändern ihre Gestalt, wie die Kleider der Menschen. Jetzt sind sie gerade sehr lang und schmal, wodurch sie

mit den Pfeifenrohren selbst einige Aehnlichkeit haben.

So ist es in Neapel nicht. Hier ist dieser Zweig des menschlichen Genusses aufserst wenig cultivirt, wie man an der beiliegenden Pfeife sieht. Sie besteht aus zwei Schilf-Rohrstokchen, und aus einem schlechten thonernen Kopf, und fur das Ganze habe ich die Summe von 5½ Pfennig bezahlt. Diese Schlechtheit der Pfeifen ist nicht zu verwundern, denn im Ganzen rauchen dort nur Kutscher, Marinari's, Matrosen u. s. w. Wenn irgend einer aus der hohern Welt raucht, so bedient er sich gewohnlich der Cigarro's, (kleiner Rohren aus Tobakblattern gemacht, die an einem Ende angezundet werden); die Deutschen aber tragen auch hier dies unentbehrliche Werkzeug in allen Fernen bei sich, und aus ihren Versammlungsortern steigt Dampf in dikken Wolken gen Himmel.

Ich glaube nicht, dafs diese Nachahmung der Sitte wilder Volker den Deutschen zum Ruhm gereicht, und mochte gern dem Tobakrauchen noch allerhand losen Leumund machen, aber ich furchte mich vor den vielen, mit denen ich es hier zu thun bekomme; denn hier heifst es nicht: nos plures sumus, sondern

sondern vielmehr nos omnes summos, und eine kleine Anzahl von ihnen konnte leicht den Verein machen, jemanden, der ihnen die Pfeife rauben wollte, aus Rachsucht, gleich einem Bienenstok, zu Tode zu schmauchen.

Um mich aber gegen die zahllose Schaar der Tobakraucher etwas in Sicherheit zu setzen, will ich ihnen die Waffen gegen mich selber in die Hand geben, und ihnen gestehen, dafs ich auf zwei Universitäten mit aller Anstrengung Tobakrauchen zu lernen versucht habe, ohne es dahin bringen zu können, dafs ich zu ihnen, wie zu einer Höhe hinaufsehe, die ich nicht erreichen kann, und dafs also der Neid an dem Gesagten den gedachten Antheil hat. Ich bitte, die Sache so zu erklären, und mich übrigens in Frieden ziehen zu lassen. Denn ich möchte es um vieles nicht mit den Tobakrauchern verderben, unter denen ich so manche feine und verdienstvolle Männer kenne, und alles obige ist nur gegen die gesagt, die kein eignes Verdienst haben, und, in Ermanglung dessen, es von der Pfeife hernehmen. Uebrigens kann es den Tobakrauchern nicht sehr ans Herz greifen, wenn man auf ihre Kosten etwas lacht, da ihre Anzahl tausendmal tausend ist, und auf jeden

einzelnen nur ein kleiner Theil der Verspottung kommt.

Die Sache indessen ist zu ernsthaft, um sie ganz von einer scherzhaften Seite zu betrachten. Das Tobakrauchen hat so vielen Einfluls auf die Gesundheit, besonders heranwachsender Personen, dals es Erwägung verdient. Es vertroknet bei vielen den Verdauungssaft, es raubt ihnen andere zum Wachsen nothige Säfte, und betäubt den Kopf durch narkotische Kraft. Die ganze Maschine leidet, und viele werden mager dadurch. Es wäre also eine sehr heilsame Unternehmung, dem übertriebenen Tobakrauchen entgegen zu arbeiten, zumal da die Sache auch oconomisch wichtig ist, und da, wo jetzt Tobaksblätter wachsen, weit vortheilhafter für die Menschheit Weizen und Roggen wachsen könnte.

Die Erwachsenen werden sich ihre Pfeife, die sie mit Hand und Mund fest halten, nicht nehmen lassen, aber man mufs hier bei Kindern, wie bei allen Verbesserungen des Menschen, anfangen, und ihnen von Jugend auf einen Abscheu gegen das Tobakrauchen einflofsen. Die Sache scheint leicht zu seyn, denn der Tobak hat an sich etwas

höchst widerstehendes, und nur der Gedanke, sich eine gewisse Wichtigkeit zu geben, der die meisten zu dieser Gewohnheit hinreifst, kann den Ekel uberwinden. Dieser mufs erwekt werden, und ich verspreche feierlich, bei meinen Sohnen, die übrigens noch nicht da sind, anzufangen, und ihnen von Jugend auf einzuprägen, dafs es weit edlere Dinge gibt, sich ein Ansehen zu verschaffen, als das Tobakrauchen, dafs es im Gegentheil etwas sehr Unedles ist, Zimmer, Kleider, und Wasche einzurauchern, so wie eine Menge Dampf, Speichel, und Asche um sich zu haben.

Und nun noch ein Paar Worte von der anliegenden Pfeife. Dafs sie schlecht und gemein ist, mochte hingehen, denn das Tobakrauchen gehort nicht zu den nothwendigen Bedurfnissen des Lebens; aber sie gibt zugleich einen kleinen Mafstab, wie schlecht man in Neapel arbeitet, und wie weit man in den gemeinsten Dingen zurük ist. Denn leider findet man viele Sachen, die zu den wirklichen Bequemlichkeiten, und Bedurfnissen des Lebens gehoren, eben so schlecht ausgefuhrt. Die hohen moralischen Kraffte des Menschen sterben hier allmahlig hin, und die niedrigen

mechanischen nicht minder. Die Natur thut alles, die Menschen nichts.

Das Rohr zu der Pfeife ist von dem schonen neapolitanischen, das man weit und breit verschikt, und zu Instrumenten gebraucht.

---

## No. 70.

### Etwas aus Rom, das sich nicht gut nennen lafst.

Die beigefugten Papiere enthalten etwas, das viele von meinen Lesern, und ich will hoffen, noch mehr von meinen Leserinnen, nicht kennen werden. Die Sachen sind in Rom gekauft, und gehoren mit zur Praxis von Rom und Neapel. Doch mochte ich hier diese Stadte nicht vorzugsweise nennen, denn auch Berlin und Wien, und Paris, und London bleiben in so etwas nicht zuruk, und durfen, ohne dafs man ihnen Unrecht thut, hier genannt werden. Ja, es mag manche kleine Stadt geben, die hierin mit den grolsten wetteifert.

Den Italienern schreibt man gewisse Vollkommenheiten, wenn man es so nennen darf, zu, die sie vor andern Nationen besitzen sollen, die beigefagten Sachen könnten einen Mafsstab geben. — Aber nein! Es ist unmoglich, sich hier weiter einzulassen, und voll Schrekken, dafs ich mich schon so weit eingelassen habe, mache ich eilend ein grofses Punctum finale.

---

## No. 71.

### Einige Pasten aus Rom.

Zu Rom ahmt man in einer schönen Composition, welche aus Venedig kommt, die besten Werke des Alterthums so wie der neuern Zeit im Kleinen nach, und zwar so vortreflich, dafs man einen Begrif dadurch von dem Hohen der Kunst erhalten kann. Nicht nur Gemmen und Cameen, die man in der naturlichen Grösse nachbildet, auch die Miniaturen von den lebensgrofsen und colossalen Bildsäulen werden dargestellt, und aufserst

reizend für das Auge. Es kann hier die Schönheiten des Bildes mit einem Blik umfassen, und findet sie gleichsam concentrirt.

Unter *a.* sieht man den borghesischen Fechter, eine von den besten Statuen, welche die Franzosen in Rom liefsen, und die man noch in der Villa Borghese sieht. Als sie in Rom einrukten, schikte ihnen der Principe Borghese einen Wagen voll Silberzeug, 12000 Scudi an Werth, entgegen, hielt es überhaupt mit ihnen, und rettete auf diese Art seine bezaubernde Villa. Der borghesische Fechter ist die beste Statue darin, und man wird auch in dieser kleinen Nachbildung ihre Vortreflichkeit erkennen. So ist er, so steht er da, so sind die Umrisse seines Körpers, und seine Bewegung.

Die Pasten gewinnen dann sehr, wenn man sie gegen das Licht betrachtet.

In *b.* ist die Geburt Jupiters vorgestellt. Zwei Corybanten stehen da, und machen Geräusch mit ihren Cymbalen, um das Geschrei des neugebornen Jupiters zu verbergen. Dieser sitzt unter der Ziege Amalthea, und scheint saugen zu wollen. An der Seite aber sitzt seine Mutter Cybele oder Rhea mit der Mauerkrone, und blikt horchend auf das Ge-

rausch. Die Figuren sind treflich, doch nicht von der hohen Schönheit, als der borghesische Fechter.

In *c.* sieht man den sterbenden Fechter wovon das Original sich jetzt in Paris befindet, in *d.* den vaticanischen Apoll, der ehemahls gebracht ist, und in *e.* den Kopf des farnesischen Hercules. Dieser letzte steht jetzt zu Neapel in dem grofsen Gebaude alle studie, welches zu einer allgemeinen Kunstschule bestimmt, aber noch nicht fertig ist, wie viele dort angefangene Gebaude. Der Kopf hat einen tiefen Ernst, und eine grofse Kraft, die man selbst im Nakken noch wahrnimmt.

Unter *f.* ist eine grofse Paste von einem Onix beigefugt, der in der Osterwoche 1803 zu Rom im Corso um 1000 Louisd'or zu verkaufen war, und man sieht darin die romischen Kriegszeichen: Adler und Cohortenbilder, hervorragen. Auf den kleinen Raum sind neun ganze Figuren zusammengedrangt und einige halbe mit einem Pferde. Der Held steht beinahe in der Mitte, und reicht einem Togato die Hand. Unten ist eine kleine Biga mit der Siegesgottin.

Die Figuren sind sehr schon, und das Ganze dem Original so ähnlich, dafs ein

Nachbarinn in Gefahr gerathen könnte, es damit zu verwechseln. Am besten nimmt sich die Darstellung aus, wenn man sich mit dem Gesicht gegen das Fenster stellt, und die Paste horizontal hält.

In *g.* ist eine Figur, welche Bezug auf die jüdische Geschichte hat, und in Italien unter dem Namen Judaea capta bekannt ist. Als Titus Jerusalem erobert hatte, feierte man diesen Sieg auf mannichfache Art, auf Münzen und in Marmor. Noch jetzt ist eine sitzende Marmorfigur in Rom, welche das Haupt auf die rechte Hand stützt, und tief zu trauren scheint. Diese Statue ist hier in einer Paste nachgebildet. Sie hat Schild und Waffen neben sich, aber man sieht wohl, dafs sie nicht mehr Gebrauch davon machen darf.

Unter *h.* ist eine sitzende weibliche Gestalt mit Blumen in der rechten Hand, und einem Huhn vor sich. Wer es versteht mag entscheiden, ob es eine Göttin, oder ein sterbliches Wesen sey.

In *i.* ist eine Tänzerin abgebildet, welche zugleich die Leyer spielt. Sie ist in Gestalt und Grazie nicht vorzüglich.

Unter *k.* sieht man eine schwärmende Bacchantin, welche auf ein rundes Fulsgestell kniet, sich weit zurükbeugt, und in einem entzükkenden Augenblick zu seyn scheint. Sie hält einen kleinen Pfeifer in der Hand, der auf zwei Pfeifen bläst, und hat vor sich die Herme eines Pans. Hinter ihr sitzt ein Bacchans mit dem Thyrsusstabe, und trinkt. Was kann ein Bacchans bessers thun? Die entzükte Schöne befindet sich übrigens hier in lustiger Gesellschaft, und es ist kein Wunder, dafs sie so aufser sich gerieth.

Montfaucon hat diese Scene in Kupfer stechen lassen (pag: 74 Uebersetzung von Schatz.)

Unter *l.* ist ein sehr schöner Kopf beigefügt, der etwas von dem Höchsten der Kunst an sich trägt. Einfachheit, und Ruhe, und Seelenadel redet daraus. Es scheint ein junger Held zu seyn, aber der Name hinter dem Kopf ist nicht auszudeuten, wenn er nicht etwa auf den Künstler Bezug hat, und rükwärts gelesen *Hyzog* heifst. Der Name des im Steinschneiden unerreichten und unerreichbaren Pichlers ist zu bekannt, um ihn hier lobenpreisen.

In *m.* ist eine Gruppe, die das Gegenstuk von der schwärmenden Bacchantin seyn könnte. Es ist Achilles, der um seine Briseis trauert, und vor welchem Patroklus steht, um ihn zu trosten. Die Rache ist sehr gut gedacht. Patroklus ist kein leidiger Troster, er trauert mit dem jungen Helden, und beide sind in Schwermuth versunken. Nur dann ist Theilnahme vorhanden, nur dann kann der Trost wirken. Im Hintergrunde sieht man zwei Figuren, wovon die eine eine phrygische Mutze tragt. An dem Fulsgestell, worauf Achilles sitzt, stehen zwei Worte, wovon das unterste Amor heifst. Wer das oberste lesen kann, der wird sich verdient um die Erklarung dieser Vorstellung machen.

Unter *n.* sieht man drei Figuren, von denen mir der Antiquitätenhandler in Rom sagte, dafs sie die drei Erfinder der schönen Künste darstellten: der Mahlerei, Bildhauerkunst, und Musik. Aber dies kann man nicht wohl glauben. Die mittelste Figur ist offenbar weiblich; und wer hat denn gesagt, dafs von den genannten drei schönen Kunsten zwei männlich und eine weiblich ist? Auch wird die weibliche von den beiden männlichen gefuhrt, welches ebenfalls nicht palst. Mag

es seyn! Genug die Figuren sind sehr schön und edel, man kann sein Auge daran uben, man kann die ruhige Hoheit des Antiken darin entdekken, und damit wollen wir uns vor der Hand begnugen.

Unter *o.* liegt der Kopf Raphaels, und zwar nach Pichler, wie man aus den beinahe verloschten Buchstaben darunter sieht. So also war die Bildung dieses grofsen Mannes; denn in Rom mufs man ihn treu haben, und ein Pichler mufs ihn treu liefern.

In *p.* ist ein kleiner geschnittener Stein hinzugefugt, worauf man einen Amor mit einem Schilde sieht. Er soll antik seyn, und ist dafur gekauft; aber ich glaube es nicht, und halte die Sache ubrigens fur gleichgultig. Denn er sei neu oder alt, keins von beiden kann ihm Werth geben, genug er ist elend.

## No. 72.

### Neues römisches Mosaik.

Das Mosaik, oder die Arbeit, aus kleinen Stukchen von Stein, Marmor, Glas, Schmelz, Elfenbein u. s. w. Gemälde oder Zierathen zusammenzusetzen, wird besonders jetzt noch in Rom geübt. Dort ist hinter der Peterskirche eine ganze Fabrik mit vielen Arbeitern, welche sich blos mit dieser Kunst beschäftigen. Bekanntlich sind in dieser berühmten Kirche die meisten Gemälde aus Mosaik, und gewähren deshalb einen äufserst lebhaften Anblik. Man mufs sehr in der Nähe seyn, um wahrzunehmen, dafs sie Mosaik sind, und in einiger Entfernung hält man sie für Gemälde, die eben aus dem Pinsel des Künstlers flossen.

Die beiden anliegenden kleinen Stükchen Mosaik, die in Rom verfertigt sind, können einen Begrif von dieser Arbeit geben. Auch

sie wird man nur ganz in der Nähe für Mosaik halten. Auf dem einen sitzt ein Vogel auf einem Zweige, und um den Rand ist ein feines Zierath angebracht. Auf dem andern sieht man in der Mitte eine brütende Taube, im untern Felde eine Blume, und im obern einen Schmetterling. Dies letzte ist, was das mechanische betrift, weit besser gearbeitet, als das erste, und unterscheidet sich davon, wie etwa englische Arbeit von der gewöhnlichen. Man wird sich davon in der Nähe leicht überzeugen.

Diese Arbeit ist sehr theuer, und ein einziges Gemälde in der Peterskirche von der grofsern Art kostet 30000 Thlr., ein Portrat aber konnte gegen 1000 Thlr. kommen. Die Steinchen sind indefs nicht überall so klein, wie in den beigefügten Stükchen, sondern vergrofsern sich nach Verhältnifs des Gemäldes und der Figuren.

Man mufs diese Arbeit ganz von der florentinischen unterscheiden. Diese letzte besteht nicht aus kleinen formlosen Stükchen, die man zu Formen zusammensetzt, sondern aus geformten Figuren, die man in einander einpafst. Z. B. man will einen Baum verfertigen, so macht man die Blätter und Früchte

vorher schon, und setzt sie dann in den offen gelassenen Raum ein. Die florentinische ist daher mehr eine eingelegte Arbeit.

---

## No. 73.

### Ein Stein von mehreren Farben, wie man sie noch jetzt zu schneiden pflegt.

Die Kunst, Steine zu schneiden, ist nach meiner Meinung im Alterthum und in der neuern Zeit auf einen kleinen Abweg gerathen. Man hat Steine von verschiedenen Farben genommen, und diese so kunstlich zu nutzen gesucht, dafs die natürlichen Farben des zu bildenden Gegenstandes dadurch ausgedrukt wurden. Z. B. es fand sich in einem Stein, aus dem man einen Kopf schneiden wollte, an einem bequemen Ort ein schwarzer oder brauner Flek, so nutzte man diesen, das Haar darzustellen; war in der Gegend der Brust etwa eine Metallfarbe, so bediente man sich ihrer, den Harnisch zu bilden u. s. w.

Ich glaube, dafs ein wirklich gereinigter Geschmak nie Gefallen an so etwas finden kann. Man will einen geschnittenen Stein sehen, und verlangt nicht, dafs dieser Stein z. B. die Farben der Menschen oder ihres Gewandes an sich tragen solle. Man verlangt nichts als schone Formen, denn man hat nur einen Stein vor sich. Will man die Farben desselben nutzen, so wird die Kunst des Bildhers beschrankt, und die Sache erhalt den Geist der Kleinlichkeit.

Man denke sich einen Stein, der an irgend einem Ort einen rothen Flek hatte; ein Kunstler aber: der einen Kopf schneiden wolle, nutzte diesen Flek dazu, dem Gesicht eine rothe Bakke zu geben — man denke sich dies, und man wird fühlen, dafs die Sache viel Abgeschmaktes hat.

Der beigefugte Stein kann ungefahr einen Begrif geben, wie man die zuschneidenden Steine nach ihren Farben bearbeitet. Sollte aus ihm ein Kopf geschnitten werden, so wurde man das weifslichte darin zum Gesicht lassen, das Falbe hinter demselben zum Haar oder Helm umschaffen, und das Hellweilse zu einer Feder darauf.

So spart ein geschmackloser Silhouettenmaler etwas weifses Papier in dem Haar aus, um es als gepudert erscheinen zu lassen, so befestigt man über dem Haupt der schongemahlten Madonna eine silberne Krone, so schreibt ein Reimer ein Gedicht, und gibt ihm die Gestalt eines Eies.

Da das Geschmaklose bei dem Schneiden der farbigen Steine so in die Augen fällt, so hat man billig Ursach zu glauben, dafs nicht freier Wille, sondern vielmehr Nothwendigkeit auf dies künstliche Aussparen der Flekke — leitete, dafs es viele schöne Steine mit Flekken gab, die man nicht hatte gebrauchen konnen, wenn man sie nicht auf die oben beschriebene Art bearbeitete. Hier hat man wirklich aus der Noth eine Tugend gemacht.

---

## Kupferstiche aus Romund Neapel.

Die Fremden bringen gewöhnlich einen Schatz von Kupferstichen aus Italien mit, und sie handelten thorigt, thaten sie es nicht. Von allen Kunstsachen sind diese dem Gewicht nach am leichtesten, am besten fortzubringen

bringen und überdies in Rom sehr wohlfeil. Die Sachen von grofsen Mahlern erhält man hier, selbst wenn sie von grofsen Meistern in Kupfer gestochen sind, um sehr billige Preise. Zu Neapel ist dies schon ganz verändert, und die Preise sind beinahe dreifach, besonders bei dem, was aus der Königlichen Chalkographie kommt. Die päpstliche Chalkographie ist bei weitem billiger. Warum? — Rom ist eine grofse Mutter der Kunst, die unzählige Kinder hat; sie kann leicht welche von diesen abgeben.

---

## No. 74.

**Neapel mit seinem Golf, mit den Inseln und seinen umliegenden Landgegenden. Eine topographische Karte von Rizzi - Zannoni.**

Es ist keine Karte von Neapel vorhanden, durch welche man von der Lage dieser Stadt einen so deutlichen Begrif erhalten kann, als durch die beigefügte. Sie ist auf Befehl des

Konigs, und mit einer Genauigkeit verfertigt, dafs man wenige ihres Gleichen finden mochte. Der Zeichner von Planen und Gegenden im Detail, kann hier studiren, und lernen. Nicht die Natur allein mit allen Hohen, Tiefen, Ebenen, Gewassern u. s. w. ist hier angegeben, auch jeder merkwurdige Ort aus dem Alterthum, jedes Ueberbleibsel aus demselben ist an der Stelle, wo es sich befindet, bezeichnet. Man hat hier das Miniaturbild von Neapel mit seinen Umgebungen vor sich, man sieht hier alles, was man von dem Thurm auf dem Molo, von St. Elmo, von der Insel Ischia, von dem Vesuv u. s. w. sehen kann, und je mehr man diese Karte studirt, um so mehr wird man finden, dafs sie das richtige Miniaturbild von dieser merkwurdigen Gegend sei.

Sie hat eine geschmackvolle Titelvignette mit der Inschrift: Carta del Littorale di Napoli e de' luoghi antichi piu rimarchevoli di quei Contorni. Delineata per ordine del Re da Giov. Ant. Rizzi - Zannoni, Geografo di S. M. MDCCXCIII.

An der Seite der Tafel, worauf die Inschrift steht, sitzt die Zeit mit ihren Attribu-

ten, und hält in der einen Hand ein hetruri-
sches Gefäfs, das ein grofses Lacrymatorium
zu seyn scheint; mit der andern zeigt sie dar-
auf hin, indem sie der Geschichte, die an
eine Saule gelehnt vor ihr steht, etwas dictirt,
wahrscheinlich von den Gebräuchen der Alten.

Vor der Tafel stehen und liegen mehrere
hetrurische Gefäfse mit andern Bruchstükken
des Alterthums, und an der rechten Seite
derselben sieht man die aufgegrabene Stadt
Pompeji, gerade so, wie sie jetzt mit den
niedrigen Häusern und den fehlenden Da-
chern erscheint. Man kann hier einen ziem-
lich deutlichen Begrif von diesem merkwür-
digen Ort bekommen. Vorne ist das soge-
nannte Soldatenquartier mit den Saulen, das
in der Wirklichkeit sehr tief liegt, und hin-
ter demselben sieht man die zwei Strafsen
von der Stadt selbst. Die Erhebungen an
den Seiten mit den Bäumen, und die Wein-
ranken dazwischen, können einen Begrif ge-
ben, wie der Ort aussieht, ehe die Stadt auf-
gegraben wird.

Ich komme zu der Karte selbst. An der
grofsten Vertiefung des Golfs liegt die Stadt
Neapel, und zwar so deutlich mit ihren Stra-
fsen, dafs man sie als einen kleinen Plan be-

trachten kann. Man bemerkt sehr genau St. Elmo, das Karthauser-Kloster, den Molo, den Hafen, das Castel del Ovo u. s. w. Folgt man der Vorstadt Chiaja recht am Meer hinauf, so kommt man zum Pausilipp, und bemerkt deutlich den Weg, der durch den Berg fuhrt, oder die sogenannte pausilippische Grotte. An der andern Seite derselben liegt der kleine Ort Fuori Grotta, und von diesem an geht eine treffliche Landstrasse gerade auf das Meer zu. Am Ende desselben ist links eine Wiese am Meer, die man deutlich bemerken wird, und hier halten die Englander, die sich in Neapel aufhalten, zu Zeiten ein Pferderennen.

Von jetzt an lauft der Weg dicht am Meere fort bis nach Puzzuoli und man hat wahrend desselben links eine schone Aussicht auf die kleine Insel Nisita, auf Procida, Ischia, das Cap Misene, und die Insel Capri. Manche ziehen diesen Golf, wovon die Spitze des Pausilipp und das Cap Misene die aussersten Enden sind, dem weit grossern Golf von Neapel vor, und es ist wirklich nicht ganz leicht, sich fur den letzten zu entscheiden.

Ehe man nach Pazzuolo kommt, sieht man rechts die Solfatara, und zwischen ihr und dem Lago d'Agnano liegen die campi phlegraei, die auf der Karte nicht genannt sind. Pazzuolo ist ein elender, und, wenn man den Karakter seiner Bewohner in Anschlag bringt, auch ein nichtswürdiger Ort; aber er besitzt den Tempel des Serapis, und hat viele merkwürdige Oerter in seiner Nähe, die man leicht entdekken wird, wenn man dem Wege am Meer folgt, und sich sodann um den Golf herum nach Cap Misene wendet. Hier wird man nach einander den Monte nuovo, den Lucriner- und Averner See, an welchem die Hölle der Sybille von Cuma liegt, die Bagni di Nerone, Baja, viele Tempel von Göttern, das Grabmahl der Agrippina, die Piscina mirabile, die cento camerelle, oder die unterirdischen Gefängnisse des Nero, das mare morto, die Campi elisei und viele andere aus dem Alterthum bekannte Oerter, entdekken.

Hinter dem Cap Misene liegen die Inseln Procida und Ischia, wovon die letzte sehr hohe Berge, und Aussichten hat, so schön, wie man sie nur selten in der Welt findet *).

*) Helios der Titan II. p. 102 und 103.

Man überschaut von hier den ganzen Reichthum der Küste von Gaeta an bis zur Spitze des Caps Minervä, von welchem allen man sonst immer nur einen Theil sieht. Auf der Insel selbst scheint der Lavastrom, der im Jahr 1301. hervorbrach, und den man auf der Karte deutlich bemerkt, das Merkwürdigste zu seyn. Er entspringt an dem Berge St. Nicole, und geht bis ins Meer *). Selbst die Laven am Vesuv haben kein so furchterliches Ansehen, und auch das Auge, das mit solchen Gegenständen unbekannt ist, mufs ihn von weitem schon als etwas aufserordentliches erkennen.

Wir wenden uns zu der andern Seite von Neapel, und betreten eine Gegend, die mit der ebenbeschriebenen in einem Wettstreit liegt, und es ihr in manchen anziehenden Merkwürdigkeiten zuvorthut. Das erste, das sich darbietet, wenn man die ungeheure Magdalenen-Brükke zurükgelegt hat, ist die Strafse nach Portici. Das Ufer des Meers ist hier mit Häusern bedekt, und die Landstrafse führt durch eine lange Reihe von ihnen bis nach Portici. Am Ende dieses reizend gelegenen Orts ist das unterirdische Hercu-

*) Ebendas. pag. 100.

lanum bemerkt, aus welchem man so viel Schätze des Alterthums für das Königl. Museum zu Portici ausgegraben hat. Dicht an dasselbe gränzt das Dorf Resina.

Von hier führt der Weg weiter nach Torre del Greco, einem Ort, den der Vesuv schon mehreremal und zuletzt vor neun Jahren berühmt gemacht hat. Auch sieht man, dafs er an einer gefährlichen Stelle liegt, und dafs zwischen ihm und dem Krater des Vesuvs der nächste Weg zum Meer ist.

Dieser merkwürdige 4000 Fufs hohe Berg ist auf der Karte besonders ausgezeichnet, und scheint sich wirklich aus der Fläche zu erheben. Er gewährt, von Neapel aus betrachtet, einen erhabenen Anblik, selbst jetzt, wo er ruhig daliegt, und weder Flammen noch Rauch ausstöfst. Nichts ist umher, was ihn samt seinem Gefährten, dem Somma, demüthigen könnte. Beide Berge liegen dicht an der weiten Fläche des Golfs, und erheben sich, wie ein Paar Riesen, aus einem ringsum ebnen Lande. Schon ihr Anblik auf der Karte mufs lehren, dafs sie einst nicht da waren, und dafs die Erde hier durch eine schrekliche unterirdische Revolution eine Beule bekam. Woher wären sie mitten in einer

fruchtbaren Ebene, mitten in der weichen Garten-Natur, mit ihren Felsen, mit ihren seltsamen Mineralien, entstanden?

Bei dem Castel del Ovo in Neapel erscheinen diese beiden Riesen besonders majestätisch, und ich bin nie hier am Ufer des Meers gegangen, ohne mich zu verweilen, und die Nacht des Vesuvs und des Somma anzu-staunen. Man ist hier in der rechten Entfernung, nemlich ungefähr 1½ Deutsche Meile von ihnen. Bei Portici und la Torre sind sie bei weiten nicht so schön, und erhaben, weil man sie schon in der Verkürzung sieht. Es geht ihnen, wie den grossen Herren und den Schriftstellern, die nicht selten in der Nähe äuserst verlieren. Der Purpur und die Krone, so wie das grösste Genie vertragen selten den Schlafrok.

Ehmals mus der Anblik des Vesuvs noch weit erhabner gewesen seyn, als er noch mit dem Somma einen Berg ausmachte, und weit höher war. Man fühlt dies besonders lebhaft, wenn die Spitzen beider Berge mit Wolken bedekt sind, wenn man ihren Fus nur so weit sieht, als er noch zusammenhangt, und sich denkt, wie prachtvoll sich

eine so ungeheure Grundlage in einen Gipfel erheben müste.

Es wäre gut, wenn der Vesuv oft und genau beschrieben würde, denn er verändert seine Gestalt, wie die Menschen, er ist Krankheiten unterworfen wie sie, er wird gleichsam von Blattern zerrissen, und wer weis, ob er in 10 Jahren noch so aussieht wie jetzt.

Rings um ihn her bemerkt man Ströme von Lava, und rings umher auch bewohnte Oerter nebst einzelnen unzähligen Häusern. Warum auch das nicht? Die Feuersbrünste sind unsern Deutschen Städten weit furchtbarer, als der Vesuv den italienischen, die an seinem Fuls liegen. Es ist wahr, er setzt sie zuweilen in Schrekken, und bedekt sie auch wohl mit Asche, aber man hat kein Beispiel, dafs er sie entzündete. Posen, und Rappin, und Gera, und hundert andere abgebrannte Städte hätten Jahrhunderte ruhig am Vesuv liegen können. Die hölzerne Bauart ist für ganz Deutschland ein weit ärgerer Vulcan als der Vesuv mit allen seinen Ausbrüchen für die Oerter, die seinen Fuls und seinen Abhang bedekken.

Was die Lava betrift, so verliert sie deshalb viel von ihrer Schrecklichkeit, weil

sie langsam fliefst, und sich jeder leicht vor ihr retten kann. Es ist kein Strom, der fortschiefst, sondern der sich langsam, wie ein Heereszug, fortwalzt. Als bei der letzten Eruption die Lava zum Vorschein kam, war man lange Zeit in Neapel ungewifs, wohin sie ihren Weg nehmen würde, obwohl man sie gegen das Meer zufliefsen sah. Sie brauchte viele Stunden, ehe sie nach la Torre kam, und zerstörte, obwohl sie mitten durch die Stadt ihren Weg nahm, doch nur den Theil davon, über welchen sie hinflofs.

Durch diesen Lavastrom war die Landstrafse mitten durch abgeschnitten, und plötzlich hörte alle Communication zwischen diefsseits und jenseits auf. Jeder Transport mufste zu Wasser geschehen, denn der Strom entsprang an dem Abhang des unwirthbaren pfadlosen Vesuvs und endigte im Meer. Um dieser Unbequemlichkeit sobald wie möglich abzuhelfen brachte man eine ungeheure Menge Wasser herbei, und begofs oder bespritzte die Stelle unaufhörlich, wo die Landstrafse gewesen war, um sie schneller abzukühlen. Da der Strom nur einige hundert Schritte breit ist, und die Landstrafse sich nur schmal dadurch hinzuwinden braucht, so war man

in einigen Wochen durch unermüdetes Arbeiten damit fertig, und hatte die Communication wieder hergestellt; jedoch mufste man über noch ganz heifse Stellen gehen und fahren.

Es mochten manche die Frage aufwerfen, ob nicht etwa ein solcher Lavastrom sich nach Neapel verirren, und dort etwas respectablere Verwüstungen anrichten könnte? Ich glaube, dafs dies nicht gut möglich ist. Die Entfernung beträgt zwar kaum 1½ Deutsche Meile, und es ist auch eine grofse Ebene zwischen dem Berge und der Stadt; aber diese Ebene ist mindestens nicht wasserrecht; sie geht zu Zeiten bergan, und dies würde sogleich dem Lavastrom eine andere Richtung geben. Das Meer ist ein zu grofser Ableiter, liegt überdies zum Theil zwischen Neapel und dem Vesuv, und da von dem Berge an fast ein fortdauernder Abhang sich zum Meer herunterneigt, so ist es natürlich, dafs hieher alle diefsseitigen Lavaströme fliefsen.

Ich bin umständlich bei dem Vesuv gewesen, weil man auf dieser Karte seine Lage und seine Verhältnisse mit den umliegenden Oertern besonders deutlich bemerken kann.

Folgt man der Landstrafse von Torre del Greco weiter nach Südost zu, so hat man

links ein Kloster der Camaldolenser, das auf einem kleinen Berge von etwa 400 Fufs Höhe liegt, und mit den treflichsten Prospecten umgeben ist. Dieser kleine Berg sieht, von Neapel betrachtet, wie eine Warze des grofsen Vesuvs aus. Der Vergleich ist etwas niedrig, aber aufserst passend, wie jeder sich gleich in Neapel überzeugen kann. Uebrigens mufs man dies Kloster nicht mit jenem berühmtern von Oelen der Camaldolenser verwechseln, das hüter St. Elmo in einer Höhe von mehr als 1000 Fufs liegt, und eine der schönsten Aussichten in der Welt hat. Die Land-strafse führt nun weiter nach Torre dell' Annunziata, und nahe bei diesem Ort liegt das berühmte Pompeji, diese wieder auferstehende Stadt, die auf der Karte Scavi di Pompeji bezeichnet ist. Man sieht wie weit sie von Herculanum, mit dem man sie so oft verwechselt, entfernt liegt. Hier ist der letzte Punct, bis zu welchem ich in Süd-Italien gedrungen bin, und hier ist auch das Ende der diefsseitigen vorzüglichen Merkwürdigkeiten, wenn man nicht bis Pästum vordringen will.

Die Richtung des Meerufers lauft nun noch ungefähr eine Deutsche Meile weit gegen Südost, und sodann beginnt das Gebürge,

welches das Cap Minervä ausmacht, und sich nach Süd-West tief ins Meer erstrekt. Am Fuls desselben liegt Castel a Mare, und sodann nach einander die Städte Vico, Sorrento und Massa. In einer geringen Entfernung von der Spitze des Vorgebirges liegt die Insel Capri, und scheint ein abgerissenes Stük davon zu seyn, wie Sicilien von Italien. Durch einen optischen Betrug scheint Capri von Neapel aus beinahe so weit vom Cap Minervä entfernt zu seyn, wie vom Pausilipp, obwohl der letzte über viermal so weit davon entlegen ist. An der andern Seite des Gebirges ist ein Theil von dem tyrrhenischen Meerbusen, in dessen Nähe das berühmte Pästum liegt.

Ich würde noch viel von dieser merkwürdigen Karte schreiben können, denn ich bin nur dem Meeresufer gefolgt, wenn nicht der Raum, und das Verhältnis zu den übrigen Beschreibungen, Einschränkung geböte *).

*) Ich bin entschlossen, diese Karte in Deutschland herauszugeben, wenn ich einen geschikten Kupferstecher, der unter meiner Aufsicht arbeitet, zu finden vermag. Sie kostet in Neapel drei Silberducaten oder ungefähr 4 Thlr. Ich werde

## No. 75.

### Ein Plan von der Stadt Neapel.

Schwerlich wird eine Stadt in der Welt sich eines so genauen Grundrisses rühmen können, als Neapel. Er enthält nicht nur jede kleine Strafse, sondern auch jedes einzeln stehende Haus, jeden kleinen Garten, jeden Springbrunnen, jede Statue. Dies würde bei einem Paris und London nicht so schwer zu erreichen seyn, als bei einem Neapel; denn diese letzte Stadt ist ein solches Labyrinth von hohen und niedrigen Strafsen, von Winkeln, von Abschweifungen, von allmahligem Verlieren der Wohnungen an den Bergen, von ruinenvollen einsamen Gegenden u. s. w., dafs es ein halbes Wunder ist, dies alles treu darzustellen.

suchen, sie beinahe um die Hälfte zu liefern, und das nöthige darüber zu seiner Zeit bekannt machen.

Die Karte ist ebenfalls von Rizzi-Zannoni, und in der Königlichen Chalkographie unter dem Titel herausgekommen: Pianta della Città di Napoli come esiste nel presente anno MDCCXC. „Plan von der Stadt Neapel, wie sie im Jahr 1790 vorhanden ist.“

Auf der Titelvignette sieht man unter andern Attributen der Stadt auch den Flufsgott Sebetus und das Sinnbild Neapels, ein ungezogenes Pferd, welches dem unglüklichen Konradin von Schwaben das Leben kostete, weil sein Vater es hatte zugeln lassen, und die Neapolitaner diese Schmach nicht vergessen konnten.

Der beigefügte Plan ist zwar durch Zahlen, Buchstaben und Namen hinlänglich erläutert; aber um der leichtern Uebersicht willen erlaube ich mir einen kleinen Spaziergang mit dem Leser durch diese ungeheure Stadt zu machen, wobei er jedoch am Körper nicht ermüdet werden wird, und ich wünsche auch nicht am Geist. Ich bin anderthalb Jahr in Neapel gewesen, habe stets zu beobachten gesucht, und vermag wenigstens einen treuen Wegweiser abzugeben.

Wir fangen bei der Hohle durch den Pausilipp als dem westlichen grofsen Thor von Neapel an. Neapel hat nur dies einzige Thor, aber es ist auch um so ungeheurer, wie man schon auf der Karte sieht. Die ganze pavirte Strafse, welche durch die Worte: Andamento della Grotta di Pozzuoli der Lange nach bezeichnet ist, fuhrt durch den Berg, und ist an 900 Schritt lang. Wo ist ein ahnliches Thor in der Welt?

Oben lauft ein andrer Weg auf dem Rukken des Berges daruber hin, so wie man bei Festungen auf dem Wall uber das Thor wegzugehen pflegt. Der Pausilipp ist von dieser Seite der Wall von Neapel, und verhaltnifsmafsig grofs mit dem Thor.

Wenn man durch diese merkwurdige Hohle nach Neapel geht, so hat man beim Hervorkommen aus derselben rechts das Grabmahl des Virgil. Man wendet sich dann links zwischen Felsen um eine Ekke, und tritt in die lange Vorstadt Khiaja. Hier ist der Ort, wo der vornehme Theil der neapolitanischen Welt einen grofsen Theil seiner Genusse sucht, hier fahren gegen Abend, so oft das Wetter es erlaubt, in dichtgeschlossenen Reihen viele hundert Wagen auf und nieder,

nieder, wie im Corso zu Rom. Die eine Seite ist zum hinaufwärts-, die andere zum hinunterwärts-Fahren bestimmt, und da man viel in offenen Wagen fährt, und die ganze Gesellschaft sich mehreremale begegnet, so ist hier Gelegenheit, sich zu sehen und Bemerkungen zu machen. Darin finden die Neapolitaner ihr Vergnügen, und die Aussicht auf das Meer verbunden mit kühlen Meerlüften erhöht das Angenehme, das übrigens für Deutsche durch die öftere Wiederholung bald unschmakhaft werden würde.

Da ungefähr, wo die Wagen umzukehren pflegen, beginnt rechts am Ufer des Meers der einzige Spaziergang in Neapel, bekannt unter dem Namen: Villa reale. Er besteht aus zwei langen verdekten Laubengängen, die parallel laufen, und aus vielen Rasenflekken und Blumenbeeten an den Seiten derselben. In der Mitte steht die berühmte Gruppe aus dem farnesischen Palast in Rom, der Torso, wie man sie deutlich durch ein kleines Rund bezeichnet sieht *).

*) Diese Villa reale ist im dritten Heft des Hellas genau beschrieben, und gewürdigt worden, auf darauf beziehe ich mich hier.

Ehe man zu der Villa kommt, bemerkt man vier Reihen Puncte; diese bedeuten Maulbeerbäume, und daraus kann man die Genauigkeit der Karte abnehmen. Im Eingange der Villa von der Stadt aus ist rechts ein Kaffeehaus, links eine Wache.

Wendet man sich von der westlichen Hälfte der Villa landeinwärts, so entdekt man ein grofses öffentliches Gebäude, (denn die öffentlichen Gebäude sind durch eine schwarzere Schattirung bezeichnet) mit einem grofsen innern Hofe. Dies war das Quartier der Russen, so lange sie sich in Neapel aufhielten; in diesem Hofe sah man sie im Winter und Sommer häufig nakkend, wie sie ihre Bäder nahmen. Sonst hiefs dieser Ort das Schweizerquartier.

Weiter landwärts etwas rechts ist wieder ein grofser freier Platz, und im Hintergrunde desselben steht der neu erbaute geschmakvolle Palast des Marchese del Vasto; dieser Mann ist einer von denen, die jetzt am nächsten um den König sind.

Wir kehren zu der Villa zurük. Gegen ihr über, nach der Stadt zu, ist das Haus, worin ehmals der englische Gesandte Hamilton wohnte, und von hier eine schöne Aus-

sicht auf das Meer, die Villa, den Pausilipp, die Insel Capri u. s. w. hatte.

Man geht von hier am Ufer des Meers hinauf, und hat nur eine niedrige Mauer neben sich, wodurch die Aussicht nicht unterbrochen wird, bis man zu einem kleinen Garten kommt, der dem Kronprinzen gehört. In der Revolution wurde dieser Garten einem andern verkauft, auch alles darin umgeandert, und er scheint dadurch in Mifskredit gerathen zu seyn, denn der Kronprinz besucht ihn nicht mehr. Ein angefangenes Haus in demselben bleibt unbeendigt liegen, und ein Bad dahinter wird nicht gebraucht. Uebrigens beweist dieser Garten, dafs auch diklaubigte Baume am Ufer des Meers wachsen, und dafs man in der Villa nicht gezwungen gewesen ware, sich mit Pappeln und Weinstokken zu behelfen.

Wenn man bei ihm vorbei ist, so entdekt man links einige nebeneinander laufende Linien, und diese deuten ein Zikzak an, das auf das Soldatenquartier Pizzafalcone hinauffuhrt, wie man es deutlich als ein grofses Viereck bemerkt. Es hegt auf einer Hohe von wenigstens 400 Fufs, und einige daneben gebaute Palaste haben eine prachtvolle Aussicht.

Unten am Meer wohnte in dieser Gegend der bekannte verstorbene Lord Bristol, der nach den Jahrszeiten bald in Rom, bald in Neapel, bald in Castel a Mare seinen Aufenthalt nahm, und sich immer schone Aussichten wahlte.

Geht man unten am Ufer des Meers weiter, so hat man rechts den Eingang zu dem Castel del Uovo, das durch einen langen Damm mit dem Lande verbunden ist. Auf einem hohen Felsen im Meer ist hier namlich ein Fort erbauet, das nach seiner langlichten Gestalt seinen Namen von einem Ei hat. Ehmals hatte dieser Ort eine ganz andere Bestimmung; es lagen hier die Landhauser des Lucullus? Jetzt sieht man hier Kanonen, und dikke Mauern, und Wachzimmer, und Gallioten, und Staatsgefangene. Als ich das Fort im Winter 1802 besuchte, sals hier ein vornehmer Staatsbeamter, der etwas zu frei gegen die Regierung gesprochen hatte.

Die Strafse am Meer dreht sich hier fast in einem rechten Winkel gegen Mitternacht, und man kommt an einen Ort, wo man den Vesuv in seiner vortheilhaftesten Gestalt erblikt, wie schon erwahnt wurde. Man sieht

ihn gerade gegen sich über am jenseitigen Ufer des Meers empor steigen, und man wird vielleicht in der Welt kein erhabneres, einfacheres, ruhigeres Bild erblikken, als der Vesuv hier mit seinem Bruder, dem Somma, gewährt. Sie kontrastiren mit einer ungeheuren Fläche, und werden dadurch um so schöner. Die Neapolitaner gehen kalt vorüber, ohne ihn anzusehen, aber selten wird ein Fremder dieher kommen, ohne voll Vergnügen das schöne Schauspiel zu betrachten. Wie erhaben mag es seyn, wenn aus dem Gipfel des Berges sich Flammen und Dampfwolken gen Himmel erheben!

Etwas weiter hin, wo die Strafse breiter wird, ist das berühmte St. Lucia, das die Neapolitaner in den Sommermachten häufig besuchen, und hier Meerfrüchte *) genielsen. In den kleinen Strafsen ohne Ausgang, die sich wie Felsspalten in einen Berg erstrekken, wohnt hier ein Volkchen, wild von Ansehen, Zigeunermafsig roh, unwissend, nahe Vettern der Lazzaroni, die sich ausschliefsend mit Fischen beschäftigen, und Marinari genannt

*) So nennt man alle die eßbaren Schaalenthiere, die man hier im Golf findet.

werden. Ihre Weiber gleichen den Fischweibern in Paris, und übertreffen sie vielleicht noch in Scheufslichkeit. Winkelmann sagt, dafs an St. Lucia die schönsten Menschen von Neapel wohnen; dies mufs sich jetzt geändert haben. Ich habe unter den Mannern und Weibern wenig ertragliche Gestalten gefunden. Wie konnen auch Menschen schon werden, die in engen dumpfigen Löchern, gleichsam zwischen Felsritzen aufwachsen, deren Korper von Jugend auf besudelt, von der Sonne ausgedorret, oft durch schwere Arbeiten verkruppelt wird, und über deren Aeufseres die Schonheit der Seele wahrlich auch nichts Schones verbreiten kann.

Wenn man die Strafse St. Lucia zurückgelegt hat, so ist man genothigt, das Ufer des Meers zu verlassen, und sich in einem rechten Winkel links zu wenden. Man hat sodann rechts das Arsenal, in welchem das grofse punctirte Viereck ein sehr ebener Exercierplatz ist, und geht nun gerade auf den schonen Platz vor dem Koniglichen Palast zu. Ehe man auf denselben tritt, sieht man rechts einige Linien nebeneinander, die immer ein Zikzak andeuten, hier steigt man darauf tief zu dem Exercierplatz hinunter.

Das grofse Eckgebäude links, das auf der einen Seite eine schone Aussicht nach dem Meer uber das tiefliegende Arsenal hinweg hat, und auf der andern Seite Fronte gegen den Schlofsplatz macht, ist der Palast Actons. Er ist vier Stokwerk hoch, und ungeheuer grofs, aber einfach erbauet, und ganz ohne Architectur.

Rechts von ihm macht die Vorderseite des Königlichen Pallastes Fronte gegen den Schlofsplatz. Er ist in einfacher Dorischer Architectur mit mehrern Balkons erbauet, und macht eine angenehme Wirkung. Er sieht aschgrau und rothlich aus, und nur die Fenster stehen jetzt noch nicht in Verhältnifs mit der Pracht des Uebrigen. Wie grofs er sei, das sieht man auch aus den Hintergebauden. Diese erstrekken sich bis ans Meer hin, und der König kann hier, wenn er Neapel verlassen will, ganz unbemerkt ins Schiff steigen, zumal da ein kleiner Hafen angebracht ist.

Der lange freie Platz mit den Puncten ist ein Garten im zweiten Stokwerk des Schlosses. An demselben liegen die Zimmer der Königin, und sie tritt daraus in einer Hohe von mindestens funfzig Fufs unmittel-

bar in einen Garten mit Lauben und Baumen, wie in einen hängenden Garten Babylons. Sie hat von hier eine bezaubernde Aussicht auf das Meer gegen Sudost. Das kleine Viereck mit den Puncten under ist ein Garten des Kronprinzen im dritten Stokwerk des Palastes. Die Anlage dieses Garten scheint wunderbar, aber man lese, was im ersten Heft des Helios uber einen Astrico al Cielo gesagt ist, und man wird einige Aufklarung daruber finden.

Der Schlofsplatz ist ein angenehmer Spaziergang, besonders in den Wintermonaten, wo man die Sonne sucht. Die Villa reale ist dann zu feucht, und man findet die Gesellschaft der Lustwandelnden auf den Quadersteinen vor dem Schlosse, die am ersten trokken werden. Von hier sieht man auch die Hohe St. Elmo mit ihrem Fort, und dem Carthauser-Kloster, in ihrer ganzen Pracht, weil zu nahe Hauser die Aussicht nicht verhindern.

Die Ekke des Palastes heifst der Palazzo vecchio, und vor demselben ist der gröiste Zusammenflufs von Wagen, die sich hier zahllos durchkreuzen. Von der Strafse Toledo, von der gedrangtvollen Strada Khiaja, vom

Largo di Castello und von dem Wege her, der eben beschrieben ist, muls hier alles zusammentreffen. Ehe der König kam, fuhren hier Nachmittags von 4 Uhr bis 7 in 3 Minuten ungefehr 30 Wagen vorbei, nachher aber wohl 40 bis 50. Man kann denken, dafs die Gefahr des Fufsgängers hier nicht unbedeutend ist.

Wenn man sich um diese Ekke herumwendet, und gegen Nordost geht, so sieht man bald das Theater St. Carlo, das auf der Karte mit Parterr und Bühne sehr deutlich bezeichnet ist, neben sich gerade gegen Norden aber kommt man in das eigentliche Grofs der Stadt hinein.

---

## Die Peterskirche von innen.

Der grofse Altar, der im Hintergrunde so klein erscheint, ist so hoch, wie der höchste Palast in Rom, nehmlich wie der farnesische. Dies ist einem, wenn man in der Kirche ist, unglaublich, aber es ist wahr. Die gewundenen bronzenen Säulen desselben gefallen nicht, wie man auch in dem Kupferstich wahrnehmen kann. Sie machen mit den

geraden Linien der übrigen Architectur keinen guten Effect, und erscheinen, in Vergleichung mit dem vielen polirten Marmor umher, kraus und rostig.

Der Altar steht ganz frei, und hinter demselben ist noch ein weiter Raum bis zu dem Ende der Kirche, wo der Stuhl Petri hervorragt. Um das kleine Rund vor dem Altar brennen 112 Lampen, weil das Grabmal Petri und Pauli darunter ist; vorher rechts ist an dem einen Pfeiler, der die Kuppel trägt, die Kanzel, und unter derselben die sitzende Statue des Apostels Petrus, dem man beinahe den einen Fuls abgekulst hat, ob er gleich von Bronze ist. In kurzem wird er mussen vorgeschuhet werden.

Wenn man in die Kirche hereintritt, so erscheinen die Engel an den ersten Pfeilern, die das Bekken mit dem Weihwasser tragen, wie Kinder, deren Gestalt sie auch haben; aber geht man zu ihnen heran, so sind es Riesen, deren Schenkel so dik sind, wie man selber im Leibe.

Steht man auf der einen Seite bei ihnen, und sieht nach denen auf der andern Seite, so wird man unwillig, dafs der Architect einen Fehler in der Symmetrie beging, und

die gegenüberstehenden so klein machte; geht man zu ihnen hin, so ists derselbe Fall mit den Engeln an der andern Seite. Dies ist eine Täuschung, von der sich das Auge nicht losmachen kann, wenn man sie auch schon längst eingesehen hat.

Geht man zwischen den grofsen Pfeilern in der Kirche, der Queer nach auf und nieder, so glaubt man in einer fremden Kirche zu seyn, und dies ist mit allen Queergängen der Fall, besonders unter der Kuppel. Die Peterskirche besteht aus einer Menge von Kirchen und Kapellen, welche durch das Ganze der Architectur gebildet werden.

In der Kuppel umher stehen die Worte: Tu es Petrus, et supra hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et tibi dabo claves regni coelorum. Die Buchstaben haben über Mannslange, und sehen unten aus, wie gewöhnliche lateinische Schrift. Ueber derselben gehen zwei Gallerien rings in der Kuppel herum. Hier ist der Eindruk am erhabensten. Man hat unter und über sich einen Abgrund. Die Menschen, die am grofsen Altar herumgehen, erscheinen wie Hühner, und er selber verliert sich wie nichts. Unten in der Kirche

sind hölzerne Gerüste mit Rädern, die man herumfahren, und dadurch die Kirche oben im Stande erhalten kann. Diese sind weit höher, als der grofse Altar, gehen nur eben durch die Gewölbe, und sind also so hoch wie ein mafsiger Thurm; aber von der Gallerie betrachtet sehen sie aus, wie gewöhnliche Doppelleitern, die man bei einem Baum stellt, und kaum so grofs. Unter der Kuppel kann der Strafsburger Münster stehen, ohne oben anzustofsen; denn vom Pflaster der Kirche bis in die Spitze sind 400 Fufs.

Der Architect mit einigem Kopf, der einmal in den Gallerien der Peterskuppel herumwandert, kann unmöglich nachher eine kleinliche Idee fassen.

Ich beziehe mich wegen des übrigen von dem Inwendigen der Peterskirche auf Helios den Titan Heft II pag. 153. Hier wird man von dem Kleinerscheinen, und Grofsseyn derselben mehreres finden.

---

## Das Auswendige der Peterskirche.

Der Platz vor derselben ist einer der prachtigsten, wo nicht der prachtigste in der

Welt. Er enthält nur wenig Gegenstände, aber diese sind von einer Wichtigkeit, dafs sie tausende aufwiegen. Der Obelisk ward vor mehr als 3000 Jahren von dem Sohn des Sesostris, dem egyptischen Könige Nuncoreus, erbauet, stand ein Jahrtausend in seinem Vaterlande, ward sodann, als Rom Egypten beherrschte, unter Caligula nach dieser Hauptstadt der Welt gebracht, stand hier in dem Circus des Nero anderthalb tausend Jahre, ward sodann unter dem Pabst Sixtus V. von seiner alten Stelle fortgebracht, und den 10ten September 1586. von dem berühmten Architecten Fontana an seinem jetzigen Ort vor der Peterskirche im Angesicht hunderttausender errichtet. Von welchem Dinge in der Welt kann man etwas ähnliches sagen?

Das, was aus Egypten kam, der Obelisk selber, hat eine Höhe von ungefähr 116 römischen Palmen oder Spannen, einen Cubicinhalt von 11203⅞ Palmen, und wiegt 963337½ Pfund. Als er aus dem Circus des Nero vor die Peterskirche gebracht wurde, war er rings mit einer Bewafnung umgeben, und mit dieser wog er eine Million 47537 Pfund. Wenn man bedenkt, dafs es künstlicher Maschinen bedarf, um 1000 Pfund zu

heben, so kann man fühlen, was ein Thurm von mehr als einer Million Pfund zu errichten kostet *).

Er hat jetzt in seiner ganzen Höhe 180½ Palmen, oder 124½ Pariser Fufs, ist also ein betrachtlicher Thurm, den man aus einer kleinen Stadt meilenweit sieht; aber hier wird er von seinen Umgebungen so gedemüthigt, dafs er nur unbedeutend erscheint.

Der zweite höchst wichtige Gegenstand auf diesem Platz ist das grofse Paar der Springbrunnen, die wahrscheinlich die schönsten in der Welt sind. Sie machen eine bezaubernde Wirkung, und tragen bei einer aufserordentlichen Schönheit auch etwas erhabnes an sich. Oben aus der runden Fläche springen zwanzig bis dreifsig Arme Wasser, von welchen der mittelste der dikste ist, mit grofser Stärke hervor, und ergiefsen sich von allen Seiten über drei Absätze mit grofser Pracht. Es könnte ein Huls aus diesen Fontainen entspringen, und ich sehe nicht ein, warum man ihn nicht entspringen läfst; er

*) In der Zeitschrift der Torso Heft I. und II. ist die umständliche Beschreibung enthalten, wie dieser Obelisk errichtet wurde.

konnte sehr zur Verschönerung des Platzes dienen.

Als die Königin von Neapel auf ihrer Reise nach Wien hier war, führte man sie auch auf den Petersplatz, und sie bewunderte lange das sprudelnde und weifsschäumende Wasser. Endlich winkte sie, und gab ein Zeichen, dafs man endigen möchte; denn sie glaubte, dafs man die Fontainen um ihrentwillen habe springen lassen, und dafs eine solche Menge Wassers nicht immer herausströmen könnte.

Dies beweist wenigstens für das Aufserordentliche des Schauspiels. Rom hat schon seit Jahrtausenden einen grofsen Reichthum an Wasser gehabt.

In der Nähe dieser Springbrunnen mufs man sich immer an die Seite stellen, von welcher der Wind kommt, weil man auf der andern, wie in einem starken Regen, benezt wird.

Noch erhabner ist die Colonnade, welche diesen Platz einfafst. Um von der Grofse derselben zu urtheilen, mufs man wissen, dafs nur drei Mann eine von den Säulen umspannen können, *) und dieser Säulen sind 284.

*) Der Verfasser hat sie selber ausgemessen.

Auf der Colonnade oben stehen 192 Statuen, wovon jede zehnthalb Fuls hoch ist. Man denke, was zu einer solchen Saule und Statue nothwendig ist, und man wird von dem Riesenformigen des Werks einen Begrif bekommen. Die Bildsäulen, und Gemälde, die Bernin verfertigt hat, werden ihn nicht verewigen, aber diese Colonnade gewifs.

Wir kommen jetzt zu der Hauptsache, zu dem Aeufsern der Peterskirche selbst, und hier ist nicht blos Bewunderung und Lob, sondern auch Tadel an seinem rechten Ort. Schon auf dem Kupferstich mufs man bemerken, dafs die Vorderseite dieser berühmten Kirche nicht die einfache Fabelenheit hat, die man an der Colonnade bemerkt. In dieser letzten ist Ein grofser Gedanke grofs ausgefuhrt, in jener sind hundert kleine Gedanken zu einem Ganzen vereinigt, und geben dem Ganzen ein kleinliches Ansehen. Erker und Fenster, grofs und klein, und Thuren, und Zierathen mannichfacher Art, und sogar zwei Zifferblatter verderben hier dem Eindruk des Grofsen. Denn dieser entsteht nicht aus der Grofse des Werks, sondern aus der Grofse des Geschmaks, der darin herrscht.

Diesen

Diesen aber kannten die Alten in seinem ganzen Umfange, und bewiesen es.

Man hat in diesem Kabinet einige Hauptgebäude aus dem Alterthum, und aus der neuern Zeit vor sich: die Peterskirche, den Dom zu Florenz, und den Palast Pitti, ferner das Pantheon, das Grabmal Hadrians oder die Engelsburg, die Pyramide des Cajus Cestius, und das grofse Amphitheater zu Verona. Man vergleiche diese Werke auch nur im Kupferstich mit einander, und man wird finden, dafs das Alterthum einen ganz andern Karakter hat, als die neuere Zeit, und zwar den Karakter der Gröfse durch die Form. Die Peterskirche ist ein Kästchen, das Pantheon ein Tempel, obgleich jene der körperlichen Masse nach unendlich gröfser ist, als dieses. Die Colonnade vor der Peterskirche ist sehr schön, aber sie kann die Vergleichung mit dem Amphitheater in Verona kaum aushalten, obwohl dieses schon seine beiden obersten Stokwerke verlohren hat. Der Palast Pitti ist eines der erhabensten Gebäude, das ich auf der ganzen Reise gesehen habe, aber ich glaube, dafs die Engelsburg und die Pyramide des Cajus Cestius ihn erdrükken würden, wenn sie neben ihm stunden.

Woher kommt dieser Vorzug der alten Architectur? Es gibt eine Antwort auf diese Frage, und sogar eine kurze: die Alten schmukten ein grofses Gebaude durch ein einziges grofses und schones Zierath, und brachten dies ringsum das Werk an. Darin liegt das ganze Geheimnils; dadurch gaben sie ihren Werken den Karakter des Grofsen. Die Engelsburg hat oben, so weit das Antike des Gebaudes geht, einen einzigen architectonischen Schmuk, der das ganze ungeheure Rund umgibt; das Amphitheater zu Verona hat rings umher die sich ahnlichen Bogen, das Pantheon aber den einfachen Saulenvorsprung mit dem Giebelfelde.

Darin besteht ein besonderer Fehler der Peterskirche, dafs sie keine freistehende Saulen hat. Ein Frontispiz in der verhaltnifsmafsigen Grofse wurde hier etwas Grofses leisten; denn die Saulen in der Mitte sind so dik, dafs nur vier Mann sie umspannen konnen *).

Wenn man oben auf dem Dach der Peterskirche ist, so befindet man sich, wie in einer kleinen Stadt, in welcher uberall Kup-

*) Dies alles wird man im Helios Heft I. weiter ausgefuhrt finden.

peln und Wohnungen für Menschen hervorragen; die grofse Kuppel aber erscheint wie ein prachtvolles Ganzes, das auch auf der Erde stehen konnte, und ein Pantheon bilden würde.

Ueber den Zifferblättern sieht man die papstliche Krone zwischen zwei Schlusseln. Diese Krone ist so grofs, wenn man dabei steht, dafs man sie nur mit dem Heidelberger Fafs vergleichen kann; in den Ringen der Schlussel aber konnen mehrere Menschen bequem Raum finden.

Der Knopf auf der Kuppel, in welchem der Verfasser im April 1807. zweimal gewesen ist, kann 16 Menschen fassen. Man steigt durch den engen Hals auf einer eisernen Leiter hinein, findet aber, wenn die Sonne scheint, eine solche Hitze darin, dafs man es nicht lange aushalt. Ich wufste anfangs nicht, woher diese Hitze entstand, bis ich von ungefahr das Kupfer an der Sonnenseite anfafste, und es so heifs fand, dafs ich die Hand kaum daran halten konnte; und es war im April. Im Sommer mufs es hier ganz unmoglich seyn, zu verweilen.

Der Knopf hat einige Locher bekommen, wodurch das Licht hereinschimmert, wahr-

scheinlich war das Kupfer an diesen Stellen nicht gut, und verwitterte mit Länge der Zeit.

Ich glaube, wenn man das, was im Ueberhos und hier gesagt ist, einigemal mit den Kupferstichen von der Peterskirche vergleicht, man einen deutlichen Begrif davon haben muls, ja, dafs jemand, wenn es moglich ware, ihn plotzlich vor, oder in die Peterskirche zu versetzen, hier ganz bekannt seyn, und sogleich wissen wurde, wo er sich befände.

---

Es befinden sich noch eine Menge anderer Kupferstiche von italienischen Meistern in dem Kabinet, deren Beschreibung aber hier zu weit fuhren wurde.

---

## Ueber den Transport von Kunstsachen, nebst Erzählungen eines kleinen Transports derselben von Neapel bis Schlesien.

Nicht leicht ist eine Sache mehreren Ungluksfallen unterworfen gewesen, als das Fortbringen von Kunstsachen aus einem Lan-

de in das andere, besonders wenn es zu Wasser geschah. Mehrere Beispiele von Verunglückungen dieser Art haben wir nahe vor Augen.

Als der englische Gesandte Hamilton seine hetrurischen Vasen und Gefäse aus Neapel fortschafte, ging ein Schif, worauf die besten davon befindlich waren, unter, und er brachte nur einen Theil davon glüklich nach London *). Der Lord Elgin hatte, wie bekannt, vor Kurzem vom turkischen Hofe die Erlaubnifs erhalten, in Griechenland nach Alterthümern graben zu lassen **), und auch

*) Diesen Rest hat er seit der Zeit an den König für 6000 Pfund Sterling verkauft, sich aber dabei ausgebeten, dafs diese Sammlung künftig, auch nach seinem Tode noch, die hamiltonsche Sammlung heifsen sollte, welchen Namen sie auch wirklich noch führt.

**) Obwohl ich den Roman: der Zauberer Angelion, selber geschrieben habe, so glaube ich doch, es sei nicht unbescheiden, hier zu bemerken, wie die ganze Geschichte darin sich um den Punct drehet, dafs ein englischer Lord (denn der Zauberer Angelion ist nichts anders) in Griechenland Alterthümer ausgräbt, und dafs auch mein Zweck war, aufmerksam auf die Schätze zu ma-

mancherlei Schätze davon aus Licht gebracht, unter andern einige schöne Marmor-Basreliefs, mit Vorstellungen aus der alten griechischen Geschichte; aber bei Candia scheiterte ein Schif mit diesen Schätzen, und sehr vieles war davon verloren.

Selbst der Laocoon hat auf der Reise von Rom nach Paris einen Unfall erlitten, indem eine alte Zusammenfügung des Marmors, die man nicht mehr bemerken konnte, sich wieder geöfnet, und das erhabne Werk etwas entstellt hat.

Ein Deutscher hatte in Rom Kupferstiche, Conchilien, antike Münzen, Schwefelabgüsse u. s. w. gekauft, und alles dies in einen Koffer gepakt. Er fand auch alles diesseits der Apenninen wieder, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in einer engen vertraulichen Verbindung unter einander, und gleichsam zu einem Salat gemischt, in wel-

chen, die dort noch verborgen seyn müßten. Es kann seyn, daß der Lord Elgin nie etwas von dem Zauberer Angelon gehört hat, aber es ist doch sonderbar, daß die Hauptgeschichte eines Romans, der seit einigen Jahren in Deutschland bekannt ist, plötzlich von England aus realisirt wird.

chem er die Münzen kaum von den Conchilien unterscheiden konnte, und die Kupferstiche von den Schwefelabgussen, wie von Mäusen, zerfressen fand.

Ein anderer packte grofsgriechische silberne Münzen zu Neapel in eine Schachtel, um sie mit nach Wien zu nehmen. Die Schachtel ging unterwegens auf, und in Wien fand er den feinsten Silberstaub an deren Stelle. Die Münzen waren nach einigen Wochen in ihre ersten Bestandtheile aufgelöst, wie Menschen nach einigen Jahrzehnten sich in Staub verwandeln.

Diese Beispiele hatte ich vor Augen, als ich mich im März 1803. in Neapel befand, und darauf sann, die hier beschriebene Sammlung von hetrurischen Gefafsen, von antiken Münzen, von Bronzen, von Conchilien, von Lavasorten und vielen andern Seltenheiten, die ich in einem gluklichen Zeitpunkt anzukaufen Gelegenheit gehabt hatte, nach Deutschland zu transportiren. Vestigia ne terrebant, und ich wankte lange, ob ich sie zu Wasser oder zu Lande den weiten Weg machen lassen sollte, bis endlich die Liebe zu den gesammelten Sachen, die mir nicht erlaubte, mich von ihnen zu trennen, entschied.

und ich sie im Wagen mitzunehmen beschlofs. Ich mufs hier zugleich bemerken, dafs der Graf von Hardenberg, dessen Bekanntschaft ich in Neapel zu machen die Ehre hatte, sich erbot, die Munzen, die 40 bis 50 Pfund an Gewicht betrugen, mit nach Deutschland zu nehmen.

Da mehrere Reisende mit mir in eine ahnliche Lage gerathen konnten, die Sache auch noch nicht erortert ist, so halte ich die Nachricht wie ich meine Schatze einpakte, nicht für unnothig.

Was die Munzen betrift, so nahm ich ein Bret, ungefehr einen Fufs im Durchmesser, breitete ein Tuch darüber, sodann eine Schichte feines Werg, und auf dieses legte ich rollenweise die Munzen, die ich vorher einzeln in Papier gewikkelt hatte. Auf die Schichte von Munzen kam wieder eine Schichte von Werg, und so abwechselnd fort, bis ungefehr zwo grofse und kleine Munzen übereinander lagen. Hierauf wurden die Zipfel des unten ausgebreiteten Tuchs darüber zusammengeschlagen, und ein anderes Bret von gleicher Grofse darauf gelegt. Nun wurden die beiden Breter durch Schnuren fest gegen einander gezogen, so dafs die

Münzen unbeweglich zusammengepreſst lagen, die an den Seiten entstehenden Zwischenraume aber liefs ich sorgfältig ausstopfen, und das Ganze in Saktuch einpakken. So übergab ich es mit schwerem Herzen zu einer Reise von mehr als dreihundert Meilen über Gebirge, und Thäler und Ebenen.

Die hetrurischen Gefäfse, unter denen einige sehr fein waren, zu einer solchen Landreise auszurüsten, war eine schwerere Aufgabe. Ich begann die Sache so. Zuerst wikkelte ich jedes Gefäfse besonders in Werg, schlang rings umher einen Faden, und stopfte es inwendig fest aus, doch um Raum zu ersparen so, dafs ich die kleinern Gefäfse in die gröfsern legte. Eben so umwikkelte ich die Bronzen, Conchilien, Mineralien u. s. w., und pakte sodann alles in einen Kasten in turkisches Weizenstroh und Heu, so fest als möglich.

Das Reisen mit Vetturinis ist in Italien am wohlfeilsten, und am wenigsten mit Verdrufs verbunden, weil man dem Vetturino alles überlafst, auch die Zeche in den Wirthshäusern, und also von den abscheulichen Wirthen nicht geplagt wird. Einem solchen verdung auch ich mich mit meinen Sachen,

und kam ziemlich ohne Besorgnifs bis nach Rom, weil der Weg, eine Strekke bei Terracina ausgenommen, sehr gut war, und einen grofsen Theil von der ehemaligen via appia oder trajana ausmachte. Auch wurde ich in Rom nicht visitirt, weil ein polnischer Graf, der mit demselben Vetturin reiste, die Vorsicht gehabt hatte, sich in Neapel einen Passir-Zettel auszuwirken.

Auf dem furchterlichen in Wolken liegenden Radicofani ist die Granzmauth zwischen dem romischen und florentinischen Gebiet, und hier mufste ich mich visitiren lassen. Da ich unmoglich zugeben konnte, dafs man die festeingepakten Sachen auspakte, so hatte ich viel Verdrufs. Nach langen Debatten verwies man mich nach Florenz, plombirte die Sachen, und liefs mich 2 Zechinen Pfand deponiren. Ein Knecht im Wirthshause, der so viel Bindfaden gebracht hatte, als einigemal um den Koffer reichte, verlangte 2 Paol (8 ggr.) dafur. Ich gab ihm einen ganz neuen Flaschenkorb, den ich grade nicht mehr gebrauchte, aber er war noch lange nicht damit zufrieden, und verlangte noch einen Paol *).

*) Solche kleine Züge können zu Beweisen dienen, welchen Plakkereien man unter den

In Florenz mufste ich alles, was ich bei mir hatte, die Tage meines Aufenthalts daselbst, auf der Dogane lassen, nanlich meinen Reisekoffer, den Kasten mit den hetrurischen Gefafsen, und noch eine Kiste. Ich suchte mich so viel wie moglich zu wenden und zu drehen, und man war so hoflich, mich nicht auspakken zu lassen; aber ich mufste fur den Transito-Zoll und fur die Mauthbedienten etwas ansehnliches bezahlen.

In Pietramala war das lezte Mauthamt im Florentinischen, und hier, tief zwischen den Apenninen, empfing ich die beiden Zechinen Pfand, die ich auf der Hohe Radicofani hatte lassen mussen, in Silbergeld mit einigem Verlust zurok.

Nun naherten wir uns der Granze der freien italienischen Republik, und in Scarica-lasino war die Granz-Dogane. Der Ort hat wahrscheinlich seinen Namen davon, weil die Esel, die haufig in diesen gebirgigten Gegenden gebraucht werden, hier abladen mussen. Aber nicht die Esel allein, auch unsere Vetturins mufsten alles, was auf dem Wagen war, herunternehmen. Alle Passagiere

Insernt niedrigdenkenden gemeinen Italienern, besonders in den Wirthshausern ausgesezt ist

sahen sich genöthigt, ihre Koffer aufzuschliefsen, und da man in den meinigen so mancherlei Sachen fand, die nicht current waren, so wurde man ungewöhnlich aufmerksam. Ich hatte Schachteln, und kleine Kastchen mit Mineralien, so wie blecherne Buchsen mit einigen seltenen Munzen darin.

Einer von den Mauthbedienten nahm eine Ladung von diesen Sachen in Arm, und sagte, er musse sie in die Mauthstube bringen. Die übrigen blieben in dem offenen Koffer unter in Unordnung gebrachter Wasche und Kleidung zurük, und wurden weiter von einem andern Mauthbedienten durchsucht. Welchen Theil sollte ich hüten? Ich ging mit in die Mauthstube, und bat die übrigen Passagiers, etwas auf meinen Koffer Acht zu haben.

Ich mulste die Kastchen und Büchsen aufmachen, und den Preis der Sachen angeben. Da man antike Munzen fand, so zeigte man mir eine Faustina senior maximi modulli, wo sie auf dem Revers in einem mit Lowen bespannten Triumphwagen abgebildet war, und sagte mir, dafs ein Reisender sie ihnen geschenkt hatte. Ich merkte, dafs sie grofsen Werth darauf legten; mir schien sie unecht zu seyn.

Jetzt brachte man meinen Kasten mit den hetrurischen Gefäfsen, und noch eine Kiste mit andern Kunstsachen herein. Nach einigen Bedenklichkeiten entschlofs man sich endlich, alle diese Sachen zu wiegen, und nach dem Gewicht zu taxiren. Ich war herzlich gern damit zufrieden, mufste aber jetzt wieder ein ansehnliches Pfand niederlegen, das ich an der andern Seite der Republik im Granz-Mauthamt zurükerhalten sollte. Ich erkundigte mich nach diesem, aber man wufste nicht, welches es sei; ich sollte es ihnen nennen.

Da ich noch ungewifs war, ob ich bei Verona oder auf einem andern Punct über die Granze der Republik gehen würde, so bat ich, man mochte den Schein im allgemeinen an das letzte Mauthamt richten. Umsonst! Sie verlangten von mir, dafs ich die Granzmauthen an jener Seite kennen und ihnen eins davon bestimmen sollte; sie selber kannten aufser Verona kein einziges.

Ich führe diese Umstände zum Beweis an, wie übel man in einem neuorganisirten Staat berathen ist. Unwissenheit, Ungeübtheit in Geschäften leuchtet überall hervor, und hier hatte ich mit wirklichen A b e

Schätzen zu thun. Ihr ganzes Benehmen, ihre ganze Schreiberei bewies dies. Ich mußte mich endlich entschließen, meinen Transito-Schein nach Verona richten zu lassen.

Von weit jenseits Florenz an hatte ich in den gebirgigten Steinwegen für meine zerbrechlichen Kunstsachen gezittert, und noch immer befand ich mich in den Apenninen, wo Höhen und Tiefen ewig wechselten. Oft, wenn es auf einem rauhen Wege schnell bergab ging, gab es so heftige Stöße, daß ich glaubte, es sei unmöglich, daß die feinen zerbrechlichen Gefäße erhalten werden konnten, und meine Empfindung war wahrlich nicht angenehm dabei.

Zwei Meilen von Bologna endlich kamen wir bei Pianoro von den furchtbaren Apenninen herunter, und befanden uns nun auf der unabsehbaren, wasserrechten Ebene der Lombardei, wo der Wagen gleich einem Schiff in ewig horizontaler Richtung fortglitt. Meine Furcht für die Gegenwart war nun vorüber, aber für die Vergangenheit dauerte sie fort.

Wir kamen endlich über Mantua und Modena nach Verona, einer Stadt, die durch die Etsch in zwei Theile getheilt wird, und

halb der italienischen Republik, halb dem Kaiser gehört. Auf der italienischen Seite bekam ich nach einigen Umständen mein Pfand wieder, aber auf der deutschen Seite hatte ich mit dem Acciseamt grofse Unbequemlichkeiten. Ich mufste die Koffer auf die Dogane bringen lassen, ich mufste sie öffnen, und man machte Mine, sie genau zu durchsuchen, obwohl schon ein Kerl bei mir im Zimmer gewesen war, und ich mit der Sache fertig zu seyn glaubte. In dem Kasten mit den hetrurischen Gefafsen lag ein Priapus oben; man betrachtete ihn genau und wollte wissen, was er vorstelle. Da ich nicht wünschte, Anlafs zu dummen Witz zu geben, so gab ich ihn für einen Fufs aus, und man war damit zufrieden. Unwissenheit, Grobheit und Unverschämtheit herrschte übrigens in dieser Gränzmauth. Sie war ebenfalls neuorganisirt.

Es kam jetzt ein gefährlicher Zeitpunct für den Transport meiner Kunstsachen. Bis Verona war ich mit Vetturins gefahren; hier hörte diese Art des Reisens auf, und ich mufste mit der Diligence weiter gehen. Diese nimmt ihren Weg durch Tyrol über Insprük nach Wien, und hat einen Conduc-

teur, der sie bis Inspruk begleitet. Dies ist bedeutend. Der diesmalige Conducteur war ein ungeheuer grofser und dikker Mensch, eher einem Elephanten ähnlich, als einem Menschen. Aber hätte er noch dikker und ungeschlachter seyn mögen, wäre er nur an Geist und in seinem Betragen nicht eben so ungeschliffen und ausgezeichnet vor andern Menschen gewesen.

Als meine Sachen aufgepakt wurden, und ich heraustrat, um nach ihnen zu sehen, waren seine ersten Worte: was wollen Sie? und diese wurden in dem rauhesten und grobsten Ton gesprochen. Da ich einige Fragen nach meinen Koffern that, war die unpassende Antwort, das wurde alles besorgt werden, ohne dafs ich mich darum bekummerte. Ich fühlte gleich vom ersten Augenblik an, dafs dieser Mensch nicht einen Funken von Humanität oder nur von gewöhnlicher Höflichkeit besafs. Und mit ihm sollte ich von Verona bis Inspruk reisen, dieser Mensch sollte die Aufsicht über alle Sachen auf der Diligence haben!

Ich fühlte bald, was das hiefs. Der Kasten mit den antiken Gefäfsen war vorne auf der Spitze einer emporstehenden Leiter, wie

man

man sie bei grolsen Lastwagen sieht, aufgepakt, und schnellte bei jedem Stofs in die Höhe. Meine Pistolen und mein Säbel waren irgendwo hingerathen, wo ich ihrer auf keine Weise bei einem Zufall habhaft werden konnte; selbst mein Mantel war so verpakt, dafs ich ihn nicht umnehmen konnte, wenn ich wollte.

Ich fuhlte, dafs, wenn ich darüber Anmerkungen machen wollte, ich mir den grofsten Verdrufs zuziehen wurde, und schwieg. Pour comble de malheur war eine sehr häfsliche Frau mit im Wagen, die ein abscheuliches Italienisches redete, ganz in der mailandischen französirenden Aussprache, worin man z. B. nicht saputo, veduto, dunque, ognuno, sondern saput, vedùt, dunque, ognùn sagt, und mit der sich auch selbst in diesem Jargon nichts reden liefs. So ging es mit mir und meinen Kunstsachen über Roveredo und Botzen nach Trient, und in die steinigten Gebirge von Tyrol hinein.

Ich hatte nun meine Antiquitäten unversehrt schon weit über hundert Meilen fortgebracht, denn in Verona hatte ich sie noch unbeschädigt gefunden; hier sah ich sie auf einmal in Gefahr, gänzlich zu Grunde gerich-

tet zu werden. Der Kasten mit den hetrurischen Gefäßen hatte den schlechtesten Ort auf dem ganzen Wagen, und war den heftigsten Erschutterungen ausgesezt. Wie viel mußte ich dabei empfinden, da ich einen solchen Schatz darin wußte! Aber es war an keine Aenderung zu denken.

In Trient stieg ein Mann mit seinem Sohne blind auf, der Bruder des italienischen Professors Filippi in Wien, um nach Wien zu gehen, so wie ein Kaufdiener und ein italienisches Madchen.

Von jetzt fing der Conducteur an, noch weit rauher gegen mich zu seyn, denn ich hatte etwas versaumt, was die Conducteurs hier durchaus den Reisenden zur Pflicht machen wollen, ihn in den Wirthshausern frei zu halten. Ich hatte nicht daran gedacht, wurde aber gegen ein gehoriges Betragen gewis darauf gekommen seyn: nur mich dazu zwingen zu lassen, darin konnte ich mich nicht überwinden.

In Brixen, wo wir eine Nacht, und einen Tag blieben, wo ich mich in der Gesellschaft des Herrn Bisdomini, der eine Chalkographie hat, und eines Grafen, der ein kleines antikes Munzkabinet besitzt, etwas von der trau-

rigen Reise erholt hatte, brach die ganze Abscheulichkeit dieses Conducteurs aus. Wir fuhren spät Abends weg, nachdem er uns lange hatte warten lassen, als alles schon bereitet war, und er blos noch in einer Wirthsstube zechte. Endlich kam er, und wir stiegen ein. Da ich meinen Hut vermiste, so fragte ich ihn: Herr Conducteur haben Sie meinen Hut nicht gesehen? Von dieser ganz simplen Frage nahm er die Gelegenheit zu den bittersten Handeln her, fragte mich, ob ich glaubte, dafs er mein Bedienter ware, und fuhr in diesem Ton auf die unverschamteste Art fort.

Man kann denken, wie mir zu Muthe war, mit einem wutenden Menschen in einen engen Raum eingesperrt zu seyn, und ihn ohne Ende Lamen zu hören. Er war betrunken, und eben so wenig fahig, Vernunft anzunehmen, als ein unvernunftiges Thier. Die andern Passagiers aber getrauten sich nicht, nur ein Wort zu sagen, denn sie fuhren beide blind mit, und die Italienerin allein bezahlte in den Posthausern. Wir hatten keinen Conducteur, wir hatten einen Tyrannen bei uns *).

*) Wenn man weifs, dafs die österreichische Regierung in allen Zweigen weit eher zu genau

Ich war fest entschlossen, ihn in Inspruk zu denunciren, und er hatte dies in mehreren Ruksichten verdient; aber die Umstande dabei, so wie der Mangel an Zeit, hielten mich zuruk, und so mag ihm wohl oft die grofste Insolenz hingehen. Der Weg von Verona bis Inspruk ist aufserst bergigt und man mufs unter andern uber den hohen Brenner; aber wenn mir noch einmal die Wahl freistunde, mit diesem Conducteur zu fahren, oder den ganzen Weg zu Fufs zu machen, ich wurde ganz ohne Bedenken das letzte wahlen.

Wir kamen endlich in Inspruk an. Ich konnte den Kasten mit den hetrurischen Gefäsen ofnen, und that es: aber ein wirkliches Zittern uberfiel mich, als ich es that.

als zu lax ist, so scheint es unglaublich, dafs man einem solchen Menschen nicht naher auf die Finger sieht, und man kann sich dies blos durch die Entfernung von Wien erklären; denn bei Wien habe ich die Conducteurs gänzlich umgeändert gefunden. Dieser sprach fast nichts anders als Zoten, nannte den Kandidenzer im Scherz einen Flegel, incommodirte durch ein grofses Kissen, das er auf seinen Sitz schnallte, den hinter ihm Sitzenden auf das unverantwortlichste, und benahm sich in allem als ein unmanierlicher Subjekt.

Ich mufste furchten, alles zertrummert zu finden.

Das erste, was mir in die Hand fiel, war der Priapus, und ich fand ihn unversehrt. Unkraut, dachte ich, vergeht nicht, und liefs mich dadurch nicht trosten. Auch war es eine kurze Freude, denn in dem zweiten was ich ofnete, fand ich einen mitten durchbrochenen Discus, und sodann noch manches andere, das mich nicht erfreute. Kurz, ein grofses hetrurisches Trinkgefals, ein kleiner antiker romischer Topf, ein Balsamarium, eine Patera lag in Scherben, und von einer Vase oder Campane war der Fufs stark beschadigt, ja die Stukchen so zerrieben, dafs es nicht möglich war sie wieder zusammenzusetzen. Indefs hatte ich mir die Verheerung noch schlimmer vorgestellt, und war zufrieden, dafs von 50 Gefalsen nur 5 oder 6 verloren gingen.

Von Inspruk bis Wien waren meine Kunstsachen mehr in Sicherheit, wie je, denn ich machte diese Tour auf dem Inn und auf der Donau zu Wasser. Indessen mufsten alle Passagiers bei Engelhardszell die genaueste Visitation ausstehen, genauer, wie ich sie je erfahren habe; aber ich hatte Zeit genug, alles wieder gehorig einzupakken.

Trotz dieser Untersuchung mulsten wir sie uns bei Wien noch einmal mit der grofsten Strenge gefallen lassen. Sogar geöfnete Briefe schlug man auseinander und las die Ober- und Unterschrift. Bei dieser unangenehmen Gelegenheit verlor ich ein Buch, worin meine Reisebemerkungen wahrend der Wasserfahrt standen, und aufserdem die Erklarungen vieler von meinen alten Munzen. Wer je etwas ahnliches verloren hat, der wird wissen wie wehe es thut.

Ich hatte in Wien viele Umstände wegen meiner Kunstsachen, und mulste sie bestandig auf der Accise lassen, auch von neuem ein betrachtliches Pfand einlegen; aber Unfalle hatte ich nun auf einer weiten Strekke nicht mehr, bis endlich der letzte und gefahrlichste kam.

Ich fuhr mit noch einem Passagier und dem Conducteur, dem ich meine Sachen sehr empfohlen hatte, von Troppau nach Jagerndorf. Der Postillion jagte sehr, und der Weg war aufserst rauh, so dafs ich hinlangliche Ursache hatte, fur meine Antiquitaten besorgt zu seyn. Indessen war ich schon durch die Erfahrung etwas dreister geworden.

Eine viertel Meile vor Jägerndorf begegnete uns ein Wagen. Der Conducteur, der die Leute, die darin saſsen, kannte, stieg aus, um mit ihnen zu reden. Kaum war dies geschehen, als ich gegen meinen Fuſsen über ein vordringendes Bret bemerkte. Unbesorgt hob ich eine Dekke auf, die darüber lag, und siehe, mein Kasten mit den hetrurischen Gefäſsen, auf welchem der Conducteur, mir unwissend, gesessen hatte, war aus einander gegangen, und hatte eine ganz verschobene Gestalt angenommen.

Es ist unbeschreiblich, welch einen Schrek ich bei diesem Anblik empfand. Nachdem ich diese mir so theuren Alterthümer nun schon 300 Meilen unter vielfachen Sorgen und Beschwerden mit mir geführt hatte, und ganz nahe am Ziel meiner Reise war, trat hier der Augenblik ein, wo sie plötzlich zu Grunde gehen sollten. Ich war halb versteinert.

Man suchte mich zu beruhigen, und der Kasten muſste wirklich erst vor einigen Minuten aus einander gegangen seyn, denn er war nur wenig zusammen gedrukt, aber immer noch genug, um das schlimmste befürchten zu lassen. Ich suchte ihm, und dem

darin Eingepackten so viel wie möglich seine Gestalt wieder zu geben, stemmte meine Fuſse gegen das vorgedrungene Bret, und der Postillion muſste nun ganz langsam nach Jägerndorf hinein fahren. Da ich noch immer nicht wuſste, was geschehen war, so hatte ich einen aufserst peinlichen Weg.

Endlich langten wir an, und die Sachen wurden mit der gröſsten Behutsamkeit ins Zimmer getragen. Aengstlicher noch, wie in Inspruk, ging ich die Untersuchung an, aber Dank sei dem Genius des Alterthums: ich fand nur Kleinigkeiten beschadigt, und das Ganze hatte noch nicht gelitten. Zweierlei glükliche Umstände hatten es gerettet: erstlich, daſs der Wagen uns nicht fünf Minuten später begegnete, und der Conducteur nicht fünf Minuten später abstieg, denn sonst wäre alles zerdrükt worden; zweitens, daſs wir bei dem Unfall nahe bei Jägerndorf waren.

Ich hatte wegen des Plombirens einige Umstände, lieſs mir aber ein Zeugniſs geben, daſs das Blei blos durch einen Zufall verletzt war, lieſs den Kasten so gut wie möglich wieder zusammen fügen, pakte mit der gröſsten Sorgfalt wieder ein, und brachte ihn nun

ohne weitern Unfall nach Schlesien an den Ort seiner Bestimmung.

Auch die Munzen langten nach einigen Wochen gluklich mit dem Grafen von Hardenberg an, und nur einige wenige hatten sich etwas blank gescheuert. So war der Kunsttransport zu Lande auf 500 Meilen gluklich vollbracht.

Es ist wahr, dafs er grofse Sorgfalt, Mühe, Unruhe und Kosten verursacht hat, aber es ist auch dadurch etwas nach Schlesien versetzt worden, das noch nie dahin kam, und eine Sammlung von Alterthümern, antiken Münzen und andern Merkwürdigkeiten ist in meinen Handen, deren sich höchstwahrscheinlich keine andere Privat-Person in diesem Lande rühmen kann.

---

## Ein Paar Worte über alte Münzen.

Ehe ich zur Beschreibung der einzelnen Munzen fortgehe, die in diesem Kabinett sind, halte ich es für nothwendig, zuerst einige Worte im Ganzen uber antike Munzen zu sagen.

Antike Munzen sind nichts anders, als kleine Basreliefs aus dem Alterthum, in wel-

eben sich etwas von der Kunst, von der Geschichte, von der Religion, von den Sitten, oder überhaupt von dem Geist des Zeitalters abgedrukt hat. Sie sind kleine Bücher, die oft nur wenig erzählen, aber mit einer Gewisheit, wie kein anderer Autor.

Was die Kunst betrift, so bieten uns die Münzen vermöge des kleinen Raums, auf den man sie zusammendrängen kann, ein Schauspiel dar, das keine andere Kunstwerke zu geben vermögen: es gehen dadurch ganze Zeitalter, Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende, vor unserm Blik vorüber, in einem so kleinen Raum vorüber, wenn sie danach geordnet sind, dafs man sie mit einem Anschauen überblikken kann.

Es braucht nicht weitläuftig aus einander gesetzt zu werden, man fühlt es schon, dafs die Münzen dadurch ein hohes Interesse bekommen. Der Karakter ihres Zeitalters prägt sich ihnen ein, und dies ist in Absicht der Kunst so merklich, dafs es auch dem ungeübtesten Auge auffallen mufs. Wenn man Münzen aus frühern und spätern Jahrhunderten nach der Zeitfolge zusammenlegt, so entdekt man in ihrem Gepräge alle Abstufungen von der edelsten Zeichnung an bis zu der

elendesten, geschmaklosesten und gemeinsten herunter. Je hoher das Alterthum ist, um so schoner ist gewohnlich das Gepräge. Auch unter den romischen Kaisern findet man es noch sehr edel und karaktervoll, besonders unter Hadrian, aber spaterhin im dritten, vierten und funften Jahrhundert, wird es ausserst gemein und die Köpfe der Kaiser bekommen gleichsam Affengesichter. Je nachdem sodann das Christenthum fortrükt, wird es noch schlimmer, und die Affengesichter nehmen einen Karakter an, wofur man keinen Namen mehr hat, man mufste sie denn Schlaraffengesichter nennen.

Was die Geschichte betrift, so erzählt oft eine kleine Munze eine ganze Begebenheit. Ich habe eine sicilianische gesehen, die in dieser Rüksicht sehr merkwurdig war. Auf der einen Seite ist der Kopf der Diana mit der Umschrift ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ, auf der andern ein geflügelter Donnerkeil; uber demselben liest man: ΑΓΑΘΟΚΛΕΟΣ, und darunter ΒΑΣΙΛΕΩΣ. Bis so weit ist die Munze bekannt und gewohnlich; aber uber dem Donnerkeil und dem Namen des Tyrannen von Syrakus war ein zweites spateres Gepräge, nämlich ein Adler, der das erste beinahe ganz bedekte.

Wie viel erzahlt dieser kleine Nummus nicht! Die Munzen eines Staats nehmen gewohnlich das Geprage des darin Herrschenden an, wie noch jetzt die Munzen in Frankreich mit dem Bilde Bonapartes beweisen. Auch Agathokles hatte seinen Namen auf die syrakusischen Munzen mit dem Titel Konig gesetzt, und obendrein einen Blitzstrahl; denn er herrschte dort, wie Jupiter im Olymp, und ein Tyrann kann schon Blitzstrahlen schleudern. Aber er starb endlich, und ein freier Adler ward uber seinen Namen und uber das Sinnbild seiner Macht gepragt. Syrakus triumphirte, dass es frei war, es vertilgte das Gedachtnis des Tyrannen, und die Munzen nahmen ein anderes Geprage an. Diese Begebenheit kann unmoglich kurzer erzahlt werden, als auf der kleinen Munze geschehen ist. Sie befindet sich auch in meiner Sammlung aber ohne den Adler.

Ich habe andere sicilianische Munzen mit einer phonicischen Inschrift gesehen, uber welche eine spatere griechische gepragt war, und diese erzahlten, dass einst phonicische Colonien in Sicilien waren, und dass diese von griechischen Volkern unterjocht wurden.

Besonders haben die römischen Kaisermünzen Bezug auf die Geschichte, selbst die ganz gewöhnlichen. Man hat eine vom Augustus, wo auf der einen Seite der Kopf des Augustus mit der Umschrift steht: Divus Augustus Pater, auf der andern ein Adler, der mit seinen Fufsen eine Weltkugel umklammert. Was kann sie deutlicher sagen, als dafs Augustus die Erde beherrschte. Eine andere Münze von ihm zeigt ein Crocodil, das mit Ketten an einen Palmbaum gefesselt ist; was kann sie anzeigen, als dafs Aegypten unterjocht ist?

Auf einer Münze des Germanikus sieht man ihn auf einer Seite mit ausgestrektem rechten Arm als befehlend, und in der Linken einen römischen Kriegsadler haltend, abgebildet, mit der Inschrift: Signis receptis devictis Germanis, und mit dem S. C. (Senatus Consulto). Auf der andern Seite sieht man ihn stehend in einem Triumphwagen mit der Ueberschrift: Germanicus Caesar.

Diese Münze erzählt, dafs Germanicus römischer Feldherr war, dafs er Krieg gegen die Deutschen führte, dafs er sie überwand, dafs er ihnen früher eroberte Kriegszeichen wieder abnahm, dafs ihm der Triumph

daruber zuerkannt wurde, und dafs er wirklich mit Bewilligung des Senats in Rom triumphirend einzog. Das Munzgepräge ist kurzer als diese Schriftsprache.

Es ware leicht, tausend andere Beispiele von der gedrangten Geschichtssprache auf den gewohnlichsten Munzen beizubringen.

Auch über Religion und Sitten verbreiten sie manches Licht. Es gibt unzählige Munzen, auf denen Opfer, Gottheiten, Halbgotter, Tempel, Altäre, allegorische Personen u. s. w. vorgestellt sind. Es gibt andere, auf denen man den Kopfputz der Manner und Frauen, Triumphwagen, Feldzeichen, Personen mit der Toga, mit dem Harnisch und mit andern Kleidungen abgebildet sieht. Auf einer gewöhnlichen Munze des grausamen Narren Nero sieht man ihn in der Tracht eines Cytharoeden, oder Cytherspielers, wie er auf der Buhne den Preis davon zu tragen sucht. Auf einer andern sieht man seinen Kopf mit der Umschift Nero Claudius Caesar Augustus Germanicus, und auf der Rukseite einen Tisch, worauf eine Vase und ein Kranz befindlich sind, mit der Umschrift Cerquinqromcon. Den Namen Germanicus hat er von jemanden aus seiner Familie, der

die Deutschen überwand, und ihn seinen Angehörigen übertrug. Die Schrift auf der Rukseite heifst unabbrevirt: Certamen quinquennale Romae conditum, und es ist aus der Geschichte bekannt, dafs er Spiele in Rom stiftete, die alle funf Jahre gefeiert werden sollten. Der Kranz auf dem Tisch ist ein Preis bei diesen Spielen, und die Vase deutet an, dafs dabei auch geopfert wurde.

Ich glaube, man fühlt nun hinlänglich die übrigens allen Munzkennern bekannte Wahrheit, dafs die antiken Münzen einen grofsen Bezug auf Kunst, Geschichte, Religion, und die Sitten der Alten haben.

Es gibt fünf Hauptarten von antiken Munzen, mit denen sich gewöhnlich die Sammler beschäftigen: die sicilianischen, die griechischen, die consularischen, die römischen Kaiser Münzen, und endlich die ex seculo inferiore, die spätern der Christlichen Zeit. Unter allen diesen sind die sicilianischen die schönsten.

Ich habe von jeder dieser Arten einige, und man wird dadurch mindestens einen deutlichen Begriff von ihnen bekommen; das eigentliche Gros der Sammlung aber besteht

in römischen Kaisermünzen, unter denen viele ägyptische und viele aus den griechischen Colonien sind. Sie zeichnet sich dadurch, wie man schon in Neapel bemerkte, besonders aus, dafs die gröfste Anzahl davon sehr gut erhalten ist, und einige so sind, als wären sie eben aus dem Stempel hervorgegangen.

Es sei mir erlaubt hier vorläufig einige von den ungewöhnlichen zu erwähnen. Ich besitze eine Münze mittlerer Gröfse, wo auf der Vorderseite zwei Personae togatae nebeneinander sitzen mit der zum Theil verloschten Umschrift: ΑΔΕΛΦΟΙ ΔΡΟΥΣΟΣ ΚΑΙ ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΣ. Auf der Rückseite sieht man einen Lorbeerkranz mit der Inschrift ΚΟΙΝΟΝ ΑΣΙΑΣ, und um den Kranz stehn mehrere griechische Worte, von denen ich nur ΔΗΜΑΡΧΙΚΑ ΕΞΟΥΣΙΑ (tribunitia potestate) lesen kann.

Ich befinde mich an einem Orte, wo ich zu wenig Bücher über Münzen nachschlagen kann, und bin ungewifs, ob diese Münze inedita ist oder nicht; ich weifs nur soviel, dafs die griechischen Drusi und Germanici äufserst rar sind. Auch war sie in dem Kaiserlichen Kabinet in Wien, welches mehr als 22000 antike Münzen enthält, noch nicht zu finden,

und

und der Director desselben, der Abbate Neumann, hat sie, da ich zwei Exemplare besafs, von mir eingetauscht. Ueberhaupt habe ich mehrere Colonial-Münzen mit griechischen Inschriften, die sich noch nicht in Wien befanden, gegen einige von den dortigen Dubletten diesem verdienstvollen Mann überlassen.

Ich besitze ferner eine griechische Faustina Senior, die Gemahlin des Antoninus pius. Auf der Vorderseite ist der Kopf der Faustina in ihrem gewöhnlichen Kopfputz, und mit der Umschrift: Θεα Φαυστινα (diva Faustina); auf der Rukseite ist ein Tempel von sechs Säulen, mit einer stehenden Figur im Eingang des Tempels, und der Umschrift: Δελφοι.

Die griechischen Faustinae seniores sind aufserst rar, aber besonders ist es diese, in der Stadt Delphi am Parnafs geschlagen, und mit dem berühmten Tempel des Gottes Apollo. Im Wiener-Kabinet ist sie noch nicht, und der thatige Director derselben gab sich die grofste Mühe, sie von mir einzutauschen. Sie ist von Bronze und etwas unter mittlerer Gröfse.

Eine noch kleinere Faustina senior besitze ich, die man gewöhnlich so beschrieben

findet. Vorderseite: Caput Faustinae velatum. Θεα φαυστινα. — Rukseite: Mulier sedens dextera pateram, sinistra innixa clypeo. Σμυρναιων.

Ich komme zu einer Munze, deren Erklarung selbst in Rom viele Mühe gemacht hat. Auf der einen Seite ist wahrscheinlich der Kopf des Commodus mit der beinahe verloschten Umschrift: Αυτ. Καισ. Μ. Αυρ. Κομοδ. Auf der andern sieht man ein weibliches sitzendes Gotzenbild, ganz in der steifen aegyptischen Manier, und mit einem Modius auf dem Kopf. Neben demselben ist ein gekleideter weiblicher Kopf mit dem Gesicht zu ihm gewandt, und darunter liest man: γαβαλεων. Sie ist also aus der syrischen Stadt Gabala, aber ich bin bis jetzt ganzlich ungewis, ob sie edita oder inedita ist. In keinem von den Werken uber Munzen, die ich mir zu verschaffen vermogte, ist sie vorhanden *).

Ich besafs eine Titiana graeca, oder aegyptiaca, die mir in Rom durch einen Irrthum

*) In dem Anhange zu dieser Schrift wird sie von dem berühmten Münzkenner Zoega in Rom erklärt, aber auch nicht bestimmt, ob sie edirt ist.

abhanden gekommen ist. Sie war wahrscheinlich das beste Exemplar, was sich in Rom davon befand. Dieser Ausspruch scheint kühn zu seyn, aber ich habe einen triftigen Grund dafür. In Rom hat man die ganze vorhandene Munz-series Augustarum et Augustorum in Schwefelabgüssen nachgeformt, und der Unternehmer wählte dazu die besten Exemplare aus, die er in den römischen Munzkabinettern fand. Sein Schwefelabgufs war aber bei weitem nicht so gut, als mein Original, worauf man noch ganz deutlich ΤΙΤΙΑΝΗ ΣΕΒΑΣΤΗ las, da man auf dem Abgufs nichts lesen konnte. Ich habe mir nachher viele vergebliche Mühe gegeben, sie wieder zu erhalten.

Zwei grofsgriechische silberne Munzen sind in meiner Sammlung, welche einst die Königin Christina von Schweden besafs, und die zu dem prachtigen Munzkabinet gehörten, das sie in Rom zusammenbrachte. Sie sind aus Crotona und die eine scheint mir dadurch sehr merkwürdig zu seyn, dafs eine sogenannte aquila incusa, oder ein vertiefter Adler darauf ist, der emporfliegt. Auf der andern ist ein erhabner sitzender Adler, und beide haben einen Dreifufs zum Gepräge auf der

Rukseite, mit den Buchstaben: QPO. (κρο). Das alte Kappa hat Aehnlichkeit mit unserm Q.

Es sind übrigens in dieser Sammlung einige pondera der Alten, unter andern ein Semis aus der Zeit vor den punischen Kriegen, wo der As noch sein volles Gewicht hatte, mehrere Unciae, ein Sextans, Quadrans, Triens u. s. w. ferner drei Sestertien, die man für sehr selten hält, zwei Quinarien, viele schon erhaltene Denarien, und ein doppelter Denarius mit der vertieften Inschrift: Roma, einem Januskopf, und einem Jupiter auf einem Triumpfwagen, hinter dem eine Siegesgöttin steht.

Ich verspare mir das übrige bis zu der einzelnen Erklärung der Münzen, wodurch sie eigentlich erst ihren subjectiven Werth bekommen, besonders in Deutschland, wo es wenige Münzkenner gibt. Ich bin überzeugt, daſs nicht viele Dinge in der Welt sind, deren Studium einen solchen Reiz gewährt, als das Studium der antiken Münzen. Ihre oftmalige Schönheit, ihr Bezug auf die Geschichte, ihr Alterthum, das Daseyn eines Dinges aus den classischen Zeiten, das im genausten Zusammenhange mit den Erzäh-

lungen der Autoren steht, die Entzifferung, das Nachschlagen und Finden derselben in den Münzbuchern, oder das Entdekken einer ineditae, alles dies hat einen ungewöhnlichen Reiz, und reifst oft so hin, dafs bei vielen Fremden in Italien, besonders bei Englandern, die Sucht nach Munzen so heftig wird, dafs man sie eine geistige Krankheit, oder eine fixe Idee nennen kann.

Auch bei dem ganz Gleichgultigen, selbst bei dem Hasser alter Munzen, glaube ich, besonders bei Prüfung einzelner Munzen, eine lebhafte Vorstellung erwekken zu konnen, wie viel Angenehmes man mit dieser Beschaftigung zu verbinden vermag.

---

## Etwas uber die Physiognomien der römischen Kaiser.

Man kann die Physiognomien der Kaiser genau aus Münzen kennen lernen, und es bald so weit bringen, dafs man die Kopfe nicht in Munzen allein, sondern auch in Busten sogleich erkennt.

Lavater mufste sehr oft irre werden, wenn er seine Physiognomik auf die romischen Kaiser anwenden wollte, denn nur

wenige stimmen mit ihren Gesinnungen überein. Hier sind einige Angaben von ihrer Bildung.

Augustus muſs ein schöner Mann gewesen seyn, obwohl er ein etwas vorstehendes Kinn hat, wie sehr viele von seiner Familie: Agrippa, Macenas, Galba u. s. w. Tiberius ist ein schöner Mann mit einer edeln Gesichtsbildung; man sieht nichts darin von seiner finstern Grausamkeit. Klaudius zeichnet sich durch einen ungeheuer langen Hals aus, wie No. 38 auf Tab. IV beweist. Nero ist der schönste von allen Kaisern. Er hat eine edle, griechische Gesichtsbildung, und viel Regelmäſsigkeit der Züge, ja noch etwas anders, das man am wenigsten vermuthen sollte: sehr viel Gutmüthigkeit in dem fetten Unterkinne. Jedoch bemerkt man auch etwas Freches, Impertinentes in seinen Minen. Man erkennt ihn übrigens gleich an dem dikken Halse.

In der schon erhaltenen Münzenreihe von No. 45 an bis No. 70 auf Tab. IV. wird man diesen Kaiser genau kennen lernen können.

Galba, dieser gutmüthige Mann hat etwas finsteres in seinem Blik, und ein her-

vorstehendes Kinn, so wie auch Vespasianus und Titus. Diese beiden edeln Kaiser haben in ihren Physiognomien eher etwas Grausames, als etwas menschenfreundliches. Die Geschichte straft ihre Bildung Lügen.

Man muſs schon geübt in Erkennung der Münzen seyn, um die Kaiser Galba, Vespasianus und Titus von einander zu unterscheiden.

Domitianus ist hübscher, als sein Bruder Titus, hat auch nicht das Finstere im Gesicht. Wie wenig entscheiden hier die Gesichtszüge!

Dem Nerva sieht man es an, daſs er ein alter magerer Mann war, wie auf Tab. V. No. 62 und 67. Auf einigen Münzen hat er Aehnlichkeit mit dem Trajan, und dieser ist wieder schwer vom Hadrian zu unterscheiden. Man muſs genau darauf Acht geben, daſs Trajan einen runden, und Hadrian einen langen Kopf hat. Uebrigens haben beide starke Züge, und Hadrian etwas sehr decidirtes in seinem Gesicht. Mit ihm kommen die Bärte in die Mode, da alle Kaiser vorher unbärtig sind. Die schön erhaltene Münze No. 53 Tab. VI. zeigt diesen Bart deutlich.

Antoninus pius hat einen wirklichen Christuskopf, und etwas sehr wohlwollendes, duldendes im Gesicht, wie man Tab. VII. No. 26. 31 u. s. w. bemerken kann. Marc Aurel sieht in der Jugend sehr unschuldig aus, und unterscheidet sich im Alter durch einen spitzen Bart.

Lucius Verus soll auf sein schönes Haar viel gehalten haben, und man bemerkt wirklich auf den Munzen, dafs es sehr regelmäfsig gekrümmt ist: Tab. VIII. No. 66 bis 70. Ueberhaupt ist dies die Zeit, wo die Kaiser das Haar sehr kräuseln, wie auch bei Marc-Aurel und beim Commodus zu beobachten ist. Dieser letzte, der ein Hercules seyn wollte, und sich auch mit der Keule häufig abbilden liefs, hat gar nichts ähnliches mit diesem griechischen Helden, und im Ganzen etwas weiches widerliches in der Physiognomie, welches besonders bei Statuen sehr merkbar ist.

Septimius Severus ist sehr häfslich, und hat eine Art Kalmukkengesicht: eine grofse Vertiefung über der Nase, und einen hervorstehenden Bart. Bei Caracalla stimmt einmal die Physiognomie mit seinem niederträchtigen und grausamen Karakter überein; er hat

etwas sehr tükkisches und verstektes in der Mine, wie man besonders No. 34 auf Tab. IX. bemerken kann. Der ausschweifende, grausame Heliogabalus hat eine so unbedeutende Gesichtsbildung, dafs sich fast gar nichts davon sagen lafst. Alexander Severus hat die grofste Aehnlichkeit mit seiner Mutter Julia Mammaea, und etwas ganz unschuldiges in der Physiognomie. Er hat nirgends einen Bart, und kam ja auch um, ehe er noch einen haben konnte.

Maximinus zeichnet sich durch einen unverschämt langes Kinn aus. Ich glaubte anfangs, dafs es der Bart sei, bis mir eine gut erhaltene Münze in die Hände fiel, Tab. X. No. 4., und ich deutlich zu sehen glaubte, es sei wirklich das Kinn. Es steht weiter vor, wie die Nase. Indessen geben die langen Kinne gewöhnlich dem Gesicht etwas Gutmüthiges.

Der fromme Gordianus hat etwas treuherziges in der Mine, aber der ruchlose Philippus Pater hat auch nichts Boses. Trajanus Decius sieht diesem letzten ähnlich, und beide haben eine römische Nase. Ueberhaupt scheint, dafs die Kaiser in gewissen Zeiträumen sich ähnlich sehen, woran viel-

leicht die jedesmalige Mode, und die Stempelschneider Schuld sind.

Es kommt jetzt die Zeit, wo die kupfernen Münzen ein gewisses blechernes Ansehen erhalten, wo die silbernen wie Prinzmetall und äufserst vermischt sind, und die Gesichter gleichsam affenmäfsig werden. Der Valerianus Tab. X. No. 77, übrigens eine schöne und gut erhaltene Münze aus Ephesus, ist ein Beispiel des blechernen, das sich von jetzt an nicht wieder verliert. Es läfst sich nur wenig von den Physiognomien sagen, aufser dafs sie sehr gemein und kleinlich werden. Wie fade und unbedeutend sieht Gallienus aus! Der Kalmuk Posthumus, (denn wie kann man ihn nach seinem Gesicht anders nennen) macht den Beschluls des Seculi superioris, und zugleich das Ende von Tab. X.

---

## Tabula I.

### oder Nachrichten von verschiedenen antiken Münzarten.

Diese Münztafel ist von mehrern Seiten merkwürdig: in Absicht der Kunst, des Um-

fanges der Zeit, der Verschiedenheit der Münzarten, und der Seltenheit vieler darauf enthaltenen Münzen. Wer gar nichts von antiken Münzen weifs, kann hier in kurzer Zeit manches davon lernen.

In Absicht der Kunst zeigt sie die Höhe, die Abnahme, und den gänzlichen Verfall derselben. Man vergleiche die erste und die letzte Münze, und man wird über den Unterschied erstaunen. Jene ist aus der Blüthe der griechischen Kunst, diese aus der gedrüktesten Tiefe, worin sie allmählig durch das Emporkommen einer andern Religion, durch den Einfall barbarischer Völker, und durch den Untergang der Staaten versank. Der Anfang dieser Tafel führt in das schöne Alterthum der Griechen, die Mitte in die römische Kunst unter den Consuln und Kaisern, das Ende aber in die christlichen Bilder und Vorstellungen hinein.

In Absicht des Zeitraums ist sie nicht minder merkwürdig. Sie umfafst mehr denn ein Jahrtausend; man übersieht hier Jahrhunderte mit einem Blik, und in diesen Jahrhunderten ist die Höhe und das Sinken Griechenlands, die Höhe und das Sinken Roms, so wie die Geburt Christi, und die veränderte

Weltreligion zu ahnden. Auf den ersten Münzen fühlt man die zarte Blüthe der Mythologie, und sieht die schöngebildeten Götter der Griechen, die uns den Glauben dieses berühmten Volks erzählen; die Mitte redet von den Thaten der römischen Kaiser, und das Ende zeigt uns Christum mit dem Evangeliumbuche, der Weltkugel, dem Kreuze und dem Heiligenschein. Man könnte ein Werk schreiben, wenn man das, was man hier leise ahndet, hell mit der Geschichte in Verbindung setzen wollte.

Was die Verschiedenheit der Münzarten auf dieser Tafel betrift, so kann man hier die gewöhnlichsten Sorten der antiken Münzen kennen lernen, welche die Kenner und Liebhaber zu sammeln pflegen: griechische, sicilianische, consularische, Kaiser- und christliche Münzen. Die griechischen und sicilianischen unterscheiden sich durch ihr schönes Gepräge, so wie durch ein aufserst reines Silber ohne allen Zusatz; die consularischen meistens durch einen Kopf auf dem Avers und eine Darstellung aus den Zeiten der Consuln und Konige auf dem Revers; die Kaisermünzen durch ihren Bezug auf die Geschichte und Regierungsform unter den Kaisern; die

christlichen endlich durch die en face herumgedrehten Gesichter, und durch ein abscheuliches Gepräge. Wer diese Tafel mit Aufmerksamkeit durchläuft, der wird in kurzer Zeit die antiken Hauptmünzarten kennen lernen, wozu man gewöhnlich auch in Italien keine so leichte Gelegenheit zu finden pflegt.

In Absicht der Seltenheit einzelner Münzen endlich, die sich auf dieser Tafel befinden, verdienen mehrere davon Aufmerksamkeit. No. 8 und 9, zwei Grosgriechische von Crotona, sind aus der Sammlung der Königin Christina von Schweden, und die eine ist besonders selten, wegen des eingedrükten Gepräges, welches einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln vorstellt. Sie wurden jede zur Zeit der Revolution um einen Zechin in Rom verkauft, ich aber habe sie dort von dem Baron von Schellersheim, der eine schöne Sammlung von goldnen antiken Münzen hat, erhalten.

No. 12 ist einer der schönsten Köpfe einer Venus oder Diana. No. 17, 18, 19, von Taranto, wo Taras der Sohn des Neptuns auf einem Delphin reitet, sind wegen ihres edlen Gepräges und wegen ihrer schönen Conservation bemerkenswerth. Der Kopf

auf No. 26 zeigt die Höhe der Kunst in den besten Zeiten. Unter No. 42, 43, 44, und 45. liegen die Haupt-Silbermünzen der Romer, und zwar in der schönsten Erhaltung. Der Denarius duplex zeigt ein hohes Alter durch das eingedrükte Wort Roma, das man sonst immer erhaben findet. Der Denarius und Quinarius zeigen die X und die V als ihr Merkmal sehr deutlich. Der Sestertius ist der seltenste von allen, und auch wegen seiner treflichen Erhaltung schätzbar. Schulze sagt in seiner Anleitung zur Münzwissenschaft pag. 205 §. 3: „Die ersten Silbermünzen waren Denarius, Quinarius, Sestertius. Ein Denarius galt 10 Asses (also 10 Pfund Kupfer à 12 Unzen; so kostbar war damals das Silber, und so wohlfeil das Kupfer) ein Quinarius galt funf, ein Sestertius aber dritthalb Asses. Dafs noch wirklich u. s. w.“

Dafs es noch Sestertien gibt, das braucht uns Scholle nicht mehr zu beweisen; denn in dieser Sammlung sind drei sehr gut erhaltene, dieser No. 45 und auf Tab. II. No. die alle unstreitig echt sind. Das Zeichen des Sestertius ist ein SII., der Name aber kommt von semis und tertius her. Die

beiden Quinarien dieser Sammlung liegen auf dieser Tafel No. 44 und Tab. II. No. beide sind mit V. bezeichnet, zwei Quinarien ohne dasselbe aber liegen neben dem letzten.

No. 63 und 64 liegt ein kupferner und silberner Trajan mit der Dacia capta, welches Gepräge Bezug auf den langen Krieg dieses Kaisers mit den Daciern hat. No. 67 ist ein silberner Antonius pius, so scharf erhalten, als wenn er eben aus der Münze käme, mit dem Apollo in weiblicher Kleidung, also einem Apollo Musagetes, der eine Leyer und eine Schale trägt.

Der Caracalla No. 71 ist wieder ein Zeuge guter Erhaltung, so wie fast keine einzige von den Kaisermünzen ausgenommen. Mit No. 81 fangen die blechartigen Münzen an, und nicht allein das Kupfer, auch das Silber wird so elend, dafs es fast allen Werth verliert. Der Posthumus No. 82 und der Probus No 86 sind Zeuge davon. Nicht allein die Kunst, auch der Werth des Metalls sinkt augenscheinlich. No. 96 sieht man den ersten Christus mit der Weltkugel und der latinisirenden Inschrift auf dem Revers: ΡΩΜΑ ΕΝ ΘΕΩ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ. Neben demselben ist die Mater domini Maria

mit dem Christuskinde, abscheulich in einem Stuhl sitzend gezeichnet, und auf der andern Seite der Comes Rodericus aus Sicilien, eben so abscheulich zu Pferde.

Wer kann von den letzten Münzen No. 99 und 100 etwas anders sagen, als dafs hier die Kunst in das elendeste Kindesalter zurükgesunken ist? Um sich zu erholen mufs man seinen Blik auf die schöne griechische Kunst im Anfang dieser Tafel wenden.

Wer diese Bemerkungen einigemal mit den Münzen derselben vergleicht, der wird bald die Hauptgattungen davon unterscheiden, und sich sehr schnell einige Begriffe von der Münzlehre verschaffen.

## A n h a n g.

Als ich mich im Frühjahre 1803. in Rom befand, und es mir sehr am Herzen lag, die falschen Münzen in meiner Sammlung von den echten zu unterscheiden, suchte ich die Bekanntschaft des gelehrten Alterthumsforschers und großen Munzkenners, des Herrn Zoega. Man halt ihn, besonders in diesem letzten Fach, für einen der ersten in Rom und bei ihm konnte ich mich also am besten Raths erholen. Er hatte wirklich die Güte, nicht nur die zweifelhaften mit mir durchzugehen, und die unechten abzusondern, sondern auch mehrere mir unbekannte zu erklären, und über einige, deren Erklärung er nicht gleich zu finden vermogte, schrieb er mir nachher folgenden Brief.

Rom den 18ten April 1803.

Ich stelle Ihnen die mir zur Entzifferung mitgetheilten griechischen Münzen wieder zu. Die mit dem unbärtigen Kopfe und dem typus der Dioscuren gehört der Stadt Palma in Syrien. Die Aufschrift ΠΑΛΜΗΝΩΝ ist unbezweifelt; ob sie aber von Marc-Aurel, oder von Commodus ist, wage ich [illegible]

modus. Die andere von ähnlicher Manier ist von der benachbarten Stadt Gabala. Die Legende: ΑΥΤ. ΚΑΙ. Μ. ΑΥΡ. ΚΟΜΟΔΟΝ; auf der Rükseite: ΓΑΒΑΛΕΩΝ ΓΑϹ, Jahr 233. der spätern Cäsarianischen aera, oder 2[illegible] der Stadt Rom. Die übrigen zertrennten und verstellten Buchstaben sind mir unerklärlich. Vielleicht liegt in einem Theile von ihnen der Name ΤΥΧΗ verborgen, womit auf andern Münzen dieser Stadt die zwischen Löwen sitzende Cybele als Schutzgottheit belegt wird *).

Der Caracalla mit der Inschrift ΠΥΘΙΑ ΗΛΙΑ ist von Emisa, und die ungestalten Buchstaben müssen gelesen werden: ΜΗΤΡοπολις Κολωνια ΕΜισον. Der Elagabalus mit dem typus des Triptolemus ist von Sidon, und die Legende: COLonia AVGusta PIA METROPolis SIDon.

Der Kopf auf der Munze mit ΑΡΓΩ ΜΑΓΝΗΤΩΝ ist vermuthlich der von Volusian, und die Inschrift wäre: ΓΑΙος ΟΥιβιος Αφινιος ΒΗΔουμνιανος ΒΟΛΟϹΗΝΟϹ.

Ihre Titiana, die ich nicht zu sehen bekommen, ist ohne Zweifel egyptischen Gepräges, denn nur von Alexandrien haben wir

*) Dies ist die Münze, die schon in den Worten über alle Münzen erwähnt ist. Irmand, der sie [illegible]

sichere Münzen dieser Kaiserin. Zwei typi sind davon bekannt, die ich im Pariser Cabinet, und in dem zu Florenz gesehen, und in meinem Buche: Nummi Egyptii Imperatorii, beschrieben habe: TITIANH CEBACTH )(AA, Victoria gradiens, dextra Coronam, sinistra ramum *). Die Rükseite der andern: AA. Navis cum velo, rudentibus et gubernatore iter faciens per undas. Beide sind von zweiter oder mittlerer Gröfse. Eine von erster Gröfse, die zu Mytilene geschlagen seyn soll, wird im Kaiserlichen Cabinet zu Wien gezeigt, allein die Schrift auf beiden Seiten ist so verdorben, dafs sowohl der Kopf der Kaiserin, als das Vaterland der Munze zweifelhaft bleiben. Der typus ist ein Kaiser zu Pferde.

Uebrigens bedaure ich sehr, dafs Zeit und Umstände mir nicht erlaubt haben, den ganzen Schatz von antiken Munzen, den sie aus Neapel mitgebracht haben, mit Ihnen durchzugehen. Das, was ich davon zu sehen Gelegenheit gehabt habe, gibt mir von dem Ganzen eine grofse Erwartung.

G. Zoega.

Da man so mancherlei Zweifel gegen die Echtheit der Munzen hat, so habe ich für

zu lassen, und füge nur noch hinzu, dafs die übrigen Münzen, die Herr Zoega nicht gesehen hat, schon in Neapel von mehrern Kennern geprüft sind, so dafs ich jetzt mit ziemlicher Sicherheit einen Preis darauf setzen kann, eine unechte in der ganzen Sammlung zu finden, diejenigen ausgenommen, die dafür erkannt, und als Proben der Unechtheit oder wegen ihrer Schönheit beigelegt sind.

Es wird einem übrigens nicht schwer gemacht, die Münzen zu prüfen, denn die eigentlichen Münzkenner finden ein grofses Vergnügen daran, und man kann ihnen keine angenehmere Beschäftigung geben. So wenig Reizendes es übrigens für den Nichtkenner hat, eine lange Reihe von Münzen durchzugehn, so reizend ist es, sich auf die einzelnen einzulassen und in die Erklärung derselben einzudringen.

Unter denen, die am meisten zur Erklärung meiner Münzen beigetragen haben, ist der Abbate Tata, Custode des Königlichen Münzkabinets auf Capo di Monte in Neapel, auch Mitglied der Academie der Wissenschaften in Berlin *); besonders aber der Schwe-

*) Dieser zeichnet sich durch einen äufserst gutmüthigen Karakter, der in Neapel so selten ist, und durch viel Gelehrsamkeit aus. [illegible]

de Friedrich Schürer. Dieser besitzt selber ein Münzkabinet von 3000 antiken Münzen, welches er von seinem Onkel, dem ehmaligen Beichtvater der Konigin von Neapel, erbte, und nachher mit der Zeit vermehrte. Er hat besonders eine grofse Fertigkeit, die Kaiser, auch bei einem verdorbenen Gepräge, zu erkennen. Der Aufseher eines Münzkabinets ist schwer zu finden; Herr Schurer würde sich vollkommen dazu eignen.

Zu den sehr interessanten Bekanntschaften unter den Münzkennern, die ich in Neapel gemacht habe, gehört auch der palermitanische Cavalier Don Michele di Calcagni. Dieser besitzt eine vortrefliche sicilianische Münzsammlung, und wird, wie schon durch die Zeitung für die elegante Welt bekannt gemacht ist, zwei Bücher darüber herausgeben, die dem Numismatiker aufserst wichtig sind. Er schrieb auf meine Bitte mir folgende Nachricht von diesen Werken:

Il Cavaliere Michele Calcagni
della Città di Palermo
publicherà quanto prima due opere le quali
avranno questi Titoli:

I. La Galleria numismatica degli an-

Verranno queste due opere arrichite di poco apresso che due cento medaglie o tutte affatto inedite, o varianti da quelle finor publicate, parte possedute dall' autore, e parte vedute in altri Medaglieri in Sicilia. Convinto l'autore della ragionevolezza delle rimproveri fatte dal Winkelmann contro Mr. Pellerin, e dall' Eckhel contro il Principe di Torremuzza per aver trascurato i disegni, e le incisioni delle belle monete di Sicilia nelle opere loro, a rivolto il pensiero a questo primo oggetto, ed in quanto a' Disegni li fa già eseguir dal celebre Sign. Paolino Girgenti Siciliano troppo cognosciuto per i suoi lavori della Real Quadreria di Capo di monte a Napoli; ed in quanto alle incisioni a dispetto di ogni spesa spera ottener il bulino del famoso Sign. Raffaello Morghen.

Nella prima opera faranno piacere ad esser vedute le seguente Medaglie.

1) Un Aceste Fondatore di Segesta, e Re degl' Elimi con greca iscrizione, che passa sopra ad una leggenda fenicia.

2) Un Gelandro Patareo col suo ritratto, primo Tiranno di Gela, anteriore a Gelone, non mai più veduto.

4) Agathocle ripercosso da Siracusa libera, che risalta sopra il fulmine ed il Nome del Tiranno.

5) La testa diademata di un Tiranno ignoto di Siracusa.

Inoltre Geloni, Agathocli, Pirri, Filippidi, e Pintii varianti.

Conchiudera il libro un Saggio sopra l'età delle monete di Gelone e Hierone in risposta del Giudizio del Sign. Eckhel.

* * *

Più largo campo presenta la seconda opera: Il viaggio numismatico per la Sicilia. A cominciar da Abacene sin a Tindaro e Lipari si vedranno delle monete inedite o varianti. Le prime formeranno sempre un gran rarita. Quelle della seconda classe piaceranno non solo per la variazione, ma perchè, riproducendo con bei disegni, e belle incisioni monete gia cognosciute, risparmieranno il peso del immenso volume in foglio della Raccolta già pubblicata dal Torremuzza, e presenteranno soltanto le diversità notabili, che la non vi sono.

Si avrà premura, che le due opere siano in testo portabile al commodo de' viaggatori.

---

Der Cavalier Michael von Calvaruso

I. Munzgallerie der alten Könige und Tyrannen in Sicilien.

II. Numismatische Reise durch Sicilien und die Inseln umher.

Diese beiden Werke werden, mit beinahe zweihundert entweder ganz unedirten, oder doch, von den bis jetzt bekannt gemachten, abweichenden Munzen bereichert, erscheinen. Zum Theil besitzt sie der Verfasser, zum Theil hat er sie in andern Munzkabinettern in Sicilien gesehen. Der Verfasser ist von der Rechtmäßigkeit der Vorwürfe überzeugt, die Winkelmann dem Pellerin, und Ekhel dem Prinzen Torremuzza gemacht hat, die Zeichnung und den Stich der schonen sicilianischen Munzen in ihren Werken vernachlässigt zu haben, und wird sein Augenmerk auf diesen wichtigen Gegenstand richten. Was die Zeichnungen betrift, so läst er sie schon von dem berühmten Sicilianer Don Paolino Girgenti, der hinlänglich durch seine Arbeiten in der Königlichen Bilder-Gallerie auf Capo di Monte in Neapel bekannt ist, verfertigen. Was aber den Stich betrift, so hoft er, da er keine Kosten scheuen wird, den Grabstichel des berühmten Raphael Morghen zu bekommen.

In dem ersten Werk wird man zu dem Anblick der [illegible]

1) Ein Acestes, Erbauer von Segesta, und König der Elimer, mit einer griechischen Inschrift, die über eine phönicische Legende hinweggeht.

2) Ein Cleander Patareus mit seinem Bilde, erster Tyrann von Gela, noch vor dem Gelon, sonst niemals gesehen.

3) Der Kopf des Dionysius mit punischer Inschrift.

4) Ein Agatokles, wieder geschlagen von dem freien Syrakus, das über den Blitzstrahl und den Namen des Tyrannen weggeht.

5) Der gekrönte Kopf eines unbekannten Tyrannen von Syracus.

6) Außerdem mancherlei Münzen von Gelon, Agathokles, Pyrrus, Pilippides, Pintius caet.

Eine Abhandlung über das Alter der Münzen von Gelon und Hiero, als Antwort auf das Urtheil Ekhels wird das Buch beschliefsen.

* * *

Ein weiteres Feld wird das zweite Werk darbieten: Die numismatische Reise durch Sicilien u. s. w. Von Abacenus an bis auf Tyndaris und Liparus wird man unedirte oder abweichende Münzen sehen. Die ersten werden eine [illegible]

deshalb, weil sie die schon bekannten Münzen mit schönerer Zeichnung und Stich wieder aufstellen. Dadurch werden sie das Gewicht des ungeheuren Werks in Folio bei den Sammlungen des Torremuzza ersparen, und nur die Verschiedenheiten darbieten, die dort nicht zu finden sind.

Beide Werke wird man in portative Bände zur Bequemlichkeit der Reisenden zu bringen suchen.

---

Ich hatte aus Rom an den Cavaliere di Calcagni geschrieben, und empfing nach meiner Rukkunft in Deutschland den nachfolgenden lateinischen Brief von ihm, den ich, weil er Bezug auf alte Münzen hat, hersetze:

Clarissimo Viro

Carolo Friderico Benkovitio

Michael Calcagni Eques

S. P. D.

Post litteras a te Romae mihi conscriptas, nullus de peracto ad patrios usque Lares incolumi itinere advenerat nuncius. Et jam quintus elabebatur mensis, ex quo a meis, ut ita dicam, lacertis potius avulsus, quam ab hac Civitate egressus fueras, et jam de universa valetudine tua suspicabar, cum amica una

cem, ab Urbe Borussorum principe, tuissimum Graumannum excipere, qui mihi multa de te petenti, multa feliciter retulit. Gratulor hinc summopere quod valeas, gratulor, quod antiqua numismata, a te undequaque studiosissime contecta, per tot longae viae discrimina evaserint, et ad tuas usque aedes inviolata pervenerint, hybernorum dierum illecebras, urente siccos interim ramos sociali camino, multoties paritura. Esto tunc, quaeso, memor mei, qui numismatica cognatione, tuos inter amicos sum cooptatus, prout tu ob oculos meos quotidie versaris, maxime cum ad Gazam accedo, ubi dulcissimas insimul horas terere consuevimus: Et profecto nil nisi res numaria, nunc temporis, juvat, atque praeter omnes Sicula Classis Patria ridet, anecdotorum, variantiumque Cimeliorum ad priscos Siciliae Reges spectantium, adhuc non infecunda. Nempe, ultra invidendos illos, quos apud me miratus es numos, quorum syllogen tibi credidi profecturo, desideratos, atque a saeculis expetitos nonnullos alios, vel me comparasse vel introspexisse alibi aequus amavit Juppiter. Delitescebat heic, omnibus antehac ignotus, in Numophylacio Minerviniano, Liparae Insulae nomis permixtus, Liparus

Numisma, nedum ob Regis imaginem, nitidissimamque inscriptionem ΑΙΠΑΡΟΥ summo in pretio habendum, sed tamquam siculae Historiae praestantissimum supplementum colendum diligendumque. Accessit insuper meis, singularis Transibuli Gelonis, Hieronisque, Fratris, aeneus numus (insigne recens adhuc ore alio indictum) ornavitque pluteos meos. Silani Agrigentini numus repercussus, ex quo aliis posthabitis argumentis, illum non amplius Magistratum prout Turris Mutiae Principi visum, sed Agrigentinorum tyrannum extitisse constat, veterum Siculorum more firmato, tyrannorum in odium, et contumeliam, post eorum obitum, vestigiis nominum, imaginumque relictis, Urbium autonomarum Symbola supe insculpta fuisse, prout de nostris Agatocleis resignatis numis, testis indubius, apud Exteros, discessisti. Restat, ut haec omnia, atque alia, hoc genus, nonnulla, vel variantia, in unum coalescant volumen. Sed multa oculis tuis subjicere, multa tecum disserere necesse est: Nil mihi rescribas, attamen ipse veni. Dabam Neap. II. Kal. Sept. Anno Aer. Com. 1803.

## Zweiter Anhang.

Schon war das Manuscript geendigt, und zum Druk abgesandt, als mir des Herrn Schlichtegrolls Annalen der Numismatik, erster Band, in die Hände fielen. Mit einer heimlichen Freude fand ich darin einige seltene Münzen aufgeführt, die ich selber besitze, nehmlich die unter der Rubrik: Ein Paar Worte über alte Münzen, erwähnte Faustina senior von Delphi. In den Annalen ist sie in Kupfer gestochen, und es heifst darüber: „Das hier abgebildete sehr gut erhaltene Exemplar, das neuerlich mit dem Seckendorfischen in das Gothaische Cabinet übergegangen ist, ist das einzige Original mit dieser seltnen Reverse, dessen Aufbewahrungsort man kennt.“

Da mein Exemplar, so wie das ganze Cabinet, bis jetzt unbekannt war, so konnte der verdienstvolle Herr Verfasser nichts davon wissen; aber ich glaube, es jetzt etwas näher beschreiben zu müssen. Es ist auf der Vorderseite ganz wie das Gothaische, so dafs in der Legende [illegible]

hinter dem Kopf, und die Buchstaben CTEINA vor dem Gesicht stehen. Auf der Rükseite sind einige Verschiedenheiten. Das Wort ΔEAΦΩN steht nicht in area, sondern in der Legende, und zwar so: Δ gerade gegen der Figur uber; E an der Spitze des Frontispizes; AΦΩ über dem Dach des Tempels; das N ist nicht zu erkennen, obwohl die Münze sonst gut erhalten ist. Die halb bekleidete Figur am Eingange des Tempels scheint mir nicht weiblich zu seyn. Sie stützt sich mit dem linken Ellenbogen auf eine kleine Säule, und hält in der Rechten etwas, das ein Bogen seyn könnte, auf welchen sie sich zu stützen scheint. Auf dem Dach finde ich nicht die in dem Kupferstich angedeuteten Knöpfchen, übrigens aber sechs Säulen auf der linken Seite des Tempels, und zwei auf der rechten.

Das Resultat dieser Bemerkungen ist offenbar, dafs es zweierlei Exemplare von der Faustina in Delphi gibt, dafs diese aber nur auf der Rükseite von einander abweichen.

Mit eben so vielem Vergnügen fand ich, dafs ich die pag. 56 in den Annalen aufgeführten seltenen Münzen der Familie Baebia besitze, und besonders merkwürdig waren

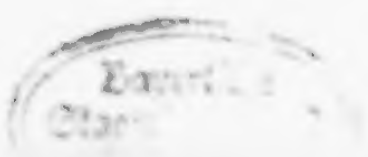
mir die Worte: „Der hier abgebildete Denar ist von der höchsten Seltenheit; Ekhel kannte ihn nur aus der Sammlung des Grafen Vitzai (D. N. Tom. V. pag. 149.) Das Original des hier abgebildeten befindet sich in der Herzoglichen Sammlung zu Gotha.

A. Der Kopf des Jupiter;
R. Die Victoria krönt ein Trophäum. Tamp. in einem Monogram; im Abschnitt Roma.“

Ich besitze diesen Denar in einer schönen Erhaltung. Er ist etwas kleiner, als andere Denare, gerade so grofs wie der abgebildete, und auch übrigens ihm bis auf einen einzigen Umstand vollkommen ähnlich: zwischen der Victoria und dem Trophaeo nemlich steht auf dem meinigen statt des Monogramm $\overline{M}$ ein aufgerichtetes fulmen, wahrscheinlich in Bezug auf den Jupiterskopf. Sehr bedeutend scheint mir der Umstand, dafs dies fulmen unten beinahe wie ein M mit einem Queerstrich darüber aussieht, und leicht dafür angesehen werden könnte, wenn der obere Theil des Blitzstrahls verloscht wäre. Allein ich kenne die Erhaltung des gothaischen Denars zu wenig, um eine Vermuthung diesfalls zu wagen.

Einen etwas grofsern Denar von der Familie Baebia finde ich in meiner Sammlung, wo hinter dem Kopf Tampil steht, und unter dem Kinn das Zeichen des Denars X. Der Apoll auf der Quadriga hat Bogen und Pfeil in der Hand, und unter den Fufsen der Pferde steht: Roma, in dem Abschnitt unten aber liest man: M. BAEBI. Q. Da auf der Rukseite dieser sehr scharf erhaltenen Munze in einen kleinen Raum so viel zusammengedrangt ist, so hat sie ein reiches Ansehen.

Der Umstand, dafs ich in meiner Sammlung oft unvermuthet seltene Münzen entdekke, bringt mich auf den Gedanken, dafs noch manches Merkwurdige darin verborgen seyn mag, und ich vermuthe dies besonders unter den griechischen Städtemunzen mit Kaiserkopfen. Die Zeit wird daruber entscheiden.



# Drukfehler.

Seite 17 mitten lies: weifslichte, statt winstliche.
— 18 mitten l. Ort, st. Orten.
— 20 mitten l. das, st. etwas.
— 23 unten l. mit, st. mi.
— 25 mitten l. diesem, st. diesen.
— 45 mitten l. Νιψασθαι, st. Νιφασθαι.
— 46 mitten l. 21, st. 20.
— 71 mitten l. jemandem, st. jemanden.
— 92 mitten l. Νεαπολις, st. Νεοπολις.
— 95 mitten l. nur, st. nun.
— 110 unten l. Plinius, st. Plimus.
— 115 oben l. Versuch, st. Vesuv.
— 122 oben l. Sache, st. Rache.
— 145 unten l. Toro, st. Torso.
— 168 mitten und unten l. Brett, st. Bret.
— 168 unten l. Schnüre, st. Schnüren.
— 169 mitten l. Gefafs, st. Gefasse.

Die noch übersehenen oder etwa von Seite 176 an vorhandenen Drukfehler wird der einsichtsvolle Leser leicht als solche erkennen, und verbessern.

Der

# deutſche Don-Quixote,

oder

## Einer der Zwölfe.

Eine Geſchichte neuen Inhalts.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

# Vorbericht.

Die Griechen hatten in der Blütenzeit des Menschengeschlechts der Religion ein rosenfarbnes Gewand gegeben, auf welchem schöne Wesen der Phantasie flatterten, das ein holder liebevoller Genius gewebt hatte, und in welchem sich das Leben und der Tod in einem mildern Lichte spiegelten. Die Christen haben der sanftesten Freundin der Menschheit dies Gewand abgerissen, und ihr ein schwarzes niederbeugendes Gewand umgehängt, auf welchem die furchtbarsten Gestalten, die nur der menschliche Geist erfinden kann, abgebildet

sind: Todtengerippe, Teufel, Feuerflammen, ewige Höllenstrafen; aus welchem Flüche, furchtbare Gesetze, und ein schrecklich richtender Gott hervordonnern. Auch der festeste Geist muß erbeben, wenn er die Flüche vom Sinai und vom Golgatha hört, wenn er die schaudervollen Gestalten, mit welchem sich die christliche Religion bekleidet, anschaut, und ihre ganze Furchtbarkeit erwägt.

Es ist Zeit, dies schreckliche Gewand endlich der sanften Trösterin der Menschen, der Religion, wieder abzureißen, und ihr ein holderes und milderes umzuhängen. Nicht jenes rosenfarbne der Griechen; es ist mit der Blütenzeit der Menschen auf ewig dahin: sondern ein ernstes, männliches Gewand, neugewebt von dem Genius der Menschheit, und aus welchem nur Töne der Liebe, der Milde, und des Glüks hervorschallen. Es ist um so mehr Zeit, jenes

finstere und grausame Religion auch finstere und grausame Menschen bildet, so wie irrdische, mit Blut geschriebene Gesetze, die in barbarischen Ländern herrschen, ebenfalls das Menschengeschlecht verschlimmern.

Die folgenden Blätter sind bestimmt, die furchtbaren, thörigten, und aller Vernunft widersprechenden Gestalten, womit sich unsere Religion umgiebt, hell ins Auge fallen zu lassen, und ihre Schädlichkeit ans Licht zu bringen. Sie sind besonders gegen eine Religion gerichtet, welche sich mit den meisten von diesen scheußlichen Phantasmen umgiebt, die ganz unbezweifelt die Menschen schlimmer macht, und die sich dennoch für die einzigwahre, die alleinseligmachende ausgiebt.

Das Menschengeschlecht ist in vielen [illegible] in seinen Kinderjahren, aber

vorzüglich in der Religion, und ein groſser Gedanke iſt zu faſſen, um es in dieſem wichtigen Punct, der am meiſten zur Erziehung des Menſchengeſchlechts beiträgt, den männlichen Jahren näher zu bringen, der Gedanke: daß man viel zu fromm, viel zu weiſe, zu menſchlich und edel denken müſſe, als um ein Chriſt zu ſeyn.

# Der

# deutsche Don-Quixote.

In einer Gegend von Deutschland, wo die katholische und evangelische Religion beinahe gleich verbreitet war, lebte der Herr von Rübsamen auf einem Gute, das er von seinem Vater geerbt hatte, und das ihn ganz anständig nährte. Er war Offizier gewesen, hatte aber, als sein Vater starb, den friedlichen Ackerbau dem militairischen Getümmel vorgezogen, und den Degen mit der Pflugschaar vertauscht. Gelehrsamkeit besaß er nicht viel, dagegen aber viel katholische Religiosität, die

ihm seine Mutter von der frühsten Jugend an eingeflößt hatte. Dies letzte machte ihm viel zu schaffen, denn da in manchen Gegenden von gemischter Religion viel Privat-Polemik getrieben wird, so ward er oft in solchen religiösen Disputen arg in die Enge getrieben. Um nun ein recht gründlicher und siegreicher Verfechter seines Glaubens zu werden, studirte er fleißig die ihm eigentlich verbotene Bibel, und tröstete sich wegen dieser Uebertretung seiner Pflicht mit der guten Absicht, die er dabei hatte. Uebrigens lebte er, wie tausend andere Landedelleute, ruhig sein Leben dahin, und wahrscheinlich würde nie eine Seele, vielweniger ein Buch, von ihm geschrieben worden seyn, wenn sich nicht etwas ganz Seltsames mit ihm ereignet hätte.

Eines Morgens nemlich, als sein Wirthschaftsaufseher in seiu Zimmer trat, um die Oekonomiegeschäfte des Tages mit ihm zu verabreden, gab er dieselben zwar, wie sonst, nach der Ordnung an, setzte aber am Ende hinzu: er würde sich wohl bald mit etwas Wichtigerm beschäftigen, und seinem eigentlichen Berufe folgen müssen. Da der Wirthschaftsaufseher, welcher Lachmann hieß, keine

den Ackerbau und die Viehzucht, so fragte er ganz treuherzig: welchen Beruf?

Das werde ich ihm schon sagen, war die Antwort, aber zuerst muß er erfahren, wer ich eigentlich bin.

O das weiß ich längst, entgegnete Lachmann, der mit seinem Herrn ziemlich frei reden durfte, Sie sind der Herr Lieutenant von Rübsamen, weiland im Regiment von X., jetzt Erb- und Gerichtsherr von und auf Hainchen im Wiesengrunde.

Er irrt, mein Sohn, entgegnete der Landedelmann ganz ernsthaft, ich bin, wer ich bin: ich bin der Evangelist Johannes.

Lachmann war im Begriff, in ein lautes Gelächter auszubrechen, aber die Feierlichkeit, womit sein Herr sprach, hinderte ihn daran, und er rief blos voll Verwunderung aus: wie, der Evangelist Johannes?

Ja, mein Sohn, war die Antwort, derselbe, der das Evangelium, die drei Episteln, und die Offenbarung geschrieben hat.

Dem Wirthschafts-aufseher begann bange für den Verstand seines Herrn zu werden; indeß faßte er sich, und sagte mit etwas gezwungenem Lächeln: der Herr von Südsamen sind heute ungewöhnlich zum Scherz aufgelegt.

Nichts weniger, wie dies, entgegnete der Edelmann, ich bin nie ernsthafter gewesen, wie jetzt, und er wird bald sehen, daß ich große Ursache habe, ernsthaft zu seyn. Mach er nur Anstalten zu einer Reise, damit ich meinen Beruf antreten kann.

Welchen Beruf? rief Lachmann.

Und er fragt noch? war die Antwort; den Beruf als Apostel, den Beruf, das wahre Evangelium zu predigen. Glaubt er, daß der Evangelist Johannes da ist, um Kohl zu pflanzen, und Kartoffeln zu bauen?

Lachmann war, wie aus den Wolken gefallen, und wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte: indessen hatte er doch mehr Lust zu dem letztern, und versuchte noch einmal, einen Spaß aus der Sache zu machen.

Vernünftig! hub er an, ich gebe mit auf die

gesperrt werden, und vierzig weniger eins vorfallen sollten, so überlasse ich die Ehre —

Lachmann machte bei den letzten Worten eine Verbeugung gegen den Herrn von Rübsamen, und begleitete sie mit einem etwas dreisten Lachen. Aber der Landedelmann runzelte mit Unwillen die Stirn, und sagte:

Mein Freund, hüte er sich, aus einer so ernsthaften und wichtigen Sache einen Scherz zu machen, wenn er ein vernünftiger Mensch seyn will! Alles, was er zu thun hat, ist, Anstalt zur Reise zu machen, denn morgen will ich abreisen.

Wohin? fragte Lachmann.

Nach Patmos, war die Antwort.

Lachmann war ein ganz gescheuter Mensch, aber von Patmos hatte er noch nichts gehört, und wußte nicht, wo es lag. Um indessen dies seltsame Gespräch, das ihn ganz confus machte, zu endigen, sagte er:

Die Pferde haben jezt noch etwas anders zu thun, der Brachacker muß bepflügt, und die Saamenkartoffeln müssen nach der Stadt gefahren wer-

Ei was, rief der Landedelmann, wenn der Evangelist Johannes reisen will, so kann er sich vom Brachakker und von den Saamenkrtoffeln nicht zurückhalten lassen! Er weiß nun einmal meine Meinung, daß ich morgen fort will, und von ihm fodere ich, daß alles dazu bereit sei.

Lachmann ging voll Bestürzung fort, denn das alles wurde mit einem so nachdrücklichen und feierlichen Ton gesagt, daß er an der wahren Herzensmeynung seines Herrn nicht zweifeln konnte. Er liebte ihn indessen zu sehr, als daß er den vorgefallenen Austritt hätte bekannt machen sollen, und besorgte die gewöhnlichen Wirthschaftsgeschäfte mit dem Entschluß, die Folge abzuwarten.

Der Herr von Rübsamen verhielt sich den übrigen Tag ruhig, und sprach, mit völligem Verstande, las aber fleißig in der Bibel, und schlug zu Zeiten einige große Bücher auf, in denen Lachmann, der jetzt aufmerksam auf diese Bücher wurde, die Namen Tertullianus, Irenäus, Epiphanius, und Hieronimus fand. Uebrigens sagte er weiter nichts von seinem Beruf als Evangelist oder Apostel, und schon begann Lachmann zu glauben, daß die Scene am Morgen ein vorübergehender [illegible]

er seinen Rapport über die Oeconomiegeschäfte des Tages abgestattet hatte, sein Herr plötzlich fragte: ob alles zur Reise bereit sei?

Lachmann erschrak nicht wenig, und wußte in der Verlegenheit mit nichts, als mit der Frage, zu antworten: wollen Sie denn würklich noch abreisen?

Morgen um sechs Uhr muß der Wagen gepakt vor der Thür stehen, sagte der Edelmann, und wenn das nicht ist, so mache ich ihn dafür verantwortlich, denn er hat meinen Befehl schon heute früh gewußt.

Ist es denn weit bis Patmos? fragte Lachmann.

Das wird er erfahren, war die Antwort, aber so viel kann ich ihm sagen, daß wir in einigen Jahren nicht wieder zurückkommen.

Lieber Herr von Rübsamen, hub Lachmann an, Sie haben immer vom Heirathen gesprochen, ist das Ihr Wille jetzt nicht mehr, wollen Sie in Ihren jungen Jahren nicht eine Frau glücklich machen?

Was führt er für Reden, rief der Edelmann, ich habe ja schon einmal Hochzeit gemacht.

Wo denn? fragte Lachmann voll Erstaunen.

Zu Cana in Galiläa, antwortete der Edelmann; diese Hochzeit, von der in meinem Evangelio Cap. 2. geschrieben stehet, und wo Christus das Wasser in Wein verwandelte, ist die meinige gewesen. Maria Magdalena ist meine Frau. Wie kann ich nun noch einmal heirathen?

Ein lautes Gelächter von Seiten des Wirthschaftsaufsehers wäre hierauf erfolgt, wenn nicht der sehr nachdrucksvolle und ernste Ton des Edelmanns ihm Respect eingeflößt hätte. Indessen sagte er doch: ich bitte Sie inständigst, lieber gnädiger Herr, führen Sie dergleichen Reden nicht, denn wenn andre Leute sie hörten, so könnten Sie leicht in den Verdacht gerathen, daß Sie das Unglück gehabt hätten, in eine Gemüthsverwirrung zu fallen.

Ich verzeihe ihm diese Reden, entgegnete der Edelmann, da die Sache so wunderbar ist, und er sie noch nicht begreifen kann; aber unterdeß befolge er meine Befehle pünktlich, und sorge er

me Jacob soll uns fahren, der Inspector aber soll in meiner Abwesenheit die Wirthschaft besorgen, und mir genaue Rechnung davon ablegen.

Er machte noch einige nothwendige Anordnungen, die durchaus keinen zerrütteten Verstand verriethen, bestimmte die Gelder, die mitgenommen werden sollten, und entließ den Wirthschafter mit dem nochmals wiederholten Befehl, daß alles wie sonst bereit, und zwar zu einer weiten Reise bereit seyn sollte.

Lachmann war in seinem ganzen Leben nicht in einer Gemüthsstimmung gewesen, wie jezt, und wußte schlechterdings nicht, was er von dieser seltsamen Sache urtheilen sollte. Sein Herr hatte ihn erzogen, hatte ihm viel Gutes erwiesen, und er schäzte ihn dafür sehr, besonders, da er nie etwas Ungereimtes von ihm gehört hatte. Er konnte sich also nicht entschließen, die seltsamen Reden seines Herrn bekannt zu machen, und hielt es für das beste, seinem Befehl nachzuleben, und die Anstalten zur Reise zu treffen.. Denn wenn die plözliche Veränderung seines Herrn eine wirkliche Gemüthsverirrung zum Grunde haben sollte,

am besten, seinen Herrn sobald als möglich aus dieser Gegend zu entfernen, um ihm den Ruf eines Wahnsinnigen zu ersparen.

Er machte also die eiligsten Vorkehrungen zur Reise, traf die möglichst besten Einrichtungen zur Verwaltung des Gutes in ihrer Abwesenheit, und nahm sich vor, ruhig die Folge abzuwarten.

Als sie sich am andern Morgen in den Wagen setzten, kam der unerwartete Umstand vor, daß keiner von beiden wußte, nach welcher Gegend zu Patmos läge. Der Herr von Rübsamen zerhieb indessen den Knoten, und ließ nach einer großen Stadt fahren, aus welcher Straßen nach allen Ländern und Gegenden, also auch wahrscheinlich nach Patmos, liefen.

Unterwegens sprach er über verschiedene Dinge mit so viel Unbefangenheit und Verstand, daß Lachmann einmal über das andere in Versuchung gerieth, zu glauben, es habe ihm blos geträumt, daß sein Herr der Evangelist Johannes seyn wolle. Indessen war ihm doch sein Gedächtniß zu treu, und er konnte sich nicht enthalten, endlich selbst von der Sache anzufangen.

Sie sind gestern sehr scherzhaft gewesen, hub

er an, Sie wollten mit Gewalt der Evangelist Johannes seyn.

Glaubt er denn noch nicht, daß ich's bin? war die Antwort. Wird er denn nicht gesehen werden?

Lachmann. Aber lieber Herr von Rübsamen, bedenken Sie doch, daß Sie durch dergleichen Reden den Ruf der Wahnsinnigkeit erhalten können. Wie können Sie denn der Evangelist Johannes seyn? Der ist ja schon vor vielen hundert Jahren gestorben.

Rübsamen. Gestorben? Da sieht man, was er davon versteht. Hat nicht Christus selber gesagt: „so ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?“ Lese er doch mein Evangelium, da wird er's finden. Cap. 21 v. 22.

Lachmann. Aber mein Gott, Sie sind ja der Sohn vom Alexius Sebastian von Rübsamen, Sie haben ja als Lieutenant im Regiment von T* gedient, wie können Sie sich denn für einen Apostel ausgeben?

Rübsamen. Ich sehe wohl, ich muß diesem ungläubigen Thomas alles erklären, denn sonst wird er in Ewigkeit nicht gläubig werden. Sage

er mir einmal: was ist denn der eigentliche Mensch, der Körper oder die Seele?

Lachmann. Die Seele.

Rübsamen. Wenn ich also die Seele eines andern besitze, so bin ich doch derselbe.

Lachmann. Allerdings.

Rübsamen. Nun wohl, ich besitze die Seele des Johannes, also bin ich er selber. Sein Leib ist nicht auf der Erde geblieben, denn der ist vergänglich, aber seine Seele ist geblieben, um fortzuwürken, und diese ist in mich gefahren.

Lachmann. Seit wenn denn?

Rübsamen. Seit ehegestern.

Lachmann. Aber Sie hatten ja vorher auch schon eine Seele, da hätten Sie jezt ja zwei.

Rübsamen. Allerdings! Und das wird er auch deutlich spüren; denn mit der einen handle ich, wie der Herr von Rübsamen, mit der andern, wie der Evangelist Johannes. Jezt hat er den nothwendigen Aufschluß, und nun befehle ich ihm bei Verlust seines Dienstes vor mir, nie den geringsten Zweifel wieder zu äußern, daß ich der Evan-

gelist Johannes sei, und den erhabenen Beruf eines Apostels habe.

Rübsamen brach jezt ab, und fing sehr vernünftig an, von andern Dingen zu sprechen. Lachmann aber befand sich in einer Gemüthsstimmung, die von einer Gemüthsverirrung nicht sehr weit entfernt war. Er hatte seinen Herrn immer als einen rechtschaffenen und vernünftigen Mann gekannt, und dieser war es auch noch in allen Stükken, bis auf die einzige Tollheit mit dem Evangelisten Johannes. Und dennoch war in dieser Tollheit so viel System, daß er sie nicht geradezu für Tollheit erklären konnte. Hier blieb sein Verstand stehen, und er hatte zu wenig Erfahrung, um dies Dunkel zu durchschauen.

Sie konnten den ersten Tag die Stadt nicht erreichen, und mußten in eine Dorfschenke einkehren. Da in dieser keine Passagierstube vorhanden war, so sahen sie sich genöthigt, in der Schenkstube zu bleiben, und in dieser versammelten sich bald eine Anzahl Bauern, um sich einschenken zu lassen.

Rübsamen verhielt sich ruhig, und sprach sehr vernünftig mit Lachmann. Endlich aber, als eine

ganze Menge Bauern beisammen war, sagte er plötzlich: nun ist es Zeit, daß ich meinen Beruf antrete. Hierauf erhob er sich, trat auf einen Stuhl, mitten unter die Bauern, und fing an, folgendermaßen zu reden:

Meine Freunde und Brüder, ihr seid hier versammlet, um euren Vergnügungen nachzuhängen, aber ihr wißt nicht, wer unter euch ist, und welches Glück euch an diesem Abend bevorstehe. Der Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs hat euch bisher geführt, die wahre Religion zu lernen, er hat euch einen Apostel gesandt, Kindlein, sie euch vorzutragen, und dieser Apostel bin ich; ich bin der Jünger der Liebe, der an Jesu Brust lag, ich bin der Evangelist Johannes, der seinen Willen weiß, und ihn euch offenbar machen wird.

Bei diesen Worten zogen einige von den Bauern die Mützen ab, und in der ganzen Gesellschaft war kein Mund, der nicht offen stand, kein Auge, das sich nicht, weit aufgerissen, auf den Redner richtete, und kein Gesicht, das nicht um ein ansehnliches länger ward. Anfangs war eine tiefe Stille gewesen, aber bei der letzten Erklärung löste sich diese Stille in ein ganz eigenes Gemisch von Stimmen auf. Ein Kind, das noch ein klei-

neres Kind auf dem Arm trug, ließ es herunterfallen, der Wirth des Hauses trat voll Erstaunen zurük, und trat auf einen Hund, ein neugieriger Knecht aber, der sich aus einem Winkel hervordrängte, stieß einen Tisch um, auf welchem einige Gläser standen. Das Geschrei des gefallenen Kindes, das Geheule des getretenen Hundes, das Geklirre der zerbrochenen Gläser, verbunden mit dem erstaunungsvollen Gemurmel der Bauern, erfüllte das Zimmer mit einem solchen disharmonischen Getöse, daß die Stimme des Redners demselben gänzlich erlag, und die Reihe, stumm zu seyn, plözlich an ihn kam.

Als endlich die Lerdanden nicht mehr schrieen, und auch das übrige Getöse verhallt war, fuhr der Apostel folgendermaßen fort:

Kindlein, ich gebe euch ein neues Gebot, damit ihr im Lichte wandeln möget, denn jezt wandelt ihr in der Finsterniß. Bekehrt euch zu dem wahren Glauben, eilt zu der mütterlichen Kirche zurük, die ihren Schooß öffnet, euch zu empfangen. Denn ihr müßt in Mutterleib zurükgehen, und von neuem geboren werden, sonst könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen. Jezt ist der Antichrist in eurem Herzen; ihr besprengt euch

nicht mit dem Wasser des Lebens, ihr betet nicht zu den heiligen Fürsprechern im Himmel, ihr glaubt nicht an ein reinigendes Fegfeuer nach dem Tode, und hört nicht die heilige Messe, die als ein tägliches Opfer für eure Sünden dargebracht wird; der Widerchrist, der aus Wittenberg in Sachsen kam, hat Besitz von eurem Herzen genommen, und euch auf einen Weg gebracht, der euch zur ewigen Verdammniß führen wird.

Bei diesen Worten erhob sich unter den Bauern, welches ehrliche Protestanten waren, ein lautes Gemurmel, und sie schienen Lust zu haben, gegen diesen Redner mit einiger Kraft aufzustehen. Er aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr mit noch größerm Eifer fort:

Ja, ich muß es euch sagen, ihr seid die Ketzer, die dem falschen Propheten anhängen, die Abtrünnigen, die der Teufel überwunden hat, und wenn ihr nicht zu der wahren christlichen Kirche zurückkehrt, außer der keine Seligkeit zu hoffen ist, so werdet ihr auf ewig in die Verdammniß eingehen, sammt dem Teufel, und seinen Engeln.

Dies lezte war den Bauern doch etwas zu derb

das genommen; einer von ihnen trat dicht an den Redner heran, und sagte mit etwas abstechendem Tone: Herr, schimpfe er nicht auf unsre Religion, oder das Donnerwetter soll ihm auf den Kopf fahren!

Auch diese kräftigen Worte erschütterten den Apostel nicht, und er sprach mit großer Sanftmuth:

Den Leib könnt ihr tödten, aber die Seele möget ihr nicht tödten. Und wenn ihr den Leib tödtet, so bin ich noch immer vorhanden, denn ich bin Johannes der Evangelist, und dieser wird bleiben, bis der Herr kömmt. Ich bin der Jünger der Liebe, und bleibe es, auch wenn ihr mich haßt; ich bin gesandt, den wahren Glauben zu verbreiten, und dies werde ich vollbringen, wenn ihr euch auch mit Flüchen und Drohungen gegen mich auflehnt.

Die Bauern wurden irre, und wußten schlechterdings nicht, was sie aus dem neuen Apostel machen sollten. Er aber fuhr fort, apostolisch zu lehren, sprach immerfort vom Verirren von der Mutterkirche, vom Zurükkehren in den Schooß derselben, von dem alleinseligmachenden Glauben, und von vielen andern Dingen, die den Bauern sehr

bedenklich vorkamen. Sie wußten sich nicht anders zu helfen, als diesem geistlichen Kämpfer einen andern entgegen zu setzen, der es eher mit ihm aufnehmen könnte, wie sie. Sie besprachen sich etwas unter einander, darauf sagte der Wirth einem Knaben etwas ins Ohr, und dieser lief eilend fort.

Lachmann, der dies bemerkte, und nicht wußte, was vorging, suchte seinen Herrn in seinem Vortrage zu unterbrechen, und ihn von der vierfüßigen Kanzel herunter zu bringen. Schon bei dem Donnerwetter hatte er ihn am Rock gezurrt, aber blos einen unwilligen Blick erhalten; jezt bemühte er sich von neuem, ihn dieser handfesten Umgebung von Bauern zu entziehen, jedoch ebenfalls umsonst. Der Herr von Rübsamen war gleichsam in den Geschmak seines neuen Lehramts gekommen, und ließ sich durch nichts unterbrechen.

Nicht lange, so trat ein Mann im schwarzen Ornat ins Zimmer, der sich voll Verwunderung unter die Zuhörer mischte. Es war der Prediger des Orts, den man herbeigerufen hatte. Er sah einen wohlgekleideten Mann predigend auf einem Stuhl stehen, der voll großen Eifers gegen die

evangelische Religion sprach, und die Unterscheidungslehren der katholischen als den einzigen Weg zur Seligkeit aufstellte. Nachdem er einige Zeit dem Redner zugehört hatte, trat er vor denselben hin, und fragte ihn: wer ihm das Recht gegeben hätte, hier zu predigen, und die evangelische Religion anzugreifen?

Dies Recht, antwortete der Redner ganz ruhig, hat mir mein Herr und Meister gegeben, Jesus von Nazareth.

So! sagte der Prediger verwunderungsvoll; auf welche Art denn?

Rübsamen. Wie allen andern Aposteln. Er hat mich in die Welt gesandt, den wahren Glauben zu verkündigen.

Prediger. Wer sind Sie denn?

Rübsamen. Der Evangelist Johannes. Erkennen Sie nun meinen Beruf zum Predigen und Lehren?

Der Prediger erstaunte, glaubte aber, jezt seinen Mann zu kennen, und da er ein entschlosse-

ner Mann war, so sagte er: Herr, daß Sie der Evangelist Johannes nicht sind, weiß ich gewiß, und wer Sie eigentlich sind, glaube ich eben so gewiß zu wissen: ein Wahnsinniger.

Rübsamen antwortete wieder ganz ruhig: ich trage diese Schmach um des Herrn willen, der mich gesandt hat; aber morgen, wenn ich diesen Ort verlasse, werde ich den Staub von meinen Füßen schütteln.

Thun Sie das, sagte der Prediger, aber hören Sie auf, hier zu predigen, und meine Gemeinde durch allerhand abgeschmakten Aberglauben irre zu führen.

Aberglauben? entgegnete Rübsamen; ich lehre die wahre Religion, wie der himmlische Vater sie den Menschen durch seinen Sohn verkündigt hat, und bin bereit, meine Lehren vor allem Volk zu vertheidigen.

Der Prediger, der noch nicht errathen konnte, mit wem er es zu thun hatte, und den der feste unbefangene Ton des fremden Redners etwas irre machte, entschloß sich, näher mit diesem seltsamen

Menſchen ſich einzulaſſen, und fragte ihn: was halten Sie denn für die wahre Religion?

Rübſamen. Alles, was die heilige katholiſche Kirche lehret; denn dies iſt der einzige Weg zur Seligkeit.

Prediger. Und alle Lehren der katholiſchen Kirche getrauen Sie ſich zu vertheidigen.

Rübſamen. Vor Gott und Menſchen, und alle will ich mit meinem Blute beſiegeln.

Prediger. Auch die Verehrung der Heiligen?

Rübſamen. Auch dieſe, und dieſe vorzüglich, denn ſie beruht auf einem ſehr ſchönen und erfreulichen Grunde.

Prediger. Laſſen Sie doch hören.

Rübſamen. Wenn wir in der Demuth unſers Herzens uns nicht würdig fühlen, mit Gott ſelber zu reden, ſo müſſen wir uns an die Heiligen wenden, und ſie zu unſern Fürſprechern wählen. Denn man darf nicht einmal mit einem irrdiſchen großen Herrn immer geradezu reden, ſondern man

sich an seine Diener wenden; um so mehr bei dem größten Herrn, bei Gott.

Prediger. An dem, was Sie da vorbringen, ist weiter nichts auszusetzen, als daß es sehr menschlich ist, und daß Sie dadurch Gott zu einem Sultan, der seine Favoriten hat, und die Heiligen zu Gott machen.

Rübsamen. O welche Lästerungen gehen aus dem Munde dieses Ungläubigen!

Prediger. Und ich will Ihnen beweisen, daß es keine Lästerungen, sondern reine Wahrheiten sind. Beantworten Sie mir nur einige Fragen. Wird wohl oft zu eben demselben Heiligen an mehrern Orten in einer Zeit gebetet, z. B. in Rom, in Madrit, in Peru, in Goa?

Rübsamen. Allerdings! In jedem Augenblik steigen zahllose Gebete aus allen Orten, wo die heilige römische Kirche herrscht, zu jedem Heiligen empor.

Prediger. Und hört denn der Heilige alle diese Gebete, weiß er, welche Menschen in der ganzen Welt zu ihm beten?

Rübsamen. Allerdings! Was hülfe sonst das Gebet der Menschen?

Prediger. Da ist die Abgötterei fertig. Wenn die Heiligen wissen sollen, was von allen Menschen, und an allen Orten zu ihnen gebetet wird, so müssen sie allwissend und allgegenwärtig seyn; diese Eigenschaften aber kommen nur Gott zu. Die römisch-katholische Kirche ist also abgöttischer, als je die Heiden gewesen sind, denn diese hatten nicht so viele Götter, als sie vergötterte Heilige hat.

Rübsamen wurde stutzig, und wußte nicht, was er in der Eil diesem bündigen kleinen Beweis entgegen setzen sollte; er hatte keinen andern Ausweg, als seine Zuflucht zu einer Exclamation zu nehmen, und rief: o Lästerung, Lästerung!

Ei was Lästerung, entgegnete der Prediger; das Wort Lästerung ist leicht ausgesprochen, aber es beweist nichts gegen meinen Satz, daß die katholische Religion die Menschen zu heimlichen Götzendienern macht. Können Sie was dagegen einwenden?

Ja, das kann ich, rief der Herr von Rübsa-

men, der sich nun etwas gefaßt hatte; wir rufen die Heiligen blos als Menschen an, und sie hören uns nicht durch sich selbst, sondern in und durch Gott, der alles weiß, und allen alles bekannt machen kann.

**Prediger.** Das heißt mit andern Worten: Gott macht es den Heiligen bekannt, daß die Menschen sie anrufen, und sie machen es dann wieder Gott bekannt, und bitten für sie. Ist das nicht eine Abgeschmaktheit, und schämen sich Ihre Theologen nicht, einen so erbärmlichen Schlupfwinkel zu suchen? Ich kenne die feinen Distinctionen, die sie zwischen Anrufen und Anbeten der Heiligen machen, sehr wohl; aber kennt sie denn der gemeine Mann auch? Er kniet vor seinen Heiligen, ohne daran zu denken, daß sie nur in und durch Gott ihn hören, er betet sie an, ohne von dem biblischen Unterschied zwischen anrufen und anbeten etwas zu wissen, und wird dadurch ein wahrer Abgötter. Zu so etwas giebt Ihre Religion Gelegenheit. Darum muß ich es mir verbitten, daß Sie die Grundsätze derselben hier aufstellen, und als die alleinseligmachenden anpreisen. Geben Sie, und unterstehen Sie sich nicht, hier zu predigen, und Ihren Aberglauben zu verbreiten, sonst muß ich Sie fortbringen lassen.

Es schien, als würde der Prediger in Worten und in der That einen bedeutenden Sieg erkämpfen, und der Apostel, der seine Niederlage fühlte, war nun, so sehr er Jünger der Liebe war, wüthend.

Du bist der Widerchrist, rief er laut, von dem in meiner Epistel geschrieben steht, du bist das Thier in meiner Offenbarung mit sieben Häuptern und zehn Hörnern, dem gegeben ist, mit den Heiligen zu streiten, und sie zu überwinden. Aber es dauert nur zwei und vierzig Monden; sodann wirst du gleich dem alten Drachen in den Abgrund geworfen werden.

Den Bauern, die bis jezt sich ruhig verhalten hatten, war dies ein wenig zu arg, und sie konnten sich nicht länger halten. Herr, sagte der eine, schimpf er nicht so barbarisch auf unsern Prediger, oder es soll ihm übel gehen; und hiermit gab er ihm einen so unsanften Stoß, daß er weit hinwegflog, und einem andern Bauern in die Arme fiel. Dieser stieß ihn einem dritten zu, und dieser einem vierten, so daß er eine gezwungne absatzmäßige Wanderung in dem Zirkel der Bauern machte, und eine große Aehnlichkeit mit einem Ballon hatte, nur daß er nicht in die Luft flog.

Er vermogte in dieser verzweiflungsvollen Lage, worin er so wenig sein eigner Herr war, nichts anders zu thun, als einmal über das andre zu rufen: ihr seid es, die das Mahlzeichen des Thieres an ihrer Stirn tragen; ihr werdet gequält werden mit Feuer und Schwefel vor dem Lamm.

Diese Worte trugen nichts dazu bei, dem unbilligen Spiel der Bauern ein Ende zu machen; im Gegentheil stellten sie sich in zwei Reihen bis zur Stubenthür, gaben ihrem Ballonspiel eine bestimmte Direction, und stießen den Apostel in einem Zikzak zur Thür hinaus. Hier sank er vor derselben athemlos, und ohne Kraft zu Boden, ohne daß der Prediger ihn aus den Händen der Bauern hatte retten können.

Lachmann, der voll Schrekken die Scene mit angesehen hatte, eilte ihm nach, um ihm zu helfen. O mein Gott, Herr von Rübsamen, rief er, wie sind Sie zu diesem traurigen Schiksal gekommen. Ich trage es gern, war die Antwort, um des Evangelii willen; alle diese Schmach wird in Herrlichkeit verwandelt werden.

Aber es wäre doch besser gewesen, entgegnete Lachmann, wenn wir in Ruhe unser Abendbrod

gegessen, und uns weder Schmach noch Herrlichkeit zugezogen hätten.

Das versteht er nicht, sagte Rübsamen ächzend; ein Apostel muß verfolgt werden, und um der Wahrheit willen alles leiden.

Da ist es doch sehr gut, wenn man kein Apostel ist, bemerkte Lachmann sehr naiv, und hob seinen Herrn von der Erde auf.

Unterdeß kam der Wirth heraus, und erklärte, daß er einen Menschen, der so verwirrtes Zeug spräche, und auf den lutherischen Glauben so heftig schimpfte, nicht im Hause beherbergen könnte, und daß er im Stall logiren müsse.

Das will ich, schrie Rübsamen, und mit Freuden, denn mein Herr und Meister ist in einem Stall geboren worden; sollte ich nicht das Geringere thun, und darin schlafen? führt mich sogleich hinein! Zur Ehre Gottes will ich in einem Stall schlafen.

Der Wirth führte ihn in einen Pferdestall, wo schon der fromme Jacob mit den Pferden seines Herrn befindlich war, und sammt ihnen ein friedli-

des Abendessen einnahm. Er wunderte sich nicht wenig, seinen gnädigen Herrn hier erscheinen zu sehen; aber dieser hatte ihm unterwegens schon von seiner hohen apostolischen Sendung vorgesprochen, und jezt erklärte er ihm mit wenig Worten, daß es ihm nicht anders zieme, als jede Erniedrigung um Christi willen zu übernehmen, und sie selbst zu suchen.

Lachmann war seinem Herrn gefolgt, und das reisende Kleeblatt befand sich nun in einer engen Vertraulichkeit beisammen. Zur Gesellschaft hatten sie zwei Pferde, und eine Kuh, die in einem Winkel stand. Jacob, die beiden Pferde, und die Kuh hatten Abendbrod, aber Rübsamen und Lachmann waren ohne Speise. Da indessen auch in einem apostolischen Magen sich der Hunger reget, so ließ der Jünger Johannes zu, daß sein Begleiter Speise herbeiholte, die denn freilich sehr apostolisch-dürftig war.

Während des Essens nahm Rübsamen Gelegenheit, seinen Kutscher Jacob immer mehr von seiner hohen Sendung und von seiner Jüngerschaft zu überzeugen. Dieser Mensch, der seinen Kopf mit Heiligen-Legenden, mit Kloster-Frömmigkeit,

mit Wunderglauben aller Art, besonders mit Mönchsbegriffen von Demuth, und Entsagung, und Erniedrigung angefüllt hatte, war der erste, bei dem Rübsamen Eingang fand, und der, durch die zuversichtliche Sprache seines Herrn bewogen, zuerst an den neuen Apostel glaubte. Er horchte mit tiefer Ehrerbietung auf alles, was Rübsamen von seiner Jüngerschaft sagte, gab mitunter seine Bewunderung zu erkennen, und dies bestärkte den neuen Apostel nicht wenig in seinem Beruf.

Als die Reisenden sich endlich nach den Mühen des Tages zur Ruhe begeben wollten, fiel dem Apostel plötzlich ein, daß er, um seinem Herrn und Meister noch ähnlicher zu werden, die Nacht in einer Krippe schlafen wollte. Lachmann bemerkte, daß Christus zwar als ein neugebornes Kind in einer Krippe gelegen habe, jedoch nie als Erwachsener; aber Rübsamen antwortete: er sei ebenfalls als ein neugebornes Kind zu betrachten, denn er sei erst seit wenigen Tagen zu seinem Apostelamt wiedergeboren.

Auf diesen Grund, das wußte Lachmann schon, ließ sich nichts weiter antworten; er nahm also etwas Stroh, und legte es in die Krippe,

worauf denn das neugeborne Kind mit einiger Mühe hineinkletterte, und sich lang darin ausstrekte, auch bald nachher laut zu schnarchen anfing.

Unterdeß machten sich Lachmann und Jacob in einem Winkel ein Strohlager an der Erde, und schliefen also gleichsam ein Stokwerk tiefer, als ihr Herr.

Es mochte ohngefehr in der Mitternacht seyn, als Lachmann durch ein Gepolter aufgeweckt wurde, und bald darauf ein Gewinsel hörte. Die Geschichte war folgende. Als die Pferde ihr Heu verzehrt hatten, begannen sie an Rübsamen, der dicht bei ihnen in der Krippe lag, und den sie sehr wohl kannten, herumzuschnuppern, wie die Pferde des Rhesus an ihrem todten Herrn. Eins von ihnen, das gern spielte, biß und zog ihn an den Knöpfen seines Kleides, so daß er aufwachte. Da es Mondschein war, und der Apostel in der Schlaftrunkenheit einen schwarzen Kopf über sich erblikte, auch eine weiche kalte Schnauze fühlte, so glaubte er, daß der Teufel käme, ihn zu versuchen, machte voll Entsetzen eine Wendung, und fiel aus der Krippe. Der Fall war so unglüklich, daß er mit der Stirn auf den Huf des spielenden Pferdes traf,

und sich ein Loch hineinschlug, worauf er denn in halber Betäubung laut zu winseln anfing.

Zum Glük hatte Lachmann für eine Laterne gesorgt, und konnte Licht anzünden. Mit nicht geringem Schrekken fand er seinen Herrn an der Erde liegen, wie er das ganze Gesicht voll Blut hatte, und hörte von ihm, daß der Teufel ihm nachstelle, und ihn aus der Krippe geworfen habe. Er hob ihn auf, und verband ihn, so gut er konnte. Unterdeß beklagte sich Rübsamen laut, nicht über die Wunde, sondern darüber, daß der Teufel ihm die Aehnlichkeit mit Christo nicht lassen wolle, gleich denselben in einer Krippe zu schlafen. Um ihm aber demohngeachtet nicht zu Willen zu leben, entschloß er sich, in einer kleinen freistehenden Raufe, aus welcher am Tage einige Ziegen fraßen, sein Lager zu bereiten, da das Herausfallen aus dieser unmöglich war. Keine Einwendungen von Lachmann halfen; es ward etwas Stroh in die Raufe gelegt, und der neugeborne Apostel legte sich oben darauf. Lachmann aber begab sich wieder zu dem zitternden Jacob, der von dem Teufel hatte reden hören, und vor Furcht nicht zu bleiben wußte.

Kaum waren beide wieder eingeschlafen, als sie von neuem durch ein Winseln aufgewekt wurden. Ist der Teufel wieder da, fragte Lachmann. O ja, antwortete Rübsamen, er hat mich mit Fäusten geschlagen, und mir einen Pfahl ins Fleisch gegeben. Helf er mir geschwind! Es schien, als wenn dem armen Geplagten der Odem bei diesen Worten verging. Zum Glük brannte die Laterne noch, und Lachmann sprang seinem Herrn zu Hülfe. Er fand ihn unbeweglich daliegen, denn da die Raufe unten in einem spitzen Winkel zulief, so war er, vermöge der Schwere seines Körpers, tief hineingesunken, und lag so eng eingeklemmt, daß er sich nicht rühren konnte. Das Herausfallen hatte er vermieden, aber das Gegentheil fand statt: er lag zu fest. Mit großer Mühe nur konnte ihn Lachmann aus dem spitzen Winkel herausziehen, und da er sich weder in die Krippe noch in die Raufe wieder hineintraute, nichts anders aber vorhanden war, was Aehnlichkeit damit gehabt hätte, so mußte er sich endlich entschließen, sein Lager, wie andere ehrliche Leute, zu nehmen, und sich neben seine beiden Begleiter zu legen.

Nun brachten sie die Nacht bis an den Morgen ungestört hin. Aber die Wunde, die der Apostel durch

durch die Anfechtung des Teufels in der Nacht bekommen hatte, schmerzte sehr, und Lachmann mußte einen Dorfchirurgus herbeibeten lassen. Unterdeß Rübsamen verbunden wurde, versammelten sich mehrere von den Bauern, welche die Neugierde nach der Scene von gestern Abend herbeilockte, und flüsterten sich unter heimlichem Lachen etwas ins Ohr. Als darauf die Reisenden wegfuhren, brach das Lachen laut aus, und sie riefen mit grossem Geschrei hinter Rübsamen her, er habe das Mahlzeichen des Thiers an der Stirn.

Sie hatten nicht Unrecht, denn er trug im eigentlichen Sinn das Mahlzeichen eines Thieres an der Stirn, und Rübsamen hatte durchaus nichts zu antworten, als zu seufzen, und auszurufen: bis zu dieser Tiefe hat mein Herr und Meister mich erniedrigen wollen, um ihm immer ähnlicher in der Demuth und Sanftmuth zu werden.

Da der Evangelist auch von den Stößen der Bauern einige Mahlzeichen an seinem Körper trug, so gehörte freilich ein hoher Grad von Sanftmuth dazu, um hier in Fassung zu bleiben. Was indessen die letztgedachten Mahlzeichen betrift, so be-

hauptete er dreist, daß sie aus der Nacht herrührten, wo ihn der Teufel mit Fäusten geschlagen habe.

Uebrigens sprach er ganz zusammenhängend, und sie kamen zu Mittage ohne weitere Unfälle in der Stadt an, von wo aus sie nach Patmos reisen wollten. Es befanden sich mehrere Reisende in dem Gasthofe, die im Begriff waren, sich zu Tisch zu setzen, und da der Evangelist Johannes gestern ein sehr schmales Abendessen, und heute ein eben so schmales Frühstük, auch ausserdem einige Strapazen gehabt hatte, so setzte er sich sammt Lachmann mit gutem Appetit zu ihnen.

Reisende sprechen häufig vom Wetter, und die Unterhaltung fiel bald auf das Clima, wo folgende Bemerkungen gemacht wurden:

Ein Kaufmann. Man wird bald in Deutschland sagen können, wie in Dännemark und Schweden, daß wir neun Monat Winter, und drei Monat keinen Sommer haben.

Ein Officier. Seit einigen Jahren sind schon die Blätter nicht mehr von den Bäumen gefallen, und wenn die Verschlimmerung des Clima

so fortgeht, so werden am Ende keine mehr wachsen.

Rübsamen. Ich selber habe auf dem Lande mancherley Bemerkungen über die Verschlimmerung der Jahreszeiten machen können. Ehemals ließen sich z. B. Melonen unter freiem Himmel ziehen, seit acht bis zehn Jahren aber ist der Versuch jedesmal gemißglückt.

Ein Amtmann. Wenn nur künftig das übrige Obst noch reif wird, und das Getraide eingebracht werden kann. In manchen gebirgigten Gegenden, wo sonst die Erndte sehr reichlich war, hat der Schnee schon das Getraide auf dem Felde ereilt, und einen großen Theil davon vernichtet.

Kaufmann. Das sind keine tröstende Aussichten, besonders, da die Theurung in demselben Grade wächst, wie das Clima sich verschlimmert. Ich komme aus Schlesien, dieser sonst so fruchtbaren Provinz. Dort hat der Scheffel Melonen im Jahr 1805 über 10 rthl. gekostet, und mehrere Monate nach der Erndte, von der man in den Zeitungen schreibt, daß sie die gesegnetste sey Menschengedenken ist, gilt der Scheffel noch immer 5 bis 6 rthl.

Rübsamen. Wenn die Theurung nicht bald sich vermindert, so wird die Moralität der Menschen in hohem Grade leiden.

Ammann. Sie hat schon gelitten, denn die Noth lehrt Verbrechen. Alle Zuchthäuser sind voll, und die Tribunale müssen schon auf andere Strafen, als auf Gefängniß, erkennen.

Officier. Wir sollten gegen Süden wandern, wo das Clima besser ist, und eine zweite Völkerwanderung veranstalten.

Rübsamen. Ich bin jezt eben im Begriff, sehr weit nach Süden zu reisen, und werde gewiß ein besseres Clima finden.

Officier. Wohin werden Sie denn reisen, wenn ich fragen darf?

Lackmann wurde heiß und kalt bei der Frage des Offiziers, denn er merkte, daß nun eine seltsame Scene beginnen würde. Aber Rübsamen blieb sich vollkommen gleich, und antwortete ganz ruhig: nach der Insel Patmos.

Officier. I mein Gott, was wollen Sie denn in Patmos machen?

Rübsamen. Ich will den Ort noch einmal sehen, wohin der Kaiser Domitian mich um meiner Lehre willen schikte, und wo ich bis zu seinem Tode in den Erzgruben gearbeitet habe.

In diesem Augenblik wandte die ganze Gesellschaft ihren Blik auf Rübsamen, ein jeder hörte auf zu essen, und eine allgemeine Stille entstand. Nur Rübsamen aß unbefangen und ruhig fort. Nach einer erwartungsvollen Minute brach endlich der Offizier das Stillschweigen, und sagte:

Wir verstehen Sie nicht, mein Herr. Erlauben Sie mir doch die Frage: wer sind Sie denn?

Rübsamen. Mein Gott, Lachmann, was zupft er mich, was tritt er mir auf den Fuß? Ich kenne meinen Beruf, und die Wünde meines Amtes besser, als auf ihn zu hören. — Warum sollte ich es ihnen nicht sagen, meine Herren, da es doch bekannt werden muß: ich bin der Evangelist Johannes, der Jünger, der nicht stirbt, sondern bleibt, bis der Herr kommt.

Jezt irrte das Erstaunen in der ganzen Gesellschaft umher, und schrieb sich mit leserlichen Buch-

staben auf aller Antlitz. Niemand wußte, was er sagen, niemand, was er glauben sollte. Rübsamen aber fuhr gelassen fort:

Ich glaube wohl, daß Sie erstaunen, in mir einen Apostel zu erblicken, aber bedenken Sie nur, daß nicht allein das Clima, sondern auch die Religion sich verschlimmert, und daß ein Gesandter Gottes höchst nothwendig ist, den wahren Glauben wiederherzustellen.

Eine interessantere Personage, wie diese, sagte der Officier zu seinem Nachbar, kann man nicht finden. Ich hoffe, wir wollen ein Fest haben, er muß sich verstellen, oder im Ernst so sprechen. (Laut zu Rübsamen.) Den wahren Glauben alte? E, Sie Vogel, Sie wollen sich einen Spaß mit uns machen, und uns vom Essen abziehen, unterdeß Sie sich das Rindfleisch sehr schön schmecken lassen.

Rübsamen. Da sei Gott vor, daß in meiner Sendung je ein Scherz über meine Lippen käme! Die Verbreitung des wahren Glaubens ist dem ganzen Menschengeschlecht für Zeit und Ewigkeit so wichtig, daß ich nur mit tiefem Ernst daran denke.

Unterdeß hatte sich der Kaufmann, der ein feiner und unterrichteter Mann war, zu Rachmann gewandt, und von ihm erfahren, daß der Herr von Rübsamen sich würklich für den Evangelisten Johannes halte. Diese Seltsamkeit verbreitete sich sogleich in der Gesellschaft, und man wußte nun, wen man vor sich habe.

Sie sind also ein Apostel? fragte der Officier.

Rübsamen. Der bin ich; Apostel und Evangelist zugleich, denn ich habe auch schriftlich gelehrt, wie Ihnen mein Evangelium, meine Episteln, und meine Offenbarung beweisen.

Kaufmann. Ich habe mir längst gewünscht, mit einem Apostel oder einem Evangelisten zu reden, und da ich heute ganz unvermuthet das Glück habe, so will ich es mir zu Nutze machen, mir einige Erklärungen in der Bibel auszubitten, die Sie mir am besten geben können. Am Ende Ihres Evangelii heißt es: „Es sind auch viel andere Dinge, die Jesus gethan hat, welche, so sie sollten eins nach dem andern geschrieben werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben wären." Sagen Sie mir doch, welche Welt meinen Sie eigentlich:

sprechen Sie von dem ganzen Weltall, worin die Fixsterne mit ihren Planeten, und auch unser Sonnensystem ist, oder sprechen Sie blos von unserer Erde?

Rübsamen. Blos von unserer Erde, denn mit dieser nur habe ich in meinem Evangelio zu thun.

Kaufmann. Sie meinen also, wenn es einen Kasten gäbe, so groß wie die Erde, so würde er die Bücher nicht zu begreifen vermögen, die man von Christo schreiben könnte?

Rübsamen stutzte, und wußte in der Eil keine Antwort zu finden. Der Kaufmann aber fuhr fort:

Wenn Sie dies gemeint hätten, so würde sich eine kleine Menschlichkeit eingeschlichen haben; denn in einer Minute kann man ohngefehr eine Seite lesen. Wenn man nun annimmt, daß Christus von Anfang seines Lebens an bis zu Ende desselben Tag und Nacht unaufhörlich gesprochen hätte, und alle seine Reden wären durch Geschwindschreiber aufgeschrieben worden, so würden noch lange keine 30000 Rollen entstanden seyn. Die

Bibliothek in Göttingen aber enthält allein zwölf Bücher. Ihr Kasten aber möchte ich wohl nicht mit der Welt vergleichen lassen.

Rübsamen (der sich besonnen hat.) Es bedarf der apostolischen Weisheit, dergleichen Worte aufzufassen. Unter Welt wird hier nicht die Erde verstanden, sondern die Menschen auf derselben. Diese würden mit ihrem Verstande das nicht alles begreifen, was von Christo geschrieben werden könnte.

Officier. Brave! Ei, wir haben mit einem feinen Gast zu thun, der uns Räthsel aufgeben wird. Denn wenn auch die Welt das alles begreift, was von so vielen tausend andern Männern geschrieben wird, so ist es doch mit Christo eine andere Sache. Hier steht der Verstand still. Nicht wahr, Herr Apostel?

Rübsamen. Unser Wissen ist ein Stükwerk, und der Morgenstern ist in unsern Herzen noch nicht aufgegangen.

Officier. In dem Ihrigen doch gewiß. Darum sagen Sie mir, warum steht immer in der Bibel von Gott: ich bin das A und das O, der

Anfang und das Ende, warum nicht: ich bin das A und das Z?

Rübsamen. Weil Gott von sich sagen kann, was er will; und wenn er sagen will: ich bin das A und das B, wer will's ihm wehren?

Ein Kandidat. Vortreflich! Auf die ratio scribendi, warum das A und O gerade gewählt ist, lassen Sie sich also nicht ein. Aber griechisch können Sie doch reden, da Ihr Evangelium ursprünglich in griechischer Sprache geschrieben ist?

Rübsamen. Der Evangelist Johannes redet mit allen Zungen, und zwar immer mit der, die in dem Lande, wohin er kommt, gebräuchlich ist, damit er, seiner Sendung gemäß, den wahren Glauben lehren kann.

Officier. Apropos vom wahren Glauben! Da wir doch nun einmal so glücklich sind, einen Apostel in unserer Mitte zu haben, so theilen Sie uns doch etwas von Ihrem himmlischen Manna mit, damit wir bekehrt von dannen gehen mögen.

Rübsamen. Ja, das will ich, denn dazu bin ich ausgezogen. Die allseligmachende Re-

ligion kann nicht eilend genug ausgebreitet werden.

Die versammelte Gesellschaft, die mit ihrem Mittagessen fertig war, stand jetzt auf, um nach der leiblichen Speise die geistliche zu sich zu nehmen, die ihnen der Herr von Rudsamen verheißen wollte. Dieser aber stieg mit großer Feierlichkeit auf einen Stuhl, und begann folgendermaßen:

Ihr Männer, lieben Brüder! was wir von Anfang an gesehen und gehört, was wir mit unsern Händen betastet haben, solches verkündige ich Euch, daß Eure Freude vollkommen sei. Ich aber vermag nicht die ganze Lehre des Heils, den ganzen alleinseligmachenden Glauben vor Euch auszubreiten, und will hier nur die große Wahrheit vom Fegefeuer ans Licht bringen. Ihr Männer, lieben Brüder! da wir unsere Sünden hier in der Welt nicht allesammt abbüßen, und ohne Umstände sodann in den Himmel fahren können, so ist ein Ort erforderlich, wo wir nach dem Tode von dem an uns klebenden Schmuz der Sünde gereinigt werden, und dieses ist das Fegefeuer. Mein Bruder in Christo, der Apostel Paulus, sagt in seinem ersten Briefe an die Corinther Cap. 3 v. 15: „Wird aber jemands Werk verbrennen, so wird er

deß Schaden leiden, er ſelbſt aber wird ſelig werden, ſo doch, als durchs Feuer." Hier iſt offenbar von einem Feuer die Rede, wodurch jemand ſelig wird, und dies iſt das Fegefeuer, welches alſo auch in der Bibel —

Halt! rief hier der Kandidat, der ſehr aufmerkſam zugehört hatte. Erlauben Sie mir, daß ich Sie einige Augenblikke unterbreche. Sie haben hier die Bibel ſo cinirt, wie der Teufel ſie zu cinircn die Gewohnheit haben ſoll, das heißt, aus dem Zuſammenhange geriſſen. Ihr Herr Bruder, der Apoſtel Paulus, ſpricht hier von etwas ganz anderm, als vom Fegefeuer. Er ſagt vorher, daß Chriſtus den Grund zu dem neuen Glauben gelegt hat, daß man auf dieſen Grund mit Gold, Silber und Edelſtein, aber auch mit Holz, Heu und Stoppeln bauen kann. Wer mit dem erſten bauet, deß Werk wird bleiben, wer mit dem lezten bauet, deß Werk wird verbrennen, und er wird den Schaden davon haben, aber weiter nicht beſtraft werden, denn das Feuer, das ſein Gebäude verzehrt, iſt ſeine Strafe, da er wenigſtens auf gutem Grunde gebauet hat. Wie kann der Evangeliſt Johannes, wie kann überhaupt ein vernünftiger Menſch dies aufs Fegefeuer beziehen? Hier iſt nichts, als

die Vergleichung einer irrigen Lehre mit einem Gebäude, das verbrennlich ist, und in der ganzen Bibel steht überhaupt kein Wort vom Fegefeuer; dies ist blos die Erfindung der Pfaffen, um den gläubigen Seelen Geld für Seelmessen abzuschwatzen.

Rübsamen. O du ungläubige Seele, gedulde dich, bis ich das Feuer des Glaubens in dir angezündet habe, denn ich habe meinen Beweis für die große Lehre vom Fegefeuer erst begonnen. Vernehmt ihn weiter, ihr Männer, lieben Brüder! und achtet nicht auf die Worte dieses Beweisführers. Der Prophet Isaiah sagt von Jerusalem: „sie hat für alle ihre Sünde von der Hand des Herrn zweyfältige Strafe empfangen.“ So verlangt die Gerechtigkeit Gottes von uns, daß wir hier in der Welt unsere Sünden abbüßen, und hernach im Fegefeuer noch einmal, damit wir können selig werden. In dem heiligen zweiten Buch der Maccabäer Cap. 12 v. 46. wird von dem Feldherrn Juda gesagt: „darum hat er auch für die Todten gebeten, daß ihnen die Sünde vergeben würde.“ Für die Todten in der Hölle konnte er nicht beten, denn aus der Hölle ist keine Erlösung, für die Todten im Himmel auch nicht, denn sie brauchen's nicht; also muß ein dritter Ort seyn,

wo man für die Todten beten kann, und dies ist das Fegefeuer.

Officier. Ich bin gänzlich Ihrer Meinung, obwohl der Feldherr Josua mehr vom Kriege, als von der Religion verstanden haben mag; nur in Absicht des Namens gehe ich von Ihnen ab. Ich bin nemlich der Meinung, daß es nicht Feuerfeuer, sondern Feuerwasser heißen muß, denn das Wasser ist mehr als ein Reinigungsmittel bekannt, wie das Feuer, und die Menschen sind ja keine Leinwand von Asbest.

Kandidat. Sehr richtig; auch läßt sich ein Fegewasser weit eher aus der Schrift beweisen. Der Evangelist Lucas hat in seinem Evangelio selbst eine Stelle, wo Christus zu Nicodemus sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.“ Hier ist nicht von der Taufe die Rede, denn das Reich Gottes ist ja hier nicht auf der Welt, sondern von dem Reinigungswasser nach dem Tode, wodurch man ins Reich Gottes eingeht.

Kaufmann. Verzeihen Sie mir, ich kann

Ihrer Meinung in Absicht des Wassers nicht seyn; ich bin im Gegentheil weit mehr für den Windweil überhaupt so viel Wind bei der Sache ist. Da auch die Seelen so leicht und geistig sind, so können sie weit eher durch den Wind gereiniget werden. Vom Winde sagt man: er fegt die Tennen, er fegt die Straßen, warum nicht auch, er fegt die Seelen? Christus selber sagt zu Nicodemus: „Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl, aber du weißest nicht, von wannen er kömmt, und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.“ Da haben wir's deutlich, daß man durch den Wind gereinigt, und aus dem Geiste geboren wird.

Amtmann. Meine Herren, ich glaube, daß Sie allesammt das Rechte nicht getroffen haben. Es steht weder von einem Fegefeuer, noch Fegewasser, noch Fegewind etwas in der Bibel; der eigentliche Name der Sache ist Fegebeutel. Davon steht auch nichts in der Bibel, aber desto mehr in den Köpfen der Pfaffen; denn sie finden durch diesen Glaubensartikel einen vortreflichen Weg, den Beutel der Gläubigen zu fegen. Vereinigen wir uns also, und nennen wir das, wovon der Evangelist dort spricht: den Fegebeutel.

Ein lautes Gelächter brach bei diesen Worten in der Gesellschaft aus, und der einzige Ernsthafte war der Evangelist Johannes. Voll Erstaunen und Zorn hatte er die Reden dieser Belialskinder angehört. Jetzt vermochte er es nicht mehr. Die alleinseligmachende Kirche, rief er, verdammt euch, ihr Ketzer, ihr Antichristen. Ja, ja, sagte der Kandidat, die alleinseligmachende Kirche ist mit Verdammen und Seligsprechen gleich fertig, aber eins wie das andere ist gleich nichtig, und gleich strafbar.

Ich schüttle den Staub von meinen Füßen, schrie er nun, und wollte heftig dabei niedertreten. Zum Unglück trat er bei dem Stuhl, auf welchem er noch immer stand, vorbei, verlor das Gleichgewicht, und fiel mit großem Gepolter von seiner Kanzel herunter. Er that einen jämmerlichen Fall, und Lachmann mußte ihn auf seine Stube führen. Unterwegens sagte er: alles dies leide ich um des Evangelii willen, und leide es gern.

Die Gesellschaft war in einer seltsamen Gemüthsstimmung zurückgeblieben. Sie wußte schlechterdings nicht, was sie aus diesem Manne machen sollte, der anfangs so vernünftig gesprochen, und

und sich sodann auf einmal für einen Apostel erklärt hatte.

Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, es sei ein Apostel angekommen, und da der Offizier noch gerne seinen Spaß mit diesem Apostel haben wollte, so hinterbrachte er seinem General die wunderbare Geschichte desselben. Dieser wollte sich gern mit eigenen Augen überzeugen, und noch vor Abend gelangte eine Botschaft an den Herrn von Rübsamen, vermittelst welcher er am andern Tage zur Mittagstafel bei dem Herrn General eingeladen wurde. Er nahm die Einladung an, und sagte zu Lachmann, daß er jede Gelegenheit ergreifen müsse, unter Menschen zu kommen, und seinen Beruf, die wahre Religion zu verbreiten, zu erfüllen.

Aber bis jetzt, entgegnete Lachmann, haben Sie wenig Glük in Ihrem Beruf gehabt, und Ihrer Sache mehr Schaden gethan.

Das kann nicht anders seyn, sagte Rübsamen; hat er nicht das Gleichniß vom vierlei Akker gelesen? Ich bin der Säemann, der zu säen ausgegangen ist. Da muß mancher Saamen an

den Weg, mancher unter Steine, und noch anderer unter ſtechende Dornen fallen, und umkommen; aber es wird auch mancher in ein fruchtbares Erdreich fallen, und tauſendfältige Frucht tragen.

Kurz, Rübſamen hatte auf jede Verſtellung, die ihm Lachmann wegen ſeiner Lage machte, eine Antwort, und machte ſich am andern Tage fertig, zum General zu gehen.

Er fand bei dieſem eine Geſellſchaft von Militär- und Civil-Perſonen, und betrug ſich ganz anſtändig in ihrer Mitte, obwohl er viel neugierige Blikke um ſich her fand, die ihn ſehr aufmerkſam betrachteten. Man ſezte ſich indeſſen bald zu Tiſch, und es dauerte nicht lange, ſo kam das Geſpräch auf den Helden des Tages, auf *.

Der General nemlich hatte unter andern einen Major und einen Hauptmann einladen laſſen, die über dieſen merkwürdigen Mann ganz verſchiedener Meinung waren, und gewöhnlich ihre Sache mit guten Gründen vertheidigten. Der General hörte ihren Streit gern, und da Rübſamen von ganz gleichgültigen Dingen redete, ohne irgend eine Spur von einem Evangeliſten zu verrathen, ſo

lenkte sich das Gespräch auf *, und lautete bald folgendermaßen:

Major. Aber das müssen Sie mir doch gestehen, wenn * auf den Kriegsschauplatz tritt, so ist es, als wenn der Gott Mars erscheint, dem alles weichen muß.

Hauptmann. Oho, er hat noch keinen Friedrich II. gegen sich gehabt.

Major. Aber andere grosse Generale, denen er selber seine Achtung nicht versagt.

Hauptmann. Und glauben Sie denn, Herr Major, daß es so schwer sei, Schlachten zu gewinnen, wenn man auf nichts, als den Gewinn derselben Rükſicht nimmt, und keine Menschen dabei schont? Er hat seine Siege mit Strömen von Blut erkauft, und dies ist eine Münze, womit sie sich erkaufen lassen.

Major. Sehr richtig, aber auch der Friede läßt sich damit erkaufen, und es ist besser, an einem Tage kein Blut zu sparen, als es Monate oder Jahre hindurch bald auf dieser, bald auf je-

ner Seite ohne einen entscheidenden Schlag fließen zu lassen. Und sagen Sie mir, hat je ein General eine Armee schneller und mit weniger Aufopferung an Menschen überwunden, zerstreut, gefangen genommen, und beinahe gänzlich vernichtet, als * die östreichische Armee in Schwaben und Baiern? *)

Hauptmann. Er vermogte dies nur mit Hülfe eines Marsches durch das neutrale Gebiet eines mächtigen Staats, den niemand vorhersehen und vermuthen konnte.

Major. Nein, Herr Hauptmann, vermittelst eines Marsches durch ein neutrales Gebiet bringt man kein so großes Resultat hervor. Dasselbe wäre wahrscheinlich erfolgt, hätte er auch das neutrale Gebiet nicht betreten, nur etwas langsamer, und mit Aufopferung von mehr Menschenblut. Gesteben Sie es nur, der Krieg ist ein Schachspiel, und derjenige gewinnt, der es am besten zu spielen versteht; nun ist * ein Philidor in diesem Spiel, also —

General. Der Gedanke gefällt mir. Jeder

*) Im October 1805.

Feldherr hat seine Puppen, womit er ziehen kann, und wer am besten zieht, der macht den andern matt. * hat diesmal sehr schön gezogen, und seinen Gegner mit der ganzen Macht matt gemacht.

Major. Ich halte dafür, mit einem solchen Schachspieler muß man nicht anbinden, wenn es zu vermeiden ist; es sind keine Lorbeeren bei ihm zu verdienen.

Hauptmann. Sie machen Ihren Held im Kriege sehr groß, aber wie steht es mit ihm im Frieden?

Major. Sehr gut. Was haben Sie im Frieden an ihm zu tadeln?

Hauptmann. Viel, sehr viel!

Major. Lassen Sie doch hören!

Hauptmann. Zuerst also: ihm hängen die Vorurtheile seiner Jugend und Erziehung noch an; er handelt wenigstens so, als wenn er sich von ihnen noch nicht losmachen könnte.

Major. Welche Vorurtheile?

Hauptmann. Die in der Religion. Er

hat den alten Aberglauben, der so glüklich von seiner Nation besiegt war, er hat die Messe mit allem Zubehör wieder eingeführt, er ist nicht, wie Friedrich der Zweite, ein Philosoph, sondern ein katholischer Christ auf dem Thron.

Major. Alles dies ist Politik, um sich fest auf den Thron zu setzen.

Hauptmann. Aber darf sich ein würklich großer Mann einer solchen Politik bedienen? Darf er, um seinen Zwek zu erreichen, ein der ganzen Menschheit, der ganzen Aufklärung schädliches Mittel ergreifen?

Major. Was sollte er denn machen?

Hauptmann. Was würde Friedrich II. gemacht haben? Die Sache war auf dem besten Wege, der alte Aberglaube war abgeschaft, seine Nation hatte in einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, einen neuen Schwung genommen, und er brauchte hier nur alles stillschweigend gehen zu lassen, nur nichts Abergläubiges, nichts Schädliches, keinen die Menschheit entehrenden Wahn wiederherzustellen.

Major. Aber eine Religion mußte doch seine Rasen haben.

Hauptmann. Sehr wahr, nur keine verderbene, keine abgeschmakte, keine mit vielen wahnsinnigen Glaubenslehren vermischte Religion. Statt dieser ist gar keine besser. Er hatte die beste Gelegenheit, eine wahre, vernünftige, mit der Würde Gottes und dem Glük der Menschen bestehende Religion einzuführen, eine Gelegenheit, die sich noch keinem Monarchen dargeboten hatte, und er hat sie aus den Händen gelassen. Hier war eine Strahlenkrone zu erringen, die ewig um sein Haupt geglänzt hätte.

Major. Aber die katholische Religion war zu seinem Zwek nothwendig.

Hauptmann. Quod nego! Nein, Herr Major, der Aberglaube ist eine erbärmliche Stüze des Throns, und Friedrich II. hat sie nicht gemogt. Im Gegentheil bestürmte er ihn, und saß dennoch fest auf dem Thron.

Major. Der Thron Friedrichs II. und der Thron, den * bestiegen hat, lassen sich nicht mit einander vergleichen; jener war festgegründet, dieser sollte erst festgegründet werden.

Hauptmann. Ganz richtig gesprochen; aber ein wahrer großer Mann verschmähet unedle Stützen, seinen Thron zu befestigen, und es gab der edlen erhabnen Stützen so viel. Die größten Männer seiner Nation hatten den Aberglauben in allen seinen Winkeln angegriffen, hatten ihn besiegt, und die besten Köpfe des Reichs waren gegen denselben. Alle diese würden ihren Monarchen unendlich mehr verehrt haben, wenn er ein Weiser, und kein katholischer Christ gewesen wäre.

Major. Das kann seyn, aber er wollte die Millionen des großen Haufens auf seine Seite bringen, und das konnte er nur durch Wiedereinführen der alten Religion.

Hauptmann. Das leugne ich ebenfalls. Auch der große Haufe ist schon zu aufgeklärt, um seinen Monarchen zu verehren, weil er an dem alten Glauben hängt. Und gesezt auch, dieser verehrte und bewunderte ihn deshalb; konnte dies einem großen Monarchen schmeicheln? Sagen Sie mir, Herr Major, haben Sie Betwig, und den Stern Jupiters gelesen?

Major. Allerdings.

Hauptmann. Nun da werden Sie fühlen,

daß dem kleinscheinenden Fixstern neben dem Stern Jupiters die Kenntniß der wenigen unterrichteten Menschen, die es wissen, daß er eine große strahlende Sonne, und jener nur ein kleiner dunkler Planet ist, weit theurer seyn muß, als dem Stern Jupiters der Wahn des großen Haufens, der ihn als groß bewundert, unterdessen die Weisen ihn klein finden.

General. Hierbin ich ganz der Meinung des Hauptmanns. * trat in einem Zeitpunct, und mit einem Glanz in der Hauptstadt seines Landes auf, daß er aller kleinlichen Pointe nicht bedurfte, um sich zum Allunberufner zu machen, und als solcher zu erhalten. Ihn hatte das Verdienst auf den Thron geführt, er hatte sich als einen der größten Helden und Feldherrn gezeigt, er hatte die Feinde seiner Nation besiegt, gedemüthigt, und seinem Staat unendliche Vortheile verschafft. Der äußere Feind war überwunden, und nun überwand er auch den innern: die Spaltungen, die Cabalen, die Blutgerüste. Er gab der Nation den innern Frieden wieder, und goß das Oel der Ruhe in ein stürmendes Meer, das seit langer Zeit blutige Wellen schlug, und unaufhörlich Leichname auswarf. Die Nation hätte einen halben Teufel angenommen, der sie von den Blutgerüsten befrei-

te; und nun einen Mann mit so erhabenen Verdienſten, mit ſolchem Heldenruhm! Bedurfte der einer abergläubiſchen, der Gottheit unwürdigen Religion, des unblutigen Opfers, und alles des päbſtlichen Unſinns, um ſich auf dem Thron zu erhalten? Er war auf dem Wege, das Idol der Menſchheit zu werden, und dazu brauchte es nichts mehr, als ein Philoſoph auf dem Thron zu ſeyn, keine kleinlichen Anſichten in der Religion, der Erziehung, und den äußern Pomp zu verrathen, und überhaupt nie in dem Kleinen, ſondern blos in dem würklich Großen etwas zu ſetzen.

Hauptmann. Man kann nicht beſſer über dieſen merkwürdigen Mann reden. Er hat ſich Friedrich II. zum Muſter geſetzt; aber dieſer bedurfte keines glänzenden, genau abgemeſſenen Ceremoniels, keines äußern, wichtig behandelten Pomps, keiner erhöhten prunkvollen Titel, ſondern wahre einfache Größe machte ihn groß.

Aeußerliches Geräuſch und Lerm, ſüßtönend dem Eitlen,
Klein genug, den Thaten der Helden im Staube zu folgen,
War nicht um den Erhabnen.

Er war nicht allein im Kriege, er war in jeder Lage groß. Der Pöbel wird den äußern Glanz anstaunen, aber kann ein Socrates, ein Cyrillus, ein Voltaire, ein Rouſſeau, ein Leibnitz, ein Kant ihn bewundern, müſſen ſie ihn nicht vielmehr verachten? Und es giebt hunderttauſende, die ſo denken, ſo fühlen, wie dieſe Männer, wenn ſie auch ihren Geiſt nicht erreichen. Den Beifall, die Bewunderung dieſer zu erwerben, iſt des Kampfes der Edlen werth.

General. Ich gebe Ihnen zu, daß es lächerlich ſei, wenn ein Geſchminkter, der von vielen Diamanten glänzt, auch unächte Flitterchen anlegt, oder gar Flekken von Schmuz hat; aber wir müſſen die Diamanten nicht darüber vergeſſen.

Nach dieſer etwas lebhaften Unterhaltung ward es ſtille in der Geſellſchaft, und man richtete nun wieder die Aufmerkſamkeit auf Rübſamen. Dieſer hatte ſich ganz vernünftig betragen, mit ſeinem Nachbar von mancherlei Dingen ohne alle Spur von Wahnſinn geſprochen, und auch auf das laute Geſpräch mit achört. Man begann ſchon zu glauben, daß das Gerücht von ſeiner ſeltſamen Behauptung eine Erfindung ſei, als der General ſich mit den Worten an ihn wandte:

Nun, Herr von Rübſamen, was halten Sie denn von dem Helden des Tages, von dem groſſen *?

**Rübſamen.** Wenn ich meine Meinung frei herausſagen darf, ſo halte ich das gerade für ſeinen gröſten Ruhm, was der Herr Hauptmann ſo heftig an ihm tadelt: daß er ein katholiſcher Chriſt iſt. Denn dies allein erſtrekt ſich auf das Ewige, alles übrige nur auf das Jüdiſche.

**General.** Aber glauben Sie denn, daß wir andern Chriſten in der Ewigkeit ſo übel daran ſeyn werden?

**Rübſamen.** Ja, meine Herren, ich kann es Ihnen nicht verhehlen: extra eccleſiam nulla ſalus. Vernehmen Sie das feierliche und ſchrekliche Wort aus meinem Munde: Sie ſind allzumal ewig verdammt, wenn Sie nicht in den Schooß der mütterlichen Kirche zurükkehren.

**General.** Ei mein Gott, wie können Sie denn das ſo genau wiſſen? Sie ſind ja nicht der liebe Gott.

**Rübſamen.** Aber ich bin der Evangeliſt

Johannes, und der muß wissen, was das Zeitliche und was das Ewige betrift.

General. So? Das habe ich nicht gewußt. Wenn Sie also der Evangelist Johannes sind, so haben Sie ja wohl den Herrn Christum gekannt.

Rübsamen. Allerdings.

General. O so bitte ich, machen Sie uns doch eine kleine Beschreibung von seiner Person.

Rübsamen. Es sind nun schon beinahe achtzehnhundert Jahr, daß ich ihn nicht gesehen habe, und da habe ich seine Gestalt vergessen; blos seine Lehren habe ich behalten.

General. Gut aus der Affaire gezogen! Aber was hat denn Christus eigentlich gelehrt?

Rübsamen. Alles, was noch jezt die heilige alleinseligmachende Kirche lehrt, und darum muß ich Ihnen kraft meines Amts und Berufs, und als ein verordneter Diener Christi, hiermit die ewige Verdammniß ankündigen, wenn Sie an diese Lehren nicht glauben. Aber die Gnadenthür stehet Ihnen offen, und ein Apostel selber ist zu Ihnen

eingegangen, um Sie aus dem Rachen der Hölle zu erretten.

Man kann denken, daß die Gesellschaft nun für nichts mehr Auge und Ohr hatte, als für den Apostel, zumal, da er mit einer Zuversicht sprach, als wenn es ihm gar nicht fehlen könnte. Es befand sich indessen ein Geistlicher unter den Eingeladenen, der die Sache etwas ernsthaft zu nehmen schien, und der den Apostel für einen geheimen Abgesandten der Jesuiten hielt, da er mit solchem Zusammenhange sprach. Dieser sagte sehr ernsthaft zu ihm:

Herr, wenn Sie die wahre Religion verbreiten wollen, so müssen Sie sammt Ihrer alleinseligmachenden Kirche nicht gegen die ersten Lehren derselben sündigen. Christus sagt ausdrücklich: verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet.

Rübsamen. Diese Lehre Christi geht blos unsere Glaubensgenossen an, diese dürfen wir nicht verdammen; die Ketzer sind davon ausgeschlossen.

Geistlicher. Vortreflich! Also aus eigener Autorität, und ganz wider die heilige Schrift

verdammen Sie so viele Millionen Menschen! das macht Ihnen Ehre. Aber wir wissen's schon, Herr von Rübsamen, daß Ihre Kirche von der Bibel ab- und zu thut, je nachdem es in ihren Kram paßt, Lehren, die sie brauchen kann, erfindet, und andere, die sie nicht brauchen kann, übergeht, und daß besonders die Jesuiten stark darin sind, die Sachen nach ihren Wünschen zu accommodiren. In der Bibel steht nicht: verdammet nicht die katholischen Christen, sondern überhaupt: verdammet nicht. Womit wollen Sie denn beweisen, daß Sie das Recht haben, andere Glaubensgenossen zu verdammen.

Rübsamen. Das brauche ich nicht zu beweisen, denn der Evangelist Johannes hat tidem publicam. Ihm muß man aufs Wort glauben.

Geistlicher. Da sind wir bald fertig. Einen Gesandten mit dieser Autorität haben die Herren bis jezt noch nicht abgeschikt; aber ich fürchte nur, daß der Evangelist Johannes in das Irrenhaus oder in eine noch schlimmere Anstalt gerathen wird.

Der Geistliche that indessen dem Herrn von Rübsamen, wenn er ihn für einen geheimen Abge-

ſchaften der Jeſuiten, oder überhaupt der Propaganda hielt, Unrecht. Hierin war er völlig unſchuldig, und ſeine Apoſtelſchaft hatte einen ganz andern Grund.

Laſſen Sie ihn, hub der General an; wir müſſen unſerm Apoſtel die gebührende Ehre erweiſen. Tragen Sie uns nur Ihre Lehren vor, Herr von Rübſamen, die uns zur ewigen Seligkeit führen können.

Rübſamen. Ja, das will ich, denn es iſt mein Beruf, und es iſt ein großes Verdienſt, nur eine Seele zu retten.

Die Geſellſchaft war gerade im Begriff aufzuſtehen, und that es jezt. Rübſamen aber trat unmittelbar nachher, wie ſeine Gewohnheit war, auf einen Stuhl, und begann ſeinen Vortrag zum Erſtaunen der Geſellſchaft mit lauter Stimme.

Wie dann, wenn Oberon in ſein elfenbeinernes Horn bläſt, alles zu tanzen anfängt, ſo war hier alles auf ſeinen Platz gebeſtet, Herrſchaften und Bediente bunt untereinander, den Blik ſtarr auf den Redner geheftet. Ihn ſtörte das allgemeine

Staun-

Staunen nicht, vielmehr begann er mit groſser Unbefangenheit so:

Kindlein, wenn Ihr ins Himmelreich eingehen wollt, so müſt Ihr mancherlei Pflichten der ächtchriſtlichen Kirche erfüllen, und eine der vorzüglichſten iſt, die heilige Meſſe an den beſtimmten Tagen zu beſuchen. Kindlein, ich gebe Euch ein neu Gebot: beſuchet die heilige Meſſe. Sie iſt das unblutige Opfer, nach der Ordnung Melchiſedechs, welches täglich für Eure Sünden geopfert, und dem lebendigen Gott dargebracht wird. Sie iſt ein Dankopfer, ein Bittopfer, ein Verſöhnungsopfer, eine lebendige Vorſtellung von dem Leiden und Sterben Chriſti. Darum lade ich Euch ein, Ihr Lieben, höret die Meſſe, welche täglich die unbefleckte Hoſtie für Euch zu Gott ſendet.

Der Geiſtliche, der wieder einen heimlichen Abgeſandten zu ſpüren glaubte, konnte ſich bei dieſen Worten nicht länger halten, ſondern rief:

Das alles klingt recht erbaulich, lieber Herr von Rübſamen, was Sie von der Meſſe ſagen, es iſt nur Schade, daſs von dieſem ſo gerühmten unblutigen Opfer kein Wort in der Bibel ſteht, daſs

sie nirgends darin gebeten, sondern vielmehr eine bloße Erfindung der Priester ist, um Geld zu verdienen. Schaffen Sie die 4 Gr. oder überhaupt das Geld ab, das die Messen einbringen, und die Priester werden bald aufhören, sie anzupreisen, werden sie bald als überflüssig erkennen. Und es ist wirklich höchst unschicklich und strafbar, daß Ihre Kirche Christum, der einmal von den Juden aufgeopfert ist, alle Tage von neuem aufopfert, ja sogar mit Fleisch und Blut ißt.

Rübsamen. Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt, und dieser hier ist einer von ihnen. Darum glaubet ihm nicht, Ihr Lieben; er trägt das Mahlzeichen des Thieres an seiner Stirn.

Da der Redner die Wunde von dem unglücklichen Fall aus der Krippe an der Stirn trug, so entstand hier ein allgemeines Gelächter, und als sich dies lezte endigte, sagte der Geistliche:

Sie irren sich; das Thier ist das Pabstthum, das aus dem Meer bei Italien heraufgestiegen ist, und Sie selber tragen das Mahlzeichen desselben

ſichtbar an der Stirn. Wir wiſſen nun, wer Sie ſind.

Rübiamen. Alle Sünden werden vergeben aber die Sünde wider den heiligen Geiſt wird nicht vergeben, und dieſer hat ſie begangen, indem er den Evangeliſten Johannes, den Geſandten Chriſti, laſtert. Ihr Manner, lieben Brüder, wem wollt Ihr glauben, einem Apoſtel, oder dieſem Unbeſchnittenen an Herz und Nieren, dieſem, der kein Prieſter iſt, denn er hat die Weihe nicht empfangen. Höret mich, Kindlein, lernet von mir die Göttlichkeit der Meſſe, dieſer heiligſten aller —

Der Redner vermogte hier kein paſſendes Wort zu finden, und blieb zum erſt-mal etwas ſtekken. Ein luſtiger Kopf in der Geſellſchaft rief: Farcen; aber der Jünger der Liebe warf ihm einen grimmigen Blik zu, beſann ſich jedoch dann wieder, daß er der Jünger der Liebe ſei, und fuhr fort: dieſer heiligſten aller Handlungen. Kindlein, ich will Euch die Göttlichkeit derſelben deutlich beweiſen. Sie ſtellt das bittere Leiden und Sterben Chriſti in einem heiligen Bilde vor. Der Prieſter iſt Chriſtus, und die Gewänder deſſelben deuten die mannigfaltige Schmach an, die er tragen muſte.

Die Alba ist das weiße Kleid, worin er von Herodes verspottet wurde. Die Stola um den Hals, der Gürtel, und der Manipel am Arm bedeuten die verschiedenen Strikke, womit Christus gebunden war. Das Meßgewand zeigt uns den Purpurmantel, den man Christo aus Spott umhängte, und das Kreuz darauf ist die Nachahmung des schweren Kreuzes, welches Christus tragen mußte. Der Altar aber ist das Bild des Berges Golgatha, auf welchem Christus geopfert wurde; das Hin- und Hergehen des Priesters an demselben stellt uns dar, wie Christus von Herodes zu Pilatus geführt ward, der Kuß aber, welchen der Priester dem Evangelienbuch austrükt, ist der Kuß, den Judas dem Heilande gab. Wer es fassen kann, wie göttlich dies sei, der fasse es.

Geistlicher. Wir streiten Ihnen nicht ab, lieber Herr von Rübsamen —

Rübsamen. Nennen Sie mich nicht Herr von Rübsamen, wenn ich in meinem Beruf als Apostel arbeite; ich heiße Johannes.

Geistlicher. Nun gut also, wir streiten Ihnen nicht ab, lieber Apostel Johannes, daß die Messe eine Nachahmung von dem Leiden Christi ist,

aber sie ist nicht nöthig, nicht aus der Bibel zu erweisen, nicht heilsam, denn sie zieht die Menschen von bessern Religionsübungen ab, und lehrt sie, Gott mit Ceremonien bezahlen. Und da Christus sehr dürftig und arm war, wozu alle die Pracht dabei, das Gold, die seidenen Gewänder, die silbernen Gefäße, da bei dem Leiden Christi das Gegentheil statt fand? Er trug kein gestiftes goldenes Kreuz, sondern ein schweres Kreuz von Holz.

Rübsamen. Alle die Pracht bei der Messe ist ad majorem Dei gloriam. Wenn die Priester schon im alten Testament mit wunderbarlicher Kleidung angethan waren, wo doch nur der Bocke und Kälber Blut geopfert wurde, um wie viel mehr müssen die Priester des neuen Testaments geschmükt seyn, wo das Blut Christi geopfert wird.

Der übrigen Gesellschaft nahm die Sache eine etwas zu ernsthafte Wendung, indem der Geistliche immer von dem Gedanken ausging, daß der Herr von Rübsamen ein Weltmann sei, und der Officier, der die Einladung verursacht hatte, suchte sie ins Scherzhaftere zu lenken.

Der Apostel Johannes hat Recht, hub er an, diese heilige Vorstellung muß mit Glanz geschehen:

aber könnte man die Sache nicht noch etwas weiter treiben, und ein Ballet daraus machen? Da der König David vor der Bundeslade getanzt hat, so sehe ich nicht ein, warum nicht der Priester vor dem Altar tanzen sollte; die Sache würde dadurch weit mehr Ausdruk bekommen. Nicht wahr, lieber Apostel? Ihre alleinseligmachende Kirche könnte ja einen Glaubensartikel daraus machen, und die Sache so nennen: Das Leiden und Sterben Christi, ein Ballet in drei Akten. Die Pantomime ist ja schon da, und der Tanz könnte nun leicht hinzugethan werden.

Ein lautes Gelächter unterbrach den Spötter; aber unterdeß alle andere lachten, verzog der Evangelist Johannes seine Miene zu einem tiefen Ernst, schaute gen Himmel, und sagte: der Saamen des Evangelii ist unter die Dornen und Disteln gefallen, die ihn erstikken, aber der Rauch ihrer Quaal wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

General. Nicht doch, lieber Herr Evangelist, der Jünger der Liebe muß nicht so böse werden. Die Sache mit dem Ballet hat würklich etwas für sich. Die menschliche Gestalt zeigt sich bei einem pantomimischen Tanz am vortheilhaftesten; der Priester, der Christum vorstellt, muß

alſo eigentlich baſſetmäßig erſcheinen. Ferner verſteht man die Sache beſſer, wenn die Bewegungen ausdrucksvoller und lebhafter ſind; und endlich läßt ſich das alles aus der Bibel beweiſen; denn Sie können doch nicht leugnen, daß der König David ein Solo vor der Bundeslade getanzt hat.

Der Geiſtliche, der etwas bitter war, und die Sache noch immer aus dem unrichtigen Geſichtspunct betrachtete, lachte hier dem Evangeliſten triumphirend ins Geſicht. Dieſer aber hub an:

Und es ward aufgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißet der Teufel, und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen in den Abgrund, und ſeine Engel wurden auch dahin geworfen. Dieſer hier (auf den Geiſtlichen zeigend) iſt der alte Drache, der Teufel, Ihr übrigen aber ſeid ſeine Engel, die mit ihm in den Pfuhl der Verzweiflung ſollen geworfen werden. Gehet aus von mir, Ihr Unreinen, die Ihr die wahre Lehre des alleinſeligmachenden Glaubens verworfen habt, Ihr ſeid nicht würdig, vor meinem Angeſicht zu ſtehen; hinweg, hinweg von mir!

Kurz, der Evangelist Johannes, der, wie auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa, ein Glas Wein getrunken hatte, machte sich immer unnütz, und man mußte suchen ihn fortzukomplimentiren, denn er begann, sehr unsauber auf die Gesellschaft und auf die evangelische Religion zu schimpfen. Es wollte lange nicht gelingen, ihn zu entfernen, bis man einen Bedienten anstellte, der ihn abrufen und sagen mußte, daß ihn jemand zu sprechen verlange. Nun entfernte sich der Jünger der Liebe mit einem gewissen Grimm im Herzen, der sichtbar in die Mienen überging.

Unterdeß hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Evangelist Johannes bei dem General sei, und eine Menge Volk war vor der Thür versammlet. Dies begleitete ihn höchst neugierig, als er zu Hause ging, und er zog gleichsam in einer Wolke von Menschen dahin. Da er sich als einen Apostel betrachtete, so zürnte er nicht darüber, im Gegentheil schmeichelte ihm diese Auszeichnung, und er begann sein Amt zu verwalten, indem er denen, die ihn zunächst umgaben, mit großer Salbung den katholischen Glauben anpries. Da er aber schon vorher ins Schmähen gerathen war, so schmähte er auch jezt mitunter auf die evangelische

Religion. Dies verſtanden einige von ſeinen Vorgängern unrecht, und es dauerte nicht lange, ſo flogen im Bogen einige Schaalen und etwas Straßenkoth auf den Apoſtel zu. Es iſt nichts natürlicher, als daß er über dieſe ihm angethane Ehre empfindlich wurde, und er ließ ſich ſogar herab, einige von der anwesenden Parthei zu verfolgen. Dies war das Schlimmſte, was er thun konnte, denn er hatte es mit der liebenswürdigen Race von Menſchen zu thun, die man Straßenbuben nennt, und die ihren Feind gern im Rükken anfallen. Unterdeß alſo der eine Theil vor ihm floh, fing der andere an, ihn unbarmherzig in der Flanke und im Rükken zu bombardiren, und wenn auch ein Theil der Kartätſchenſchüſſe verfehlen, ſo traf doch der andere um ſo ſicherer. Wandte ſich der Angreifer, ſo ward aus dem fliehenden Feinde ein verfolgender, ſo daß der unglükliche Apoſtel zwiſchen zwei oder drei Batterien kam, wovon wenigſtens eine immer ſehr gut unterhalten wurde, und mit verſchiedenen Arten von Geſchüz ſpielte. Kurz, der arme Champion lief hier wo möglich noch übler an, wie die öſterreichiſche Armee in Schwaben, Baiern, und bei Auſterlitz.

Er würde bis an die Thür ſeines Gaſthofes, wie eine Feſtung, bombardirt worden ſeyn, wenn

nicht von ohngefähr eine ablösende Wache daher-gekommen wäre, und die Buben auseinander getrieben hätte. So gelangte er denn, ohne weiter beschossen zu werden, nach Hause, und trat zu Lachmann ins Zimmer. Dieser erstaunte nicht wenig, seinen Herrn in einer Gestalt zu erblikken, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Auf seinem Hut lagen einige Eierschaalen, sein Kleid war von Flekken wie getiegert, und selbst im Gesicht hatte er eine Anzahl Muschen von verschiedener Größe.

Morgen wollen wir diese Stadt verlassen, hub er an, und den Staub von unsern Füßen schütteln. Lachmann merkte, was vorgegangen war, schämte sich aber in der Seele seines Herrn zu sehr, um weiter nachzufragen, und rief den frommen Jacob zum Reinigen herbei; es war vor der Hand kein Staub, sondern etwas Schmuz abzuschütteln.

Uebrigens hatte er sich erkundigt, wo die Insel Patmos läge, aber lange keine Auskunft erhalten können. Endlich hatte er erfahren, daß diese Insel jezt Palmosa hieße, und im aegeischen Meer nicht weit von Griechenland läge.

Der Weg dahin betrug also mehrere hundert Meilen, und ihm schauderte, wenn er daran dach-

te, daß er ihn in Gesellschaft eines Apostels, der sich überall die bittersten Verfolgungen zuzog, machen sollte. Er begann also seinem Herrn die Gefahren und Kosten einer solchen Reise vorzustellen und auf die Unterlassung derselben zu dringen. Aber hier lief er sehr übel an, denn der Evangelist fing so zu schelten und sogar zu fluchen an, als wenn er noch im Regiment von T* diente, und Lachmann mußte geschwind einlenken.

Am andern Tage also reisten sie weiter, und da sie nun wußten, wo Patmos lag, so nahmen sie die Richtung gegen Süden nach Italien zu. Lachmann hatte bemerkt, daß sein Herr gänzlich der alte Rübsamen war, wenn von seiner Apostelschaft nichts vorkam, und ganz vernünftig in diesem Fall redete. Er vermied also sorgfältig alles, was auf dies Gespräch führen konnte, und befand sich wohl dabei.

Zu Mittage kehrten sie in ein Wirthshaus auf dem Lande ein, und Rübsamen fand hier einen alten Bekannten von seinem Regiment, der von ohngefehr an eben diesem Ort eingekehrt war. Sie freuten sich beide herzlich über dies Zusammentreffen, und waren bald in ein vertrauliches Gespräch begriffen.

Was hast Du zu der Reise des Kaisers von Rußland nach Berlin gesagt, begann der Officier zu fragen.

Rübsamen. Ich habe mich darüber gefreut. Die Freundschaft zweier mächtiger Monarchen kann sehr heilsame Folgen haben, aber ihre Freundschaft wird mit dem Blut und dem Glük ihrer Unterthanen abgebüßt.

Officier. Sehr wahr, Herr Bruder. Wir haben das Beispiel vor Augen gehabt. Ein Monarch fängt Krieg an, rüstet sich eine lange Zeit, rükt in fremde Länder ein, und verschanzt sich, wird aber, so wie der Feind erscheint, geschlagen und überwältigt; sein Heer wird gefangen genommen, zerstreut, in Verwirrung; er sieht den Feind in seinem Lande, in seiner Hauptstadt. Nun eilt er hinweg, und überläßt seine unglüklichen Unterthanen, die an dem ganzen Kriege unschuldig sind, die schon vorher von der unermeßlichen Theurung zur Verzweiflung gebracht worden, der Willkühr des Feindes. Dieser erholt sich an ihnen wegen der Kriegsunkosten, und nimmt ihnen den letzten blutigen Heller, den letzten Bissen Brod. Unterdeß nun spricht und ränkt sich ihr treuer Landesvater mit schön-klingenden Worten, und spiegelt ihnen

vor, daß er sich für sie aufopfert. Empört sich Dein Herz nicht?

Rübsamen. Allerdings! Und nicht allein sein eignes Land macht er unglücklich, auch die angrenzenden Staaten empfinden die Schläge des Krieges tief. Sie werden gezwungen, sich zu rüsten, sie müssen in dieser leidensvollen Zeit, wo die Armen im Schooß der fruchtbarsten Länder verhungern, Menschen und Pferde dem Ackerbau entziehen, den vorhandenen Segen des Landes in Magazine aufhäufen, oder ihren Herren nachführen, und können an das Glück ihrer Unterthanen nicht mehr denken. Niemand wagt es, dem Kriegbeginner zu fluchen, aber die unendlichen Seufzer eines Volks, die Ströme von Thränen und Blut, der Jammer ganzer Nationen, spricht diesen Fluch mit einer Donnerstimme aus, und dringt zu dem Throne Gottes empor, um Wehe über den Stifter des Elends herabzurufen.

Officier. Ich stimme Dir vollkommen bei. Aber vorzüglich weise scheint es mir zu seyn, mit * keinen Krieg anzufangen. Unter den jezt lebenden Feldherren, vielleicht auch unter den ehmals lebenden, ist er wahrscheinlich der größte, derjeni-

ge, der die meiste militairische Intelligenz, die hellste Uebersicht von den Vortheilen hat, die in dem großen Kriegsspiel errungen werden können. Der geringste Vortheil gegen ihn muß mit Strömen von Menschenblut erkauft werden, und er selber die größten Sieges-Resultate durch Schnelligkeit, einfache volle Märsche und eine neue Kriegsform hervorbringt, und dabei seinen Staat durch natürliche Grenzen gesichert sieht. Warlich der Monarch, der seinen Unterthanen weiter nichts Gutes erzeigt, als ihnen unter den jetzigen Umständen den Frieden, und besonders den Frieden gegen sie erhält, wird dadurch schon ihr größter Wohlthäter. Ich bin Officier, ich wünsche im Herzen den Krieg um des Avancements willen, aber meine Grundsätze gebieten mir, meinen Monarchen tief zu verehren, weil er alle Kraft anwendet, jetzt den Frieden zu erhalten.

Die beiden alten Freunde unterhielten sich noch eine geraume Zeit über die Gegenstände des Tages, und kamen endlich auf sich selber zu sprechen. Wo geht denn Deine Reise hin, Herr Bruder, fragte der Officier.

Rübsamen. Ich habe eine sehr weite und sehr wichtige Reise zu machen.

Officier. Nun, wohin denn?

Rübsamen. Sage mir erst, lieber Bruder, wie weit bist Du avancirt, seitdem ich von dem Regiment entfernt bin?

Officier. Ich habe noch zwei bis zum Capitain vor mir, und hoffe in zwei Jahren mir den Epaulette eines Staabsoffiziers zuzulegen.

Rübsamen. Wie klein erscheint mir dies alles, wenn ich dagegen das große Avancement, den großen Beruf erwäge, der mir in der Zeit zu Theil geworden ist.

Officier. Du setzest mich in Verwunderung; was bist Du denn geworden, Herr Bruder, hast Du einen Gesandtschafts-Posten erhalten?

Rübsamen. Du hast den rechten Namen meines Berufs genannt; ja ich bin ein Gesandter, und ein sehr wichtiger.

Officier. Da wünsche ich Dir Glük, Herr Bruder; solch ein Posten ist von Bedeutung. Aber erkläre Dich deutlicher, an welchen Hof gehst Du?

Rübſamen. Freund und Bruder, ich habe Dir ein Paar Worte zu ſagen, die Deine ganze Seele in Erſtaunen ſetzen werden. Meine Geſandtſchaft iſt keine irdiſche, ſie iſt von oben. Ich bin einer der Zwölfe.

Rübſamen hatte Recht, daß einige wenige Worte ſeinen Freund in Erſtaunen ſetzen würden. Dieſer trat einige Schritte zurük, und fing an, den Herrn von Rübſamen mit großer Aufmerkſamkeit zu betrachten, ohne zu wiſſen, was er ſagen ſollte. Nach einer kleinen Pauſe, in welcher der Geſandte ſeinem Freunde ruhig ins Auge blikte, hub er an:

Ich verſtehe kein Wort, lieber Rübſamen, von allem, was du ſprichſt, und überhaupt kömmſt du mir ſo beſonders vor.

Rübſamen. Das kann nicht anders ſeyn, mein Bruder, denn ich bin etwas Beſonderes, etwas, das du noch nicht ahneſt, und nicht ahnen kannſt.

Officier. Aber mein Gott, ſo ſpanne mich nicht

nicht länger auf die Folter, und sage mir endlich heraus, wer Du geworden bist.

Rübsamen. Freund, ich bin der Jünger der Liebe, der an Jesu Brust lag, der Evangelist Johannes. Du weißt, daß dieser Jünger nicht stirbt, sondern bleibt, bis der Herr kömmt, um das Evangelium zu predigen, und die wahre Reli- Religion hienieden zu verbreiten. Ich bin dieser Jünger, ich bin der einzig übriggebliebene Apostel, der noch auf Erden wandelt. Erkennst du nun, wie wichtig meine Gesandtschaft sei?

Der Officier war im Begriff, seinem Freunde beim Anfange dieser pathetischen Rede ins Gesicht zu lachen; aber der Fortgang derselben machte ihn stutzig, und er wurde am Ende äußerst bestürzt. Er ahnete jedoch blos, was vorging, ohne es gewiß zu wissen, und sagte sehr ernsthaft:

Wenn Du scherzest, lieber Bruder, so ist der Scherz etwas übel angebracht, redest Du aber im Ernst, so ist die Sache weit schlimmer.

Rübsamen. Fern sei jeder Scherz von meinen Lippen, wenn ich von der Heiligkeit meines

Berufs rede. Zweifle nicht, daß ich ein Apostel sei, und zwar der geliebteste von allen, der zärtliche Johannes. Ich bin auch zu Dir gesandt, mein Bruder, und selig bist Du, wenn Du meine Lehren vernimmst.

Officier. Aber lieber Rübsamen, besinne Dich doch, Du bist ja ein Edelmann.

Rübsamen. Johannes war auch von altem Adel, und deshalb wählt sein unsterblicher Geist immer die Hülle eines Edelmanns, sie zu beleben.

Officier. Welch ein System von Thorheiten! Wie willst Du denn beweisen, daß Johannes von Adel war?

Rübsamen. Er war aus dem Stamme David, und ein naher Anverwandter Christi. Würde meine fromme Mutter Salome es sonst gewagt haben, den Heiland zu bitten, daß er mich zu seiner Rechten, und meinen Bruder Jacobus zu seiner Linken setzen solle? Mein Vater Zebedäus war ein vornehmer Mann, und hatte Ansprüche, seine Kinder hoch stehen zu sehen.

Officier. Nein, das ist mir zu arg! Du Franz Repomuk von Rübsamen, Erb- und Gerichtsherr auf Hemmchen, wärst der Sohn Zebedäi und der Salome? Sonst bist Du es nicht gewesen, seit wann bist Du es denn geworden?

Rübsamen. Seitdem der Geist des Apostels und Evangelisten Johannes, der immer einen Sterblichen, seiner würdig, wählt, meine irrdische Hülle belebt, und dies ist erst seit Kurzem.

Officier. Das hängt ja alles ganz vortrefflich zusammen. Ich glaube, daß es Leute geben könnte, denen Du es weiß zu machen im Stande wärst.

Rübsamen. Alle Lehren der alleinseligmachenden Kirche hängen, wie ein großes Kunstwerk, zusammen, und ich will auch Dir von dem himmlischen Manna derselben zu kosten geben.

Officier. Spare Deine Mühe, ich mag von diesem Manna nicht essen.

Rübsamen. Es ist mein Beruf, ich muß Dir die Lehren des wahren Glaubens predigen,

auch wenn Du dawider seyn solltest, auch wenn der Saame auf ein unfruchtbares Land siele. Höre zuerst die heilige Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl, von der Transsubstantiation. Wenn die Gläubigen das heilige Abendmahl halten, so ist Christus in dem Brod und Wein mit seinem Leib und Blut, mit seiner Seele und Gottheit vorhanden, und wird von den Mitgliedern der wahren seligmachenden Kirche genossen; denn Christus sagt selbst: esset, das ist mein Leib, trinket, das ist mein Blut. Wenn also ein geweihter Priester in der heiligen Messe das Brod und den Wein consecriret, so wird jenes in den Leib, dieser in das Blut Christi würklich und dergestalt verwandelt, daß blos die äußere Gestalt von dem Brod und Wein bleibt, weil es unziemlich seyn würde, das Fleisch und Blut Christi in sichtbarer Gestalt zu genießen. Nimm diese heiligen Lehren der einzigen wahren Kirche an, mein Bruder, denn sie sind zu Deiner ewigen Seligkeit nothwendig.

Officier. Ich hätte nicht geglaubt, lieber Rübsamen, daß Deine Thorheiten in solche Gotteslästerungen ausarten würden. Besinne Dich doch, lieber Bruder, und hänge dergleichen Grillen nicht nach. Wie können denn Priester dadurch, daß man ihnen die Hände auflegte, wie können

Prieſter und Mönche, von denen gewiß die Hälfte unreine, niedrigeſinnte, in Laſtern ſich wälzende Menſchen ſind, die Kraft haben, den ewigen Gott, den Schöpfer aller Sonnen und Sterne, des ganzen unendlichen Weltalls, täglich und ſtündlich auf unſern kleinen Erdball, der in der ganzen Schöpfung nur wie ein Stäubchen in einer Kirche iſt, herabrufen, eine Oblate in ſeinen Leib, ein wenig oft unreinen Wein in ſein Blut verwandeln, und ſodann den Menſchen zu ihrer Seligkeit zu eſſen geben! Eine ſolche Tollheit, eine ſolche Gotteslästerung hat noch keine andere Religion ausgeheckt, und der Menſch ſezt ſich dadurch weit unter das unvernünftige Thier herab; denn dies kann und wird nie ſeinen Schöpfer ſo herabwürdigen, als bei der Transſubſtantiation geſchieht; man braucht nicht einmal daran zu denken, was nach dem Genuß aus der Hoſtie und dem Wein wird.

Rübſamen. O Du Antichriſt aller Antichriſten, biſt auch Du auf dem Wege zur ewigen Verdammniß, ſchmähſt auch Du die Lehren der allein wahren chriſtlichen Kirche? Der Prieſter hat die Gewalt, den Leib und die Gottheit Chriſti vom Himmel herabzurufen, das Brod und den Wein darein zu verwandeln, und ſodann den Gläubigen zur Speiſe zu reichen; denn Gott hat dieſe

unendliche Gnade den Menschen angedeihen lassen wollen.

Officier. Höre, lieber Rübsamen, was Du da sprichst, entehrt Dich und alle Menschen, die so etwas glauben, und wenn Gott einst Rechenschaft von ihnen wegen ihrer Thaten fodert, so wird er vorzüglich diese Lästerungen ahnden, die seine hohe Majestät so herabwürdigen, und die ganz dem menschlichen Verstande, den er ihnen doch zur bessern Einsicht gegeben hat, widersprechen. Wir halten die Karaiben oder Menschenfresser für abscheuliche Creaturen; aber sie sind doch nur Anthropophagen. Du machst die Christen zu noch etwas Abscheulicherm, zu Theophagen. Schäme dich dieser Tollheiten!

Rübsamen. So gehe denn hin, Du Verworfener, in das ewige Feuer, wenn Du dem nicht glauben willst, der die Wahrheit weiß, und sie von Christo selber empfangen hat. Ich bin ein Apostel, einer der Zwölfe, und aus meinem Munde können nur reine, himmlische Lehren fließen, die jeder Sterbliche gläubig vernehmen muß.

Officier. Wenn einer von zwölf Vernünftigen spricht, so hört man ihn gern, aber wenn

einer von zwölf Narren ſpricht, ſo lacht man ihn aus, und läßt ihn reden.

Rübſamen wäre bei dieſen Worten wahrſcheinlich wieder vom Stuhl gefallen, wenn er auf einem geſtanden hätte; zum Glük hatte er ſeinen apoſtoliſchen Unterricht auf platter Erde gegeben, und konnte alſo nicht ſo leicht das Gleichgewicht verlieren. Indeß ſtampfte er ſehr unapoſtoliſch mit dem Fuß, und wollte eben mit einem ſchrecklichen Fluche aus der Offenbarung Johannis losbrechen, als der Officier aus dem Zimmer eilte, und den zornigen Evangeliſten allein ließ; denn er konnte ein ſolches Geſpräch nicht länger ertragen.

Er begab ſich zu Lachmann, der bei der ganzen Unterredung nicht zugegen geweſen war, um ſich von ihm die ſeltſamen Erſcheinungen bei ſeinem reiſenden Freunde erklären zu laſſen. Aber auch dieſer vermogte nicht, ihm Licht zu geben. Er hörte blos von ihm: der Herr von Rübſamen habe eines Morgens plözlich behauptet, er ſei der Evangeliſt Johannes, und ſei darauf ohne Umſtände in die Welt gegangen, um den wahren Glauben zu predigen. Er wäre übrigens in allen Stükken ganz der alte, ſpräche völlig vernünftig, und blos wenn

die Religion berührt würde, so behaupte er, er sei der Evangelist Johannes, und müsse den Glauben der alleinseligmachenden Kirche verbreiten.

Der Officier wußte zwar nun etwas mehr, aber lange nicht genug, um sich den merkwürdigen Zustand seines Freundes zu erklären. Er ging wieder zu ihm, und da er unmöglich auf ihn zürnen konnte, so suchte er etwas einzulenken, und fing geflissentlich an, von andern gleichgültigen Dingen zu reden. Nun fand er seinen alten Freund wieder, der völlig zusammenhängend redete, passende Bemerkungen machte, und Verstand verrieth. Er aß mit ihm und Lachmann zusammen, und da beide sorgfältig vermieden, etwas zu berühren, das mit einer Apostelschaft irgend in Verbindung stand, so blieb die Unterhaltung ganz in der Regel.

Am Ende der Tafel aber konnte der Officier sich nicht enthalten, seinen Freund zu fragen, wohin er zu reisen gedächte?

Ich habe eine sehr wichtige Reise vor mir, entgegnete Rübsamen, ich will den Ort noch einmal sehen, wohin ich unter dem Kaiser Domitian verbannt wurde, und wo ich meine Offenbarung schrieb.

Officier. Wie heißt denn dieſer Ort?

Rübſamen. Weißt du das nicht? Es iſt die Inſel Patmos, wo ich in den Erzgruben gearbeitet habe.

Officier. Aber was willſt Du denn jezt dort machen?

Rübſamen. Ich will das Kloſter St. Johannis, welches man dort mir zu Ehren auf einem Berge erbauet hat, beſuchen, und den alleinſeligmachenden Glauben verbreiten.

Officier. Aber die Türken herrſchen jezt auf dieſer Inſel.

Rübſamen. Um ſo beſſer. Ich werde dieſe Ungläubigen in den Schooß des wahren Glaubens zurükführen, und dadurch ihr Wohlthäter für die Ewigkeit werden.

Der Officier ſah nun wohl, daß bei dieſem einaefleiſchten Apoſtel jeder Verſuch zur Bekehrung veraeblich ſei, und brach das Geſpräch ab, um wieder einen Menſchen, und keinen Apoſtel vor ſich zu haben. Er ſchied darauf mit wehmüthigem Gefühl von ſeinem alten Freunde, den er ſo wun-

derbar verändert wiedergefunden hatte, und beide reiſten nach entgegengeſezten Richtungen ab.

Da Lachmann überall, wo ſie einkehrten, die Gelegenheit zu entfernen ſuchte, wo ſein Herr in die Apoſtelmanie fallen konnte, ſo reiſten ſie einige Tage, ohne daß Rübſamen den alleinſeligmachenden Glauben predigte. Aber unterdeſſen erholte er ſich bei ſeinem frommen Kutſcher Jacob, bei dem er bis jezt den meiſten Eingang mit ſeinen Lehren gefunden hatte, und ſprach ihm täglich von ſeiner hohen Würde als Apoſtel vor. Dieſer glaubte feſt an die himmliſche Sendung ſeines Herrn, und als derſelbe ihn einſt in einem Anfall von chriſtlicher Demuth, mein Bruder Jacobus nannte, ſo erwachten allerhand ſonderbare Vorſtellungen in ſeinem Kopf die ſein Herr ſehr beförderte. Kurz, es dauerte nicht lange, ſo war der Kutſcher auf dem Wege, von ſeinem Herrn zu einem zweiten Apoſtel ernannt zu werden, nemlich zu ſeinem Bruder Jacobus; und ſo wie einſt Gott der Vater von Ewigkeit her einen andern Gott, Gott den Sohn, zeugte, ſo zeugte hier ein Apoſtel den andern.

Nach einigen Tagen kehrten ſie zu Mittage in einem Marktflekken ein, wo das Wirthshaus nahe

an der Kirche lag. Nähsamen sah eine Menge Menschen, festlich angezogen, in die Kirche gehen, und plözlich erwachte die Lust in ihm, sein Amt zu verwalten, und zu predigen. Lachmann, der einen unangenehmen Auftritt voraussah, wandte alles an, ihn zurükzuhalten, aber umsonst. Der Apostel eilte in die Kirche.

Als er hineintrat, fand er einen grossen Theil der Bewohner des Marktfleckens versammlet, der Prediger stand vor dem Altar, und ein liebendes Paar trat zu demselben hin, um getraut zu werden. Der Evangelist Johannes mischte sich unter die Landbauer, und beobachtete ruhig die Ceremonie; aber als der Prediger dem Paar die Hände auflegen, und sie einsegnen wollte, sprang er plözlich auf den Sitz eines Kirchenstuhls, und rief mit lauter Stimme: Halt! halt, sag' ich euch!

Staunen und Schrekken ergriff die Versammlung, und wie mit einem Antliz wandte sie sich gegen den Fremden, der so gebieterisch die feierliche Handlung unterbrochen hatte. Selbst der Prediger verstummte, und die beiden Liebenden, die niedergekniet waren, standen voll Schrekken auf, und schauten mit bleichem Antliz um sich her.

Dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit war dem Apoſtel willkommen, er erhob feierlich in der ſchweigenden Verſammlung die Stimme, und ſprach alſo:

Unterbrecht Eure Ceremonie, ſchließt dieſe Ehe nicht, bevor Ihr mich nicht gehört habt, der ich im Namen des Geſalbten Gottes zu Euch komme. Das Band dieſer Ehe iſt ungültig, denn der dort am Altar iſt kein Prieſter, und hält die Ehe für kein Sacrament. Er iſt nicht durch die Auflegung biſchöflicher Hände, noch durch andere heilige Gebräuche zum Prieſter geweiht, und vermag nicht, die prieſterlichen Aemter zu verwalten. Alles was er beſchließt iſt ungültig. Darum wende ich mich zu Euch, Ihr vertrauten Liebenden, und fodere Euch als ein Apoſtel Chriſti auf: laßt Euch von dieſem Ungeweihten nicht zur Ehe einſegnen, kehrt zuvörderſt in den Schooß der mütterlichen Kirche zurük, erkennt Eure eheliche Verbindung für ein Sacrament, und laßt ſie von einem geweihten Prieſter ſchließen. Dann iſt ſie gültig und unzertrennlich, und der heilige Spruch ſagt von ihr: was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Aber wenn jener Ungeweihte ſie vollziehet, ſo iſt ſie nicht im Himmel geſchloſſen, und auf Erden nicht gültig.

Hier schwieg der Redner, und erwartete ruhig die Dinge, die da kommen sollten.

Wenn auf Arabiens Gefilden zur Nachtzeit eine Caravane unter dem heitern gestirnten Himmel dahinzieht, und plözlich eine Feuerkugel mit Sausen durch die Luft fährt, die mit Geräusch und Dampf zerplazt, wie die Wandernden dann erschrokken und schweigend emporschauen, so schaute hier die Versammlung auf den feuersprühenden Redner.

Endlich erholte sich der Prediger von seiner Bestürzung, und fragte mit lauter Stimme: wer unterfängt sich, die vom Staat verordnete Handlung hier zu unterbrechen, und mich in meinem Amte vor der ganzen Gemeinde zu schmähen?

Ich bin es, ich hier, rief der Herr von Wohlsamen, und ich habe das Recht dazu, denn ich bin ein Apostel. Gott hat gesezt in der Gemeine aufs erste die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, darnach die Wundertäter, darnach die Gabe, gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen. Die höchsten aber von allen sind die Apostel, und als ein solcher ge-

biete ich hier in der Gemeine, und thue alle diejenigen in den Bann, die sich mir widersetzen.

Das Erstaunen der Versammlung wurde wo möglich noch größer, und niemand wußte, was er von dieser Scene glauben sollte, ob der Redner gegen das Brautpaar, oder gegen den Prediger angestiftet war. Dieser letzte aber, der einige Entschlossenheit besaß, näherte sich dem Redner, und sagte: Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber machen Sie hier keinen Aufstand in der Kirche, und entfernen Sie sich sogleich.

Wer will mir gebieten, rief der Apostel; ich stehe hier im Namen meines Herrn und Meisters Jesu Christi, bin der Evangelist Johannes, und habe die Gewalt, zu binden und zu lösen. Kraft dieser nun excommunicire ich diesen Ungeweihten hier, und schließe ihn aus von der Gemeine Gottes.

Es befand sich ein Mann in der Gesellschaft, der weder an die alten noch an die neuen Evangelisten glaubte; dieser war zugleich ein Freund des Predigers, so wie des Brautpaars, und konnte die freventliche Störung der Trauung nicht länger

ertragen. Wenn Sie ein Evangeliſt oder Apoſtel ſind, rief er, ſo beweiſen Sie es, indem Sie ſich gegen einen ganz gewöhnlichen Menſchen vertheidigen. Bey dieſen Worten faßte er den Redner beim Kleide, und riß ihn von dem Stuhl herunter.

Es waren noch einige handfeſte Leute unter den Verſammelten, die den Auftritt mit Verdruß angeſehen hatten, und da ſie aus den Worten des Redners einen katholiſchen Abgeſandten witterten, ſo fielen ſie mit Stößen und Fauſtſchlägen über ihn her, und der arme Evangeliſt würde ſehr übel zugerichtet worden ſeyn, wenn nicht der Prediger möglichſt Ruhe geboten hätte, und wenn nicht einige Gerichtsdiener beygegen wären. Dieſe entriſſen den Herrn von Rübſamen den Händen ſeiner Verfolger, aber da ſie hörten, welche Störung er verurſacht hatte, ſo führten ſie ihn ohne Umſtände in das Gefängniß des Orts.

Lachmann ſtand, mit einiger Beſorgniß um das Schikſal ſeines Herrn, vor der Thür des Wirthshauſes, und wartete, was für neue Auftritte erfolgen würden. Plözlich ſah er ihn in der Mitte zweier Schergen, und von einer Menge Volk begleitet, aus der Kirche hervorkommen. Es war

leicht zu errathen, wohin er geführt wurde, und Lachmann kam eilend herbei, um mit den Gerichtsdienern zu reden, und den Herrn von Rübsamen durch die Bekanntmachung, daß er ein Edelmann sei, aus ihren Händen zu reißen. Aber sie schienen nicht geneigt, ihre Beute fahren zu lassen, und Rübsamen sagte: laß er, laß er mich! Die Apostel Petrus, und Barnabas, und Paulus sind auch ins Gefängniß geführt worden, warum sollte ich ihnen nicht gleichen?

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, sagt man, und gegen den eigenen Wunsch des Apostels ließ sich nichts ausrichten. Kurz, er wurde ins Gefängniß geführt.

Unterdeß begann man in der Kirche die Trauung von neuem, und endigte sie. Aber blaß und verstört über den Auftritt mit dem Unhold, der sie hatte auseinanderreißen wollen, eilten die beiden Liebenden mit ihren Gästen zu Hause, und in dem ganzen Marktflekken sprach man von nichts anderm, als von der seltsamen Geschichte in der Kirche.

Da in den Gefängnissen nicht sonderlich auf Bequemlichkeit der Gefangenen Rükſicht genommen wird,

wird, so ließ Lachmann ein Bette in das Arrestzimmer seines Herrn bringen, und dieser nahm es an, ohne zu untersuchen, ob Paulus und Petrus auch in einem Bette bei ihrer Gefangenschaft geschlafen hätten.

In diesem Marktflekken hatte man nicht die habeas Corpus Acte, wie in England, vermöge welcher jeder Gefangene nach 24 Stunden vernommen werden muß; aber die Neugierde der Richter und der Betrieb Lachmanns vertrat hier die Stelle derselben. Kurz, schon am andern Morgen wurde der Herr von Rübsamen aus dem Arrest-Zimmer in das Verhör-Zimmer gebracht, und man nahm folgendes Protocoll auf:

Actum W* den 28 Nov. 18..

Dato wurde der, wegen einer Störung in der Kirche, gestern hier inhaftirte Reisende vorgeführt, und nachdem er ernstlich ermahnt worden, die Wahrheit zu sagen, und eine gründliche Auskunft über den von ihm erregten tumultuarischen Vorfall zu geben, so sagte er folgendes aus:

Ich heiße Franz Nepomuk von Rübsamen, bin 32 Jahr alt, und katholischer Religion. Seit meinem 14ten Jahr habe ich in dem Regiment von T* gedient, und bin bis zum Lieutenant avancirt, worauf ich den Abschied genommen, und auf dem von meinem Vater ererbten Landgute Heimchen im Wiesengrunde bei B* gelebt habe. Seit ohngefehr 8 Tagen befinde ich mich auf einer Reise nach der Insel Patmos, und mein Weg hat mich gestern nach diesem Ort geführt.

Was den Vorfall in der Kirche betrift, so ist niemand befugt, mir darüber Vorwürfe zu machen, denn ich habe vollkommnes Recht gehabt, so zu handeln, wie ich gehandelt habe, die Trauung zu unterbrechen, und den Priester in den Bann zu thun.

Auf die Frage:

> ob er nicht wisse, daß es verboten und strafbar sei, einen Prediger bei einer heiligen Handlung zu stören, ihm zu widersprechen, und gar zu schmähen?

antwortete Inculpat: Dies könne vielleicht bei andern strafbar seyn, aber bei ihm auf keine Weise, denn es gehöre zu seinem Beruf. Er sei ein Apostel, sei also an Würde weit über einen Prediger und Lehrer erhoben, und habe die Gewalt, in geistlichen Dingen zu gebieten, so wie die Grundsätze der alleinseligmachenden Kirche zu verbreiten.

Auf die Bemerkung:

daß seine Behauptungen von einer Verstandesverwirrung zeugte, und daß kein Apostel mehr vorhanden sei,

entgegnete Denunciat: Die übrigen Apostel wären freilich gestorben, oder hingerichtet worden, aber der Evangelist Johannes sei geblieben, und er sei derselbe. Ja, Christus habe ihm die große Gnade erzeigt, und auch seinen Bruder Jacobus wieder belebt, welcher ihn in der Person seines Kutschers begleite.

Da dem Inhaftaten vorgehalten wurde:

daß seine Reden offenbar eine würkliche oder verstellte Gemüthszerrüttung

beweisen, und daß ein Apostel kein Kutscher seyn könne,

sagte er: Dies sei der Würde eines Apostels auf keine Weise zuwider, im Gegentheil sei die Demuth ganz seinem Stande gemäß, und könne sich ein wahrer Nachfolger Christi nicht genug erniedrigen.

Auf eine ähnliche Art beantwortete Inhaftat die andern ihm gemachten Einwürfe, und verharrte fest bei der Behauptung, daß er der Evangelist Johannes sei. Uebrigens gestand er ohne Hehl, daß er die gestrige Trauung unterbrochen, den Prediger einen Ungeweihten, der keine Ehe schließen dürfe, genannt, und ihn vor allen Versammelten excommunicirt habe.

Alle diese ausschweifenden Handlungen wollte er mit seiner Würde als Apostel, und mit den Grundsätzen der alleinseligmachenden Kirche, nach welchen die evangelischen Christen keine würkliche Priester haben, und also auch keine würkliche Ehe stiften können, rechtfertigen, und da ihm angedeutet wurde, daß man in einem evangelischen Lande die Grundsätze der katholischen Kirche nicht anwenden dürfe, und daß

es höchſt ſtrafbar ſei, öffentliche geiſtliche Handlungen zu unterbrechen, die eingeſetzten Prieſter zu ſchmähen, und Unruhen zu erregen, entgegnete Inculpat:

Auch die übrigen Apoſtel hätten viel bei Verbreitung des wahren Glaubens leiden müſſen, und wären ſelbſt gemartert und hingerichtet worden; er ſei deshalb ebenfalls bereit, alles zu dulden, was über ihn ergehen mögte.

Da Inculpat nichts weiter zu ſeiner Entſchuldigung anzuführen wußte, und zum Unterſchreiben bereit war, ſo wurde das Protocoll hiermit abgeſchloſſen.

Praelecta ratih. et ſubſcripſit.

actum ut ſupra.

Mertens, Juſtiz-Commiſſarius.

Nepomuk von Rübſamen.

Als darauf der von Rübſamen, der ſich zu wiederholtenmalen auf ſeinen Kutſcher Jacob berufen hatte, wieder in ſein Arreſt-Zimmer ge-

bracht war, wurde, um auf den Grund der Sache zu kommen, der gedachte Kutscher herbeigerufen, und sagte folgendes aus:

Ich heiße Hans Jacob Pilz, bin katholischer Religion, acht und zwanzig Jahr alt, und in dem Dorfe Heimchen unterthänig. In meiner Jugend bin ich fleißig zur Schule gegangen, habe lesen gelernt, die Firmelung erhalten, und bin zur heiligen Communion gelassen worden. Hernachmals habe ich fünf Jahr als Pferdejunge, und drei Jahr als Knecht bei dem Vater des gnädigen Herrn gedient; nach dessen Absterben aber bin ich als Kutscher zu meinem jetzigen Herrn gekommen. Ich würde auch bis jetzt nichts anders geworden seyn, wenn mein Herr mich nicht zu einem Apostel gemacht hätte, in welcher Eigenschaft ich ihn jetzt auf seiner Reise begleite.

Auf die Frage:

wie er einer so irrigen Vorstellung, ein Apostel zu seyn, Raum geben könne, da er doch ein Unterthan aus

Heimchen, und jezt ein Kutscher sei?

antwortete er: Sein Herr habe ihm dies gesagt, und der müsse es wissen, denn der sei der Evangelist Johannes.

Frage:

woher er denn wisse, daß sein Herr der Evangelist Johannes sei?

Antwort: Er, sein Herr, habe es ihm aus der Bibel bewiesen, und seine ganze Lehre und sein Leben beweise es, daß er ein übriggebliebener Apostel sei, weshalb er auch alle ermahnen müsse, seiner Lehre anzuhängen.

Frage:

ob er überzeugt sei, daß er, der Pilz, seinen völligen Verstand besitze?

Antwort: Er besitze nicht allein seinen völligen Verstand, sondern habe jezt zweierlei Verstand, seitdem er der Apostel Jacobus geworden wäre.

Frage:

ob er beschwören könne, daß sein Herr der Jünger Johannes, und er, der Pilz, der Apostel Jacobus sei?

Antwort: Ja, er sei bereit dazu; denn in seinem Herrn wohne der Geist des Evangelisten Johannes, dieser aber habe ihm, dem Pilz, die Hände aufgelegt, und ihn dadurch zu seinem Bruder, dem Apostel Jacobus, geweiht.

Frage:

ob er nicht einsehen könne, daß durch das Händeauflegen niemand etwas anders werden könne, als er vorher gewesen sei?

Antwort: Die alleinseligmachende Kirche lehre, daß ein Bischof einen andern durch das Händeauflegen weihen könne, und ein Apostel sei weit mehr, als ein Bischof; ein solcher könne selbst Wunder thun.

Da der Herbeigerufene keine weitere Auskunft zu geben vermochte, so wurden ihm die obigen Puncte vorgelesen, und von ihm genehmigt.

a. u. s.

Mertens, Justiz-Commissarius.

† † † Handzeichen des Hans Jacob Pilz.

Der Herr Justiz-Commissarius Mertens war durch die beiden aufgenommenen Protocolle nicht viel klüger geworden, als vorher; er hatte blos gesehen, daß, statt einem Apostel, zwei vorhanden wären. Da er aber wußte, daß noch ein dritter sich bei der Gesellschaft befand, der kein Apostel war, so hielt er es für das beste, sich an diesen zu wenden, und Lachmann wurde herbeigerufen.

Es ist zu errathen, daß dieser zu seines Herrn Vortheil sprach, und alles anwandte, um ihn aus seinem Gefängniß zu befreien. Er schilderte ihn als einen gänzlich unschädlichen Mann, der blos das Unglük habe, der Evangelist Johannes seyn zu wollen, welches ihm aber am meisten zum Vortheil gereiche. Er fügte hinzu, daß es durchaus nothwendig sei, die Reise mit ihm fortzusetzen, weil dadurch vielleicht zur Aenderung seiner Gemüthsstimmung beigetragen würde. Da sie auch

bald diesen Staat verlassen, und ein katholisches Gebiet betreten würden, wo Wunder und Heilige ſtarmirt würden, ſo wäre um ſo weniger Bedenken bei ſeiner Entlaſſung.

Trotz dieſer Beredſamkeit, die obendrein mit einigen ſchimmernden Fürſprechern begleitet wurde, getraute ſich der Juſtiz-Commiſſarius nicht, den eingefangenen Apoſtel loszulaſſen, ſondern hielt es für ſeine Pflicht, ſich dieſerhalb an die ihm vorgeſetzte Kammer zu verwenden. Er machte jedoch folgenden, dem Herrn von Rübſamen günſtigen Bericht:

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr.

W* den 29ſten Novbr. 18..

Der Juſtiz-Commiſſarius Mertens berichtet allerunterthänigſt über den Gemüthszuſtand eines hier inhaftirten Landeleimanns, Namens Franz Nepomuk von Rübſamen, und deſſen Kutſcher Jacob Pilz.

Ew. Königl. Majeſtät darf ich nicht unterlaſſen allerunterthä-

nigst anzuzeigen, daß ein hier durchreisender Edelmann, Namens Franz Nepomuk von Rübsamen, den 27sten huj. einige Unruhen in der Kirche hieselbst erregt, und eine Trauung um deshalb unterbrochen hat, weil er, bei seiner der katholischen Kirche zugethanen Religion, dieselbe wegen Mangels der priesterlichen Weihe nicht für gültig hielt, daß er aber wegen dieser ungebührlichen und strafbaren Handlung in der Kirche arretirt, und zur gefänglichen Haft gebracht worden.

Wenn nun, wie Ew. Königl. Majestät aus den abschriftlich beiliegenden Protocollis des mehrern zu ersehen geruhen wollen, sich Inhaftat, sammt seinem Kutscher, für einen Apostel ausgiebt, und hier eine gewisse Verstandeszerrüttung obzuwalten scheint, so darf, nach meinem unvorgreiflichen allerunterthänigsten Ermessen, in diesem Fall nicht die auf eine solche

öffentliche kirchliche Störung ge-
ſetzte Strafe eintreten, und ſub-
mittire Ew. Königl. Majeſtät ich
vielmehr allerunterthänigſt, da der
von Rübſamen übrigens ein ver-
nünftiger und ruhiger Mann iſt,
auch einen Wirthſchafts-Inſpecto-
rem, der die Aufſicht über ihn
führt, bei ſich hat, und die hieſi-
gen Staaten verläßt, um in ein
katholiſches Land, wo die von ihm
verbreiteten Grundſätze der herr-
ſchenden Religion gemäß ſind, zu
gehen, ob nicht unter dieſen Um-
ſtänden der von Rübſamen ſeines
Arreſts um ſo mehr zu entlaſſen
ſeyn dürfte, da die Fortſetzung ſei-
ner Reiſe zu ſeiner Wiederherſtel-
lung beitragen könnte.

Ich bitte ſchlüßlich um eilenden
allergnädigſten Beſcheid, und er-
ſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Ew. Königl Majeſtät

allerunterthänigſter
Mertens.

Der Herr Mertens hatte zwar um eilenden Bescheid gebeten, aber der Decernent, dem die Sache zugeschrieben war, liebte die eilenden Bescheide nicht, und der Evangelist Johannes hatte das Vergnügen, beinahe 14 Tage im Gefängniß zu sitzen. Er mochte sich dann, daß es ihm ehemals schon weit schlimmer gegangen sei, als er in den Erzgruben auf Patmos gearbeitet habe, und daß alle übrige Apostel mehr oder weniger Verfolgungen erduldet hätten. Ja es schmeichelte ihm sogar, ein Märtyrer seiner Lehre zu seyn, und er äußerte einigemal, daß er bereit sei, sich dafür kreuzigen zu lassen.

Uebrigens suchte ihm Lochmann sein Märtyrerthum auf alle mögliche Art zu erleichtern, und er hatte selbst die Freudeit, mit seinem Bruder in Christo, dem selbstgezogenen Apostel Jacobus, sich zu unterreden, den er dann mit großer Salbung in seinem Glauben bestätigte. Er wäre wahrscheinlich auf den Gedanken gerathen, eine neue Offenbarung zu schreiben, wenn es ihm hiezu nicht an Genie gefehlt hätte, und wenn nicht endlich folgendes Kammer-Reskript eingegangen wäre:

Von Gottes Gnaden * * König von * * u. Unsern gnädigsten Gruß zuvor! Hochgelahr-

ter, lieber Getreuer! Unter den in Eurem Bericht vom 29sten m. p. angezeigten Umständen genehmigen Wir hierdurch, daß der wegen Störung einer kirchlichen Trauung dort inhaftirte Franz Nepomuk von Rübsamen nach Eingang dieses entlassen, und ihm der bisher erlittene Arrest als Strafe angerechnet werden möge. Ihr habt demselben jedoch vorhero ernstlich anzudeuten, daß er sich alles Verbreitens seiner Religionsgrundsätze auf eine ungebührliche Art, enthalten, durch das Vorgeben, er sei ein Apostel, niemanden irre führen, und sich auf dem nächsten Wege über die Grenze zu seinen Glaubensgenossen begeben müsse, widrigenfalls er als ein Störer der öffentlichen Ruhe dafür angesehen werden würde. Sind Euch in Gnaden gewogen.

Gegeben B* den 10ten Decbr. 18..

Königl. ** Kriegs- und Domainen-Kammer.

von A* von B* von C*

An den Justiz-Commissarius Mertens
in W*.

Y*.

Dies Rescript traf den 11ten Decbr. ein, und der gefangene Apostel wurde nun unter der befohlenen Warnung zu großer Freude Lachmanns und des apostolischen Kutschers entlassen. Er selber, so hoch er auch das Märtyrerthum als Apostel in Anschlag brachte, schien es doch zu empfinden, daß es besser sei, auf der schönen Erde frei umher zu wallen, als zwischen vier Mauern zur Ehre Gottes eingesperrt zu seyn.

Man reiste am folgenden Tage vergnügt weiter, und gelangte am Mittage zu einer kleinen Stadt, wo Apostel und Nicht-Apostel ein Mittagsmahl einnehmen wollten. Die Geschichte von W* aus war indeß hieher erschollen, und auf einmal verbreitete sich das Gerücht in dem Städtchen: die Kinder Zebedäi wären einpassirt, und logirten im rothen Ochsen.

Die Einwohner dieses Städtchens waren zwar nicht ganz so neugierig, wie die zu Siena im Kirchenstaat; indeß wandelte doch viele die Lust an, diese berühmten Kinder zu sehen, deren Mutter so große Prätensionen an Christum machte. Es dauerte daher nicht lange, so war eine Menge Menschen vor dem rothen Ochsen versammlet, die ih-

ren Wunsch, die reisenden Apostel zu sehen, nicht undeutlich an den Tag legten.

Lachmann versuchte auf alle mögliche Art, einer Zusammenkunft zwischen dem Volk und seinem Herrn vorzubeugen, aber für diesen war die Versammlung des Pöbels ein gefundenes Essen, und er hielt sich nicht wenig dadurch geschmeichelt. Kurz, zum Schrecken und zur Verzweiflung Lachmanns, der einem neuen Auftritt entgegen sah, öffnete er die Thür, und der versammelte Pöbel strömte nun, gleich einem Gewässer in eine geöffnete Schleuse, herein. Er selber aber, gleich einem Schiff, das durch die hereinströmenden Fluthen emporsteigt, erhob sich feierlich, trat auf einen Stuhl, und sprach:

Da Euer Glaube groß ist, Kindlein, da Ihr Euch dem Euch gesandten Apostel begierig naht, um Brod des Lebens zu empfangen, so will ich es Euch reichen, und Euch mit dem wahren Kern des Glaubens bekannt machen, der allein zur Seligkeit führen kann. Höret von mir die erhabenen Geheimnisse meiner Lehre. Gott der Vater war von Ewigkeit vorhanden. Aber es ist nicht gut, daß jemand allein sei, und er zeugte von Ewigkeit aus

seinem

seinem Schooß ein anderes Wesen, Gott den Sohn. Diese beiden, wovon jeder Gott war, und die zusammen doch nur einen Gott ausmachten, umfaßten sich mit unendlicher Liebe, aus welcher ein drittes Wesen, der heilige Geist, hervorging. Dieser war auch Gott, wie die andern beiden, machte aber doch mit ihnen nur einen Gott aus. Dies ist die geheimnißvolle Lehre von der heiligen Dreieinigkeit. Nicht genug, ihr Männer lieben Brüder, vernehmt die erhabenen Lehren weiter. Dieser dritte Ausgegangene vereinigte sich nicht mit den beiden andern, um ein viertes Wesen dieser Art hervorzubringen; nein, er stieg zur Erde herab, und vereinigte sich mit einer Israelitin, Namens Maria, um die zweite Person der Gottheit zur Erde herabzubringen. Dies ist geschehen, Gott der Sohn ist als Mensch von der Jungfrau Maria geboren, und weil die Menschen viele Sünde gethan haben, an ihrer Stelle gekreuzigt worden. Um nun dieses seines Kreuzigungstodes theilhaftig zu werden, müßt Ihr seinen Leib essen, und sein Blut trinken, oder vielmehr, da Leib und Blut nicht getrennt werden kann, müßt Ihr beides zusammen gläubig genießen. Dies, Kindlein, ist der Weg, Euch hier in der Welt, und ewig glüklich zu machen, und ich bin gekommen —

Bei diesen Worten hörte man plözlich eine andere Stimme erschallen, welche folgende sehr unidische Reden articulirte:

Was wollt ihr hier? Seht mal! Am Ende kömmt noch die halbe Stadt in meine Stube herein! Und da lassen sie die Thür sperrangelweit auf, als wenn man sein Holz gestohlen hätte. Wollt ihr gleich heraus aus der Stube, ihr Volk ihr!

Es war die Stimme der Wirthin, die sich auf diese unapostolische Art gellend hören ließ, und hierauf begann sie nach der Gewalt, die ihr im Häuslichen verliehen war, die Versammlung hinauszutreiben. Obwohl sie keine Geißel in der Hand hatte, so gelang es ihr doch in kurzer Zeit, das Zimmer von den ungeberenen Gästen zu befreien. Es schien ihr dabei die Geschichte vorzuschweben, wie Christus die Verkäufer und Geldwechsler vertrieb, und sie rief zulezt, als das Zimmer den Strom von Menschen, den es kurz vorher verschlang, wieder ausgespien hatte, triumphirend aus: ich will euch zum Tempel hinaustreiben!

Ein wohlgekleideter Mann blieb indessen zurük, als alle schon fort waren. Dieser wandte sich zu Rübsamen, und sagte sehr ernst:

Ich habe davon gehört, daß Sie im Lande herumziehen, und predigen; aber ich habe nicht geglaubt, daß Sie Dinge vorbrächten, die so nahe an Gotteslästerung grenzen. Alles, was Sie vorgetragen haben, kann zur Frömmigkeit und zum Glük der Menschen durchaus nichts beitragen; es ist vielmehr ein unfruchtbarer und finsterer Aberglaube, wodurch man die Gottheit herabwürdiget, und die Menschen auf den traurigen Abweg leitet, in etwas Frömmigkeit und Religion zu sehen, worin sie nicht zu finden ist. Wenn wir dergleichen Lehren, wie sie eben gepredigt haben, von einer entfernten Religionspartheі hörten, ohne uns von Jugend auf daran gewöhnt zu haben, wie abscheulich und gotteslästerlich würden sie uns vorkommen, wie würden wir sie mit allen Gründen der Vernunft bekämpfen! Und Sie machen sich einen Beruf daraus, dergleichen Lehren zu verbreiten! Schämen Sie sich, und bedenken Sie, daß es eine der schrecklichsten Sünden ist, den Menschen unglaubliche Dinge, als zu ihrem zeitlichen und ewigen Glük erforderlich, aufzustellen, und sie dadurch blind für das zu machen, was würklich zu ihrem Heil dient.

Bei diesen Worten wandte sich der fremde

Mann mit Verachtung von dem Apoſtel weg, und entfernte ſich, ohne eine Antwort abzuwarten. Da er die Sache ſo ernſt nahm, ſo ſcheint es, daß er den Herrn von Rübſamen ebenfalls für einen geheimen Miſſionair hielt, und eine tiefverſteckte Urſache ſeines predigenden Herumziehens ſuchte.

So ſehr dieſer lezte auch von ſeinen Lehren überzeugt und begeiſtert war, ſo würde er doch ſchwerlich eine andere als eine ſchimpfende Antwort auf die ſimple Rede des Fremden gefunden haben. Dieſe konnte er ſich jezt erſparen, denn er war allein im Zimmer. Da überdies ſo eben zum Mittagseſſen gerufen wurde, ſo ging er unmittelbar von ſeinem apoſtoliſchen Vortrage zu einer Rindfleiſchſuppe und zu einer Schüſſel mit Grünkohl und Bratwürſten über.

Zum Glük aß er allein mit Lachmann, und da dieſer alle bibliſche Themata vermied, ſo ging dieſe Mahlzeit ohne Predigt vorüber.

Am Nachmittage ſezten ſie ihre Reiſe fort, und kamen am Abend in die Grenzſtadt der Provinz an. Lachmann ſuchte alle mögliche Vorkehrungen zu treffen, daß ſein Herr keine Gelegenheit fande,

ſein Steckenpferd, auf welchem er ſich zu ſeinem eigenen und zu anderer Scandal ſo gern herumtummelte, zu bereiten, und führte ihn ſogleich in ein Hinterzimmer des Wirthshauſes, wo er ſich auch vors erſte ruhig verhielt.

In dieſem Wirthshauſe verſammelte ſich gewöhnlich des Abends eine Anzahl Bewohner des Städtchens, die ſich zu einem Klub vereinigt hatten, und dieſe waren auch heute zuſammengekommen. Rübſamen hörte in einiger Entfernung laut reden, und ſogleich wandelte ihn die Luſt an, ſeine Stimme am lauteſten zu erheben. Da Lachmann ſich von ihm entfernt hatte, um Beſtellungen im Hauſe zu machen, ſo ging er durch einen Saal nach der Gegend zu, wo das Geräuſch war, kam an eine Treppe, die zu einer kleinen Thür führte, und ſtieg zu der Thür hinauf, weil die Reden von da herzukommen ſchienen.

Der Klub war in einem eifrigen Geſpräch begriffen, und man redete von dem Mann in Leipzig, deſſen Frau ihm, nach ſeiner Angabe, nach dem Tode erſchienen war. Die Urtheile darüber waren verſchieden, aber die meiſten hielten dafür, daß die Sache ungegründet ſei, und einige fingen an, bitter darüber zu ſpötteln. Ein alter Mann, der

in einem Winkel saß, und ruhig seine Pfeife rauchte, hatte dem Gespräch mit Aufmerksamkeit zugehört, und kein Wort dazu gesagt. Endlich, als die übrigen sich über dies Thema ausgesprochen hatten, erhob er die Stimme, und alle andere schwiegen, weil man schon wußte, daß dieser Alte nichts sagte, als wenn er etwas zu sagen hatte.

Meine Herren, hub er an, ich glaube mit den meisten von ihnen nicht an die Wiedererscheinung der verstorbenen Frau, aber ich wünschte, daran glauben zu können, und halte es einer weisen Ueberlegung, und einer richtigen Denkkraft zuwider, wenn man darüber spottet. Unsterblichkeit der Seele, und Wiedersehen verstorbener Geliebten, ist etwas so Großes und Erhabenes, etwas jedem menschlichen Herzen so Theures, daß man dasjenige, was Bezug darauf hat, nur mit Unweisheit dem Spott unterwerfen kann.

Leichtfuß. Das ist wohl war; aber man muß doch jedem Aberglauben entgegen arbeiten.

Der Alte. Wenn Sie sagen, daß man jedem schädlichen Aberglauben entgegenarbeiten muß, so kann niemand mehr ihrer Meinung seyn,

wie ich; aber unterscheiden Sie ja den schädlichen Aberglauben von dem unschädlichen und heilsamen. Die Unsterblichkeit ist uns allen so wichtig, hat so viel Einfluß auf unser Glük hienieden, daß —

Leichtfuß. Erlauben Sie mir, diesem zu widersprechen. Mir ist die Fortdauer der Seele nach dem Tode völlig gleichgültig, und sie liegt so weit aus meinem Gesichtskreise, daß sie keine Würkung auf meinen jezigen Zustand macht.

Der Alte. Es kann seyn, daß Sie Wahrheit reden, und ich habe schon mehrere gekannt, die dasselbe sagten. Aber es sind nur einige wenige, die sich unter der großen Anzahl derer verlieren, denen die Unsterblichkeit über alles theuer ist, und von diesen lezten müssen wir unsere Grundsätze vernehmen. Wir sollten also auch das Kleinste ergreifen, was uns, außer den moralischen Gründen, von Fortdauer nach dem Tode überzeugen könnte; aber wir thun gerade das Gegentheil, wir treten alles mit Füßen, was irgend ein Einwürken der Geisterwelt in unsere irrdische Welt zu verrathen scheint, als wenn uns dadurch das größte Unheil erwachsen könnte.

Leichtfuß. Aber es ist ja auch unmöglich,

daß die Geiſter auf unſere Welt einwirken könnten.

Der Alte. Unmöglich? Ich habe dieſe Sprache von mehreren führen hören, aber ich weiß nicht, nach welcher Logik man dies unmöglich nennen kann. Wer blos die ſimple Definition kennt, daß nur dasjenige unmöglich iſt, was einen Widerſpruch in ſich faßt, der kann doch hier nichts Unmögliches finden. Daß außer uns in dem unendlichen Weltall noch vernünftige Weſen ſind, können wir, ohne Thoren zu ſeyn, nicht wohl leugnen. Was bewegt uns denn, ihnen, die vielleicht an Kräften uns ſehr weit überlegen ſind, die Einwürkung auf unſre Welt gänzlich abzuſprechen, und eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen ihnen und uns zu ziehen. Die Grenzen unſers Verſtandes ſind ſo eng geſteckt, daß wir ohne Thorheit die Grenzen der Möglichkeit hienieden nicht genau zu beſtimmen wagen dürfen. Wie wollen wir denn über die Kräfte, die Würkſamkeit, die Einflüſſe aller Weſen des Weltalls ſo dreiſt disponiren, und ihnen ihre Grenzen abſtekken?

Leichtfuß. Aber man hat doch noch nie von ihrer Einwürkung auf unſere Erde etwas geſpürt.

Der Alte. Wer kann das behaupten? Wissen wir alles, auch das geheimste, was auf unserer Erde vorgegangen ist. Die vielen Erzählungen von wunderbaren Sachen aus den ältesten Zeiten bis auf uns, sind wahrscheinlich nicht immer ohne Grund, aber da wir alles ohne Umstände mit Füßen treten, lächerlich machen, und als absurd oder betrügerisch aufstellen, was in dieser Art sich zeigen will, so muß dadurch auch, wenn wirklich etwas Wunderbares geschieht, dasselbe sogleich unterdrükt werden; denn wir haben die Unmöglichkeit hervorgebracht, etwas zu erweisen, was nicht in unsere ärmlichen Systeme paßt. Dadurch ist dem Menschengeschlecht schon ein nicht zu berechnender Nachtheil erwachsen; wir haben das Kind mit dem Bade ausgegossen. Der thierische Magnetismus, durch den viele Menschen würklich geheilt wurden, ist aus der Welt hinausgespöttelt, und es würde dem würklichen Magnetismus, dem Galvanismus, der electrischen Materie, den Luftmaschinen u. s. w. eben so gehen, wenn diese Erfindungen sich nicht dazu eigneten, mit Händen gegriffen zu werden. Kurz, wir krümmen uns so in den Engen der Philosophie, daß wir unsere Welt darnach modeln, und aus ihr hinauswerfen, was nicht in jene Systeme, oder vielmehr über jenen Leisten paßt.

Leichtfuß. Es iſt wohl etwas Wahres in dieſen Worten, aber die Philoſophie iſt doch durchaus nöthig, um den Wuſt des Aberglaubens wegzuſchaffen.

Der Alte. Sehr richtig: den Wuſt des Aberglaubens wegzuſchaffen, aber nicht den Weizen mit dem Unkraut auszureißen. Setzen Sie den Fall, wir machten eine Erfahrung, die uns die Fortdauer der Seele nach dem Tode bewieſe, eine für alle denkende Menſchen höchſt wichtige Erfahrung; ſetzen Sie den Fall, wir ſähen einen Verſtorbenen erſcheinen, der uns auf eine uns verſtändliche Art andeutete, daß es ein künftiges Leben gäbe, und daß er ſelber darin fortdaure: wie wollten wir es anfangen, und wenn wir von ſeiner Erſcheinung ſo überzeugt wären, wie von unſerm Daſeyn, andern dieſe Ueberzeugung mitzutheilen? Uns iſt die Möglichkeit geraubt, dies zu thun, denn man würde uns insgeſammt für Thoren ausſchreien, und die klügſte Parthei, die wir nehmen könnten, wäre, zu ſchweigen. In dieſe Nothwendigkeit ſind alle Menſchen geſetzt, und darum muß alles in der Geburt erſtikt werden, was nicht in unſere Philoſophie paßt, beträfe es auch das Heilſamſte für die Menſchheit. Wenn in dieſem Augenblik ein Verſtorbener erſchiene, wenn er...

Ein Verſtorbener wird erſcheinen, (erſcholl plözlich eine fremde feierliche Stimme, von der niemand wußte, wo ſie herkam) ein Verſtorbener, der lebt, wandelt mitten unter Euch, und wird den Troſt von der Fortdauer der Seele, nach welchem Ihr ſo ſchmachtend dürſtet, in Euer Herz gießen.

Es iſt unbeſchreiblich, mit welcher Beſtürzung, mit welchem heiligen Schauer die Geſellſchaft emporſchrak, und nach der Stimme umherſchaute. Man ſah niemanden, und dies erhöhte das Schrekken noch mehr.

Wenn am ſtillen Freitage der Prediger feierlich vom jüngſten Gericht redet, wenn er den Augenblik, wo die Himmel ſich öffnen, wo Gott in ſeiner Herrlichkeit herniederſteigt, und Jeſus Chriſtus in den Wolken des Himmels erſcheint, um die Todten und Lebendigen zu richten, wenn er dies alles ſeiner Gemeinde lebendig vormahlt, und ſodann plözlich ein ſchimmernder Bliz, und ein ſchnell darauf folgender ſchmetternder Donner, als käme der jüngſte Tag würklich, hereinbriche — wie dann die andachtsvolle Verſammlung in ein ſtummes Entſezen zuſammenſinkt, ſo war die Verſammlung in dem Wirthshauſe.

Die Stimme des Unsichtbaren aber fuhr fort: Ja Ihr Theuren, ich komme, Euch ein groſses Evangelium zu verkündigen. Vernehmt die erhabenen Worte: ich lebe, und ihr ſollt auch leben. So hat mein Herr und Meiſter geſprochen, und ich, ſein geliebteſter Jünger, verkündige es Euch wieder. Mir aber könnt Ihr glauben, oder niemandem. Denn wiſſet, ich bin der Evangeliſt Johannes, und komme, Euch das ewige Leben zu geben.

Meine Leſer wiſſen nun, und haben es vielleicht ſchon längſt errathen, von wem die Stimme kam. Es war der Herr von Kühſamen, und zwar ſtand er einem Ort, wo er nicht leicht geſehen werden konnte. Es war nemlich eine Gallerie für die Muſikanten in einem Winkel des Zimmers, zu welcher man von auſsen hinaufging, und hieher war der Apoſtel gerathen, als er aus ſeinem Zimmer ging, um zu ſuchen, wo er predigen könne. Niemand hatte ihn bemerkt, und er war ſchon eine geraume Zeit Zuhörer geweſen, als er an der ſehr feierlichen Stelle der Unterhaltung mit ſeiner pathetiſchen Rede einfiel.

Sein beginnender Vortrag hatte gewöhnlich überall Aufſehen erregt, aber nirgends war er ſo

erschütternd gewesen, wie hier, und die Gesellschaft konnte sich lange nicht von ihrem Schrekken erholen, auch nachdem sie schon den Redenden in Menschengestalt in der zweiten Etage des Zimmers entdekt hatte. Der Apostel hätte einen sehr tiefen Eindruk hervorzubringen vermogt, hätte er nur irgend in der Erhabenheit, womit er seine Rede begann, fortfahren können. Aber es dauerte nicht lange, so schimmerte etwas Menschliches deutlich hervor, denn er fing an, die Grundsätze der katholischen Religion anzupreisen, sodann kam er auf das Allgemeine, und sprach so:

Da ich nun einmal in der Würde eines Apostels zu Euch rede, so will ich Euch den wahren Kern der christlichen Religion offenbaren, und Euch zu Eurem Seelenheil auffodern, daran zu glauben. Als Gott der Vater die ersten beiden Menschen aus einem Erdenkloße, und aus einer Rippe geschaffen hatte, da setzte er sie in einen schönen fruchtbaren Garten, der das Paradies hieß, und wo sie von allen Früchten genießen konnten, die ihnen anstunden. Nur einen Lieblingsbaum hatte er in diesem Garten, welcher der Baum des Erkenntnisses des Guten und Bösen genannt wurde, und von diesem verbot er ihnen zu essen. Aber was geschah? Sie aßen dennoch von diesem Baum, und theilten sich

beide in eine Frucht deſſelben. O weh uns! Am Abend kam der liebe Gott in den Garten, und da ſie nicht leugnen konnten, den verbotenen Apfel gegeſſen zu haben, ſo verfluchte Gott zuerſt die Schlange, welche die Menſchen verführt hatte, ſodann legte er dem Weibe mit allen ihren Nachkommen die Strafe auf, daß ſie mit Schmerzen Kinder gebähren ſollte, hernach verfluchte er die Erde, daß ſie Dornen und Diſteln tragen, und den Menſchen nur mit Kummer ernähren ſollte, ſodann kündigte er den Menſchen an, daß ſie ſterben müßten, und ließ ſie aus dem Paradieſe vertreiben. Alles um der gegeſſenen Frucht willen; ſo lieb waren ihm die Aepfel an dem verbotenen Baum. Auf dieſe Art, Ihr Männer lieben Brüder, kam durch einen gegeſſenen Apfel der Tod und alles Böſe in die Welt. Ja, unſere heilige Religion lehrt uns, daß auch der ewige Tod dadurch in die Welt gekommen iſt; das heißt: wir und alle Nachkommen Adams ſind auf ewig verdammt, und müſſen ewige, ewige Pein leiden, weil die erſten Menſchen einen Apfel gegeſſen haben. Ihr ſchaudert? Faßt Euch, Kindlein; es iſt ein Mittel, Euch zu erretten. Gott hat ſeinen Sohn, den er von Ewigkeit aus ſeinem Schooß gezeugt hat, durch den heiligen Geiſt in einer Jungfrau Schooß geſandt, und als Menſch auf unſerer Erde geboren

werden lassen. Dieser hat uns errettet, dieser hat die Sünde, die durch den verbotenen Apfel in die Welt kam, auf sich genommen, die Strafe für uns erduldet, und sich kreuzigen lassen. Wenn wir nun seinen Leib essen, und sein Blut trinken, uns seinen Kreuzestod zueignen, auch alles obige fest glauben, so werden wir nicht ewig verdammt, sondern wir werden gerecht durch das Verdienst eines andern. Dies, Kunktein, ist der Kern unserer heiligen Religion, und der Weg zur ewigen Seligkeit.

Von der Erscheinung eines überirdischen Wesens war man in der Gesellschaft zurükgekommen, als man die obigen Reden hörte, aber doch wußte man sich den seltsamen Auftritt nicht zu erklären, und schwieg verwunderungsvoll still. Der Alte aber seufzte, und sagte: leider, so ist die Religion, In dem Unbekannten dort oben erkennt man ganz den Karacter derselben. Sie vermischt das Erhabenste mit dem Abgeschmaktesten, sie verspricht alles, was der Seele am meisten wohlthut, und giebt am Ende finstere, unbegreifliche Dogmen, die unsern Geist verwirren.

Unterdeß verbreitete sich in der Gesellschaft die Geschichte des Apostels, seine Schiksale im Ge-

fängniſſe zu W*, ſeine Evangeliſtenmanie, und ſeine Bekehrungsreiſen. Dies war für einen Luſtigmacher, der zum Klub gehörte, ein gefundenes Eſſen, und er hub mit großer Feierlichkeit ſo an zu reden:

Geſandter des Herrn, Jünger der Liebe, der an Chriſti Bruſt lag, ehrwürdiger Apoſtel, wir allzumal ſchätzen uns hochbeglükt, daß wir einen der Zwölfe in unſerer Mitte ſehen, einen von denen, die in alle Welt zu allen Heiden und Völkern geſandt ſind, um ihnen das Evangelium zu predigen, und wir wollen dieſen hohen alleinſeligmachenden Augenblik nicht ungenuzt vorüber laſſen. Belehren Sie uns daher, ſüßer Apoſtel, der Sie alles wiſſen müſſen, zuerſt, wo das Paradies lag?

Rübſamen. Da die genaue Kenntniß von dem Ort, wo das Paradies lag, nicht zu unſerer Seligkeit beiträgt, ſo übergehen wir billig dieſe Unterſuchung.

Luſtigmacher. Wir wollten nur in unſerm Glauben geſtärkt ſeyn, nach welchem wir der frommen Einbildung ſind, das Paradies habe an dem jetzigen Amazonenfluß gelegen, der hernach in

Ver-

Verbindung mit dem Vulturno, dem Guadalquivir und dem Ganges ins weiße Meer fließt.

Rübsamen, der die Geographie nicht so gründlich studirt hatte, wie der lezte König von Frankreich, ging in diese Falle, und antwortete ganz treuherzig: ja, ihr Männer lieben Brüder, an diesen Flüßen hat das Paradies gelegen, wo das erste unschuldige Menschenpaar lebte.

Nun wußte man, mit wem man zu thun hatte, und der Lustigmacher fuhr folgendermaßen fort:

Da Ihr Herr College, der Apostel Paulus, eine Reise von Jerusalem nach Rom gemacht hat, so wie Sie jezt eine Reise von Heimchen nach Patmos machen, so unterwinde ich mich, Ihro apostolische Würden daran zu erinnern, und Ihnen die großen Beschwerden derselben darzustellen, damit Sie nicht in deren Ertragung ermüden. Paulus mußte in dem Hafen bei Jerusalem ein neuseeländisches Schiff besteigen, und kam darauf bei dem grünen Vorgebürge vorbei, bis gen Sidon, welches an dem feuerspeienden Berge Hekla liegt.

Der heilige Apoſtel wäre hier beinahe von dem Maelſtrom verſchlungen worden, wenn er das wirbelnde Gewäſſer nicht bedräut, und ſeine Schiffsgenoſſen errettet hätte.

Rübſamen. Sehr, Kindlein, alle dieſe Gefahren erträgt ein Apoſtel um Chriſti willen.

Luſtigmacher. Und dies iſt bei weitem nicht alles. Ihro apoſtoliſche Heiligkeit beliebten mich nur weiter zu hören. Von Sidon ſchiffte er gen Cypern, welches die Hauptſtadt in Syrakus iſt, und hier wäre das Schiff beinahe von den Stürmen in der magellaniſchen Meerenge zertrümmert worden; aber der Apoſtel ſprach allen Muth ein, und ſie arbeiteten ſich glüklich durch dieſe gefährliche Straße. Hierauf kamen ſie an den groſſen Belt, an welchem die Scylla und Charybdis liegt, und dieſe Ungeheuer hätten das Schiff ſammt Mann und Maus verſchlungen, wenn der Apoſtel nicht eine Rede an die Fiſche der ganzen Gegend gehalten hätte, welche den Kopf über dem Waſſer hielten, und andächtig zuhörten.

War das Paulus, fragte Rübſamen unſchuldig, der den Fiſchen eine Predigt hielt?

Ja, Ihro Heiligkeit, war die Antwort, es war Paulus, als er auf seiner Reise nach Rom durch den großen Belt kam. Aber wie viel hat er nach dieser Predigt nicht noch erfahren müssen. Das Schiff segelte nun mit einem frischen Südwind durch die Landenge von Suez, und hatte das Glük, beim großen Haf zu landen. Hier besuchten einige Brüder aus Antiochien und Philadelphia den Apostel, und er faßte neuen Muth zur Fortsezung der Reise. Ach, er brauchte ihn; denn bei der Meerenge Babelmandel ergriff ein wüthender Sturm das Schiff, und führte es im Umsehen nach Spizbergen, wo die unglüklichen Schiffer überwintern, und viele Monache hindurch von weißen Bären leben mußten.

Wie? rief Rübsamen voll Erstaunen, und wollte weiter reden; aber der Lustigmacher ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern fuhr fort:

Alles dies steht in der Apostelgeschichte, und Ihro Heiligkeit können deutlich darin lesen, daß der Apostel Paulus selber mit einer Flinte auf die Bärenjagd gehen mußte. In funfzehn Monaten bekamen sie die Sonne nicht zu sehen, aber als endlich der Sommer zurükkehrte, kamen sie in zwei

Tagen gen Puteolen, wo sie einen groſſen Handel mit Bärenfett trieben. Darauf ging der Apoſtel Paulus von Stolpe nach Danzig, und kam ſodann über Ritzebüttel und Buxtehude nach Rom.

Ein langeverhaltenes Gelächter brach jezt in der ganzen Geſellſchaft hervor, und tönte eine Zeitlang mit einer ſolchen Gewalt, daß der Apoſtel ſich für kein Wörtchen Raum machen konnte. Seit der Bärenjagd des Apoſtels hatte er Unrath gemerkt, und bei dem Schluß der Rede blieb ihm kein Zweifel mehr übrig, daß er auf eine erſchreckliche Art zum Beſten gehalten ſei. Er ergrimmte im Geiſt, und als das Gelächter ein wenig nachließ, rief er:

Ihr Unbeſchnittenen an Herz und Nieren, ich gebe Euch meinen Fluch, und ſo wie einſt Bären aus dem Walde kamen, und die vierzig Knaben, die des Eliſa ſpotteten, zerriſſen, ſo wird die Rache Gottes Euch verfolgen, daß Ihr einen Apoſtel geläſtert habt.

In dieſem Ton ſprach der Herr von Rübſamen eine geraume Zeit fort, und hatte um ſo mehr Muth, da er in einer gewiſſen Höhe, abgeſondert von den andern, ſtand, und den Rükken frei hatte.

Anfangs ergözte sich die Gesellschaft über seine Schmähungen, aber da er kein Maaß und Ziel darin kannte, so wurden einige Mitglieder derselben deputirt, um der Sache ein Ende zu machen. Kurz, so wie eine gewisse Armee im October, November und December 1805, ehe sie sich's vermuthete, die Franzosen im Rükken hatte, so traten hier auf einmal einige Personen zu dem Redner herein, und unterbrachen den Fluß seiner Worte durch folgende Anrede:

Herr mach' er sich hier nicht so unnüz, und pak er sich weg von dieser Gallerie, da er gar nicht hierher gehört. Bei diesem etwas derben Compliment faßten sie ihn am Arm, und führten ihn ohne Umstände von der Gallerie herunter. Durch den unerwarteten Angriff im Rükken war der Apostel so überrascht worden, daß er sich apostolisch sanftmüthig hinwegführen ließ, und nichts anders vorzubringen vermogte, als den alten Waidspruch, daß er den Staub von seinen Füßen schüttle.

Er ging in sein Zimmer, und da der Tisch eben gedekt war, so sezte er sich, ohne weitere apostolische Anfälle, mit Lachmann zum Abendessen nieder.

Sie befanden sich nun an der Grenze, und als sie am andern Tage ihre Reise fortsezten, hatten sie einen schweren Stand; denn das Land, in welches sie übergingen, war erzkatholisch, und hatte seit der französischen Revolution eine so ängstliche Regierung angenommen, daß es in allen Reisenden Jacobiner, Thronstürmer, heimliche politische Abgesandte u. s. w. zu erblikken glaubte. Zum Glük hatte Lachmann in der großen Stadt, durch welche sie gekommen waren, für gültige Pässe gesorgt, und man ließ sie endlich nach vielen Umständen weiter reisen.

In der ersten Stadt, in welcher sie einkehrten, mußten sie im Posthause abtreten, weil kein anderes Wirthshaus vorhanden war, und hier fanden sie mehrere Reisende, die zwölf Stunden auf den Abgang der Post warten mußten. Einige von diesen spielten Karten, um die traurige Zeit des Wartens hinzubringen, aber zwei von ihnen, ein Kaufmann und ein Officiant, waren in einem sehr wichtigen Gespräch begriffen, nemlich über die Freiheit des Getraidehandels. Der Kaufmann war dafür, der Officiant dagegen, aber beide stritten mit Gründen, und da dieser Gegenstand für uns in den jetzigen Zeiten ein hohes Interesse hat, so darf ihr Gespräch hier einen Raum finden.

Wir sind also ganz entgegengesetzter Meinung, sagte der Kaufmann; Sie wollen der Theurung durch ein Ausfuhrverbot steuern, und ich glaube, daß sie gerade dadurch hervorgebracht wird.

Officiant. Es ist wunderbar genug, daß wir über einen so wichtigen Punct, als der Getraidehandel ist, noch nicht aufs Reine sind, und es scheint dies ein Beweis zu seyn, daß wir uns bei unserer großen Schreibseligkeit fast immer mit unnützen, romanhaften Dingen beschäftigen, ohne das zu berühren, was würklich zum Heil der Menschen dient. Ich habe indeß einen sehr simpeln Grund, der gegen die Ausfuhr spricht. Wenn man das Getraide über die Grenze bringt, so wird es im Lande dadurch vermindert, es entsteht Mangel daran, und es muß daher nothwendig im Preise steigen.

Kaufmann. Das folgt auf keine Weise, denn es kann von einer andern Seite weit mehr eingefahren werden, als die Ausfuhr beträgt.

Officiant. Hier setzen Sie etwas voraus, was man nicht immer voraussetzen kann; denn es wird zweierlei dazu erfordert: erstlich, daß das an-

grenzende Land wohlfeileres Getraide hat, und zweitens, daß es die Ausfuhr erlaubt.

Kaufmann. Diese Einwürfe scheinen sehr bedeutend zu seyn, und lassen sich theoretisch nicht widerlegen; aber sie haben etwas gegen sich, das hier alles entscheidet: die Erfahrung. Man kann nemlich die Beobachtung machen, daß von dem Zeitpunct an, wo die Ausfuhr in einem Lande verboten wird, fast unter allen Umständen die Preise des Getraides steigen, und eben so umgekehrt, daß sie fallen, wenn sie erlaubt wird. Ja, man weiß sogar, daß in einem kleinen Lande, in welchem die Ausfuhr erlaubt war, unterdeß man sie in allen umliegenden Ländern verbot, die Preise sich niedriger hielten, als in den gesperrten Ländern.

Officiant. Dies ist eine seltsame und würklich bewundernswürdige Erfahrung; aber obwohl man Erfahrungen durch Lehrsätze nicht umstossen kann, so ist diese doch von der Art, daß man wenigstens keinen Lehrsaz darauf bauen darf. Wir können die Erfahrung hier nicht allein als Lehrmeisterin annehmen, denn jene niedrigen Preise in dem kleinen offenen Lande, können durch irgend einen andern Umstand, den wir nicht wissen, hervorgebracht seyn, und mit der Ausfuhr in keiner Ver-

bindung stehen. Ehe wir nicht die Gründe und Gesetze wissen, nach welchen jenes Resultat erfolgt ist, können wir auf nichts Gewisses fußen; denn in einer so wichtigen Sache dürfen wir nur von allgemeinen Grundsätzen ausgehen.

Kaufmann. Vielleicht lassen sich auch diese finden. Rousseau sagt sehr wahr: Die Erde bringt so viel hervor, als Menschen sie anbauen. Daraus folgt, daß auf demselben Fleck viel und wenig wachsen kann, je nachdem der Anbauer ihn pflegt. Wenn der Landmann nun weiß, daß er sein Getraide überall hinfahren kann, wo es am theuersten ist, und daß kein Zwang, keine Sperre ihn fesselt, so bekömmt er mehr Muth zum Anbauen, und baut mehr an. Dies ist ein sehr wichtiger Punct. In ein nicht gesperrtes Land bringt ferner jeder auswärtige Nachbar gern sein Getraide hin, weil er weiß, daß er es zurücknehmen kann, wenn es zu seinem Nutzen ist, unterdeß sich jeder scheut, Vorräthe in ein gesperrtes Land zu schaffen, wo er nicht mehr frei darüber schalten und walten kann. Durch das Ausfuhrverbot wird endlich der Besitzer aufmerksam gemacht, er hält seine Vorräthe zurück, weil er auf höhere Preise hofft, und es entstehen schlechte Getraidemärkte. So wird durch

Ausfuhrverbot gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, was man beabsichtigt.

Officiant. Sie haben Ihre Sache sehr gut geführt, und es bleibt mir nur noch der eine Zweifel übrig, daß durch das Verfahren des Getraides der Preis desselben durchaus steigen muß, und daß man an Ort und Stelle am wolfeilsten verkaufen kann.

Kaufmann. Sie würden vollkommen Recht haben, wenn von weitem Verfahren die Rede wäre, aber denken Sie sich einen ganz freien Getraidehandel, so bringt jeder sein Getraide an den nächsten Ort, wo er es gut zu verkaufen hoffen kann; ein weiter Transport aber wird zu Wasser sehr wolfeil bewerkstelligt.

Officiant. Sie setzen hier einen ganz freien Getraidehandel voraus.

Kaufmann. Ja, ich muß es Ihnen gestehen, daß wenn auch ein einziges geöffnetes Land zwischen lauter gesperrten immer noch gewinnt, doch der eigentliche Vortheil durch einen allgemein freien Handel entsteht. Wenn dieser in mehrern zusammenhängenden Ländern statt findet, so be-

ginnt das Getraide nach allen Seiten hinzuſtrömen, wo es mangelt, und ein gewiſſes Gleichgewicht wird überall hervorgebracht; denn der freie Getraidehandel würkt faſt nach den Regeln der vasuli communicantes: er verbreitet überall eine gleiche Höhe deſſelben, denn die Maſſe, die hier ſinkt, ſteigt nothwendig an einem andern Ort. So wie das Getraide vor der Erndte an den Halmen ſtunde, ſo ſtunden die Körner nach der Erndte über ganze Provinzen und Länder hinweg, wenn das ſchreckliche Sperrſyſtem nicht den Segen der Erde ſtokken läßt. Das Getraide circulirt wie das Geld, und in je größerer Menge, und je freier es circulirt, um ſo leichter verbreitet es ſich überall, ſtatt daß, wenn es an irgend einem Ort aufgehäuft wird, ein anderer Ort es ſogleich entbehren muß.

Officiant. Die Raiſonnements ſind gut, mir wird es mir immer noch nicht ganz helle, wie durch den freien Getraidehandel das groſſe Reſultat der Wohlfeilheit hervorgebracht werden ſoll. Wenn nun würklich der Scheffel Getraide in Kiow 8 Ggr. gilt, wie ſoll dies auf Berlin würken, gölte es auch ſo viele Thaler dort; denn durch den Transport von einigen hundert Meilen muß der Preis eben ſo hoch, und noch höher ſteigen.

Kaufmann. Sehr wahr. Auch wäre der ein auffallender Thor, der Getraide von Kiow nach Berlin verfahren wollte. Dessen bedarf es nicht, denn der freie Getraidehandel würkt nach ganz andern Gesetzen. Jeder Besitzer braucht nur seinem nächsten Nachbar, nach der theuren Gegend hinzu verkaufen, so pflanzen sich die Vorräthe, wenn keine Hinderung vorhanden ist, bis in die entferntesten Gegenden fort, und jeder hat nur einen kleinen Transport gemacht. Dieser Handel würkt, wie der Stoß bei einer Menge Billardkugeln, welche dicht an einander liegen. Berührt man die erste, so empfängt auch die lezte den Stoß, und er pflanzt sich durch alle Kugeln unmerklich fort.

Officiant. Diese Gedanken haben etwas Schimmerndes und Ueberredendes; aber ehe wir darauf bauen, müssen wir sie ganz nahe ans Licht ziehen. Wenn ein Besitzer sein Getraide nach einem etwas theurern Ort fährt, ein anderer Besitzer an diesem lezten Ort es eben so macht, und jeder etwas gewinnen will, so kömmt am Ende ein gleiches Verhältniß des steigenden Preises heraus, als wenn ein einziger Besitzer sein Getraide sehr weit verfährt; denn viele kleine Transporte machen einen großen aus.

Kaufmann. Diese Bemerkungen würden meinen Satz zu Boden schlagen, wenn es mit dem Getraidetransport sich nach mathematischen Regeln verhielte; aber hier treten viele Umstände ein, die ein ganz anderes Resultat hervorbringen. Ein kleiner Transport wird bei dem, der Geld braucht, gar nicht gerechnet; weiß er nur, daß er an seinem Ort das Getraide um denselben Preis wiederkaufen kann, wie er es verkauft, so bringt er den Transport nicht in Anschlag, und braucht es auch nicht, denn er nuzt das baare Geld eine Zeitlang, und wird dadurch entschädigt. So kann das Getraide über ganze Länder und Provinzen hinwegströmen, ohne daß man diese sich fortpflanzende Bewegung bezahlen darf. Etwas wird der Preis immer dadurch steigen, in Kiew wird es immer wolfeiler bleiben, als in Berlin, aber einen großen Einfluß wird der freie Getraidehandel, dies freie Bewegen eines so nothwendigen Nahrungsmittels, auf die Preise haben, und es ist vielleicht das einzige Mittel, der seit Jahren obwaltenden, die Menschen in jeder Art niederbeugenden Theurung entgegen zu arbeiten.

Während dieses Gesprächs war ein Fremder mit Extrapost angekommen, und hatte einen grossen Theil desselben mit Aufmerksamkeit angehört.

Jezt begann er ſich darein zu miſchen, und ſagte folgende Worte:

Meine Herrn, ich habe England, Frankreich, Italien und Deutſchland geſehen, ich habe auf meinen ſiebenjährigen Reiſen manche Bemerkungen geſammelt, die in das Fach, von welchem Sie eben ſprechen, einſchlagen, und wenn Sie es mir erlauben, ſo werde ich Ihnen einige davon mittheilen.

Die Geſellſchaft wurde nach dieſem Anfang ſehr aufmerkſam, und man bat ihn, ſeine Meinung in einer Sache, die jedem Menſchen wichtig ſei, zu ſagen, worauf er denn fortfuhr:

Was Sie, meine Herren, eben über den freien Getraidehandel geſprochen haben, ſcheint mir im Ganzen treffend zu ſeyn, und ich bin darin vollkommen der Meinung, daß eine unbeſchränkte Ein- und Ausfuhr deſſelben in jedem Lande ſtatt finden müſſe. Aber dies allein iſt nicht hinreichend, die in allen Bedürfniſſen einreißende Theurung zu hintertreiben. Im Gegentheil muß daſſelbe Mittel, das uns das Getraide wolfeiler machen ſoll, auf andere Dinge, die auch zu unſern Bedürfniſſen gehören, ausgedehnt werden; denn was von dem

Getraide gilt, gilt auch von den übrigen Producten der Erde. Auch diese müssen sich frei und unbeschränkt nach allen Seiten in den Ländern bewegen, wenn es besser werden soll. Die Menschheit hat in den lezten Jahren so viel durch politische Erschütterungen, durch Kriege, durch Theurung, durch verschlimmerte Witterung gelitten, daß es höchst nothwendig ist, einige Schritte zu ihrem Glük zu thun, und dies kann nur durch eine verbesserte Religion, und durch einen allgemein freien Handel in allen Bedürfnissen der Menschen geschehen. Alle Länder müssen geöffnet seyn, der Ueberfluß des einen muß ungehindert in das andere hinüberströmen können, und die schrecklichen Grenzsperren, die uns unsere nächsten Nachbarn als ein feindliches, von uns verschiedenes Geschlecht betrachten lehren, endlich aufgehoben werden. Manches Land wird dabei in einigen Stücken verlieren, aber in andern gewinnen, und im Ganzen werden alle Länder und alle Menschen gewinnen; denn wir werden uns brüderlich in den Schätzen der Erde theilen, und sie nicht wie Feinde uns vorenthalten. Aber hiezu gehört etwas Großes, dessen Erfüllung die Seele kaum zu hoffen wagen darf. Die Fürsten müssen nicht das Wohl ihrer Völker allein, sondern auch anderer Völker vor Augen haben; auch dies muß ihrem Herzen theuer seyn, denn wir gehören ja

alle zu einer Familie, und die Ruſſen, die Franken, die Britten ſind unſere Brüder. Ein Volk iſt ſelten glüklich, wenn ſeine Nachbarn unglüklich ſind, und es iſt ein kleiner egoiſtiſcher Gedanke, nur eine Nation glüklich zu machen. O wenn die Monarchen Europa's ſich als eine einzige hohe Familie betrachteten, die beſtimmt ſei, einen Welttheil glüklich zu machen, wenn ſie mit gleicher Liebe alle Völker deſſelben umfaßten, wie weit leichter würde es ihnen werden, Kriege zu vermeiden, und ihr Ziel: das Glük der Menſchheit, zu erreichen.

Bei dieſen Worten trat ein Poſtilion herein, und rief den Fremden ab, weil die Pferde ſchon angeſpannt waren. Die Geſellſchaft hätte dieſem Redner gerne noch länger zugehört, aber ſeine Zeit war beſchränkt, und er ſagte blos beim Abſchiede: meine Herren, wenn das, was ich ſagte, Ihren Beifall erhielt, ſo erfüllen Sie meine Bitte, die ich als Unbekannter an Sie thue: verbreiten Sie dieſe Wahrheiten nach allen Ihren Kräften, denn Sie legen gewiß den Grund zu einem größern Glük des Menſchengeſchlechts.

Nach dieſen Worten entfernte er ſich, und der Wagen

Wagen raſſelte fort. Die Geſellſchaft aber blieb in einer gedankenvollen Stille zurük, und überſann das, was ſie ſo eben gehört hatte. Nach einer ſtummen Pauſe, die einige Minuten dauerte, erhob ſich eine Stimme, die meine Leſer gleich kennen werden, denn ſie ſprach folgende Worte:

Was die Männer hier geredet haben, war weiſe und gedankenvoll, aber es verſchwindet gegen das, was ich zu reden habe, denn es betraf blos das Irrdiſche, das Zeitliche; meine Rede wird das Ueberirrdiſche, das Ewige angehen. Und damit Ihr wiſſet, Ihr Männer lieben Brüder, daß ich die Macht und die Kraft habe, ſolches zu reden, ſo vernehmet zuerſt, daß ich der Evangeliſt Johannes bin, ausgeſandt von meinem Herrn und Meiſter, das Evangelium zu predigen, und hienieden zu wallen, bis er kömmt.

Die Geſellſchaft hier im Poſthauſe ſchien beſtimmt zu ſeyn, merkwürdigen Geſprächen und Auftritten mit beizuwohnen; aber alles Vorhergegangene war nichts gegen die Verwunderung und Beſtürzung, worin ſie ſich nunmehr verſezt ſah. Der Ernſt des Redenden ließ keinen Scherz vermuthen, und die Ruhe, womit er ſprach, keinen

Wahnsinn; dennoch wußte man sich ohne eins von beiden nicht aus diesem Labyrinth zu finden, und blikte in einem stummen Zweifel voll Aufmerksamkeit auf den Redenden hin. Das war ihm eben recht, denn er hielt es mit seiner apostolischen Würde als ganz genau verbunden, Aufmerksamkeit zu erregen, und fuhr folgendermaßen fort:

Ja, Kindlein, Euch wird das Glük zu Theil, einen Apostel zu hören, der ausgezogen ist, die wahre Religion zu verbreiten; darum merkt wohl auf jedes meiner Worte, denn ich will Euch eine wichtige Lehre vortragen: die Lehre von der Statthalterschaft Christi auf Erden. Unter dem Kaiser Claudius kam der Apostel Petrus, der bis jezt seinen bischöflichen Stuhl zu Antiochien gehabt hatte, nach Rom, und legte von Stund an den Grund zu der römischen alleinseligmachenden Kirche. Dazu hatte er das vollkommenste Recht, denn Christus selber hat zu ihm gesagt: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche erbauen. Dies ist denn auch geschehen, und mitten unter den abgöttischen Heiden ist die heilige christliche Kirche entstanden. Alle andere Kirchen, die zu Corinth, zu Ephesus, zu Smyrna, zu Sardis, zu Philadelphia u. s. w. waren, sind vergangen, nur die

heilige Kirche in Rom iſt übrig geblieben, und wird noch durch die heiligen Päbſte regiert, von dem Pabſt Petrus an bis auf den Pabſt Pius VII; darum, ihr Männer lieben Brüder, haltet feſt im Glauben, und erkennet demuthsvoll den Statthalter Chriſti in Rom als Euren höchſten Beherrſcher, als den, der Macht im Himmel und auf Erden über Euch hat; denn er hat die Schlüſſel des Himmelreichs, und kann dadurch über Eure ewige Seligkeit gebieten. Hat nicht Chriſtus zu ihm geſagt: ich will dir die Schlüſſel des Himmelreichs geben, was du auf Erden binden wirſt, das ſoll auch im Himmel gebunden ſeyn, und was du auf Erden löſen wirſt, das ſoll auch im Himmel gelöſet ſeyn. Ihr ſehet hier, Kindlein, daß der Pabſt oder der Statthalter Chriſti nicht allein in dieſer, ſondern auch in jener Welt herrſche. Wie tief müßt Ihr ihn daher verehren, wie feſt in ſeiner Lehre beharren, da Ihr nur durch ihn oder durch ſeine Prieſter ins ewige Leben eingehen könnt.

Hier machte der Redner eine Pauſe, um die Geſellſchaft von ihrem Erſtaunen zurükkommen zu laſſen. Sie war es ſchon etwas durch die bekannten Sätze, die ſie hier vortragen hörte, aber es blieb dennoch eine erwartungsvolle Stille, und da

ſich während der Rede eine bedeutende Menge Volk geſammlet, und eifrig zugehört hatte, ſo verlies ſich immer einer auf den andern, und wollte deſſen Meinung zuerſt hören. Endlich machte einer aus der erſten Geſellſchaft die Bemerkung: es wäre recht gut, daß der Pabſt im Himmel ſo viel Gewalt beſitze, da man ſeit geraumer Zeit ſeine Gewalt auf Erden merklich beſchränkt habe, und er ſich jezt blos ſchreiben könne: Wir Pius der ſiebente Statthalter Chriſti durch die Gnade Napoleons des erſten.

Aber dieſe Worte waren hier an einem unrechten Orte geſprochen, denn der Evangeliſt Johannes befand ſich jezt in einem katholiſchen Lande, und die meiſten ſeiner Zuhörer beſtanden aus eifrigen Katholiken, die ſeine Reden mit groſſer Erbauung angehört hatten. Es entſtand alſo ein unwilliges Gemurmel über die ſpöttelnden Reden, und ehe man ſichs verſah, traten einige aus dem Haufen zu dem Apoſtel hin, knieten nieder, und baten um ſeinen Segen.

Nun ſchwoll, wenn ich ſo ſagen darf, dem Evangeliſten der Kamm; er gab den Segen mit groſſer Feierlichkeit, und fuhr dann fort zu predigen.

Ja, meine Brüder, freuet Euch, und Euer Herz sei fröhlich, denn ein Apostel ist zu Euch eingegangen, der Euch großes Heil verkündigt. Sehet, es lebt ein Mensch in der Welt, der die Gewalt hat, über unser Schiksal in der Ewigkeit zu gebieten, und Euch ewig selig zu machen, oder zu verdammen. Welch ein erhabener Trost liegt für Euch in dieser Wahrheit, und wie unglüklich, wie halsstarrig sind diejenigen, die draußen sind, und an das Oberhaupt der Kirche nicht glauben! Sie können nicht eingehen in die ewige Freude, sie sind ausgestoßen in den Abgrund, weil sie sich an den nicht wenden, der den Schlüssel zu der himmlischen Pforte hat. Wie kann der Pilger eingehen in einen Pallast, wenn der Pförtner ihm nicht öffnet.

In diesem Tone sprach der Apostel fort, und die Anzahl seiner Zuhörer vermehrte sich ansehnlich. Es waren indeß einige vernünftige Katholiken unter dem Haufen, die an den Reden des Herrn von Rübsamen Anstoß nahmen, und diese suchten ihn zu unterbrechen, indem sie die Bemerkung machten: sie lebten hier zu nahe an der Grenze, und hätten zu viel Verkehr mit den anders Glaubenden, um sie so allgemein von der Seligkeit auszuschliessen. Aber diese Reden fanden kein Gehör, im Ge-

gentheil begann man, den Apoſtel tief zu verehren, und die Sage von ihm erſcholl in dem ganzen Städtchen. Da ein Mönchskloſter in dem Ort war, ſo dauerte es nicht lange, als eine Geſandtſchaft aus demſelben erſchien, die den Redner einladete, in dem Kloſter ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Dies wurde mit vieler Bereitwilligkeit angenommen, denn der Apoſtel fühlte ſich nun zum erſtenmal ſeiner apoſtoliſchen Würde gemäß behandelt, und verfügte ſich, aller Einwendungen Lachmanns ungeachtet, der gerne weiter reiſen wollte, in das Kloſter.

Hier wurde er mit beſonderer Aufmerkſamkeit aufgenommen, denn man hatte längſt ein Wunder gebraucht, die Lehren der alleinſeligmachenden Kirche in ihrer Kraft zu erhalten. Man horchte alſo auf jedes ſeiner Worte mit großem Eifer, und begann ihn mit heiliger Ehrfurcht zu betrachten, als er endlich erklärte, er ſei der Jünger Johannes.

Er debitirte nun ſein ganzes Syſtem, in welcher Art er dieſe apoſtoliſche Würde beſitze, und eine ganze Menge einfältiger Mönche hatte nichts darauf zu antworten, ſondern ſtaunte ihn vielmehr als ein ſolches Weſen an, wie es ihren Legenden

zu finden war; diejenigen aber, die gegen sein apostolisches Amt etwas zu erinnern gehabt hätten, schwiegen weislich, weil diese Erscheinung sehr wohlthätig in ihr Glaubenssystem eingriff. Kurz, der Evangelist Johannes war hier zum erstenmal an seinem Ort, wurde aufrichtig und verstellt verehrt, und man brachte ihn endlich dahin, sein weltliches Kleid abzulegen, und ein Ordenskleid zu tragen, wie es sich für seinen Stand gezieme.

Es würde in diesem Kloster stufenweise mit seiner Verehrung gegangen seyn, und man würde wahrscheinlich bald gesungen haben: Sancte Rübsamen, ora pro nobis! wenn nicht ein unglükliches Ohngefehr seinem Ansehen einen groſsen Stoſs gegeben hätte. Am Tage war alles vortreflich gegangen, aber die Nacht sollte unglüklich für den Apostel seyn. Hier ist die merkwürdige Begebenheit.

In dem Kloster nährte man unter andern unnützen Kostgängern auch einen Ziegenbok, der als ein zahmes Hausthier, gleich den Mönchen, frei aus- und einging, und sich von manchen derselben wenig unterschied. Da dieser gedachte Ziegenbok am Tage keine sonderliche Strapazen hatte, so

pflegte er zu Zeiten des Nachts auf den Beinen zu seyn, und in den langen Klostergängen umherzutraben. Dies geschah auch in der Nacht, in welcher der Evangelist Johannes im Kloster schlief, und der Ziegenbok schwärmte, gleich einem Nachtwandler, überall herum. Es mochte etwa in der Mitternacht seyn, als er auch bei dem Schlafzimmer unsers Apostels vorbeikam, und da dieser zum Unglük die Thür des Zimmers nur angelehnt hatte, so stieß der naseweise Ziegenbok sie auf, und ging in das Zimmer. Hier witterte er einen Menschen, und da er sehr dreist war, so trat er zu dem Bette hin, stemmte sich mit den Vorderfüßen auf dasselbe, und schaute so auf den schlafenden Apostel herunter.

Es war Mondschein, und als der Apostel von dem ungewöhnlichen Druk erwachte, sah er über sich eine Gestalt mit schwarzem Gesicht, rothfunkelnden Augen, zottigtem Haar, und ein Paar großen Hörnern. Dieser Anblik hätte wohl einen muthigern Ritter, als unser Champion war, in Schrekken setzen können, und da dieser keinesweges einen leichten aetherischen Schlaf hatte, sondern vielmehr häufig von bösen Geistern und dem Teufel träumte, so glaubte er nunmehr, ihn leibhaf-

tig über sich zu sehen. Es ist leicht zu errathen, welch ein Geschrei der Apostel bei dieser nahen Anfechtung erhob, und wie er voll Entsetzen in die Höhe fuhr. Die Aeußerungen seines Schreckens waren so vehement, und sein Aufspringen auf dem Bette mit so viel Kraft verbunden, daß der Ziegenbok selber in das größte Schrekken gerieth, und seine Flucht nach dem Fenster zu nahm, wo der Mond am hellsten schien. Der Apostel aber floh nach der entgegengesezten Seite, nach der Thür, und schlug sie in der größten Angst hinter sich zu.

•

Ungewiß, ob der Teufel ihm nicht durch das Schlüsselloch folgen würde, fing er an, erbärmlich um Hülfe zu schreien, und seine Stimme wandelte mit gellenden Tönen der Angst durch die gewölbten Klostergänge. Nicht lange, so waren mehrere von den Mönchen und andern Klosterbewohnern wach geworden, und kamen, eine Feuersbrunst ahnend, erschrokken aus ihren Zimmern. Sie fanden den Jünger Johannes im Hemde, schrekkenblaß, und vor Frost klappernd, wie er kaum reden konnte. Nach einigen Fragen erfuhr man die Anfechtung des Teufels von ihm, und da in der Nacht alles fürchterlicher und drohender erscheint, so erhizte sich die Einbildungskraft der Mönche in

hohem Grade. Was ein Apostel sagte, konnte man nicht bezweifeln, und hatte also den Teufel ganz in der Nähe.

Unterdeß brachte man dem erfrornen Jünger Johannes einige Kleider, und nun begann eine Berathschlagung, was bei dieser Erscheinung zu beginnen sei. Da man nach der Lehre der alleinseligmachenden Kirche eine Menge Waffen in Besitz hatte, mit welchen man gegen den bösen Feind siegreich zu Felde ziehen konnte, so beschloß man, sich ihrer zu bedienen, und mit gewapneter Hand den ungebetenen Fremdling zu vertreiben. Der Pater Guardian gab die Befehle, die erforderlichen Vertheidigungs-Werkzeuge wurden bestimmt, und die geistlichen Truppen mobil gemacht. Die Klosterkapelle war das Zeughaus dieser Armee, und aus ihr holte man das Hochwürdige, eine Menge Crucifixe, Weihwasser, Fahnen, geweihte Kerzen u. s. w.

Es müßte ein schlechter Katholik seyn, der nicht den Glauben hätte, mit diesen Waffen gegen das ganze höllische Reich zu Felde ziehen zu können, und die Mönche bekamen, als sie ihren geistlichen Harnisch angelegt hatten, hinlänglichen Muth, den

Teufel anzugreifen. Die Schlachtordnung wurde nun bestimmt, und zwar folgendermaßen: An die Spitze des Treffens wurden zwei Mönche mit dem schweren Geschütz gestellt, nemlich mit zwei Crucifixen, hinter ihnen kamen zwei Mönche mit dem Hochwürdigen und dem Weihwasser, hierauf folgte der Apostel Johannes mit dem Evangelienbuche, sodann die Mönche mit Fahnen und Heiligenbildern, und zulezt noch ein geistlicher Troß mit Kerzen und Ablaßzetteln.

Den Evangelisten, als auf welchen eigentlich der Angriff des Teufels gerichtet war, hatte man weislich in die Mitte genommen, und nun zog man in der beschriebenen Ordnung durch die Klostergänge zu dem Schlafzimmer des Apostels.

An der Thür ward Halt gemacht, um sich gehörig zu dem furchtbaren Kampf vorzubereiten, und sodann erhielt der Pförtner den Befehl, sie zu öffnen. Er that es, und mit zitternden Knieen traten die Mönche mit der Crucifix-Batterie über die Schwelle. Man sah nichts, und faßte den außerordentlichen Muth, weiter vorzudringen. Mit einemmale fing ein Crucifixträger ängstlich an zu beten: Christe du Lamm Gottes, der du trägest

die Sünde der Welt, erbarme dich unser! und ſchaute dabei voll Entſetzen nach dem Bette des Jüngers Johannes hin. Die übrigen folgten ſeinen Blikken, und ſaben nun die Urſache ſeines Schrekkens: einen ſchwarzen gehörnten Kopf mit feurigen Augen, und zottigtem Haar, der über das Holz der Bettſtelle hervorragte, und ſie fürchterlich anſah. Der Schimmer der Lichter und die Angſt der Mönche waren Urſache, daß ſie die Geſtalt nicht deutlich unterſchieden, und nun würklich glaubten, den Teufel vor ſich zu ſehen. Der eigentliche Satan oder Hauptteufel konnte es wegen der beſondern Kleinheit nicht ſeyn, und er ließ ſich nur für einen Satanisk halten, wenn man ſo ſagen darf.

Indeß auch dieſer Satanisk ſezte die anrükkende Mannſchaft in ein ſo banges und erhöhtes Entſetzen, daß ſie wie verſtaurt im Angeſicht des Feindes ſtehen blieb, und zu Gebeten ihre Zuflucht nahm. Jeder Mönch ſtotterte ein Stoßgebet her, und alle Heilige, die Jungfrau Maria an der Spitze, wurden um Hülfe angerufen; aber der Feind wich nicht. Da er jedoch auch von ſeiner Seite keinen Angriff machte, ſo faßte man endlich den Entſchluß, daß Geſchüz des Weihwaſſers ſpielen zu laſſen. Das erſte Treffen alſo, das nun ſchon

durch Stehen seinen Muth hinlänglich bewiesen hatte, öffnete sich, wie in der Schlacht bei Austerliz, und der Mönch mit dem heiligen Wasser und dem Sprengwedel rükte, am ganzen Leibe zitternd, vor. Nach einem bangen Zaudern, und einem heftigen innern Kampf, erhob er endlich den Sprengwedel, und schleuderte das würkungsreiche, mystische Wasser gegen den Feind. Sobald der Ziegenbok die nassen Tropfen fühlte, und in den Wahn gerieth, daß es auch Prügel regnen würde, kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor, und ging mit einem großen Stoß auf den Mann des Weihwassers zu. Während dieser Erscheinung hörte man von allen Seiten kurz abgebrochene Schreie der Angst erschallen. Der Ziegenbok aber, der sich durchschlagen wollte, fuhr mit gesenktem Haupte auf seinen Gegner zu, und da dieser mit gespreizten Beinen erstarrt dastand, fuhr er ihm durch die Beine hin, so daß dieser aus einem Stehenden in einen Sitzenden verwandelt, oder vielmehr plözlich beritten wurde. Denn der Ziegenbok, den die Angst stark machte, trug ihn rükwärts durch die auseinanderweichenden Reihen bis zur Thür, wo der Ritter das Gleichgewicht verlor, und von seinem Gaul herunterfiel. Aber da er durch diesen unerwarteten Ritt in ein weit höheres Entsetzen gerathen war, und nothwendig denken mußte, daß

der Teufel ihn leibhaftig holte, so hatte diese tiefe Erschütterung ihm das Bewußtseyn genommen, und er lag ohnmächtig, umflossen von einem Strome Weihwassers, an der Erde. Dies war der erste Mann, der von dem anrükkenden Heer fiel; die übrige Mannschaft stand in stummen Schrekken da, und hatte weder Macht zum Fliehen, noch zum Nachsetzen.

Diese halbe Bewußtlosigkeit würde noch eine Weile fortgedauert haben, wenn sich nicht endlich eine Stimme hätte hören lassen, welche folgende Worte articulirte: i du mein Gott, es ist ja der Vetter Stephens, der Ziegenbok! Unter dem Namen Vetter Stephens nemlich, den man ihm zur Verspottung eines Laienbruders mit eben diesem Namen gegeben hatte, war der Ziegenbok im ganzen Kloster bekannt.

Bei den Worten Vetter Stephens und Ziegenbok fiel es den Mönchen wie Schuppen von den Augen und von der Seele, denn sie erinnerten sich nun deutlich, den Ziegenbok in ihrer Mitte gesehen zu haben. Das starre Schrekken glitt von ihrem Herzen herunter, sie wurden wieder beweglich, der Mund öffnete sich wieder zu articulirten Tönen,

und sie bekamen allmählig den Muth, aus dem Zimmer zu gehen. Hier sahen sie denn die gehörnte Ursache ihrer Angst, den alten bekannten Ziegenbok, friedlich neben dem Pförtner stehen, und die Züge des Schreckens in ihrem Antliz gingen nun nach und nach in die Züge des Lächelns über.

Der Pförtner und der Ziegenbok waren seit langer Zeit vertraute Freunde, denn der lezte empfing von jenem sein tägliches Futter, und kannte ihn daher als seinen ersten Wohlthäter. Als er nun durch die geistliche Macht, die in dem Zimmer des Apostels auf ihn anrükte, sich rettete, entdekte er seinen Freund und Gönner in dem Klostergange, denn dieser war nach der Analogie seines Namens weislich an der Pforte geblieben, und nahm in der Angst seine Zuflucht zu ihm. So stand also der vermeinte Teufel ruhig neben seinem Freunde, und wurde sehr zahm von ihm am Halsbande gehalten.

Es ist mit wenigem Scharfsinn zu errathen, daß von nun an das Lächeln sich nicht gegen den Ziegenbok, sondern gegen den Apostel wandte, und daß auch der dummste Mönch ihn mit einem gewis-

ſen verächtlichen Blik anſah. Die hochfurchtbare Scene hatte einen gar zu lächerlichen Ausgang erhalten, und der gröſte Theil der Schmach mußte nothwendig auf denjenigen fallen, der ſie veranlaßt hatte. Kurz, der Apoſtel, der ſich ſo eben recht in ſeinem Beruf gefühlt hatte, ward plözlich durch einen Ziegenbok von ſeiner apoſtoliſchen Höhe heruntergeſtoßen. Er fühlte dies ſelber, und ging beſchämt in ſein Schlafzimmer zurük.

Hier hatte er ein neues Unglük. Der Mönch, der das Weihwaſſer trug, und den Hauptangriff auf den böſen Feind hatte machen müſſen, lag noch bewußtlos an der Erde, und über dieſen fiel er mit großem Gepolter hinweg. Man eilte herbei, und fand zwei Menſchen, ſchwimmend in Weihwaſſer, wovon der eine ſich wieder aufraffte, der andere aber bewußtlos liegen blieb. Man ward nunmehro wieder auf den armen Champion, der den ſchrekhaften Ritt rükwärts gemacht hatte, aufmerkſam, hob in auf, und ſuchte ihn zu ſich zu bringen. Vermittelſt des Weihwaſſers, womit man ihn jezt, wie er vorher den Ziegenbok, beſprengte, gelang dies in kurzer Zeit, und er ſchlug ſchüchtern die Augen auf. Aber er blikte ängſtlich

umher,

umher, ob er noch würklich in der Welt, und nicht vom bösen Feinde geholt sei, und man mußte ihm mehreremale wiederholen, daß der Teufel nichts anders, als der Vetter Stephens, gewesen wäre, und daß er blos auf diesem einen kleinen Ritt gemacht habe, ehe sein todtenblasses Gesicht sich etwas erheitern wollte. Aber als er nun endlich die Sache begriff, und der Stifter alles Uebels, der Ziegenbok, ihm vorgeführt wurde, da verzog auch sein Mund sich zu einem Lächeln, obwohl es eben kein triumphirendes Lächeln war.

Die Mönche begaben sich nun wieder in ihre Zellen, zu dem Evangelisten aber kam dessen Wirthschaftsaufseher Lachmann, der auch im Kloster beherbergt wurde, und Zeuge von dem ärgerlichen Vorfall gewesen war, mit großem Unwillen herein. Herr von Rütsamen, hub er sehr ernsthaft an, Sie machen sich überall, wo wir hinkommen, lächerlich, und ich kann unmöglich darüber schweigen. Welche Schande haben Sie uns hier wieder im Kloster gemacht, und wie kann ein Edelmann sich einem solchen Gespött aussetzen.

Das versteht er nicht, mein Freund, war die Antwort; alle Schmach, die einem Apostel wie-

derfährt, iſt Ehre für ihn, denn er wird dadurch ſeinem Herrn und Meiſter, der auch mit Geduld alle Schmach ertrug, immer ähnlicher. Was Schimpf und Schande auf Erden iſt, iſt großer Ruhm im Himmel.

Ach, ſagte Lachmann, der Ruhm kann auch im Himmel nicht groß ſeyn, wenn man einen Ziegenbok für den Teufel anſieht.

Das nahm der Apoſtel übel, und es dauerte nicht lange, ſo waren beide ſo heftig an einander, daß das Kloſter beinahe von neuem in Aufruhr gerathen wäre. Das Reſultat dieſer Händel war, daß Lachmann nicht weiter mitreiſen wollte, und daß der Apoſtel ihm ſagte: geh er zu Hauſe, er iſt nicht würdig, mit einem Jünger Chriſti zu reiſen; er kann zu Hauſe das Feld anbauen, wozu Adam ſchon verflucht worden iſt.

So ſchieden die beiden, nach dieſen nächtlichen Entſchlüſſen, auseinander, und begaben ſich wieder zur Ruhe. Aber der unglükliche Apoſtel, gleich als wenn der Teufel würklich ſein Spiel mit ihm hätte, konnte dieſe ihm ſo nöthige Ruhe nicht finden. In dem Kloſter befanden ſich eine Menge Ratzen, und um dieſe zu vertreiben, hatte man

den Tag vorher überall eine Portion Gift gelegt. Die armen Ratzen, ungewarnt, unbelehrt, welch ein verborgener Fallstrik ihnen gelegt sei, hatten von dem süßen Gift gekostet, gleich der Eva von dem Apfel, und fühlten nun den Tod in ihren Eingeweiden brennen. In dieser Todesangst liefen sie überall geräuschvoll umher, und suchten Wasser, ihren brennenden Durst zu stillen. Sie fanden kein anderes, als das vergossene Weihwasser, das noch an der Erde floß, und versammelten sich um dasselbe.

Der Apostel ward durch Aechzen, Pfeifen und Rauschen aufmerksam gemacht, und als er umherschaute, entdekte er eine Menge kleiner Wesen, die sich bei dem Weihwasser beweaten, und es zu belagern schienen. Augenblicklich brachte ihm seine Einbildungskraft vor, daß hier eine Menge Teufelchen versammelt sei, die das heilige Weihwasser antasten wollten. Er wäre von neuem aus dem Bett gesprungen, um Hülfe zu suchen, wenn nicht unglüklicherweise die Versammlung der Teufel zwischen ihm und der Thür gewesen wäre, und er sich durch das ganze feindliche Heer hätte durchschlagen müssen. Er mußte Stand halten, und der

Schweiß floß ihm ſtromweiſe vom Geſicht, denn die Anfechtung war ſehr nahe.

Nach einer Weile wurde es ruhiger bei dem Weihwaſſer, das Aechzen und Pfeifen hörte auf, und die Teufelchen blieben unbeweglich an ihrem Ort. Der Apoſtel glaubte nun ganz vernünftig, daß ſie von dem geweihten Waſſer beſiegt, und außer Stand geſezt wären, einen weitern Angriff zu machen, worauf er denn nach ſo viel Angſt und Ermattung einſchlief.

Die Sonne war ſchon emporgeſtiegen, als der Thürhüter in das Schlafzimmer des Evangeliſten trat, und mit Verwunderung eine Menge todter Ratzen bei dem vergoſſenen Weihwaſſer fand. Da der angefochtene Apoſtel noch feſt ſchlief, ſo trug er die Thiere, deren Tod durch die Stillung des Durſtes war beſchleunigt worden, im Stillen fort, und ließ den Schlafenden ruhen. Als dieſer endlich nach einer ſo angſtvollen Nacht erwachte, ſchaute er wild nach dem Ort hin, wo er die Teufelchen geſehen hatte, und ſah nichts. Aber er konnte dieſe Erſcheinung unmöglich vergeſſen, und trug ſie den Mönchen als etwas Außerordentliches vor. Sie hatten indeſſen ſchon nähere Nachrichten, und es kam an den Tag, daß die Teufelchen

nichts anders, als die durstigen Ratzen, gewesen wären.

Nach diesen nächtlichen Auftritten war es kein Wunder, wenn man den Apostel weiter nicht dringend nöthigte, im Kloster zu bleiben; im Gegentheil wünschte man ihm mit besonderer Gleichgültigkeit eine glükliche Reise. Lachmann blieb bei seinem Vorsaz, zurükzukehren, und Johannes und Jacobus reisten nun allein weiter zusammen. Da wir mit dem ganz gewöhnlichen Sterblichen Lachmann nichts zu thun haben, so wollen wir ihn ruhig nach Heimchen zurükkehren lassen, und blos die beiden Apostel, als sehr ungewöhnliche Menschen, begleiten.

Sie hatten nun keinen Aufseher mehr, der sie von ihren Einbildungen abzog, und stärkten sich gegenseitig in ihrer Apostelschaft. Zu Mittage kamen sie an ein Dorf, das die Greuel des Krieges verwüstet hatten, und fanden nicht, wo sie ihr Haupt hinlegten. Das Wirthshaus war verlassen, und kein anderer Dorfbewohner wollte sie aufnehmen; denn es war hier kein Oel im Kruge, und kein Mehl im Cad. Die Könige hatten sich gerauft, und den Unterthanen waren die Haare ausgerissen. Endlich sagte man ihnen, daß ein gast-

freier Edelmann im Dorfe sei, sie begaben sich zu ihm, und wurden aufgenommen, der Apostel Johannes in die Stube, der Apostel Jacobus in den Stall.

Doch wußte man hier nichts von der hohen Würde der beiden Reisenden, und beschäftigte sich mit Dingen, die den Bewohnern dieser Gegend näher lagen: mit den schrecklichen Folgen des Krieges. Bei dem Edelmann befanden sich mehrere geflüchtete Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, die sich unter den bittersten Klagen einander mittheilten, was sie gelitten, was sie verloren hatten. Nach mehrern Verwünschungen lenkte sich das Gespräch auf das unerhörte Unglük der deutschen Truppen in dem dreimonatlichen Kaiserkriege, und man suchte die Ursachen davon auf. Auch der beschränkte Kopf muß mehrere davon auffinden, und man stritt sich nur über die vorzüglichsten, als endlich ein verabschiedeter Major, der einen Theil des siebenjährigen Krieges unter Friedrich II. mitgemacht hatte, anhub: meine Herren, ich weiß eine ganz kurze Ursache dieses Unglüks: wer im Frieden geschlagen wird, der wird auch im Kriege geschlagen.

Wie verstehen Sie das, fragte ein Lieutenant von der zerstreuten deutschen Armee, der

ein groſser Freund vom Schlagen im Frieden war?

Major. Beinahe buchſtäblich. Wer im Frieden nur durch den Stab zu ſeiner Pflicht angehalten wird, der wird dadurch ſo herabgewürdiget, daß er im Kriege keinen hinlänglichen Grund hat, ſeine Pflicht zu thun; denn der Stab kann nicht lehren, mit Muth gegen feuerſpeiende Kanonen aufzumarſchiren.

Lieutenant. Ihre Erfahrung, Herr Major, ſollte Ihnen das Gegentheil ſagen; ſtanden nicht die ſiegreichen preuſsiſchen Truppen im ſiebenjährigen Kriege auch unter dem Stok, und wurden ſie nicht durch unzählige Stokſchläge gebildet?

Major. Das weiß ich leider ſehr gut; aber zwiſchen dem ſiebenjährigen Kriege, und zwiſchen jezt, iſt eine groſse Kluft. Die Menſchheit iſt ſeit dieſer Zeit ſehr fortgerükt, und die Kriegsheere, die nicht mit fortgerükt ſind, werden überwunden. Uebrigens müſſen wir erwägen, daß damals geprügelte Krieger gegen geprügelte Krieger kämpften, und daß dadurch das Verhältniß gleich blieb.

Lieutenant. Ich muß geſtehen, daß ich

den Zusammenhang nicht einsehe, warum ein Soldat, der körperlichen Strafen unterworfen ist, nicht tapfer im Kriege seyn sollte. Sie sehen doch, daß sich unsere Heere ganz vortreflich zum Exerciren, und nach den Regeln der Tactic bilden.

Major. Sehr richtig. Sie bilden sich ganz vortreflich zu Friedenssoldaten. Der Stok reicht meistens hin, sie reinlich, ordentlich, und in Subordination zu erhalten; sie lernen tactmäßig marschiren, das Gewehr mit großer Behendigkeit handhaben, sich schwenken, zielen, schießen u. s. w. Das alles kann der Stok bewürken. Aber er reicht nicht hin, sie zu treuen und muthvollen Soldaten im Kriege zu bilden, sie gegen eine Batterie zu führen, wo ein größeres Uebel, als der Stok, zu bestehen ist, sie vom Desertiren abzuhalten, und sie ihrem Monarchen von ganzem Herzen ergeben zu machen. Dazu ist etwas ganz anderes erforderlich, als der Stab.

Lieutenant. Ich bin sehr begierig, Ihre weitern Erklärungen zu hören. Was wollen Sie denn an die Stelle des Stoks setzen.

Major. Es giebt Fragen, die äuſſerſt leicht aufzuwerfen, aber ſehr ſchwer zu beantworten ſind. Dazu gehört auch dieſe. Indeß will ich es doch verſuchen. An die Stelle des herabwürdigenden Stabes ſetze man Bildung der Seele, in die Stelle der Geißelungen ſuche man die groſſe Leidenſchaft der Menſchen, den Ehrgeiz, zu erwekken. Dieſer iſt ſtärker, als alle körperliche Mißhandlungen ſeyn können. Die Franzoſen werden nicht geprügelt, laufen nicht Spießruthen, und haben bis auf den preuſſiſchen Staat, der ſich noch nicht ernſtlich mit ihnen maß, Europa beſiegt. Sollte uns denn dies nicht einen Fingerzeig über kriegeriſche Bildung geben?

Lieutenant. Was bei den Franzoſen gilt, kann bei den Deutſchen nicht gelten; jene ſind ein ganz anderes Volk. Der gemeine Mann iſt bei ihnen bildſamer, gewandter, klüger, und bedarf der körperlichen Strafe nicht. Aber was wollte man bei uns ohne den Stok ausrichten?

Major. Und Sie erröthen nicht, indem Sie dies ſagen, Sie ſelbſt ein Deutſcher? Empört ſich Ihr Herz nicht, wenn Sie bedenken, daß es ehemals ein Regiment in Paris gab unter dem Namen Royal allemand, das mit Stokſchlägen

bestraft ward, weil es aus Deutschen bestand, unterdeß die französischen Regimenter davon befreit waren? Das meinige empört sich im Innersten, wenn ich mich daran erinnere.

Lieutenant. Das meinige nicht; denn jeder muß so behandelt werden, wie es seiner Empfindung angemessen, und wie es würksam bei ihm ist. Wer könnte es aushalten, unter einem so rohen Haufen Officier zu seyn, wenn der Stok nicht gebraucht würde.

Major. Sie setzen den gemeinen Mann unter den Deutschen sehr tief; aber wir wollen annehmen, daß er so tief steht: wer ist Schuld daran, als wir selbst? Bringt denn der gemeine Franzose seine Bildung, seine Gewandtheit mit auf die Welt? Man versetze doch französische Bauerweiber unter die unsrigen, und lasse sie hier gebähren, lasse ihre Söhne unter deutschen Bauerknaben aufwachsen, und wir wollen sehen, ob sie nicht deutsche, unbehelfene Bauern werden.

Lieutenant. Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung. Der Franzose hat schon von Natur leichteres, fröhlicheres Blut, und dies aus einem

ganz natürlichen Grunde: er lebt in einem Weinlande.

Major. Hier habe ich Sie! Der Oestreicher lebt auch in einem Weinlande, und wie ist seine Bildung, was hat er in dem lezten für die Deutschen so unglüklichen Kriege geleistet?

Lieutenant. Herr Major, Sie haben einige Gründe für Ihre Meinung aufgestellt, und sie sehr hell ins Auge fallen lassen; aber Sie haben etwas Grosses wider sich, das alle Theorie und alle Gründe aufwiegt: die Erfahrung. Lassen Sie bei einer Kompagnie, die Ihnen untergeordnet ist, die körperlichen Strafen aufhören, und ich wette hundert gegen eins, es wird Ihnen gehen, wie dem Conrector in dem Roman Spizbart, dem man den Stok wegnahm: die Schulknaben rissen ihm die Perücke herunter.

Major. Vollkommen richtig! Etwas ähnliches würde geschehen, wenn man im Militair so verfahren wollte, wie in jener Schule, wenn man auf einmal eine so wichtige Veränderung vornähme. Diese muß sehr sorgfältig vorbereitet werden, und kann nur allmählig entstehen, wenn sie nicht schädlich werden soll. Aber wer im Allgemeinen gegen

sie spriche, und das alte System vertheidigt, der versündigt sich an der Menschheit, und redet einer Art von Neger-Sclaverei in dem aufgeklärten Europa das Wort. Wenn man einem Unbefangenen sagte: es giebt eine große Anzahl Menschen in unserm Staat, die in den Städten als Gefangene eingeschlossen sind, und sie nur durch eine Vergünstigung dann und wann verlassen dürfen, die bei Vergehungen zehnfach härter bestraft werden, als ihre Mitbürger, die nur einen sehr sparsamen Unterhalt bekommen, und dabei die peinlichsten Pflichten am Tage und in der Nacht zu erfüllen haben, die der Wuth ihrer höheren Mitgenossen unaufhörlich ausgesezt sind, und bei jeder Gelegenheit körperliche Mißhandlungen erwarten müssen — wenn man dies einem Unbefangenen sagte, so würde er voll Verwunderung fragen: wer sind diese Menschen? — Es sind die Soldaten, es sind diejenigen Unterthanen, die Blut und Leben für ihren Fürsten aufopfern sollen.

Lieutenant. Sie haben hier ein sehr starkes Bild entworfen, aber wohin soll es führen?

Major. Zu der Wahrheit, daß Menschen, die so behandelt werden, das nie leisten können, was man im Kriege von ihnen erwartet. Man

fodert von ihnen, was die höchste Stuffung der Seele voraussetzt: muthige Vertheidigung des Vaterlandes, Liebe zu ihrem Fürsten, Aufopferung des Lebens und der Gesundheit, Ertragung aller Mühseligkeiten und Beschwerden, und dies alles soll der Stok hervorbringen. Wie ist dies möglich? O wenn doch unsere Fürsten ein einzigesmal hundert tausend Augen hätten, wenn sie es sehen könnten, wie ihre Krieger von dem Augenblik an, wo sie ihren gezwungenen Dienst antreten, behandelt werden. Hier ist kein bestimmter Lehrer, der seines Unterrichtes gewachsen ist, kein ruhiger Mann, der die Gabe der Bildung besizt, der Lieutenant oder Fähndrich der Compagnie muß die Recruten bilden, ohne daß untersucht wird, ob er die gehörigen Fähigkeiten dazu hat. Ist er ein jachzorniger Mann, so mißhandelt er seine unbehülflichen Zöglinge auf eine so empörende Art, daß sie gleich anfangs alle Lust zum Dienst verlieren, daß ihr Herz sich mit Bitterkeit und Gram erfüllt, daß sie sich den Tod wünschen, und ihn wirklich oft einem solchen Leben vorziehen. In allen Winkeln der Städte stehen unsere Kriegszöglinge, und vor ihnen ihre Erzieher, die ihren Körper modeln, und ihnen unter Stossen ins Gesicht, auf die Brust, auf die Schienbeine, und unter häufigen Stokschlägen die militairischen Exercitia beibringen. Die

Mißhandlungen sind oft so arg, daß die Vorüber-gehenden ihren Blick voll Abscheu wegwenden, und mit empörtem Herzen forteilen. Und was entsteht aus dieser strengen Erziehung? Nach einigen Monaten sind Soldaten gebildet, die marschiren, exerciren, und überhaupt ihre Pflichten im Frieden erfüllen können, die aber im Herzen nach der Stunde der Erlösung seufzen, die keinen Begriff von Vaterlandsliebe, von Liebe zu ihrem Fürsten, von ihrem wahren Beruf haben, die den Krieg wünschen, nicht, um Ehre zu erwerben, um zu avanciren, (denn auch diese Aussicht ist ihnen geraubt) sondern um aus ihrer Gefangenschaft zu etwas mehr Freiheit überzugehen, etwas mehr Lust zu bekommen, und Gelegenheit zum Desertiren zu finden. Wozu nützen solche Soldaten? *)

---

*) Nachdem das obige schon eine Zeitlang niedergeschrieben ist, lese ich in den Zeitungen folgende Worte:

München den 20ten März.

In unserer Armee dürfte der Stock gänzlich abgeschafft werden, und zwar so, daß selber weder mehr zu militairischen Strafen gebraucht, noch auch von Ober- und Unter-Officiers getragen werden soll. Ueberhaupt wird sich unser Militair je länger desto mehr dem französischen assimiliren.

Sollte man nicht endlich im Norden von Deutschland auch so weit kommen?

**Lieutenant.** Und wenn wirklich etwas Wahres an dieser Darstellung wäre, was wollen Sie dadurch beweisen?

**Major.** Vor der Hand die Wahrheit, daß unser militairisches Erziehungssystem unmöglich das richtige seyn kann, und zu Unterstützung dieser Behauptung füge ich noch eine kleine Bemerkung hinzu: jeder andere, der im Dienst seines Fürsten ist, hält es für eine Strafe, daraus entlassen zu werden, der Soldat für die größte Belohnung, und schmachtet darnach; wie kann er mit Lust seine Pflicht erfüllen, seine so schwere Pflicht?

**Lieutenant.** Sie verwerfen also unser ganzes militairisches Erziehungssystem; tadelnyß leicht, aber wer einreißt, hat auch die Pflicht, wieder aufzubauen.

**Major.** Nicht immer. Es ist schon etwas, da hinzuweisen, wo Hülfe Noth ist. Meine Kräfte reicht überhaupt nicht hin, weder einzureißen, noch aufzubauen, aber wenn ich ein hoher Gewalthaber wäre, so würde ich folgende Grundlage zu meinem Gebäude zu legen suchen. Ich würde zuerst in den Land- und überhaupt in den niedrigen Schulen die

Kinder zu ihrem künftigen Stande sorgfältig vorbereiten, und besonders ihre Sprache bilden lassen, daß nirgends ein Jargon geredet würde, weil dies letzte die Menschenbildung am meisten hindert. Ich würde sodann den juristischen Grundsatz annehmen: quilibet præsumitur bonus, und jedem zum Krieger Eingezogenen ein Zeichen ertheilen, welches ihn vor allen körperlichen Strafen sicherte, so lange er es besäße, und das ihm nur abgenommen würde, wenn er es durch Ungeschicklichkeit und schlechte Aufführung verscherzte. Dadurch würde sogleich ein großer Eifer entstehen, dies Zeichen zu behalten. Ich würde nicht blos ihren Körper, sondern auch ihren Geist zu ihrem Stande bilden lassen, denn der bloße Körper führt einen erbärmlichen Krieg. Ich würde ferner nicht den Auswurf der Nationen, die nichtswürdigsten Menschen, die eine strenge Behandlung erfordern, und in Correctionshäuser gehören, anwerben lassen, damit sie nicht das ganze verdürben. Ich würde den Zustand der Krieger allmählich so zu verbessern suchen, daß sie, wie andere Officianten, mit eigenem Willen dienten. Hier ist zuerst Freiheit, bessere Behandlung, und bessere Besoldung erforderlich, und dies würde sich doppelt und dreifach bezahlen; denn mit 500 freiwilligen Kriegern wird mehr gegen den

Feind

Feind ausgerichtet, als mit 2000 jener erkauften oder erzwungenen Söldlinge, die nach dem Ende ihrer Gefangenschaft schmachten, und die den Anfang des Krieges als den Anfang der Freiheit und des Desertirens ansehen. Auch läßt sich nichts anders erwarten, als dies; was können sie im Kriege leisten, wenn sie ihre Zeit im Frieden damit hingebracht haben, sich untereinander festzuhalten? Ich würde endlich, und dies ist etwas sehr Wichtiges, jedem Krieger die Aussicht lassen, zu höheren Posten zu gelangen, wenn er sich durch Muth, Talente, Betragen, dazu würdig machte, und nicht einen einzigen Stand zu diesen Würden privilegiren; denn durch dies lezte werden die größten kriegerischen und Feldherrn-Talente unterdrükt, und der großen Anzahl wird der Muth zu ehrenvollen Thaten geraubt. Würden alle jene Einrichtungen getroffen, so würden bald eine Menge Jünglinge aus den gesitteten Ständen sich zu Kriegern darbieten, die ungeheuren Werbekosten, die nur den Abschaum der Menschen liefern, würden nicht mehr erforderlich seyn, und die Art von Negersclaverei, die wir mitten in dem aufgeklärten Europa sehen, würde endlich aufhören. Unter den jetzigen Umständen aber kann unmöglich ein Mensch von ir-

gend einiger Erziehung sich entschließen, Soldat zu werden.

Sie haben Ihre pia deli teria an den Tag gelegt, bub der Lieutenant lächelnd an, und ich weiß jezt, wie Sie das militarische Erziehungssystem einrichten würden, wenn Sie die Gewalt darüber hätten. Aber eins werden Sie mir doch zugeben, daß nemlich außer Ihnen noch mehrere Männer und selbst Gewalthaber im Staat sind, welche die militarische Erziehung verstehen, und daß, wenn Ihre vorgetragenen Grundsätze die besten wären, sie längst wären befolgt worden.

Auf diese Seitenbemerkung habe ich nichts zu antworten, entgegnete der Major, als daß sie keine Gründe gegen meine Meinung, sondern vielmehr einen falschen Schluß enthält. Es folgt auf keine Weise, daß Gewalthaber alles, was sie als schädlich und unrichtig erkennen, gleich abschaffen sollten; das Uebel kann so tief gewurzelt seyn, daß die Ausrottung desselben höchst schwierig ist, und daß sie deßhalb fortdauernd aufgeschoben wird. Aber wer ein System vertheidigt, wodurch so viele tausende elend werden, und das doch auf der andern Seite keine Vortheile gewährt, ohne Gründe

dazu zu haben, der stiftet nichts Gutes, und am wenigsten sollte es jemand von der zerstreuten Armee thun, bei welcher das jetzige militairische Bildungssystem sich so schlecht bewährt hat.

Diese lezte Bemerkung empfand der Lieutenant übel, und sagte: es ist ein Unglük, zu einer zerstreuten Armee zu gehören, aber immer noch besser, als ganz abgedankt zu seyn.

Bei diesen Worten machte er eine spizige Verbeugung gegen den Major, und es würde ohnstreitig zu Händeln gekommen seyn, wenn nicht plözlich eine seltsame Diversion Aller Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenkt hätte. Der Herr von Rübsamen nemlich, der sich bis jezt über mancherlei gleichgültige Dinge ganz vernünftig unterhalten hatte, ward auf einmal von seiner Apostelmanie angefochten, und erhub seine Stimme also:

Meine Herren, Ihnen ist der Krieg und die Bildung dazu so wichtig, da doch der Krieg, von dem Sie reden, blos hienieden geführt wird, und man dadurch höchstens ein Stük Land von dieser Welt erobern kann; wie wichtig muß Ihnen ein Krieg seyn, der das Jenseits zum Ziel hat, und

wodurch man sich ein Stük von jener Welt erobert!

Man kann leicht denken, daß die Gesellschaft äußerst verwundert über diesen Vortrag und die unerwartete Antithese darin war. Nach einigen Augenblikken der Verwunderung fragte der Wirth des Hauses: Verstehen Sie sich auf den Krieg in jener Welt, und die Bildung zu demselben?

Rübsamen. Der Krieg über das Jenseitige, oder über himmlische Wahrheiten, ist mein Hauptgeschäft in dieser Welt, und ich bin ausgezogen, ihn als ein wakrer Soldat Christi zu führen.

Hauswirth. Ei, das ist uns unerwartet; wir sind mit so vielem irrdischen Kriege umgeben, daß wir gern nicht noch einen himmlischen anfangen wollen. Aber worüber streitet man sich denn in dem Kriege, den Sie führen?

Rübsamen. Ueber höchst wichtige Dinge, und ich will Ihnen gleich beweisen, wie siegreich man in diesem Kampfe streiten kann. Die da draußen sind, behaupten in ihrem verstokten Sinn, daß die Communion unter beiderlei Gestalt genossen werden, und daß man den Leib Christi essen,

und sein Blut trinken muß; die alleinseligmachende Kirche aber lehret, und hat von Anfang an gelehret, daß man die heilige Communion unter einerlei Gestalt genießen muß, und ich will Ihnen die Wahrheit dieses heiligen, seligmachenden Satzes zum Anschaun beweisen. In dem Leib Christi, den die Gläubigen genießen, ist auch zugleich das Blut vorhanden, wie denn nie Fleisch ohne Blut vorhanden seyn kann, und sie genießen Fleisch und Blut sob una, bedürfen also des Kelchs nicht. Diese Wahrheit geht deutlich aus der Bibel hervor, wo es heißt: 1 Cor. 10 v. 17. Wie viele sind ein Brod, und ein Leib, alle nemlich, die wir eines Brodtes theilhaftig werden. In meinem Evangelio aber steht: Wie mich der lebendige Vater gesandt hat, und ich lebe um des Vaters willen: also, wer mich isset, der wird auch leben um meinetwillen. Ferner steht geschrieben: Wer dies Brod isset, der wird leben in Ewigkeit. Wer mag leugnen, daß hier blos von dem Fleisch Christi die Rede ist, und daß der Genuß desselben zum ewigen Leben hinreicht. Und wenn Christus auch sagt: Es sei denn, daß ihr das Fleisch des Menschensohns esset, und sein Blut trinket, so werdet ihr das Leben in euch

nicht haben, so erfüllen wir doch seinen Befehl schon durch den bloßen Genuß seines Fleisches, weil es lebendiges Fleisch ist, und das Blut zugleich mit enthält. Was aber, die da draußen sind, betrifft, so empfangen sie weder den Leib noch das Blut Christi, denn ihre Priester sind nicht geweiht, und können nicht die Gottheit des Erlösers vom Himmel herabrufen, nicht das Brod in Fleisch, nicht den Wein in Blut verwandeln.

Hauswirth. Aber lieber Herr, wir haben beinahe kein wirkliches Brod oder Fleisch mehr, und den Wein hat der Feind auch ausgetrunken. Nun müssen Sie bedenken, daß der leibliche Hunger weit öfter kömmt, als der geistliche, und wir wünschten, daß Sie uns lieber dagegen Rath schaffen könnten.

Rübsamen. Wer das himmlische Manna genießt, der findet Trost und Stärkung in allen irrdischen Leiden, der wird in Ewigkeit satt werden, und seine Feinde zu dem Schemel seiner Füße legen.

Hauswirth. Ach nein, lieber Herr, unser angebeteter Kaiser ist auch ein gar frommer und christkatholischer Mann, der gar viel auf den Glau-

ben an die alleinſeligmachende Kirche hält, und gewiß ſich auf den himmliſchen Krieg ſehr gut verſteht; aber in dem irdiſchen Kriege iſt es doch übel mit ihm ausgefallen, und er hat Land und Leute in großes Herzeleid, in großen leiblichen Hunger und Durſt gebracht. Nein, nein, lieber Herr, es iſt nicht gut, wenn man blos ſeinen geiſtlichen Hunger und Durſt ſtillen kann. Zum Glük habe ich heute Mittag noch etwas für den leiblichen Hunger, aber knapp, knapp. Sehen Sie, dieſer Tiſch wurde ſonſt alle Tage mit ſechs Schüſſeln beſezt, aber jezt kann ich nur mit zweien dienen, und wenn das Ausſaugen des Landes ſo fortgeht, ſo werde ich bald kaum eine mehr haben.

Der Landedelmann nöthigte jezt ſeine Gäſte zum Niederſezen am Tiſche, und das Geſpräch lenkte ſich auf andere Gegenſtände, wo denn der Herr von Rübſamen ganz zuſammenhängend mitſprach. Indeſſen war er unzufrieden, daß ſeine apoſtoliſche Würde noch nicht anerkannt war, und ſuchte die Gelegenheit, ſich zu entdekken. Zum Unglük fiel die Unterhaltung gegen das Ende der Tafel auf den Pabſt, und auf ſeine jetzige politiſche Lage, als ganz abhängig von Frankreich, und man befürchtete, daß ſein Staat endlich ſammt

den übrigen Staaten Italiens von dem mächtigen Nachbar verſchlungen werden möchte.

Nein, rief der Herr von Rübſamen, das wird nie geſchehen, denn mein Herr und Meiſter hat geſagt: auf dieſen Felſen will ich meine Kirche gründen, und die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Wenn nun das Gebäude nicht überwältigt wird, um wie viel weniger wird dies dem Grundſtein deſſelben geſchehen!

Ich bin ganz Ihrer Meinung, entgegnete der ſchlaue Landedelmann, daß die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen werden, auch die ottomaniſche Pforte wahrſcheinlich nicht, aber die Kaiſerpforte Frankreichs, die Kaiſerpforte Frankreichs! dieſe macht mich um ſeinetwillen beſorgt.

Rübſamen. Fürchtet nichts, Ihr rechtgläubigen Chriſten, fürchtet nichts! Der Statthalter Chriſti auf Erden kann nie ſinken, wird nie ſinken; ſein Reich wird beſtehen, bis des Menſchen Sohn kommen wird in den Wolken des Himmels, und alle heilige Engel um ihn. Dies verkündige ich Euch, Kindlein, als ein neues Evangelium, und Ihr könnt darauf bauen, wie auf den Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben.

Landedelmann. Woher wollen Sie denn so gewiß wiſſen, daß die Macht des Pabſtes bis an der Welt Ende dauern wird?

Rübſamen. Weil ich inſpirirt bin, wie alle Evangeliſten.

Landedelmann. Inſpirirt? Wie verſtehen Sie das? Die Evangeliſten waren wohl inſpirirt, aber —

Rübſamen. Nun wenn das iſt, ſo muß ichs auch ſeyn; denn ich bin der Evangeliſt Johannes.

Bis jezt hatte die Geſellſchaft geglaubt, daß der Herr von Rübſamen, der noch immer ſein Ordenskleid vom Kloſter her trug, nichts anders als ein ſchwärmeriſcher Geiſtlicher ſei; aber als ſie die lezten Worte hörte, gerieth ſie auf einmal in ein ſtilles zweifelndes Erſtaunen. Dies war es nicht, was den Herrn von Rübſamen in ſeinem Vortrage hätte ſtören können, im Gegentheil fuhr er mit großer Salbung fort:

Glaubt Ihr nun, Kindlein, daß ich prophezeien, und das Schikſal des Statthalters Chriſti

verber wissen kann? Euch ist heute groß Heil wiederfahren, denn zu Euch ist eingegangen der geliebteste Jünger Christi, der nicht stirbt, sondern bleibt, bis der Herr kommt. Darum nuzt seine Gegenwart, und lernt von ihm die himmlischen Wahrheiten, die er zu lehren ausgesandt ist.

Jezt hub der Landedelmann, der nun ohngefehr merkte, wo es fehlte, an:

Wenn es wahr ist, daß meinem Hause solch Heil wiederfahren, und ein Evangelist unter mein Dach eingegangen ist, so wolle derselbe mir einige Zweifel lösen, die schon längst in mir entstanden sind. Wir redeten von dem Statthalter Christi auf Erden. Nun hat es ofte ihrer zwei gegeben, die sich um diese Würde strutten; sagen Sie mir doch, welches war der rechte?

Diese Frage kam dem Apostel etwas ungelegen, und er bedachte sich eine Weile. Indessen faßte er sich doch bald wieder, und sagte: derjenige, den die Cardinäle auf Antrieb des heiligen Geistes gewählt haben.

Landedelmann. Also der hilige Geist giebt es ihnen ein, welcher Pabst seyn soll?

Mühsamen. Allerdings! So wie er den Aposteln und Evangelisten eingab, was sie schreiben sollten, so flößt er den Cardinälen ein, welchen sie wählen sollen.

Landedelmann. Weiß denn der heilige Geist vorher, wie der gewählte Pabst sich künftig betragen wird?

Mühsamen. Welche Frage! Der heilige Geist ist Gott, und also allwissend, er weiß alles, was geschah, und geschehen wird.

Landedelmann. Nun kömmt mein eigentlicher Zweifel. Sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß der heilige Geist einen Alexander VI., einen Gregor VII. und andere Bösewichter hat wählen lassen, die eine Schande des Pabstthums waren, die alle Verbrechen der niedrigsten Menschen begingen, und die hohe Würde eines Statthalters Christi zum Anstoß aller Gläubigen ganz entheiligten?

Der Apostel, der fast nie um Antworten verlegen war, oder sie doch nach einigem Besinnen fand, antwortete auch jezt:

Das hat er gethan, um die Seelen der Gläubigen zu prüfen, ob sie auch unter allen Anfechtungen treu im Glauben verharren, und fest an den päbstlichen Stuhl halten würden.

Das läßt sich hören, versezte der schlaue Landedelmann, und man sieht daraus, daß der heilige Geist besonders dem Orden der Jesuiten zugethan ist, da er ganz nach ihren Grundsäzen handelt, und das Mittel durch den Zwek geheiligt glaubt. Aber leider ist noch ein großer Zweifel in meiner Seele, den ich nicht ungelöst lassen darf, da ich das Glük habe, daß ein inspirirter Mann zu mir eingegangen ist. Sie wissen doch, daß die Fixsterne, die wir am Himmel sehen, lauter Sonnen sind, und daß jede dieser Sonnen wieder einige Planeten um sich hat, die, wie unsere Erde, höchstwahrscheinlich bewohnt sind, und daß es also eine zahllose Menge größerer und kleiner bewohnter Welten in dem unendlichen Raum giebt. Nun sagen Sie mir, wie es kam, daß der Sohn Gottes gerade auf unsere kleine Erde zur Erlösung herabsteigen, menschliche Gestalt annehmen, und sich zu Tode martern lassen mußte. Wenn ich mir das so recht lebhaft denke, so scheint mir ein unermeßlicher Stolz darin liegen, wenn wir uns einbilden, ein Gott, nicht ein heidnischer Gott, sondern ein

Weltschöpfer, mußte gerade um unsertwillen als Mensch geboren, und für uns aufgeopfert werden; und den Christen ist doch aller Stolz verboten.

Ich weiß nicht, ob der Apostel dies Räthsel würde gelöst haben; genug, ein Ohngefehr riß ihn aus der Verlegenheit, denn ein Bedienter trat herein, und meldete ihm, daß sein Wagen angespannt sei, und schon eine geraume Zeit auf ihn warte. Von diesem günstigen Umstande nahm er Gelegenheit her, sich zur Abreise anzuschikken, und sich der Gesellschaft zu empfehlen, die in einem ganz eigenen Erstaunen zurükblieb. Die Fehde zwischen dem Major und dem Lieutenant, wegen des indischen Krieges, war über den himmlischen Krieg ganz außer Acht gelassen.

Unser apostolischer Champion aber zog seines Weges weiter, und kam nach einigen Tagen ohne merkwürdige Vorfälle in der Residenzstadt des Landes an. Hier hatte er beschlossen, einige Tage zu bleiben, um den Saamen seiner Lehre unter einen großen Volkshaufen ausstreuen zu können.

Er schlug sein Auditorium in dem innern Hofe des Wirthshauses auf, in welchem er logirte, und bei der festen Art des Vortrages, die wir schon an

ihm kennen, wird sich niemand wundern, daß es ihm nicht an Zuhörern gebrach. Er kündigte sich, wie immer, als den Jünger der Liebe an, der ausgesandt sei, das Evangelium zu predigen, und nahm nun nacheinander die Glaubenslehren durch, die wir schon aus seinem Munde gehört haben, bewies das Daseyn des Fegefeuers, die Rechtmäßigkeit der Verehrung der Heiligen, die Göttlichkeit der Messe nach der Ordnung Melchisedek, die Dreieinigkeit, die Transsubstantiation, die Stellvertretung Christi auf Erden u. s. w. Da man alle dergleichen Dinge in dieser frommen Residenzstadt schon vorher fest glaubte, so fand er keinen Widerspruch; im Gegentheil hörte man seine Reden mit Erbauung an, und kaum war ein Tag verstrichen, als sich schon durch die ganze Stadt die Sage verbreitete, der Apostel Johannes sei mit seinem Bruder Jacobus angekommen, und predige im Gasthofe zum goldnen Kalbe.

Es ist unglaublich, welchen Zulauf er bekam, und der Wirth im goldnen Kalbe hatte, so lange er den Gasthof besaß, noch nie so viel Bier, Wein und Brandtwein verkauft, als jezt. Ja es wurde am Ende so arg, daß er seine Thür verschließen mußte, und immer nur eine gewisse Anzahl glau-

biger Seelen zur apostolischen Belehrung hereinlassen konnte.

Am dritten Tage dieser Gasthofpredigten, wo der Herr von Jubsam wegen seines großen Beifalls auch großen Muth bekommen hatte, hielt er folgende Anrede an seine Zuhörer:

Kindlein, mein Herz walle vor Freuden in meiner Brust, und mein Geist freut sich des Herrn, daß Ihr gläubenvoll den Apostel hört, der zu Euch gesandt ist, und ich will Euch heute eine große Lehre verkündigen: die Lehre von Unfehlbarkeit der Kirche. Kindlein, wir alle müssen glauben, was die heiligen Väter in den heiligen Concilis als wahr erkannt haben, denn sie sind unfehlbar. Gottes hat ihnen durch und den heiligen Geist versprochen, wenn es in meinem Evangelio Cap. 14 v. 26 heißt: Derselbe wird Euch alles lehren, und wird Euch alles eingeben. Wenn sie nun von dem heiligen Geist inspirirt werden, wie können sie irren? Darum müßt Ihr ihnen in allen Auslegungen der Bibel folgen. Wir müssen in dies heilige Buch mit den Augen der Kirche hineinsehen, und das sehen, was die Kirche siehet; wir müssen die Einwürfe derer, die da draußen sind, mit den Ohren der Kirche hören, und verwerfen,

was sie verwirft; wir müssen endlich die falschen Meinungen der Ketzer mit der Zunge der Kirche beantworten, und uns durch keinen Anschein blenden lassen. Denn der leidige Satan macht den Gläubigen oft ein Blendwerk vor, daß sie irre werden. Aber dann müßt Ihr fest im Glauben halten, auch wenn die sinnliche Vernunft dagegen seyn will, und immerdar denken: es ist ein Blendwerk des Teufels. Dann seid Ihr auf dem Wege der ewigen Seligkeit, unterdeß die anders Glaubenden in den Pfuhl der Verdammniß stürzen. Ehrt den Pabst als den Statthalter Christi auf Erden, glaubt an ein reinigendes Fegefeuer, besucht die heilige Messe, so oft es geboten ist, ruft die Heiligen an, beichtet, und laßt Euch die Sünden von denen vergeben, welche die Macht haben, zu binden und zu lösen, und die über den Engeln sind, ehrt die Reliquien der Heiligen, besprengt Euch mit dem heiligen Weihwasser, und eignet Euch den Versöhnungstod Jesu Christi zu; meine Kindlein, wenn Ihr dies alles erfüllt, so seid Ihr wahre Christen, und habt Euch dadurch einen leichten Weg zum Himmel bereitet. Daß aber alle diese Lehren göttlich sind, werden Euch die heiligen Concilia aus der Bibel beweisen.

Unter den Zuhörern war für heute jemand, der zwar die Lehren der Religion, die das Daseyn Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Liebe und Güte gegen jedes lebende Wesen u. s. w. betreffen, hochheilig hielt, der aber die obigen Lehren der gläubigen Seelen nicht für so hochheilig halten konnte. Dieser erhob die Stimme, und sagte:

Verzeihen Sie, hochwürdiger Apostel, Evangelist, und Jünger Christi, daß ich mich unterstehe, Sie zu unterbrechen, und Ihnen einige Einwürfe zu machen. Nach meiner Meinung kann man alles obige erfüllen, was Sie von einem wahren Christen fodern, und hat noch gar nichts Gutes gethan, denn dies sind lauter äuserliche Dinge, die weder zu unserm eignen noch zu Fremder Glük beitragen können. Darum ist es kein Verdienst, dergleichen Lehren vorzutragen, im Gegentheil sollte sich jeder rechtschaffene Mann schämen, die Menschen von dem Wesentlichen der Religion abzuleiten, und ihren Sinn auf das Unwesentliche zu richten. Was die Concilien betrift, so leiten sie ihre Unfehlbarkeit aus der Bibel her, die Göttlichkeit der Bibel aber wird wieder von den Aussprüchen der Concilien hergeleitet. Hier liegt ein arger Zirkel im Beweisen verborgen, denn die Con-

cilien nehmen aus der Bibel etwas, das sie ihr vorher gegeben haben, und das also nicht gültig seyn kann. Auf diese Art fällt Ihre ganze Lehre, mein Herr Apostel, von der Unfehlbarkeit der Kirche zusammen.

Der Herr von Rübsamen, der durch seine Apostelschaft nicht von den Leidenschaften der Nichtapostel befreit worden war, entbrannte in heftigen Zorn, nach so viel glänzendem Erfolg seine Lehren so trocken widerlegen zu hören. Hier ist einer, ihr Männer lieben Brüder, rief er, der ein Blendwerk des Teufels aufstellt, der die heiligen Lehren der alleinseligmachenden Kirche verwirft, und die sündliche Vernunft zu seiner Führerin macht. Duldet solche Ketzereien nicht, Kindlein, sonst muß ich Euch verlassen, und den Staub von den Füßen schütteln.

Schon während des Vortrages des Opponenten, der sich so freimüthig dem Apostel entgegen stellte, hatte sich ein unwilliges Gemurmel erhoben, und es brauchte kaum der Ermunterung des Apostels, um ein Ungewitter über das Haupt desselben aufzuthürmen. Die gläubigen Seelen, die hier versammlet waren, hielten die christkatholische Religion für angetastet, und hatten keine angele-

gentlichere Sorge, als sie zu vertheidigen. Aus dem Gemurmel schallten bald deutliche Schimpfnamen hervor, und als der Opponent sich verantwortete wurden Thätlichkeiten daraus. Kurz, der Oppositionsredner wurde gemißhandelt, und mußte sich in das Wirthshaus retten, um nicht vom Pöbel gesteinigt zu werden; den Apostel aber sezte man, um seinen Triumph zu verherrlichen, auf einen großen Stuhl, und trug ihn feierlich durch einige Straßen, damit mehrere den neuen Lehrer von Angesicht zu Angesicht sehen mögten.

Ein anderer würde in große Verlegenheit gerathen seyn, dem Anschaun so vieler gaffenden Menschen ausgesezt zu werden; dem Apostel aber war dies eben recht, und er fühlte sich nun ganz seiner apostolischen Würde gemäß behandelt. Voll Zuversicht und Ruhe saß er in dem emporgetragenen Lehnstuhl, als wenn dieser Aufzug ein ihm gebührender Tribut wäre, und theilte gleich dem Statthalter Christi von beiden Seiten den Segen aus. Aber es dauerte nicht lange, so war der Zulauf von Menschen in der volkreichen Residenzstadt so groß, daß eine Stokkung unter den Trägern entstand, daß sie troz aller angewandten Mühe nicht weiter vorzudringen vermogten, und daß der

Lehnſtuhl ſammt dem Apoſtel in eine höchſt ſchwankende Bewegung gerieth. So wankt ein Schiff auf den Wellen, wenn ein Sturm das Meer empört.

Das Gedränge um den Apoſtel wurde endlich ſo ſtark, und die Bewegung des Lehnſtuhls ſo ungewiß und wankend, daß der Apoſtel, um nicht herabzufallen, ſich entſchließen mußte, herabzuſteigen, und zu Fuß zu Hauſe gehen. Dies zu Fuß gehen, war nicht minder ehrenvoll und glänzend, denn er wurde beinahe erdrükt von den Menſchen, die ihn ſehen wollten, und behielt nicht ſo viel Raum übrig, um mit den Händen den Segen auszutheilen, im Gegentheil mußte er ſie gebrauchen, hie und da einen Stoß auszutheilen. Er rettete ſich indeſſen aus dieſem wogenden Meer, ohne darin umzukommen, und kam glüklich, obwohl mit triefendem Schweiß bedekt, in dem Hafen des Wirthshauſes an.

Nun erſcholl die Mähre von dem neuen Apoſtel an den Hof, und da dieſer ſehr fromm, und ſehr geneigt war, dergleichen gläubige Ausbrüche des großen Haufens zu befördern, auch ſelber feſt an dem Glauben der alleinſeligmachenden Kirche hing, ſo wurde der apoſtoliſche Menſch an den Hof

berufen. Man war höchst begierig, ihn zu sehen, und beide Majestäten erwarteten ihn sämmt ihren Beichtvätern, und einigen andern Vertrauten.

Unbefangen und ruhig, wie nur ein Apostel seyn kann, trat er in das prachtvolle Zimmer, gekleidet in ein Mönchsgewand, das er seit dem Kloster nicht wieder abgelegt hatte, und machte eine leichte Verbeugung; denn er wußte sehr wohl, daß die alten Apostel ohne Furcht mit großen Fürsten gesprochen hatten. Seine Majestät der Groß-Mufti (mag der Fürst dieser Residenz doch einmal so heißen) nahte sich ihm, und fragte ihn, was der Zweck seiner Reise sei?

Mit fester Stimme antwortete der Herr von Rübsamen: mein Beruf führt mich nach der Insel Patmos, wohin ich schon ehemals verwiesen war.

Auf die Frage des Groß-Mufti, worin sein Beruf bestehe? entgegnete er mit besonderer Salbung: in dem großen Geschäft, das auch die eilf übrigen Apostel einst zu erfüllen hatten, die wahre Lehre Christi zu verbreiten. Ja, Ihro Majestät, ich bin einer von denen, die unser aller Herr und Meister in die Welt sandte, um das Evangelium und die große Erlösungslehre zu predigen. Der

Weltheiland sah es vorher, daß die erhabenen Wahrheiten seiner Religion allmählig sinken, und ihre Kraft unter den Menschen verlieren würden. Darum beschloß er, daß einer der Zwölfe übrig bleiben sollte, um sie von Zeit zu Zeit zu erneuern, und dieser Auserwählte war ich, der geliebteste von allen Jüngern, die Christus hatte.

Der Hof sah sich verwunderungsvoll an, denn der Apostel sprach in einem so festen und überredenden Ton, wie man ihn selten zu hören gewohnt war; in Aller Antlitz kämpften Zweifel und Glauben sichtbar. Endlich fragte der Beichtvater Seiner Majestät des Groß-Mufti mit etwas schüchterner Stimme: woher er wisse, daß er der Evangelist Johannes sei? Durch Eingebung von oben, antwortete der Herr von Rübsamen, und an dieser darf niemand zweifeln. Auf die Frage, warum er nicht eher angefangen habe, seinen Beruf zu erfüllen, wenn er ein Apostel wäre? entgegnete er: er sei nicht immer ein Apostel gewesen, sondern es erst vor kurzem geworden, so wie die übrigen Apostel auch erst ihren Beruf zum Apostel in spätern Jahren erhalten hätten. Als man ihn fragte, auf welche Art er diesen Beruf erhalten habe, sagte er folgendes aus:

Er sei schon mehrere Jahre hindurch mit den Wahrheiten der katholischen Religion beschäftigt gewesen, und habe alle seine Seelenkräfte angewandt, sie zu erforschen. Vor wenigen Wochen nun, wo er in einer Nacht mit der größten Anstrengung darüber nachgedacht habe, sei er plözlich von einer Erstarrung befallen worden, habe eine ungewöhnliche tödtende Empfindung in seinem ganzen Körper bemerkt, und sei darauf entseelt hingesunken. Wie lange er in diesem leblosen Zustande zugebracht habe, wisse er nicht, als er aber wieder zu sich selbst gekommen sei, habe er sich von einem neuen Geiste belebt gefunden, habe gefühlt, er sei der Jünger Johannes geworden, oder vielmehr die Seele dieses Apostels habe seinen Körper zu ihrem Siz gewählt, und er selber sei nun zu dem Amte eines Apostels berufen.

Mit besonderer Neugierde fragte ihn jezt der Groß-Mufti, wo denn die Seele des Evangelisten Johannes sich vorher befunden hätte?

In dem Körper eines andern zum Apostel bestimmt Gewesenen, war die Antwort. Er sezte hinzu: da der Körper des Menschen nicht unsterblich ist, sondern nur seine Seele, so veraltet auch

derjenige Körper, den der Evangelist Johannes bewohnt, und da dieser bleiben soll bis zum jüngsten Tage, so muß sich seine Seele, wenn der Körper stirbt, einen andern Wohnort suchen. Diesmal aber ist mein Körper der Tempel geworden, den der geliebteste Jünger Christi zu bewohnen sich herabgelassen hat.

Voll Erstaunen vernahmen die gegenwärtigen Majestäten, Beichtväter, und übrigen Vertrauten dies wunderbare, und dennoch zusammenhängende System von dem Apostelamte des Herrn von Rübsamen; aber da in der katholischen Kirche noch jezt größere Wunder vorgehen, so ließ sich nichts dagegen einwenden. Im Gegentheil schien man das neue Evangelium gern und willig anzunehmen, um sich dadurch in seinem Glauben an die alleinseligmachende Kirche zu stärken.

Der Herr von Rübsamen, der dies merkte, bekam neuen Muth, in seiner apostolischen Würde zu reden, und fuhr nun fort:

Ich preise den heutigen Tag glüklich, an welchem ich zum erstenmal vor Mächtigen und Fürsten rede, und dies um so mehr, da die Gnade des

Herrn in diesen so wirksam ist, daß sie unerschütterlich fest in dem Glauben an die mütterliche Kirche sind, und ihr ganzes Land darin zu befestigen suchen. Heil Ihnen, die Sie die Krone des Lebens hienieden so kräftig erringen! Bleiben Sie stark in diesem erhabenen Geschäft, auch wenn die irrdische Krone allen Glanz darüber verlieren sollte, und erinnern Sie sich in jedem wankenden Augenblik, daß der Evangelist Johannes selber alle Lehren der christkatholischen Kirche, die sie aus der Bibel, aus der Tradition und von den Concilis hergenommen hat, als wahr anerkennt, und Sie darin bestärkt, bekräftigt und begründet hat. Dann werden Sie im wahren Glauben bis zum Augenblik der lezten Oelung verharren, und Ihren Geist in den Armen der mütterlichen Kirche, welche hienieden die heilige Inquisition, die muthigen Religionskriege, und die eifernde Verbrennung der Zauberer erschaffen hat, selig Ihren Geist aushauchen. Ja Sie werden leicht durch das Fegefeuer hineilen, um zu den Heiligen im Himmel, Ihren Brüdern und Schwestern, versammelt zu werden, und einst wird man die erhabenen Worte an Sie richten: Heiliger ***, heilige *** bitte für uns! Amen.

Der Apostel hatte mit einer solchen Festigkeit

und Salbung gesprochen, daß er durch seinen Ton die Herzen bestach, und manches in seinen Worten überhört ward, das einen minder günstigen Eindruk hätte hervorbringen können. Kurz, die erhabenen Personen, die hier versammelt waren, wankten in einer frommbegeisterten Stimmung hin und her. Sie konnten sich nicht ganz entschliessen, den Redner für den Evangelisten Johannes zu halten, minder noch, das Gegentheil zu erklären. Endlich flüsterte der Beichtvater des Groß-Mufti seinem erhabenen Beichtkinde etwas ins Ohr, und nun wurde sogleich ein weiser Entschluß gefaßt. Man ertheilte dem Apostel den Rath, nach Rom zu gehen, um sich von dem heiligen Vater in seiner Würde anerkennen zu lassen, und sodann seiner Sendung mit verdoppeltem Eifer zu genügen.

Dieser Rath goß einen neuen Lichtstrahl in die Seele des Apostels, und er beschloß, ihn zu befolgen; denn er schmeichelte sich, vor dem heiligen Vater mit solcher Salbung zu reden, daß er von ihm vor der ganzen Christenheit in seinem Amte bestätigt werden würde. Er wurde hierauf von dem Groß-Mufti in Gnaden entlassen, und so reichlich beschenkt, daß er seine Reise nach Rom vollkommen bestreiten konnte. Kurz, wenn er bis-

ber in dem Stande der Erniedrigung gelebt hatte, so konnte man seinen Aufenthalt in dieser Residenz vollkommen seinen Stand der Erhöhung nennen.

Er hatte nun keinen eifrigern Gedanken, als seine Reise nach Rom, und was seinen Eifer noch mehr anfeuerte, war, daß er von dem Groß-Mufti ein Empfehlungsschreiben an den heiligen Vater erhielt. Sein Bruder und Kutscher, der Apostel Jacobus, mußte sogleich die Anstalten zur Abreise machen, und schon am folgenden Tage verließ er die Stadt, die seinem Ruhm so zuträglich gewesen war, um in einer andern Stadt noch größern Ruhm zu erwerben. Er verweilte sich nirgends lange unterwegens, fand aber doch hie und da Gelegenheit, zu predigen, und verursachte manches Erstaunen, manches Lächeln, Kopfschütteln, Aergerniß, aber auch viel Erbauung und heiligen Glauben. Er würde höchst wahrscheinlich in Rom großes Aufsehen gemacht, und wohl selbst den Rang eines Heiligen erlangt haben, wenn sich nicht eine höchst sonderbare Begebenheit mit ihm ereignet hätte.

Er hatte die gerade Heerstraße nach Italien gehalten, und in kurzer Zeit Triest erreicht. Um durch die Fahrt um den Golf nicht aufgehalten zu

werden, beschloß er, sich hier nach Ancona einzuschiffen. Der Transport zwischen diesen beiden Städten ist sehr häufig, und er fand bald ein Schiff, in welches er sich samm Pferde und Wagen begeben konnte.

Das Fahrzeug mußte wegen des Windes noch einige Zeit im Hafen bleiben, als die Passagiere schon an Bord gegangen waren, und es ist leicht zu erachten, daß der Herr von Rebsamen nicht unterließ, als Apostel aufzutreten. Nirgends hatte sich ihm bessere Gelegenheit zum Predigen dargeboten, als in diesem eingeschlossenen Bezirk, und es dauerte nicht lange, so war die ganze Schiffsgesellschaft in großem Erstaunen um ihn versammelt. Die glänzende Aufnahme in der Residenz hatte seinen Muth um vieles erhöht, und das Schreiben, das er von dem Groß-Mufti an den Pabst bei sich führte, gab ihm einiges Gewicht in seiner Apostellehre. Kurz, er ging hier als ein souverainer Schiedsrichter die Lehren der katholischen Kirche nach einander durch, behauptete ihre Wahrheit, und den Glauben daran als nothwendige Bedingung zur Seligkeit, und verkündigte sich selbst als einen wirklichen Apostel.

Unter den Zuhörern waren viele, die ihn für

einen neuen Heiligen hielten, und die seine Lehren mit großer Erbauung vernahmen, ja, sich demüthig von ihm den Segen erbaten. Aber es waren auch manche darunter, welche bedeutend den Kopf schüttelten, und zu diesen gehörte ein reisender Gelehrter, der um seiner Gesundheit willen nach Italien ging.

Unterdeß wurden die Anker aufgewunden, die Segel ausgespannt, und das Schiff fuhr ab. Jezt ereignete sich mit dem Apostel, der über alles Irrdische erhaben zu seyn schien, etwas sehr Menschliches: er wurde seekrank. Das Uebel, das nicht leicht jemanden verschont, griff den Herrn von Rückamen mit besonderer Heftigkeit an, und warf ihn ganz danieder. Diese menschliche Schwachheit minderte den Glauben an seine apostolische Würde etwas; indeß kam man ihm mit aller möglichen Sorgfalt zu Hülfe, und sein treuer Jacob stand ihm brüderlich bei. Aber gegen diese Krankheit giebt es keinen Arzt, und es wurde immer schlimmer mit dem armen Evangelisten. In seinem Körper schien eine fürchterliche Revolution vorzugehen, und er litt unbeschreiblich. Zum Unglük erhob sich ein Sturm, und das Schiff machte im Kampf mit den Wellen die widrigsten und unangenehmsten Bewegungen. Dies hatte die Würkung

daß der Herr von Rübsamen alle Besinnung verlor, und in eine würkliche Roserei verfiel. Diese dauerte so lange, bis nach einigen Tagen der Sturm nachließ, und das Schiff sich der Küste näherte. Sobald der Apostel die Würkungen der Landluft empfand, änderte sich sein Zustand, und er begann ruhig zu werden. Je näher sie dem Lande kamen, um so mehr besserte es sich mit ihm, und er schlug endlich die Augen auf. Der erste Gegenstand, den er erblickte, war der Apostel Jacobus, der nicht viel von seinem Bette gewichen war, und nun erhob sich folgendes Gespräch zwischen ihnen:

Rübsamen. Bist du es, Jacob? Sage mir doch, wo bin ich denn?

Jacob. Auf einem Schiff, mein Bruder Johannes, um nach Rom zu reisen.

Rübsamen. Nach Rom? Was haben wir denn in Rom zu thun?

Jacob. Zum heiligen Vater reisen wir, mein Bruder, damit er dich in deiner Würde als Apostel und Evangelist anerkennen möge,

Rübsamen. Als Apostel und Evangelist? Was redest du für Zeug?

Jacob. Besinne dich nur, mein Bruder, es wird dir alles wieder beifallen.

Rübsamen. Sage mir nur zuerst, warum du dich unterstehst, mich Du zu nennen?

Jacob. Hast du es mir nicht selber befohlen, und bin ich nicht Dein Bruder Jacobus? Ist nicht unser Vater Zebedäus?

Rübsamen richtete sich im Bette auf, sah seinen Kutscher mit großen Augen an, und rief: bist du denn ganz verrückt? Du bist ja Jacob Pilz, mein Kutscher, und mein Unterthan; vergiß das nicht, und unterstehe dich nicht wieder, mich Du zu nennen. Jezt geh, und bringe mir etwas zu essen, denn ich bin hungrig.

Seufzend ging der arme Jacob, der vorher wie ein Bruder von seinem Herrn war geliebkost und behandelt worden, und jezt sich auf einmal wieder zum Kutscher degradirt sah, fort, um was zu essen zu holen. Von ohngefehr begegnete er dem

Gelehrten, der oben erwähnt iſt, und klagte ihm die Veränderung ſeines Herrn. Dieſer wurde aufmerkſam, und eilte ſogleich zu dem Herrn von Rübſamen. Er fand ihn aufrecht im Bette ſitzen, und in tiefen Gedanken.

Nun es freut mich, hub der Gelehrte an, daß es ſich mit Ihnen beſſert; iſt Ihnen wohl?

Rübſamen. Mir iſt jezt wohl, aber ich muß ſehr krank geweſen ſeyn, denn ich kann mich noch gar nicht recht beſinnen.

Gelehrter. Man ſollte kaum glauben, daß auch ein Jünger Chriſti, ein Apoſtel und Evangeliſt, von ſolchen menſchlichen Schwachheiten befallen würde, die andern ganz gewöhnlichen Menſchen eigen ſind.

Rübſamen. Sagen Sie mir doch, was Sie von Apoſtel und Evangeliſt zu reden belieben?

Gelehrter. Haben Sie denn vergeſſen, daß Sie der Evangeliſt Johannes ſind?

Rübsamen. Um Gottes willen, was reden Sie? Ich bin ja Franz Nepomuk von Rübsamen, ehemaliger Lieutenant im Regimem L*, und jezt Erb- und Gerichtsherr auf Heimchen.

Gelehrter. Vor einigen Tagen haben Sie noch ganz anders gesprochen. Sie haben überall feierlich erklärt, daß Sie der Evangelist Johannes wären, Sie haben lange Predigten als Apostel gehalten —

Rübsamen. Herr, wollen Sie Ihren Scherz mit mir treiben? Ich bitte —

Der Herr von Rübsamen wurde hier unterbrochen, denn es traten einige Menschen in die Cajüte. Das Gerücht hatte sich nemlich auf dem Schiff verbreitet, daß der reisende Apostel wieder zu sich selber gekommen sei, und da mehrere gläubige Seelen, auch Pilger, auf dem Schiff waren, die nach Rom wallfahrteten, so traten diese herzu, und ließen sich auf ein Knie vor dem Bette des Kranken nieder, um seinen Segen zu empfangen.

Mein Gott, was wollen denn diese Menschen, fragte Rübsamen.

Wir bitten um Ihren Segen, riefen sie; versagen Sie ihn uns nicht, hochwürdiger und hochgebohrner Herr!

Rübsamen. Kinder, was sieht Euch an? Ich bin nicht hochwürdig, und nicht hochgebohren, ich bin der Landedelmann von Rübsamen aus der Provinz S.

O verstellen Sie sich nicht, rief eine Matrone, wir kennen Ihren hohen Beruf schon zu gut, als daß sie uns ihn wieder verhehlen könnten. Sie sind der Evangelist Johannes, der Jünger der Liebe, der da bleibt, bis der Herr kömmt.

Nein, das ist nicht auszuhalten, schrie Rübsamen, die Menschen werden mich verrükt machen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, stehen Sie auf, ich bin nichts weniger —

Zum Glük des armen Belagerten kam der Schiffsarzt herbei, und rief auf einen Wink des Gelehrten die segenshungrigen Wallfahrer hinaus, indem er behauptete, daß der Kranke allein seyn müsse. Er ließ ihm hierauf etwas Fleischbrühe und andere leichte Speise reichen, worauf der Herr von Rübsamen sich so erholte, daß er aufstehen

wolle. Denn die Wirkungen der Seekrankheit verlieren sich eben so schnell, als sie sich äußern.

Man schikte ihm seinen Kutscher, um sich anzuziehen, und dieser brachte ihm die Ordenskleidung, die er seit seinem Aufenthalt in dem Kloster trug. Der Herr von Rübsamen war so zerstreut von allem, was man ihm vorgesprochen hatte, daß er auf die Kleidung nicht Acht gab, und ehe er sichs versah, stund er in einer Franciscanerkutte vor dem Spiegel. Mein Gott, rief er, was ist denn das, Jacob! Was hast du mir für ein Kleid gebracht? Herr und Meister, antwortete der verstörte Jacob, es ist Ihr Kleid als Apostel aus dem Kloster.

Rübsamen. Kloster? Apostel? Herr und Meister? Sprichst du noch immer so verrükt? Weißt du nicht mehr, daß ich dein gnädiger Herr bin?

Jacob. Sind Sie nicht mein Bruder Johannes?

Rübsamen. Ei, wäre es doch gar ara; seit wenn sind denn die Herren von Rübsamen mit den Jacob Pitzen so nahe verwandt?

Jacob. Aber ich bin doch der Apostel Jacobus! Das haben Sie mir gesagt, und das lasse ich mir nicht abstreiten.

Der Herr von Rübsamen wurde nun böse, und da er von Natur etwas hitzig war, so hätte beinahe ein Apostel dem andern eine Ohrfeige gegeben. Indeß besann er sich, daß er wohl selber zu dem Mißverstande Anlaß gegeben hätte, und sagte blos: Hunkelein geh, und hole mir ein anderes Kleid.

Schwerenseufzend über die verlorne Apostelwürde, ging Jacob, um ein anderes Kleid zu holen, und der Herr von Rübsamen legte zum erstenmal seine weltliche Kleidung, die der Officierkleidung sehr ähnlich war, wieder an. Diese Veränderung brachte im ganzen Schiffe eine besondere Sensation hervor: der Evangelist Johannes in einer Officierkleidung machte eine ganz eigene Würkung. Es entstand überall ein Geflüster, und da der Herr von Rübsamen aus allen Umständen merkte, daß etwas Wunderbares mit ihm vorgegangen sei; auch eine dunkle Erinnerung von vielen Begebenheiten in der letzten Zeit hatte, so nahm er den Gelehrten, zu welchem er das meiste Zutrauen

hatte, auf die Seite, und bat ihn, ihm aufrichtig zu ſagen, was ſich mit ihm im Schiff ereignet habe?

Nichts ſonderlich Gutes, entgegnete der Gelehrte, und ich will Ihnen alles aufrichtig entdekken. Sie haben gleich beim Eintritt in das Schiff feierlich erklärt, daß Sie der Evangeliſt Johannes wären, und in deſſen Namen ſehr gottesläſterliche Lehren vorgetragen.

Der Herr von Rübſamen fing an, tief nachzudenken, als wenn er ſich an etwas Vergangenes erinnerte, und ſagte dann: gottesläſterliche Lehren? Ich glaube nichts anders, als was die heilige Kirche lehrt.

Gelehrter. Dieſe lehrt aber viel Gottesläſterliches, und leitet die Menſchen beinahe ganz von dem Wege ab, der eigentlich zu ihrem Glük führt. Sie lehrt hundertfache abergläubiſche Pflichten, die weder hier noch dort Heil bringen, und lehrt faſt keinen einzigen fruchtbaren Aberglauben; ſie hat ein Syſtem von vielen Gottesläſterungen zuſammengebracht, und lehrt, daß der Glaube daran zur ewigen Seligkeit führt; ſie hat uns ſo weit gebracht, daß wir etwas Mehl und Waſ-

ser für einen Gott halten, und ein Crucifix als etwas Heiliges betrachten, aber nicht so weit, daß wir keine Bäume beschädigen, und keine Thiere martern. Und eine solche Religion haben Sie gelehrt, haben Sie als Apostel gelehrt, dessen Worte von dem Pöbel für untrüglich gehalten werden. Wie unendlich viel Unheil hätten Sie stiften können, wenn nicht diese glükliche Veränderung mit Ihnen vorgegangen wäre.

Rübsamen. Ich gestehe, es ist gegen meinen Willen, daß ich mich für den Evangelisten Johannes ausgegeben, und als dieser gepredigt habe; aber ich bin ein katholischer Christ, und halte fest an dem Glauben, in welchem ich geboren und erzogen bin. Welchen andern wollen Sie mir dafür geben?

Gelehrter. Einen bessern, einen Glauben, welcher der Erhabenheit Gottes würdiger, und dem Glük der Menschen zuträglicher ist.

Rübsamen. Den möchte ich hören.

Gelehrter. Da Sie durch Ihre apostolische Reise ein so merkwürdiger Mann geworden

sind, so will ich Ihnen denselben mittheilen. Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniß:

Ich glaube an einen Gott, der das Weltall, der die Sonnen und Sterne, auch den Planeten, auf welchem wir leben, erschaffen hat.

Ich glaube, daß dieser Gott die erschaffne Welt durch seine Vorsehung regieret, daß er alles weiß und bestimmt, was mit jedem lebenden Wesen, auch was mit der todten Materie sich ereignen soll.

Ich glaube, daß Gott die Menschen zum Glük geschaffen hat, und daß es deshalb die erste Pflicht jedes Vernunftbegabten ist, zu diesem Zwek mitzuwürken, daß er das Wohl jedes empfindenden Wesens nach seinen Kräften befördern, ohne Noth keinem Wurm wehe thun, und Liebe, Erbarmen, Wohlthätigkeit seine höchste Religion seyn lassen muß.

Ich glaube, daß es ein künftiges Leben giebt, worin die Menschen, je nachdem sie diese Religion erfüllt haben, Belohnung oder Bestrafung finden, und habe das feste Zutrauen zu dem allbarmherzigen Schöpfer, er werde den innigsten Wunsch meiner Seele erfüllen, und mich nach dem Tode fortdauern lassen.

Dies ist mein Glaubensbekenntniß, und es reicht hin, edle und gute Menschen zu bilden. Hält man es für den großen Haufen nicht hinreichend genug, soll noch Aberglauben statt finden, so sey er wohlthätig und fruchtbar, nicht zur Heuchelei, nicht zur Unduldsamkeit einladend.

Der Herr von Rübsamen hätte, nach der Religion, die ihm seine Mutter eingeflößt hatte, noch manches einzuwenden gehabt; aber er war zu sehr mit Gedanken über das, was sich mit ihm ereignet hatte, beschäftigt, als daß er sich in einen Streit einlassen konnte. Und nun ist es Zeit, diese Begebenheit näher zu erklären, und das Räthsel seiner Apostelschaft zu lösen.

Der Herr von Rübsamen hatte, wie wir im Anfange dieses Buchs gesehen haben, viele Jahre als Offizier gedient. In dieser ganzen Zeit hatte er sehr enge Kleidung, und besonders einen sehr engen Gürtel getragen. Dadurch waren die feinen Gefäße des Unterleibes gedrückt worden, hatten sich verstopft, und der Keim zur Hypochonarie war entstanden. Dieser hatte schleichend fortgewirkt, hatte sich vermehrt, und mit religiösen Ideen vermischt. Da nun der Herr von Rübsamen, der orthodox katholisch war, oft in heftige Religionsdispüte verwickelt wurde, und mit großer Anstrengung darüber nachdachte, wie die katholische Religion als die einzig wahre erwiesen werden könnte, auch das Mittel dazu erfinden wollte, so hatte endlich der Unterleib auf das Gehirn gewirkt, und es war die fixe Idee in ihm entstanden, er sei der Jünger Johannes, der durch eigene Autorität den wahren Glauben verbreiten solle.

Was seit diesem Zeitpunkt mit ihm vorgegangen ist, haben wir in diesem Büchlein gesehen, und er würde wahrscheinlich als Apostel nach Rom und nach Patmos gereist seyn, würde wahrscheinlich einst unter den großen Heiligen glänzt haben, wenn sich nicht im Schiffe die besondere Veränderung

mit ihm ereignet hätte. Diese entsprang aus einer sehr guten Quelle. Die Seekrankheit hatte den Unterleib des Herrn von Rübsamen so heftig erschüttert, daß eine gänzliche Revolution darin erfolgte, daß die langen Verstopfungen sich lösten, daß sich der Einfluß derselben auf das Gehirn endigte, und daß also mit der Ursache auch die Wirkung sich verlor.

So wurde der Herr von Rübsamen, den keine Schmach, keine Gründe, keine Ueberredung, von dem tollen Wahn, daß er der Evangelist Johannes sei, heilen konnte, durch die Seekrankheit davon geheilt. Er schämte sich dessen, was mit ihm vorgegangen war, sehr, und war herzlich froh, als das Schiff, auf welchem er den Apostel gespielt hatte, endlich ans Land stieß, als er es verlassen, und sich von seinem Geführten darinn trennen konnte.

Der einzige, der noch in seiner Gesellschaft blieb, war der Gelehrte, und dieser bemühte sich aus allen Kräften, seine Gemüthskrankheit bis auf die letzte Spur zu heben. Auch nahm er den Kutscher Jacob Pilz in seine Kur, und da der Wahn dieses Menschen nicht aus dem Unterleibe kam, sondern blos aus dem Unterrichte seines Herrn, so wurde er bald gänzlich davon befreit.

Der Herr von Rübsamen ließ sich das Glaubensbekenntniß des Gelehrten geben, ehe er sich von ihm trennte, und da er sich wegen der Veranlassung, die ihn nach Italien brachte, herzlich schämte, so beschloß er, Rom gar nicht zu sehen, sondern auf dem nächsten Wege nach Deutschland und nach Heimchen im Wiesengrunde, wo seine Gegenwart als Landwirth höchst nöthig war, zurückzukehren.

Er reiste nun als ein anderer gewöhnlicher Mensch, und es fiel nichts besonders Merkwürdiges auf der ganzen Rückreise mit ihm vor: sie wirkte blos, seine Gesundheit noch mehr herzustellen, und seinen Geist freier zu machen.

Nach einem Monath langten die beiden Exapostel, die beiden Erlinder Zebedäi, in Heimchen an, wo Lachmann schon seit einiger Zeit eingetroffen war. Man kann denken, welche ungeheuchelte Freude dieser letzte empfand, als er seinen Herrn mit völlig gesundem Verstande wieder sah. Sie expectorirten sich nun völlig mit einander, und der Herr von Rübsamen erfuhr mit Erstaunen alles, was mit ihm vorgegangen war, und wovon ihm nur eine dunkle Erinnerung vorschwebte. Dies machte ihn für die Zukunft höchst vorsichtig in seinen religiösen

Ideen, und er fürchtete nichts mehr, als noch einmal Apostel zu werden.

Man will behaupten, daß der Herr von Müh-samen, je nachdem er seine Gesundheit wieder erhielt, sich immer mehr dem Glaubensbekenntniß des Gelehrten, den er auf dem Schiff gefunden hatte, näherte, und daß er endlich, als er völlig wieder gesund, und alles Uebel aus dem Unterleibe entfernt war, es gänzlich als sein eignes annahm.

Ende.